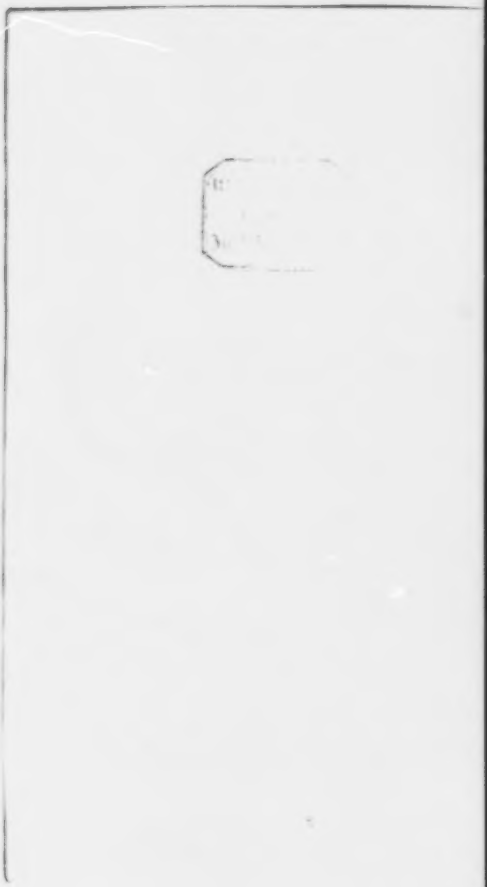
Betrachtung
über die
heroiſchen Tugenden.

---

von

C. C. L. Hirſchfeld
Prof. und Secr.
des academiſchen Curatel-Collegiums
zu Kiel.

Gedruckt, bei M. J. Bartſch.
1770.



Sr. Kaiſerl. Hoheit

dem Durchlauchtigſten Kaiſerl.
Kronprinzen,
Thronfolger und Großfürſten aller
Reuſſen,
Erben zu Norwegen,
regierenden Herzoge zu Schles-
wig-Holſtein,
Stormarn und der Dithmarſchen,
Grafen zu Oldenburg und
Delmenhorſt ꝛc. ꝛc.

ſeinem

Allergnädigſten Herzoge
und Herrn.

Durchlauchtigſter Kaiſerlicher Kronprinz,
Thronfolger und Großfürſt aller Reuſſen,
Allergnädigſter Herzog, und Herr!

Ew. Kaiſerl. Hoheit erkühne ich mich mit der allerunterthänigſten Ehrfurcht dieſe Betrachtung vorzulegen, die durch die Thaten unſrer Zeit, und durch den Grundſaz veranlaſſet worden, daß, wenn

wenn die Welt über sie erstaunt, die Philosophie über sie nachdenken mus.

Diese Thaten vom Thron herab durch eigene Grösse der Sele entworfen, und unter den Glückwünschen der Völker, und unter den Lobsprüchen der Weisen, über unsern Erdbal ausgebreitet, das Ziel nacheifernder Monarchen, die Bewunderung und zugleich die Freude der Menschheit — welche Scene, die einzige der Jahrhunderte, stellen sie dar!

Die Monarchin erscheint, und sogleich breitet sich eine belebende Wärme über die ungeheuren Reiche aus, die vor Ihrem Zepter knien. Ihr Blick ruft unter seinen Strahlen überal Ordnung, Künste, und Glückseligkeit hervor. Sie reiset, die Bedürfnisse Ihrer entlegenen Völker in der Nähe zu sehen, Selbst zu ihnen hin; noch liegen die vergossenen Freudenthränen auf allen Wegen Ihrer wohlthätigen Reise. Sie Selbst lehrt die wichtigste Kunst der Staaten, die Kunst der Erziehung, und die Vernunft und die Sitten erweitern ihr Gebiet, so weit Ihre Lehren gehört werden

den. Sie läßt, wo es dunkel war, in den Geistern Licht werden, die Morgenröthe hebt Sie zum Mittag, und beselet die ganze Schöpfung der grossen Genies, die unter Ihren Augen thätig sind. Sie gibt Gesetze; die Philosophen auf dem Thron bewundern Sie, und die beglückten Nationen beten Sie an; selbst die Wilden in entfernten Wüsten erheben sich aus ihrem langen Schlummer, schlagen an die Brust, und danken Ihr das menschliche Gefühl, dessen sie sich bewust werden. Unterdessen daß Ihre unermeslichen Reiche von Ihren Wohlthaten gesättigt, und von Ihrem Geiste belebt werden, hört Sie das Wehklagen eines benachbarten Volks, und nach tausend friedlichen Versuchen, um Eintracht und Gerechtigkeit wiederherzustellen, ergreift Sie gezwungen Ihre Blitze, die Unterdrückungen der Rechte und Freiheiten zu strafen. Vergebens wagt es ein halber Weltkreis vol Barbaren sich wieder Ihre Unternehmungen aufzulehnen. Erfült von Ihrem Geist ziehen Ihre Heere aus; und unvergängliche Trophäen erheben sich auf allen

Seiten

Seiten ihres Zuges. Ihre Ankunft ist der Anfang der Siege; und noch unberührt von ihren Waffen stürzen sich unzälbare Horden vor ihnen her in die Flucht. Auch die Meere erkennen die Gegenwart der Beherscherin; die gethürmten Fluten schmiegen sich gehorsam unter dem Lauf Ihrer Flotten, und die Elemente scheinen Ihr zu huldigen; Ihre Donner brüllen unter einem Himmel, der noch nie sie hörte, und ferne Küsten hallen erschrocken zurück. Von allen Seiten her fallen entjochte Völker mit frolockendem Dankgeschrei der mütterlichen Ueberwinderin zu Füssen; und jener freudige Ausruf des befreieten Griechenlandes scheint nur eine Prophezeihung auf Ihre Tage zu sein.(*) Doch ehe diese kurze Erzählung geendigt ist, sind schon wieder Städte eingenommen,

(*) Nec præsens omnium modo effusa lætitia est; sed per multos dies gratis & cogitationibus & sermonibus revocata: esse aliquam in terris gentem, quæ sua impensa, suo labore ac periculo bella gerat, pro libertate aliorum; maria trajiciat, ne quod toto orbe terrarum injustum imperium sit, & ubique jus, fas, lex potentissima sint. Liv. XXXIII.

men, und Reiche besiegt; denn wenn Ihre Eroberungen eine Gränze haben, so ist Sie es Selbst, die sie setzt. Nach so vielen glorreichen Unternehmungen wil Sie von allen Arten der Herschaft, die Sie Sich verschaffen kan, keine, als die Herschaft über die Herzen; und von allen Arten des Beifals, die Ihr die Welt anbietet, keinen, als den Beifal der Vernunft.

Dieser Thaten Schöpferin beglückt durch Ihre vormundschaftliche Regierung auch dieses Land und diese Academie; an diesen Thaten nehmen Ew. Kaiserl. Hoheit den nächsten Antheil des Ruhms, und die frühzeitige Begeisterung zur künftigen Nacheiferung — zu welchem gerechten Stolz, zu welchem Triumph müssen uns nicht diese Gedanken erheben!

Wenn uns solche Bilder immer gegenwärtig sein müssen, so war der Entschlus zur Betrachtung über den Heroismus sehr natürlich; und wenn ich jene Thaten selbst zu schildern nicht wagen durfte, so konte doch die Erinnerung an sie

zu

zu einer Zusammensetzung der Züge leiten, auf welche sie sich beziehen; und seinen Landesherren schon in dem Frühling der Jahre zum einsichtsvollen Richter über heroische Tugenden zu haben, welcher Gedanke kan für die Brust des Unterthanen begeisternder sein!

Ich ersterbe in der allertiefsten Ehrfurcht

Ew. Kaiserl. Hoheit

Kiel,
den 26sten Sept.
1770.

allerunterthänigst-treugehorsamster
Christian Cai Laurenz Hirschfeld.

Wenn ich unter der Betrachtung der Geſchichte auf meine Empfindungen merke, ſo erfahre ich, daß ſie ſich für einige Gattungen der Tugend mehr erklären, als für andere, und daß manche Geſinnungen, Entſchlüſſe, und Thaten, mehr als andere, meine Liebe oder meine Bewunderung erwekken. Die Gemählde der kindlichen Liebe, der Treue, der Freundſchaft rühren mich ſo wohl im Plutarch, als im Homer; auch bei weniger Kunſt des Geſchichtſchreibers, oder des Dichters behaupten ſie das Recht ihres Eindrucks, und bewegen die Saiten eines Herzens, das nicht ganz verſtimt iſt. Aber wenn ich den Weiſen lange ſtandhaft mit der Widerwärtigkeit ringen, und ihn dem Schickſale alles aufopfern ſehe, nur ſeine Rechtſchaffenheit nicht; wenn ich den Patrioten unter den Ruinen des Vaterlandes, mit welchem er fiel, noch vol Muth, vol Vertrauen, mit Anſtrengung der lezten Kräfte hervorarbeitend erblicke: dann fühle ich einen weit mächtigern Eindruck, als jene Tugenden auf mich machten, meine Empfindungen heben ſich, und meine Sele wird nicht blos von dem ſanften Gefühl der Liebe, des Wohlgefallens erwärmt, nein! Bewun-

derung, und ein hoher Grad der moralischen Begeisterung erhitzen sie. Dieser Unterschied der Rührungen, die der Anblick oder die Erzählung der Tugenden erweckt, und dieser Unterschied des Beifals, den ihnen das Herz gibt, ist so bemerckbar, daß ich mich auf die Empfindung eines ieden berufen darf. Wir lesen; wie Cicero, unangesteckt von dem Beispiele seiner Vorgänger, der Versuchung widersteht, sich mit dem öffentlichen Gelde der Provinz zu bereichern; wir hören den Kaiser August grosmüthig verzeihend seinen Verräther anreden: "Laß uns Freunde sein„! wir sehen den Regulus freiwillig entschlossen einem grausamen Tode entgegenreisen, weil er auch seinen Feinden den abgelegten Eid halten wil. Wer fühlt nicht, bei Freiheit des Geistes, bei Ruhe des Herzens, den verschiedenen Werth dieser Tugenden? Unsre Empfindung thut schnel einen Ausspruch, und wir dürfen ihm trauen; wir werden mehr für den Regulus, als für den August, und mehr für den August, als für den Cicero eingenommen.

Diese Empfindung ist so sehr in der Natur gegründet, daß ganze Nationen übereinstimmen, einigen Tugenden einen höheren Werth beizulegen, und mehr Achtung zu erweisen, als andern. Wo ward nicht die freiwillige und muthige Entschlossenheit zum Tode für das Vaterland mehr geschätzt, als die Zuneigung gegen Eltern, die Dankbarkeit gegen Wohlthäter? Von Sparta bis nach Helvetien, und

in

in den Monarchien nicht weniger, als in den freien Staaten, hat sich ein algemeines Gefühl mehr für jene Tugend, als für diese erklärt, und die Stimme der Menschheit jener einen höhern Preiß, als diesen, zuerkant. Selbst das von seinem alten Edelmuthe herabgesunkene Rom konte sich, mitten unter dem Getöse der Partheien, mitten unter dem blendenden Glanze eines Triumphtages, noch zu der Empfindung erheben, daß auch die lezte fruchtlose Arbeit für die Freiheit und Gesetze mehr werth sei, als aller Geist zu Siegen, unter welchen das Vaterland seufzet. "Als der stolze Cäsar (hier redet Pope, so gut Geschichtschreiber, als Dichter) mitten unter seinen Triumphwagen, mitten unter der Beute der Nationen, und dem ganzen Kriegsgepränge, unedel, stolz, und ohnmächtig gros, Rom die Gestalt des Cato zeigte, und sie im Triumph aufführte; als das ehrwürdige Bild seines todten Vaters vorbeiging: da verlohr sich auf einmal das Licht, der Pomp wurde verdunkelt. Der Triumph hörte iezt auf — Thränen stürzten aus iedem Auge; der grosse Sieger der Welt ging unbemerkt vorüber. Das niedergeschlagene Rom betete seinen lezten rechtschaffenen Mann an, und ehrte mehr das Schwerdt des Cato, als des Cäsars.„

Solten wir nicht aus einer Empfindung der Menschheit, die so harmonisch zusammenstimt, eine gültige Entscheidung hohlen können, oder wenigstens einen Wink auf einen innern Unterschied der

Tugenden wahrnehmen, der in ihrer Natur gegründet ist? "Wenn Leute von mancherlei Neigungen, von ungleicher Lebensart, die in ihren Wissenschaften und an Jahren unterschieden sind, dennoch zugleich von etwas gerühret worden; so gibt gleichsam die Vereinigung von so vielen Uneinigkeiten uns desto gröſsere Gewisheit, daß diejenigen, welche man so sehr bewundert, unfehlbar etwas Hohes an sich haben müssen.„ Dis bemerkte schon Longin, und andre philosophische Beobachter haben seine Bemerkung bestätigt. "Die menschlichen Tugenden, fährt Home fort, erhalten, wie andere Gegenstände, ihren Rang in unsrer Achtung, nicht durch ihren Nutzen, der blos durch Nachdenken erkant wird, sondern durch den unmittelbaren Eindruck, den sie auf uns machen. Gerechtigkeit und Güte sind eine Gattung verneinender Tugenden, die man nicht wahrnimt, als wenn sie verletzt werden. Aber Tapferkeit und Grosmuth erregen erhabene Bewegungen, und geben dem Gefühle von Würde so wohl in dem Menschen selbst, welcher sie besitzt, als auch in andern, eine grosse Lebhaftigkeit, und werden deswegen höher geschätzt, als Gerechtigkeit und Güte.„ Unter den Tugenden stellen wir also die Gattung oben an, bei welcher unsre Begriffe wachsen, unsre Erwartungen übertroffen, und uns neue oder stärkere Eindrücke gemacht werden, die uns aus der Gleichgültigkeit herausheben, worin uns die gewöhnlichen Gegenstände lassen. Daher interesiren uns

auch

auch so sehr die Meisterstücke der epischen und der trägischen Dichtkunst, bei welchen unsre Sele einen gewissen Flug annimt, der sie in eine höhere Gegend hinausrücket. Die Kraft der Sele, diesen Werth der Tugenden und ihre innere Würde zu empfinden, ist das moralische Gefühl, ein wesentlicher Grundtrieb des Menschen, wie es einige brittische Philosophen zuerst dafür erkant haben; der uns eben das für die Tugend, was der Geschmack für die Schönheit, ist.

Es gibt also einen Unterschied der Tugenden, den wir zuerst durch die Empfindung wahrnehmen; und diejenigen, welche am meisten einen rührenden oder erschütternden Eindruck machen, erhalten von dem Ausspruch des menschlichen Gefühls die erste Stelle. Diese nennen wir die heroischen oder erhabenen Tugenden. Um sie genauer kennen zu lernen, laßt uns von der Empfindung zur Untersuchung übergehen.

Wenn gleich die meisten Schriftsteller, die vom Heroischen oder Erhabenen gehandelt, uns mehr auf seine Würkungen geleitet, als eine deutliche Erklärung seiner Natur gegeben haben; so scheint es doch eben nicht so schwer, den wahren Begrif zu finden. Wir denken uns unter dem Helden einen Mann von der ersten Classe der Menschen; das Heroische mus also das unter sich begreiffen, was diesem eigen ist, wodurch er sich von andern unterscheidet. Eben so nennen wir das erhaben, welches über etwas ist, wo-

mit es in einer Vergleichung betrachtet wird. Daher verknüpfen wir mit dem Heroischen und Erhabenen einerlei Ideen; und wir wollen diese Wörter in einerlei Verstande gebrauchen, ohne dadurch die heroischen Tugenden auf den eigentlichen Helden, oder auf den Kriegsmann einzuschränken.

Der Begrif des Erhabenen ist verhältnismäßig, er ist mit dem Begrif des Niedrigen vergesellschaftet, mit etwas, das unter dem Erhabenen ist. So wie wir einen physischen Gegenstand z. B. einen Berg erhaben nennen, der höher ist, als andere, die wir uns neben ihm vorstellen; so nennen wir auch in der moralischen Welt eine Tugend erhaben, die andere, mit ihr in Vergleichung gestelt, übertrift. Dis ist so deutlich, daß iede nähere Erklärung eckelhaft sein würde.

Aber eine andere Erklärung dürfen wir nicht übergehen. Die Ideen des Erhabenen und Niedrigen sind oft nach dem Standorte, und nach den Fähigkeiten dessen, der sie denkt, verschieden. So kan in einem flachen Lande ein Hügel erhaben sein; aber er ist es nicht mehr, so bald wir ihn neben den Alpen hinstellen. Auf eine ähnliche Art kan eine Tugend für eine Classe von Menschen erhaben sein, die nie etwas höheres gedacht haben, die nichts höheres zu denken fähig sind; und eben diese Tugend wird für einen Mann niedrig sein können, dessen Geist an Vorstellungen gewöhnt ist, die in einer höheren Region liegen. Eben so verhält es sich auch

mit

mit den Würkungen, die das Anschauen des Erhabenen hervorbringt; die Sele, die lange an Vorstellungen und Handlungen von der höheren Art gewöhnt ist, wird von einer That aus der niedrigern Classe, die eine andere in Bewunderung, oder gar in Erstaunen setzt, ungerührt bleiben. Der Eindruck des Erhabenen richtet sich nicht nur nach den Graden des Erhabenen selbst, sondern auch nach den Geistesfähigkeiten, und nach dem Maasse der Fertigkeiten dessen, der es denkt.

Wo ist nun aber der feste Punkt des Erhabenen? Da, wo wir das höchste finden, das wir uns in einer bestimten Sphäre vorstellen können, wo wir die äusserste Stuffe eines Objects, die es nur erreichen kan, sehen, wo gleichsam unsre Blicke ruhen, und die weitere Aussicht begränzt ist. Die moralische Erhabenheit des Menschen erblicken wir also überhaupt betrachtet da, wo die sitlichen Kräfte und Fertigkeiten über das gewöhnliche und ordentliche Ziel der Menschheit hinaussteigen, und daher diejenigen übertreffen, die wir sonst zu sehen gewohnt sind. Für Geister von einer höheren Classe, als wir Menschen sind, würden auch diese Tugenden nicht mehr erhaben sein. Allein wir stehen in den Schranken, die uns die Hand der Natur gesetzt hat; wir suchen nicht, über sie herauszurücken. Wir nennen das Erhaben, wo wir die lezten Stuffen für die Menschheit erblicken, wo sie sich gleichsam aus ihrer angewiesenen Sphäre in eine höhere,

die ihr nicht eigen zu sein scheint, hinaushebt, wo wir nach dem Ausspruch des Seneca in der Schwachheit des Sterblichen die Standhaftigkeit eines Gottes sehen, wo die Grade so steigen, daß eine mittelmäßige Sele sich keine Vorstellung mehr davon machen kan. So sehr verliehren sich die heroischen Tugenden aus dem Gesichtskreise gemeiner Menschen weg in ihre eigene Höhe hinaus; unterdessen daß der Schwarm von Sommerinsekten in der Tiefe sumset, schwebt der Vogel Jupiters die bekante Bahn über die Wolken hinauf.

Zwischen Erhabenheit und Grösse ist ein Unterschied, der desto genauer bemerkt werden solte, je öfter er selbst von feinen Köpfen übersehen zu sein scheint. Zwar haben beide Begriffe eine gewisse Verwandschaft mit einander, und weil das Erhabene nicht selten Groß, und das Grosse nicht selten Erhaben zugleich zu sein pflegt, so war der Fehler leicht begangen, beide Begriffe in Einen zusammenzuschmelzen. Allein bei einer nähern Untersuchung bemerken wir, daß das Erhabene mehr die Idee der Intension, der Elasticität, der Spannung der Selenkräfte; das Grosse aber mehr die Idee der Extension, des Umfanges, der Quantität in sich faßt. Innere Würde, Höhe der Grade, Anstrengung der Kräfte charakterisirt das Erhabene; Vielheit und Ausdehnung so wohl der Kräfte, als der Würkungen das Grosse. Hiebei ist offenbar, daß eine Handlung gros sein kan, ohne erhaben, und erhaben, ohne

gros

gros zu sein; aber es ist auch eben so offenbar, daß eine Handlung erhaben und gros zugleich sein kan.

Noch finden wir einen Unterschied, vielleicht andern bemerkbarer, als der war, den wir eben anzeigten. Eine Handlung kan gros sein, ohne zugleich tugendhaft zu sein. So bald sich viele Kräfte bei ihrer Hervorbringung vereinigen, so bald sie viele Folgen und Beziehungen hat; so ist sie gros, wenigstens nach der ersten Bedeutung dieses Worts, auch wenn es ihr übrigens an der moralischen Volkommenheit fehlen solte. Die Mehrheit der Kräfte, ohne welche sie nicht erscheinen kan, oder die Ausdehnung und Wichtigkeit ihrer Würkungen, die sie hervorbringt, bestimmen ihre Grösse. Allein mit einer erhabenen Handlung verknüpfen wir immer den Begrif des Tugendhaften. Grösse und Tugend können wir leicht in den Ideen trennen; aber die Begriffe der Erhabenheit und der Tugend gesellen sich immer so geschwind, als wenn sie zusammen gehörten, und nicht anders, als verknüpft, gedacht werden könten.

Man errege nicht den Einwurf, daß es auch heroische Laster gebe. Dis ist ein Ausdruck, womit man sie bezeichnet, in so ferne sie eine nicht gemeine Kühnheit und Standhaftigkeit voraussetzen, wie beim Catilina, und der sich nur auf die theatralische Sittlichkeit bezieht. Die Schaubühne hat ihre eigene Gesetze, und ihre eigene Sprache; und wie der Zweck des Trauerspiels ist, Leidenschaft zu erregen, so können dazu auch Laster von einem hohen Grade dienen, und diese pflegt man heroische zu nennen. Nicht aber

das, was theatralisch gut ist, ist deswegen auch sittlich gut. Und der Gebrauch des Ausdrucks ist so eingeschränkt, daß er uns nicht hindert, daß sich mit unsrer Idee von Erhabenheit nicht auch die Idee der moralischen Güte vereinigen solte.

Gewöhnlich ist die Verwechselung des Niedrigen, und des Niederträchtigen; man unterscheide es. Dieses ist entweder ein Laster, oder hat doch einen Anstrich davon; nicht aber jenes. Wie viele Denkungsarten, Gesinnungen, Handlungen müsten nicht lasterhaft sein, wenn sie es wären, weil sie nicht erhaben sind? Das Niedrige verträgt sich noch immer mit der Tugend. Und wenn wir es als den Gegensatz des Erhabenen annehmen, so sind die Handlungen der meisten Menschen niedrig, oder von der gewöhnlichen Art; sie gehen in einer gewissen Bahn fort, mit mäßigen Schritten, ohne einen kühnern oder geschwindern Gang anzunehmen, ohne sich gleichsam über sich selbst zu erheben.

Jetzt haben wir algemeine Erklärungen genung, um mit ihnen zur richtigen Beurtheilung der heroischen Tugenden selbst hinüberzuschreiten. Wir können sie unter drei Classen zergliedern, und sie sodann auf einmal unter unsern Gesichtskreiß zusammenziehen. **Heroische Gesinnungen oder Empfindungen, heroische Entschlüsse, heroische Thätigkeiten,** diese machen nach unserm Begrif die heroischen Tugenden, und nach dieser Anordnung wollen wir sie untersuchen. Die heroischen Gesinnungen geben

gleich-

gleichsam den Stoff, die Grundlage zu einer erhabenen Sele ab; die Entschlüsse, und Thätigkeiten sind ihre Aeusserungen.

Also zuerst die heroischen Gesinnungen. Diese sind Folgen der Urtheile, die eine richtige Vernunft von der Wahrheit und Uebereinstimmung der Dinge, von unsrer eigenen Würde, und von der Würde der Gegenstände, die um uns sind, fält. Sie setzen ein gewisses Maas von Stärke des Geistes voraus, welche die Empfindungen reiniget, den Bewegungen, Begierden, Leidenschaften ihre Unterwürfigkeit gegen die Gesetze der moralischen Ordnung anweiset, und sie durch eine fortschreitende Richtung zu der Höhe erhebt, die sie heroisch macht. Hier bieten sich uns **Uneigennützigkeit, Wohlwollen, Patriotismus, Grosmuth, edler Stolz**, als die vornehmsten heroischen Gesinnungen, zur Untersuchung an.

Der erste Zug in dem Bilde einer erhabenen Sele ist die **Uneigennützigkeit**. Diese Gesinnung ist eine heitre Quelle, die sich in alle übrigen Empfindungen ergiesst, und ihnen eine Lauterkeit mittheilt, die einen höhern, als menschlichen, Ursprung zu haben scheint. Sie ist eine innere Reinigkeit der Absichten, und eine Spannung der Triebfedern durch sich selbst, ohne daß diese aus der Hofnung persöhnlicher Vortheile entspringt. Sie ist eine göttliche Kraft der Sele, wodurch sie sich aus sich selbst zu jedem guten Entschlus, zu jeder guten That erhebt, begeistert allein von der Schönheit der Tugend, und frei von

dem

dem Verlangen nach andern Belohnungen, als die das ſtille Bewuſtſein der erfüllten Pflicht gibt. Von äuſſern Eindrücken unabhängig, und mächtig gebietend über jede niedrige Bewegung, ſtrebt die uneigennützige Sele nach der Tugend, nur darum, weil ſie Tugend iſt; eben ſo unempfindlich gegen den Verluſt, als gegen den Gewin; eben ſo entſchloſſen zur Aufopferung der Güter, die ſie hat, als zur Verachtung derer, die ſie erlangen kan; eben ſo bereit einem Throne, als dem Leben für die Pflicht zu entſagen.

Umſonſt ſucht von der Tugend Bahn
Der Eigennuz ſie zu verdrängen,
Und führet wieder ſie, mit Jauchzen und Geſängen,
Die lockende Verführung an;
Und ihr Gefolg, die güldne Pracht,
Den ſtolzen Reichthum, mit der Ehre,
Die Pfauenflügel ſchwingt, und einem Freudenheere,
Das um die ſüſſe Wolluſt lacht;
Siegprangender, als Cäſar war,
Schlägt ſich durch dieſen furchtbarn Haufen
Die groſſe Sele durch ſ ſ ſ.

Uz.

Ohne das Verdienſt der Uneigennützigkeit verdunkelt ſich, ſelbſt bei allem Lobſpruch der Welt, der Glanz der Heldenthaten; ihr Werth fält, und unſre Achtung gegen ſie, ſo bald das ungeblendete Auge ſie betrachtet. Uneigennützigkeit iſt der Grundſtoff aller erhabenen Geſinnungen, und gibt den Tugenden die höchſte Würde, eine Würde, die ſo empfindbar iſt,

daß

daß jeder Mensch von einigem guten Gefühl, auch wenn er sie nicht erreicht, sie doch seinen Handlungen zuzueignen strebt. Bekant ist die Unterredung des Fabricius und Pyrrhus beim Dionysius von Halicarnaß; aber wen rühret sie nicht, so oft er sie wieder lieset? Der König, der Verdienste in andern zu schätzen weiß, weil er selbst Verdienste besitzt, empfindet gegen den Römer die ehrerbietige Zuneigung, die grosse Selen immer gegen einander empfinden; aber in dieses Gefühl mischt sich ein geheimes Mitleiden mit seiner Armut. Er wil ihn auch von dieser äussern Seite volkommen sehen, und ihm die Bequemlichkeit und das Ansehen, das seinen Mitbürgern der Reichthum gab, verschaffen; er bietet ihm mit dem reinesten Edelmuthe ganze Schätze an. "Glaube nicht, versichert er dabei, daß ich mir einbilde, dir eine Gefälligkeit zu erweisen; diese empfange ich von dir, wenn du mein Anerbieten würdigest anzunehmen. Ich bin überzeugt, daß Fürsten von keiner einzigen Ausgabe mehr Ehre haben, als wenn sie grosse Leute, die durch Armut in einen Stand gesetzt sind, der für ihre Verdienste viel zu niedrig ist, unterstützen, und daß dies der edelste Gebrauch ist, den ein König von seinen Reichthümern machen kan. Uebrigens ist es gar nicht meine Absicht, zur Erkentlichkeit von dir einen Dienst zu verlangen, der ungerecht oder dich zu verunehren fähig wäre.„ So edelmüthig dieser Antrag war, so edelmüthig lehnte ihn Fabricius von sich ab, und wir wissen fast nicht, wen wir

am

am meiſten bewundern ſollen. "Es iſt wahr, erwiederte er, mein ganzes Vermögen beſteht in einem Hauſe von geringem Anſehen, und in einem kleinen Felde, das mir meinen Unterhalt gibt. Wenn du glaubſt, daß die Armut meinen Zuſtand geringer, als irgend eines andern Römers mache, und daß ich ſelbſt bei der Erfüllung der Pflichten eines rechtſchaffenen Mannes weniger angeſehen ſei, weil ich nicht unter die Reichen gehöre; ſo, erlaube es mir zu ſagen, ſo irſt du in dieſer Meinung. Niemals habe ich es glauben können, noch iezt kan ich es nicht, daß der Mangel mir bei öffentlichen Aemtern oder im Privatleben eine Hinderniß geweſen ſei. Er hat mich nicht von den rühmlichen Würden in meinem Vaterlande ausgeſchloſſen, die für groſſe Selen die edelſten Gegenſtände ihrer Wünſche ſind; bei den wichtigſten Angelegenheiten des Staats habe ich mit den reichſten und mächtigſten Bürgern gleiche Vorzüge, und wenn ich mich über etwas beklagen ſol, ſo iſt es darüber, daß ich zu ſehr gelobt werde. Rom zehrt ſeine Bürger nicht aus, wenn es ſie zu obrigkeitlichen Würden erhebt. Wir ſind alle reich, ſo bald es die Republik iſt, weil es dieſe für uns iſt. Sie weis dabei von keinem andern Unterſchied unter ihren Bürgern, als welchen Verdienſte und Tugenden machen. So mager auch mein kleines Feld iſt, ſo gibt es mir doch alles, was ich brauche, wenn ich mich nur bemühe, es gut anzubauen, und die Früchte zu ſamlen. Was habe ich mehr nöthig? Ich habe gelernt, mich nicht

nach

nach dem Ueberfluß zu ſehnen. Ich bin freilich nicht ſo ſehr, wie andere, im Stande, den Dürftigen beizuſtehen; dis iſt der einzige Vortheil, weswegen man die Reichen beneiden könte. So bald ich aber die Republik und meine Freunde das wenige, das ich beſitze, genieſſen laſſe, und meinen Mitbürgern alle die Dienſte leiſte, die ich ihnen zu leiſten fähig bin; was habe ich mir alsdenn noch vorzuwerfen? Selbſt den erlaubten Erwerb der Reichthümer habe ich bei ſo vielen Gelegenheiten verachtet; erzeige mir die Gefälligkeit, und behalte die deinigen. Ich wil meine Armut, und meinen guten Nahmen behalten.„ Wer nicht die Hoheit dieſer Geſinnung, von ſolchen Grundſätzen unterſtützt, empfindet, wer nicht durch Hülfe ſeines eigenen Herzens das weiß, was Pyrrhus nach dieſer Antwort für den Fabricius gefühlt haben müſſe; der verlange nicht, daß wir es ihm erklären. — Eben ſo wahr iſt der Charakter der Uneigennützigkeit in der Johanna Gray geſchildert. Wenn, ſagt ſie zu ihrer Mutter, auch Eduard würklich berechtigt war, auf Heinrichs Schweſter Kinder die Krone zu übertragen;

iſt die Reihe denn
An mir? Was müßte meine Mutter ſein,
Eh mir der Thron gebührt? —

und dieſe antwortet;

Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel deiner Mutter,

Als auf den Ruhm, die glänzendſte Monarchin
Der ganzen Welt zu ſein! —

Wieland.

Wohlwollen mit Enthuſiaſmus iſt eine erhabene Geſinnung; ſie würde es nicht ſein, wenn ſie nicht Uneigennützigkeit in ſich faßte. Iſt dieſes Wohlwollen algemein, ſo hat es zugleich eine Miſchung von Gröſſe; ſeine Erhabenheit wird durch das Uneigennützige, und durch die Lebhaftigkeit, das Feuer, beſtimt, womit es ſich äuſſert. Aber hat es gleich Enthuſiaſmus, und eine aus der Sele ſelbſt hervorlodernde Begeiſterung; ſo wird es doch noch immer von Bedachtſamkeit, und von Freiheit zur Wahl der Gegenſtände begleitet, über die es ſich ergießt. Beiſpiele dieſer Geſinnung erblicken wir in der Geſchichte vieler Prinzen, welchen ſie den Beinahmen der Guten, der Vater des Volks, der Luſt des menſchlichen Geſchlechts erwarb. Das Wohlwollen wird durch ſeine ausgebreiteten Würkungen bemerkbarer; und noch ſtark in Situationen, die es zu ſchwächen pflegen, fordert es unſre Bewunderung lauter ab. Daher betrachten wir ſo gerne das Leben eines Antonin, Marcus Aurelius, Titus, Heinrich des Groſſen, ſolcher Selen, die nicht für ſich, die nur für ihr Volk fühlten, und deren Wohlwollen, das nicht bloß natürliche Weichherzigkeit, noch eine mit der Farbe der Güte überſtrichene Staatskunſt war, immer wahr, rein, und ſich gleich, immer würkſam und unveränderlich ſich über das Ganze des Staats, und über jeden Theil ausbreitete.

Eine

Eine Gattung des Wohlwollens ist der Patriotismus, gerichtet auf das Wohl des Vaterlandes. Nicht blos Liebe des Vaterlandes, entsprungen aus den natürlichen Verbindungen mit unsern Familien, die es in seinem Schooße trägt, aus seinen Vorzügen an Annehmlichkeit, an Macht, an Reichthum, woran wir Theil nehmen, oder aus den persönlichen Vortheilen, die uns seine Verfassung gibt; nicht blos Bereitwilligkeit zu einigen guten Verbesserungen, wobei ein vorhergesehener Zuwachs an Ehre, Vermögen, Bequemlichkeit belebt, macht den Patriotismus aus. Würde er alsdann wohl eine heroische Gesinnung sein können? Also eine lebhafte und unwandelbare Empfindlichkeit der Sele gegen alles, was das Vaterland angehet, genährt aus richtigen Grundsätzen; ein feuriger Eifer, ausgebreitet über die Erhaltung seiner Gesetze, seiner Ordnung, seiner Sicherheit, über die Vermehrung seines Wohlstandes, seines Ruhms, seines Ansehens bei andern Staaten; eine immer gleiche Bereitwilligkeit, ihm in jeder Verlegenheit mit Einsichten, mit Erfahrenheit, mit Mühe, mit Nachtwachen, selbst mit den liebsten Gütern beizustehen, es gegen alle Anfälle gerne zu schützen, gerne in seiner erforderten Vertheidigung Blut und Leben aufzuopfern, und dis alles aus herzlicher Liebe des Vaterlandes, ohne Rücksicht auf persönliche Befriedigungen, dis ist Patriotismus. Welche Sele empfindet nicht selbst bei dieser trocknen Beschreibung die Erhabenheit dieser Gesinnung? "Wenn Cato, sagt Pope, seinem kleinen Senate Gesetze gibt, welcher Busen

schlägt alsdann nicht für die Sache seines Landes? Wer siehet ihn handeln, und beneidet nicht jede That? Wer höret seinen lezten Seufzer, und wünscht nicht mit ihm zu bluten?„ — Man wundere sich nicht, daß die Geschichtschreiber dem Patriotismus so große Lobsprüche beigelegt haben. Er war die mächtigste der Triebfedern, die jemals in einem freien Staate gewürkt haben, die Stüze der durch ihre eigenen Fehler oder unter feindlichen Angriffen sinkenden Republiken, der Schöpfer der Thaten, die nach den Wundern den ersten Platz in der Geschichte einnehmen. Es ist in dem güldenen Alterthum keine Tugend, die er nicht hervorgebracht, kein Alter, das er nicht belebt, keine Situation, die er nicht ehrwürdig gemacht, kein Ort, den er nicht mit einer Menge unsterblicher Beispiele angefüllt hätte. Wenn sich alles vereinigte, diese Gesinnung zu unterdrücken, so erhob sie sich am meisten; wenn tausend Seien das Vaterland in der Noth verließen, so blieb der Patriot allein bei ihm, empfing auf seiner Brust die Pfeile eines Heeres, stand, und fiel, das vertheidigende Schwerdt in der Hand, und lächelte vol himlischer Heiterkeit die lezten Tropfen des Blutes an, mit welchen ihm das Leben entfloß. Welche Gemälde erscheinen hier, indem die Geschichte den Vorhang der Zeiten aufzieht! Wo sollen wir zu bewundern anfangen? Wo zuerst unsre Blicke heften? Auf jenen Jüngling, der, indem er in den Streit fliegt, und seine Geliebte alle Macht der Zärtlichkeit anwendet, ihn zurückzuhalten, männlich starck

gegen

gegen die zauberische Gewalt einer weiblichen Beredsamkeit, stark gegen ihre Thränen zu ihr sagt: "ehe ich dir zugehörte, gehörte ich meinem Vaterlande zu?„ Oder auf jene Edlen, die einem ganzen Heere sich entgegen setzten, dem gewissen Tode für das Vaterland so froh, als einem Feste, entgegengingen, deren Mütter bei der Nachricht von ihrem Fall ausrufen konten: "dazu haben wir sie gebohren!„ sich mit Kränzen schmückten, und in die Tempel eilten, den Göttern für so brave Söhne zu dancken? Oder auf jenen eben so vorsichtigen als tapfern,

animæque magnæ
Prodigum, Pœno superante, Paulum,
Horat.

der, nach der unglücklichen Schlacht, entkräftet, mit seinem eigenen Blut bedeckt, auf einem Steine sitzt, alle Hülfe eines thränenden Mitleidens verbittend, seiner Schmerzen, und seiner Erhaltung uneingedenck, nur die Noth des Vaterlandes empfindet, und nachdem er dem Senate sagen lassen, was noch zur Rettung Roms zu thun sei, sein sterbendes Haupt unter die um ihn erschlagenen Soldaten hinseuckt? Oder auf jenen Patrioten, der zu Syracus das eiserne Joch der Tyrannen zerbricht, dem Staate Freiheit, Frieden, Wohlstand und Reichthum, den zerstörten Städten wieder Häuser, Einwohner, und Gesetze gibt, und für viele Jahre vol Arbeit und Gefahr keine andere Belohnung wil, als diese, die geliebten Bürger zufrieden zu sehen, auf dich, unsterblicher Timoleon, der du im Leben die Liebe der Deinen, und im Tode

der Gegenstand ihrer Thränen wareſt, der du in der Geſchichte einen Lobſpruch zurückgelaſſen, der alle Prinzen eiferſüchtig machen ſollte, die rühmlichſte Aufſchrift auf den Ehrenſäulen und Grabmälern der Könige: "das Volk lebte nach ſeinen Einrichtungen, und lebte lange in einer groſſen Glückſeligkeit? — Ich unterbreche dieſe Schilderung; der Meiſterpinſel eines Zimmermann, und Jöſin hat das Vorrecht, ſie auszuführen.

Aber dieſer Patriotismus, den oft die Republiken als ihr Eigenthum angeſehen, erſcheint auch in den Monarchien in einem neuen Glanze; zuweilen durch andere erhabene Triebfedern, die ſich mit ihm vereinigen, verſtärket, aber auch allein für ſich eben ſo reich an Feuer, eben ſo unwandelbar unter allen Auftritten, eben ſo ſchöpferiſch an Entwürfen, eben ſo unaufhaltſam in der Ausführung, eben ſo überwältigend bei Hinderniſſen, eben ſo ausgebreitet in ſeinen Würkungen, als ihn die Geſchichte der freien Staaten zeigt. Das Leben des groſſen Monarchen in Norden, der ſein Reich nicht nur gründete, regierte, und vertheidigte, der auch vom Thron herabſtieg, um zu lernen, wie er es unterrichten ſollte, iſt ein Gemälde, das aus der weiten Gallerie der Patrioten mit ſeiner eigenen hohen Schönheit hervorglänzt, und faſt kein Auge mehr finden kan, von dem es nicht ſchon bewundert wäre; aber noch immer aufgeſtellt zur ewigen Nachbewunderung für die zukünftigen Jahrhunderte.

Mit dieſem Patriotismus iſt eine andere erhabene Geſinnung, die Groſſmuth, verwandt. Allein

wenn

wenn gleich zur Idee des Patriotismus ſich die Idee der Großmuth geſelt; ſo iſt doch dis ein unterſcheidendes Kenzeichen, daß dieſe mehr auf das Algemeine gerichtet, jener aber auf das beſondere Intereſſe des Vaterlandes eingeſchränket iſt. Man kan Großmuth haben, ohne patriotiſch zu ſein; aber den Patrioten denken wir uns immer als großmüthig. Der Begrif der Großmuth ſcheint überhaupt zu denen zu gehören, die noch nicht genung in der Moral beſtimt, und ausgewickelt ſind; er iſt ein Weg im Labyrinth, der uns bald zur Freigebigkeit, bald zur Wohlthätigkeit gegen Undankbare, bald zur Liebe der Verſöhnlichkeit bei Macht und Gelegenheit zur Rache, bald zu dem hohen Sinn, der den Erwerb äuſſerer Vortheile durch niedrige Mittel verwirft, oder bei dem Bewuſtſein der Rechtſchaffenheit die Stimme der Schmähſucht, und die Anſchläge der Verfolgung verachtet, hinführt, aber immer zu einer Erhabenheit der Seele, die ſich auf verſchiedenen Seiten äuſſern kan. Das Weſen der Großmuth beſteht in einem hohen Grade eines reinen Wohlwollens, verbunden mit Ueberwindung ſolcher ſtarken Begierden, die es ſonſt zu ſtören pflegen. Sie iſt eine Art von Adel, die ſich der Gerechtigkeit, Verſöhnlichkeit, Liebe, Freundſchaft, Wohlthätigkeit mittheilt, und ihnen eine Würde gibt, die ſie vorher nicht hatten. Wie viele Gemälde der Großmuth in der Geſchichte, und welche Mannigfaltigkeit der Geſtalten und Situationen, in welchen ſie erſcheint! Ich ſehe nicht mehr auf die Bildniſſe eines Ariſtides, Phocions, Camils, und anderer, de-

ren Großmuth das Alterthum preiſet; ich gönne auch friſcheren Schilderungen des Heroismus, welche die neueren Zeiten aufzuweiſen haben, ihren Ruhm. Aubigne hat eine Schrift wieder den würdigen Kanzler von Franckreich, de l' Hopital, in Händen; man macht ihm zu zwanzig tauſend Thalern Hofnung, wenn er ſie ablieferte; ſogleich hohlt er ſie herbei, wirft ſie ins Feuer, und ſpricht: "ich bin arm, ich könte mich verleiten laſſen; lieber wil ich ſie verbrennen." Der Herzog von Sachſen, Otto, lehnt die Reichskrone, die ihm die Stände anbieten, und der ihn ſeine Klugheit und Tapferkeit würdig machen, nicht nur von ſich ſelbſt ab; ſo gewis er iſt, daß auf ſeine Empfehlung ſein Sohn ſie erhalten wird, ſo ſchlägt er doch dazu ſeinen Feind, Conrad, Herzog der Francken vor, der ſie auch erhält. Alphonſus, mehr geehrt durch den Zunahmen des Großmüthigen, als durch die Würde eines Königs von Arragonien, ſieht eine mit Soldaten beladene Galere untergehn, und da man ſeinen Befehl, ihr zu helfen, nicht ſchleunig genung befolgt, wirft er ſich ſelbſt in ein Boot, eilt, zu retten, und ruft ſeinem ihn abrathenden Gefolge zu: "ich wil lieber der Gefährte, als der Zuſchauer ihres Todes ſein." — Die Geſchichte der Großmuth iſt ſo weitläuftig, daß ſie, in einem eigenen Werke vorgetragen, ſchon allein den nachdrücklichſten Verweiß für die finſtern Sittenlehrer abgeben könte, die ſo ſehr die menſchliche Natur erniedrigen, und ſie keiner Tugend von Erhabenheit fähig halten.

Der edle Stolz beſchließt nach unſrer Anordnung die

die Reihe der heroischen Gesinnungen. Er, das Eigenthum einer richtig denkenden, und wohlgearteten Sele, ist die gegründete Schätzung ihrer selbst, die sie aus der Empfindung so wohl ihrer Fähigkeiten, als auch der Würde der Bestimmung derselben schöpft. Das sichere und lebhafte Bewustsein, das die Sele von ihren Kräften, und von den wahren Gegenständen hat, auf welche sie sie anwenden sol, macht die Grundsäule dieser Gesinnung aus; darauf erhebt sie sich zur Verachtung der Vorurtheile und Laster, alles dessen, was in den Gedanken, in den Begierden, und Handlungen niedrig ist, zur beharlichen Entschlossenheit, ihre Fähigkeiten nicht blos rühmlich anzustrengen, sondern sie auch nur auf die Betrachtung und Behandlung der würdigsten Vorwürfe zu richten, zum rechten Gebrauch ihrer Ueberlegenheit an Einsicht und Muth, zu einer Art der Ehrerbietung gegen sich selbst, zur Zuversicht in sich selbst, und zum Unwillen gegen alles, was sie von der Höhe ihrer Tugend herabsetzen will. — Belebt von diesem edlen Stolz wil der römische Senat weder durch Hülfe der Verrätherei, noch durch Betrug der Staatskunst siegen, sondern alles auf den Ausschlag der Waffen setzen; nicht bei Gewalt, sondern bei Unterhandlungen Vorschläge hören; und die Friedensbedingungen, die der siegende Feind von selbst anbietet, nicht eher annehmen, als bis er aus dem Gebiete der Republik weggezogen sei, und sie sodann durch eine Gesandschaft vortragen liesse. Mit eben der Hoheit der Sele läst Marcian dem König der

Hummen auf die Abforderung eines schimpflichen Tributs sagen, "daß er Geld für seine Freunde, für seine Feinde aber Stahl habe;„ "ich will erscheinen, antwortet Eduard, Prinz von Wallis, aber mit sechzig tausend Mann,„ als Carl der Fünfte von Frankreich sich erkühnt, ihn, als einen Vasallen, vor sein Parlament zu fordern; und er hielt sein Wort.

Vornehmlich erhebt sich die Seele durch diesen Stolz über die Wiederwärtigkeit empor; denkt, je mächtiger die Angriffe des Schicksals sind, nur deste lebhafter ihre ganze Stärcke; will, wenn alles sie verläßt, sich doch selbst nicht verlassen; und aufgerichtet durch die Zuversicht zu sich selbst, vol von dem Entschluß, sich bei ihrer innern Würdigkeit fest zu erhalten, will sie den Unfällen nicht auf niedrigen Wegen ausweichen, ihnen zwar Gut und Leben, nicht aber ihren Muth, nicht ihren Ruhm aufopfern. Den Thron, nur nicht die innere Majestät konte die Raserei des brittischen Volks seinem König, Carl, dem Ersten, nehmen. Wie ein Felsengebürge, am Fusse von schwarzen Ungewittern bekämpft, aber auf seinem Haupte von einem stillen Sonnenglanz erheitert, erhielt sich seine Sele mitten unter allen Wiederwärtigkeiten. Immer floh er in der gröſten Noth nur zu sich selbst, und fand, daß er Recht hatte, Vertrauen zu sich zu haben. Immer verwarf er mit einem unwandelbaren Unwillen, was Schwachheit oder Ungerechtigkeit verrathen konte, noch als ein Gefangener, noch als ein Verurtheilter.

theilter. In dem Saale zu Westminster, und auf dem Platze zu Whitehall, überal sich gleich, behielt er die Miene, und den Thon des Herrn, und zeigte den Aufrührern, so sehr er zulezt auch ihrer ungläublichen Wuth unterliegen muste, daß es ihnen nicht vergönt sei, einem Könige die Majestät zu entreissen, der sie so wohl zu kennen fähig war. Und da er selbst in den lezten Augenblicken vor seiner Hinrichtung sich weder durch eine Geberde, noch durch ein Wort von seiner Würde entfernte, so bewirkt er nicht weniger, daß sie wahr, als daß er werth gewesen sei, sie in einer so ausserordentlichen Situation zu behaupten.

Die Zusammenstimmung des äusserlichen Betragens mit dem edlen Stolz der Seele macht den heroischen Anstand aus; er ist das schickliche Verhältnis der Rede, der Miene, und der Stellung zu dem Gefühl der innern Würde. Diese Empfindung hat ihren eigenen Ausdruck, der ihr zugehört, wodurch sie sich ankündiget, woran man sie gleich erkent; eine Sprache, einen Thon, eine Miene, einen Gang, eine Stellung, die sie nie verleugnet, wovon sie sich nie entfernen kan. Cäsar in den Händen der Seeräuber beflehlt und droht, als wenn er unter seinen Soldaten wäre; Carl, von dem Glück seiner Waffen verlassen, ohnmächtig auf den Boden des ottomannischen Reichs hingeworfen, fremder Hülfe selbst bis auf die täglichen Bedürfnisse des Lebens benöthigt, spricht und fordert Gehorsam gebie-

bietrischer, als wenn er mit seinen Unterthanen zu thun hatte. Dieser heroische Anstand zeigt sich bald in einem beredten Stillschweigen, dessen Sinn von einem Blick, oder von einer Bewegung der Muskeln im Gesicht erklärt wird. Bald in dem Heftigen der Rede: "Tyran, steige herunter vom Thron, laß deinen Herren hinauf!„ spricht die Pulcheria zu dem Afterkaiser Phokas. Bald in dem Zuversichtlichen des Thons der Medea: "wen habt ihr wieder so viele Feinde? — Mich selbst.„ Bald in dem Nachdrücklichen der Antwort: "wie willst du, frägt der macedonische Sieger den König Porus, daß ich dir begegne? — Als einem Könige,„ antwortet der Ueberwundene. Bald in der schnellen Erwiederung, die gleich trift, ohne lange überdacht zu scheinen; "ich würde, sagt Parmenio, das vom Darius angebotene Lösegeld für die Gefangenen annehmen, wenn ich Alexander wäre;„ "und ich auch, versetzt der Prinz, wenn ich Parmenio wäre.„ Bald in dem muntern Gang, womit Socrates durch die Reihe weinender Schüler und Freunde seinem Gefängnis zueilt. Bald in der gesetzten, feierlichruhigen Miene, womit der seiner Unschuld sich bewußte Graf Strafford vor seinen Richtern steht, und sein Todesurtheil anhört. Bald in der Stellung des verwundeten Feldherrn Bayard, der beim Gefühl seines nahen Todes sich unter einem Baume so legen läßt, daß er seine sterbende Hand auf den Degen stützt, und im Gesicht den Feind, den er nie geflohn, behält.

Jezt gehen wir zu den heroischen Entschlüssen hin.

hin. Es gibt mehr, als eine Art des Heroismus in den Entschlüssen; wir wollen sehen.

So bald eine heroische Gesinnung zum Entschlus gedeiht, oder so bald das Begehrungsvermögen aus einem Grunde würkt, der in irgend einer erhabenen Empfindung liegt; so wird der Entschlus heroisch. Er nimt also seinen Heroismus aus der Quelle einer heroischen Gesinnung. Jede Entschliessung, die aus Uneigennützigkeit, enthusiastischem Wohlwollen, Patriotismus, Großmuth, edlem Stolz entspringt, ist heroisch, weil die Würkung ihrer Ursache gleich ist. Je mehr diese heroischen Gesinnungen bei dem Entstehen eines Entschlusses sich unter einander mischen, je stärker sie sind, und je schneller er aus ihnen hervorgeht; desto höher steigt in ihm das Erhabene. Daher die oft wenig bemerkten Grade in den heroischen Entschlüssen. Wiederhohlt die Sele oft die Schöpfung ihrer Entschliessungen aus erhabenen Empfindungen, so erheben sich die Begehrungskräfte zur heroischen Fertigkeit, zu der Höhe, worin wir die Catonen bewundern. Alsdann entstehen heroische Entschlüsse so leicht, so schnel, so gedrängt hinter einander, daß das Begehrungsvermögen nicht anders würken zu können scheint; es wird der Sele gleichsam zur andern Natur, immer heroisch zu wollen, ohne sich daraus ein Verdienst zu machen, ohne sich allezeit selbst dieser Erhabenheit bewust zu sein. Dis ist die erste Art heroischer Entschlüsse; das Erhabene in ihnen entsteht, indem sie aus einer heroischen Gesin-

Gesinnung, oder aus mehrern zugleich entspringen. Die Entschliessung des Decius, der für seine Armee, und des Heraklius, der für den Marcian sterben wil, gehören unter vielen andern in diese Classe. Da ein solcher Entschlus nichts anders, als die sich äussernde, die würksam werdende heroische Gesinnung ist; so wird ein Blick, zurückgeworfen auf die schon aufgestellten historischen Gemälde, hinreichen, diese Art der Entschlüsse an Beispielen kennen zu lernen.

Zu der zweyten Art mag uns die Geschichte leiten. Gustav Wasa, ein junger Prinz, der von den alten Königen abstamte, wird von Christiern wieder alles Recht gefangen gesetzt. Er findet Gelegenheit, aus seinem Gefängnis zu entweichen. Verborgen in der Kleidung eines Bauern irt er eine Zeitlang in den Gebürgen und Wäldern umher. Endlich wird er in die äusserste Verlegenheit gestürzt; um seinen Unterhalt zu finden, und um verborgen zu bleiben, nimt er Arbeit in den Kupferbergwercken an. Jeder kleiner Geist würde nun wohl auf nichts weiter gedacht haben. Womit beschäftigt sich aber die Seele des unglücklichen Prinzen? Begraben in diesen dunckeln Tiefen unter der Erde faßt er den Entschluß — den Tyrannen vom Thron zu stürzen. Unfehlbar ist dieser Entschlus heroisch. Aber ist er nicht vielleicht verwegen, zu gewagt, zu ungeheuer zur Ausführung? Wie? Ein Jüngling in bäurischer Kleidung, dem man schwerlich auf sein eigenes Zeugnis seine Geburt glauben wird, ohne Soldaten, ohne

ne Geld, ohne Ansehen, vertrieben in eine wilde Gegend, wo er kaum den täglichen Unterhalt hat, herabgesetzt in eine Gesellschaft, worin ihm seine Entdeckung gefährlich sein kan, worin er vielleicht keine edelgesinte, keine muthige Sele antreffen wird, dieser wagt es, den Entschlus zu fassen, einen König vom Thron zu werfen? Ja, er wagt es! Alle Schwierigkeiten, alle anscheinende Unmöglichkeiten der Ausführung schrecken ihn nicht ab. Er faßt seinen Entschlus; er hält ihn fest. Er wil sich den Einwohnern dieser Gegend entdecken; er wil sie zur Unterstützung seines Unternehmens bereden; er wil sie in den Waffen, womit sie noch nicht umzugehen wissen, üben; er wil brave Soldaten aus ihnen machen; und dann wil er mit ihnen auf den Tyrannen losgehn, dann wil er ihn aus dem Reiche verjagen. (Und die Geschichte zeigt, daß er es gethan hat.) Welche Sele, die in einer solchen Lage ein solches Unternehmen nicht nur denken kan, die sich selbst zu einem beharlichen Entschlus dazu erhebt! "Dieser Prinz, sagt Voltaire, der über Helden urtheilen darf, dieser Prinz war einer von den grossen Selen, die die Natur so selten bildet, mit allen Eigenschaften, die erfordert werden, um über andere zu gebieten; sein Genie entwarf solche Unternehmungen, die der gemeine Haufe für verwegen hält, und die in den Augen grosser Männer nur gewagt sind.„ Aber nun zu seinem Entschlus zurück! Wodurch ist er heroisch? Durch den **hohen Muth, und die Kühnheit des Geistes**, der sich darin äusserte; die

macht

macht die zwote Art des Erhabenen in den Entschlüssen, sehr unterschieden von der ersten. Entschlüsse, die ihren Heroismus von erhabenen Gesinnungen hernehmen, stehen mit moralischer Güte näher in Verbindung, als diejenigen, die durch den Einflus des Muths heroisch werden; denn dieser gehört nicht eigentlich in die Classe der Tugenden, sondern unter die würdigen Bestimmungen des Charakters. Weil aber der Muth eine hohe Eigenschaft der Sele ist, so ist auch jeder Entschlus, den er erzeugt, oder worin er sich merklich äussert, heroisch.

Man sieht es vielleicht schon ohne unsern Wink, daß wir hier auf eine neue Art des Heroischen in den Entschlüssen, die in der Mischung der zwo angeführten Arten besteht, geleitet werden. Wenn also beide Arten zusammen flossen, wenn mit einem Entschlus, der aus erhabenen Gesinnungen entsteht, sich zugleich Muth vereinigt; so hat er einen zusammengesetzten Heroismus. Diese vermischte Art hat einen Vorzug vor jenen; wir finden sie fast immer bei den Helden des Alterthums; und unsre Bewunderung wächst gegen den Mann, der nicht nur aus uneigennützigem und enthusiastischem Wohlwollen, aus Patriotismus, Großmuth und edlem Stolz Entschlüsse faßt, der sie auch durch Muth erhöhet, wodurch ihnen mehr Leichtigkeit zur Ausführung, und ein neuer Glanz mitgetheilet wird.

Es kan nicht unnütz sein, noch einige Augenblicke bei der zwoten einfachen Art heroischer Entschlüsse

schlüsse zu verweilen. Wenn die Sele etwas wil, ohngeachtet es mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist, so äussert sie die Kraft, die wir Muth nennen. Ohne die Kentnis des Schwierigen und Gefährlichen, das mit einem Vorhaben verknüpft ist, können wir uns den Muth nicht denken. Kleine Selen, so sehr sie sonst nur mit Unternehmungen sich befassen, die ihren Kräften angemessen, die leicht sind, verirren sich wohl auf einen Vorwurf, der Schwierigkeit und Gefahr hat; die Dunkelheit betriegt sie; aber beim Anbruch des Lichts erkennen sie mit Schaudern die Gegend, wohin sie sich verlohren; sie fühlen es, daß sie darin nicht aushalten können; sie zittern zaghaft wieder in ihren Winkel zurück. Also mus die Sele ein klares Anschauen der Schwierigkeiten und Gefahren haben, die mit dem Vorwurf, womit sie sich befaßt, verbunden sind, oder ihr dabei aufstossen können; nicht mit verbundenen Augen auf ihn losgehn, sondern ihn von allen seinen erheblichen Seiten kennen, wissen, wo schon Hindernisse liegen, und vorhersehen, wo sich andere aufwerfen können, den ganzen Ausschlag berechnen, den Erfolg zergliedert übersehen; behart sie dann bei ihrem Vorhaben, so hat sie Muth. Allein dies Beharren ist mit dem Bewustsein der Mittel vereinigt, wodurch sie den Schwierigkeiten und Gefahren begegnen, sie hintertreiben, oder schwächen wil, womit sie sich zum Ziel des auszuführenden Vorhabens durchzuarbeiten hoft; ohne dieses Bewustsein würde sich nicht der Muth erhalten, oder aufhören, Muth zu sein. Kan

die

die Sele die Mittel von ihrer eigenen Ueberlegenheit erwarten, kan sie die Auffindung der Maaßregeln, die sie nöthig hat, ihrer eigenen Fruchtbarkeit, und die beste Anwendung derselben ihrer eigenen Klugheit zutrauen; so wird ihr Muth nicht nur eine höhere Würde, er wird auch mehr Festigkeit haben, als wenn er am meisten sich auf die Hofnung äusserer Hülfe stützen müste.

Der Muth ist nicht nur an sich selbst eine erhabene Eigenschaft der Sele, er läßt auch Grade zu, mit welchen sein Werth steigt. Er kan von der obersten Höhe herabsinken, und auf Stuffen bleiben, worauf er noch immer die Bewunderung der Welt hat, noch immer weit von der Gränze der Zaghaftigkeit ist, die, als das Antheil niedriger Selen, die Verachtung zur Begleiterin hat. In einem je höheren Grade aber er sich bei einem Entschlus äussert, desto heroischer wird dieser. Die Menge, und Wichtigkeit der Schwierigkeiten und Gefahren, die zu übersteigen sind; ihre Zusammenstoßung in Einen Zeitraum; die Lebhaftigkeit und Vollständigkeit der Ideen, welche die Sele von ihnen hat; die Entlegenheit der Mittel, die unerwarteten Hindernisse bei ihrer Verbindung, und die noch zweifelhafte Zulänglichkeit derselben zu dem gehofften Ausschlag — dis bestimt zusammen so wohl die Grösse, als auch die Erhabenheit des Muths. Je mehr von diesen Verhältnissen bei einem Entschlus vereinigt ist; desto mehr Muth erkennen wir an ihm, desto heroischer ist er.

Wenn

Wenn der heroische Muth, indem er die gemeinen Wege verläßt, sich auf einer Bahn zeigt, worauf noch keiner ging; so wird ein Entschlus, der nichts mehr als kühn ist, oft von dem tief unten stehenden Haufen als verwegen betrachtet werden, und nur der glückliche Erfolg söhnt diesen mit dem Unternehmer wieder aus. Hannibal wil von den Säulen des Herkules an, durch die wildesten Völker, über die Pyrenäischen Gebürge, die Rhone, und die Alpen mit seinem Heere ziehn, und die Römer mitten in dem Schoosse Italiens überfallen. Die Eugene, die Friedriche erstaunen über ein solches Vorhaben nicht; sie billigen den Helden, dessen Sele eines Entschlusses fähig ist, der, wenn ihm der Ausschlag entspricht, den ewigen Anfällen der römischen Eifersucht auf einmal ein Ende machen kan. Aber wie manche mit Unternehmungen von dieser Art wenig bekante Leser denken nicht bei der Geschichte: "Hannibal wagt eine unmögliche Sache! Wie wil er einen so weiten Weg vollenden, durch so viele barbarische Nationen, durch so viele Hindernisse der Natur sich durchschlagen? Bald wird er seine Verwegenheit mit dem Untergang seiner Heeres bestraft sehen.„ Urtheilt nicht von der Bahn eines Helden; hört auf ihn zu richten, so bald er sich aus euren Augen verliehrt. Er ist von seinem Vorhaben vol; er kent es besser, als der Zuschauer; seiner Kräfte sich bewust weiß er, was er ausführen wird, und was er nicht ausführen kan. Seine Aussichten gehen da fort, wo die eurigen aufhören; in seinem Geiste liegt eine Menge von Maaßregeln, ein

ganzer Vorrath von Entwürfen verschlossen, die sein Unternehmen unterstützen; und fehlen sie, so wird ihm schon seine unerschöpfliche Erfindsamkeit und Heiterkeit helfen. In einem andern Lichte würde euch sein Vorhaben erscheinen, wenn ihr so weit und so scharf sehen könnet, als er. Laßt ihn also seinen Vorwurf verfolgen; ihm kommt es zu, zu beschliessen, und zu unternehmen, und euch — schweigend zuzuschauen.

Allein, wenn ein Entschluß so weit steigt, daß seine Unausführlichkeit gleich sichtbar in die Augen fält; so mag auch jeder das von ihm sagen, was er ist. Wenn ein Entschluß einen Vorwurf hat, der über das Ziel der Kräfte hinausliegt; so hört er auf heroisch zu sein, und wird — wie sol ich es nennen? — gigantisch. Unvermerkt kan oft in der heissen Brust des Helden ein Entschluß aus einem heroischen in einen gigantischen ausarten. Der Muth darf nur auf einer gewissen Höhe stehen, von Hitze des Temperaments, von starken Leidenschaften unterstützt werden, oft Erfindsamkeit und Gegenwart des Geistes, die ihm in dunkeln Labyrinthen einen Ausgang eröfnet, oft das Glück in wichtigen Vorfällen auf seiner Seite gehabt haben; dann wird er leicht sein Gefieder zu weit ausspannen, und der Held, wenn ihn nicht ein Augenblick der Ueberlegung überrascht, zu gigantischen Entschlüssen hinüberschweiffen, ohne daß er es selbst gewahr wird. Oft verliehren sich die Gränzen des Heroischen und des Gigantischen in einander; dann ist es ein verzeihlicher Irthum, auf einen

nen Abweg zu gerathen, wo die richtige Strasse nicht genung bezeichnet ist. Weil man oft glücklich gewagt hat, so beredet man sich, immer wagen zu können; und gewöhnlich ist es, sich zu viel zuzutrauen, wenn man sich viel zutrauen darf. Was aber an jenem Orte Muth war, kan an diesem Verwegenheit sein. Und wenn gleich der grosse Haufe dem Mann, der, allein seiner Hitze übergeben, unachtsam auf die Stimme der Klugheit, und auf die Stimme des abrathenden Freundes, unerschütterlich wil, was er nicht ausführen kan, und ernsthaft zum Werke schreitet, mit einem leeren Erstaunen, mit einem unbedeutenden Geschrei des Beifals folgt; so bleibt doch der verständige Zuschauer stehn, und denkt ihn aus der Classe der Helden in die Classe der Tollkühnen herab. Das Unternehmen des eisernen Kopfes zu Warniza — doch man darf nur auf diese Geschichte weisen, sie nicht wiederhohlen. Ungerne betrachte ich diesen sonderbaren Mann von der Seite, wo er seine grossen Eigenschaften übertrieb, seinen Muth in Verwegenheit, seine Entschlossenheit in Eigensin, seine Tapferkeit in Wildheit verwandelte. Seine Entwürfe hatten nicht mehr eine regelmäßige Grösse, sie waren Ungeheuer; und seine Begebenheiten scheinen mehr erdichtet, als geschehen zu sein, so sehr tragen sie das Gepräge des Wunderbaren an sich. Seine gigantischen Entschlüsse und Unternehmungen machen nebst den Grundursachen seinen Charackter, den Charackter des ausserordentlichen

Mannes, den er dem Ruhm eines groſſen Mannes vorzog.

Der Muth, der Entſchlüſſe heroiſch macht, läßt gewiſſe Beſtimmungen zu, mit welchen das Erhabene ſteigt: Schnelligkeit, Feuer, Beharlichkeit. Die Schnelligkeit des Muths, dieſe glückliche Leichtigkeit der Sele, ein mit Schwierigkeit und Gefahr verbundenes Unternehmen zu überdenken, und zu beſchlieſſen, ohne den langen Weg der Ueberlegung und der Berathſchlagung zu gehen, iſt mehr ein Geſchenck der Natur, als eine Frucht der Bemühung. Sie ſtützt ſich ſo wohl auf eine angebohrne Gröſſe und Fruchtbarkeit des Geiſtes, und die Zuverſicht, die daher entſpringt, als auch auf körperliche Einflüſſe, die Hitze des Temperaments, die Fluth der Leidenſchaften. Sie treibt mit einem gewiſſen Ungeſtüm die Sele zu jeder Art der Unternehmung hin, und begeiſtert ſie unter aller der Mannigfaltigkeit, und plötzlicher Abänderung der Scenen, die ſie durchkämpfen muß; belebt ſie, ſich Bahn zu machen, und die Gegenſtände, die ihr entgegen ſtehen, durch ihre eigene Stärke umzuwerfen; läßt ſie weder von den Menſchen, noch von der Zeit eine Unterſtützung nehmen, die ſie ſich ſelbſt zu verſchaffen getrauen darf; entreißt ſie dem Labyrinth fremder Rathgebungen, den langen Umwegen der Ueberlegung, die oft das wichtigſte Vorhaben in der Geburt erſtickt; jagt ſie von That zu That, und rückt ſie gleichſam durch die Bezauberung einer übernatürlichen Kraft zum Ziel hin,

wo das Auge auf den weiten, so geschwind überflogenen Weg nicht ohne Erstaunen zurücke blickt. Muth hatte Kaiser Carl, der Fünfte; aber ihm fehlte diese Schnelligkeit, die den Muth für grosse Unternehmungen so entscheidend macht. Sein Muth war zu nachdenkend, ohne jenen Enthusiasmus, der sich mittheilt; er mochte vielleicht sicher seyn, aber Aufsehen machte er nicht. Man fand ihn, selbst in den kleinsten Vorfällen, mit jener beschäftigten Miene, die oft für Verlegenheit gehalten wird, die oft den Geist einer ganzen Armee niedergeschlagen hat. Daher kam es auch, daß er nur halbe Siege erfochte, und nach einer ziemlich langen Regierung nichts zu Ende brachte.

Schon in der Schnelligkeit des Muths liegt Feuer; aber es besteht doch mehr in seiner innern hohen Spannung und Würcksamkeit, als in der Geschwindigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Aeusserungen. Der feurige Muth erklärt sich durch die Geschäftigkeit der Sele, durch das lebhafte Anstrengen ihrer zusammengezogenen Kräfte, womit sie einen Vorwurf umfaßt; er belebt sich aus der Hitze, womit der Geist zu würcken gewohnt ist, und aus dem Zufluß des Temperaments, und der Leidenschaften; er ist eine Flamme, die sich verborgen nährt, von der Gewalt der Winde empört mit Geprassel auflodert, um sich greift, und tief einbrennet, wo sie faßt. Diese Ergiessung der Lebensgeister, diese Erhitzung der Sele, dieser heftig aufwallende Muth, der vol

Ungeſtüm in der Bruſt der Helden pocht, und zum Siege hinreißt, verträgt ſich noch immer mit Heiterkeit des Geiſtes, mit kluger Bedachtſamkeit; fordert nach einer glücklich ausgeführten Unternehmung, wie der Marſchal Gaßion, von ſeinem Herrn keine geringere Belohnung, als dem Feinde noch einmal entgegen geſchickt zu werden; bricht, wo er Hinderniſſe findet, in den lauten Unwillen Guſtav Adolphs aus: "ihr ſeid immer zu froſtig, und haltet mich in meinem Laufe auf;„ theilt in der Anrede des gröſten Königs in Franckreich, deſſen heroiſches Leben auch der kälteſte Leſer nicht ohne eine wollüſtige Thräne betrachten kan, einem ganzen Heere Begeiſterung mit: "Soldaten, wenn keine Fahnen mehr da ſind, ſo ſeht nur nach meinem weiſſen Federbuſch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden;„ ruft aus eben dieſem Feldherrn mitten in dem Getöſe und in den Schrecken der Schlacht denen, die ihn bedecken wollen, zu; "auf die Seite! ich bitte euch; verdeckt mich nicht; ich will mich zeigen;„ und treibt die weichenden Truppen wieder ins Treffen hinein: "wendet euch um! wenn ihr auch nicht fechten wolt, ſo ſehet mich wenigſtens ſterben!„ — Solche heroiſche Ausſprüche führen wir gerne an, wenn die That ſie begleitet; dann werden ſie das Lob der Helden in ihrem eigenen Munde; die Nachwelt bewahret ſie als fruchtbare Samkörner der Tugend für junge wohlgeartete Seelen; und ſie verewigen ſich, ſo lange ſie zu einer ähnlichen Empfindung beleben. — Unwille bei jeder Zurückhaltung, Betrübnis bei dem Mangel der

Gele-

Gelegenheit, Hindrängen an Oerter voll Gefahr, Frohlocken bei dem Anblick einer Situation, die eine heldenmüthige That zuläßt, begeisterte Geschäftigkeit und eine gewisse Trunkenheit der Seele auf einem Schauplaz, wo sie sich hervorthun kan, die kündiget den feurigen Muth an, von dem man Wunder der Tapferkeit erwarten darf. Dann jene schlaflose Eifersüchtigkeit über die Siegeszeichen gekrönter Helden; jene Thränen über die Nachricht von gewonnenen Schlachten, die keine Nachernte des Ruhms mehr übrig zu lassen scheinen; jene ungeduldige Anrufung: "o Vater Zevs! errette die Griechen, laß es helle werden, und bring uns lieber am Tage um!„ jener unruhige Kummer, in welchem Ossian den jungen Fillan schildert, als sein Vater Fingal einen Anführer des Heers ernennen will, und er mit allen umherstehenden Helden auf diese Ehre wartet: "auf seinem Speer gelehnt stand er da, und seine Blicke wanderten auf und ab. Dreimal erhob er seine Augen gegen Fingal; dreimal verlies ihn die Stimme, als er sprach: — Fillan konte sich keiner Schlachten rühmen — auf einmal schrit er hinweg. Da stand er über einem Strom gebeugt: die Thräne hing in seinen Augen. Bisweilen schlug er mit seinem umgekehrten Speer das Haupt der Distel.„ Der junge Prinz, der in der Gallerie, erfüllt mit den Bildnissen seiner glorreichen Vorfahren, gerne einsam, im betrachtenden Tiefsin, umherwandelt, der das Geschichtbuch oder das Gemählde, das eine That des Muths vorstellt, nicht anblicken kan, ohne es mit einer heissen Thräne

zu benetzen, der an dem Tage der Schlacht über seinen für die Waffen noch zu schwachen Arm seufzt, und von dem frischen Lorbeer der zurückkehrenden Sieger sein Auge vol Gram wegwendet, der den Ort, wo die Helden fielen, mit dem lauten Wunsch eines ähnlichen Ruhms betrit, und bei den feierlichen Siegeszeichen, unter welchen die heiligen Gebeine der Epaminonden ruhen, vol Empfindung eines tiefen Schmerzs verweilt — welche Wunder verspricht er nicht dem Heere, das er anführen, welchen Glanz dem Reiche, das er beherschen wird!

Die Beharlichkeit des Muths erklärt sich so wohl durch seine lange Fortdauer bei einer Menge von Schwierigkeiten und Gefahren, als auch vornehmlich durch das Ausharren der Zeit, in welcher er angespannet sein mus. Sie, durch welche Thaten zu ihrer Vollendung, und Helden zum Ziel ihres Ruhms gelangen, ist eine Aeusserung der Stärke des Geistes, begleitet von Zuversicht, und von edlem Stolz; und es ist ein wichtiges Geheimnis erhabener Selen, ihren Muth beharlich zu machen, immer die Ideen, immer sie in der Richtung zu erhalten, wodurch ihm seine Festigkeit gegeben wird; denn die wahren und unbeweglichen Grundsätze, woran sich der Verstand hält, machen den ächten Muth, und erheben ihn über den niedrigen Eigensin weg. Rom, das niemals kühnere Entschliessungen fasste, als bei den gröstten Gefahren, nicht damals von seinem Muthe wich, da Porsenna es aushungern wolte, nicht damals, da der in seinen Unternehmungen so glückliche König der

Epi-

Epiroter alle Armeen ſchlug, nicht damals, da die Gallier das ganze Land überſchwemmet, die Stadt angezündet, das Kapitol eingeſchloſſen hatten, auch nicht einmal, da Hannibal nach ſo vielen Siegen noch funfzig tauſend Mann der beſten Soldaten aufrieb, nie ſich für verlohren hielt, nie dem Glücke nachgeben wolte, immer wieder wagte, immer von neuem unternahm, ſelbſt nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä, wo die Republic ſchon ganz zu Grunde gerichtet ſchien, ſogleich ſeine Kräfte zuſammenraffte, um Syracuſa, welches bundbrüchig war, und Capua, welches ſich empört hatte, zu züchtigen — dieſes auf ſeinen Felſen unerſchütterliche Rom zeigt uns an der Spitze ſeiner Heere, und in der hohen Verſamlung des Raths ſo viele Männer, die auf ihrem Vorhaben unbeweglich beharten, daß man hier die Heimat des wahren Muths nicht verkennen kan. Regulus, der unter der Reihe dieſer Helden ſo ſehr hervorglänzt, und den ſeine Siege weniger verherlichet haben, als ſeine Zurückreiſe nach Carthago, welche Feſtigkeit des Muths bewieß er nicht unter einem Auftrit, in welchen alles zuſammendrängte, was die Natur Rührendes und Schreckliches hat!

Fertur pudicæ conjugis oſculum
Parvoſque natos, vt capitis minor,
A ſe removiſſe, & virilem
Torvus humi poſuiſſe vultum;
Donec labantes conſilio patres
Firmaret autor nunquam alias dato,

Interque moerentes amicos
Egregius properaret exsul.

Atqui sciebat, quae sibi barbarus
Tortor pararet: non aliter tamen
Dimovit obstantes propinquos,
Et populum reditus morantem;

Quam si clientum longa negotia
Dijudicata lite relinqueret,
Tendens Venafranos in agros
Aut Lacedæmonium Tarentum.

Horat.

Welches Gemählde der Situation, und des durchkämpfenden Muths, der sich darin äusserte! Man kennt es; aber man betrachte es noch einmal! Es redet in jedem Zug von selbst; und der Erklärer darf zurücktreten. — Diese beständige Anspannung des Muths in einem Helden, der,

Da wieder ihn mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und er sich mit entschloßner Seele zweien Welten
Allein entgegen warf,

Ramler.

immer sein Vorhaben feste hält, der alle aufsteigende Wolken, die das Ziel seiner Unternehmung verdecken wollen, mit dem Winck eines Jupiters verjagt, der sich überal in der Finsterniß Licht und heitre Aussichten zu verschaffen weiß, äußert sich nirgends herrlicher als da, wo die Schwierigkeiten und Gefahren ihre Gestalten ändern, und die drohenden

Situa-

Situationen mit einander abwechseln. Unter dieſer Abänderung ſchrecklicher Scenen bei dem wohl überdachten Entwurf beharren, lange auf das Ende der Schwierigkeiten, die ihm aufſtoſſen, warten können, ihm bei jedem neuen Zufal getreu bleiben, ſich weder von der Zeit, noch von dem Schickſal, noch von den Menſchen von ihm abgeneigt machen laſſen — dadurch beweiſet die heroiſche Sele die wahre Erhabenheit ihres Muths, welche die Welt nicht ohne Bewunderung, nicht ohne ſtarke Zuverſicht zu ihr erkent.

Die heroiſchen Thätigkeiten begreifen die aus einer heroiſchen Geſinnung, und aus einem heroiſchen Entſchlus hervorbrechende Handlungen unter ſich; ſie ſind die würklichen Aeuſſerungen der heroiſchen Begehrungskräfte. Die wahre Tugend iſt thätig; ſie verbirgt ſich nicht in einer bloſſen innern Empfindung, nicht in einem verſchwiegnen Entſchlus; ſie bricht in eine äuſſere Handlung aus, und kündigt ihre Gegenwart an. Ohne dieſe Thätigkeit gibt es keine, oder nur eine halbe Tugend. Und nur laſſen ſich erhabene Fähigkeiten aus der Art, und dem Grade ihrer Aeuſſerung erkennen. Heroiſche Geſinnungen und Entſchlüſſe beruhen auf hoch geſpanten Kräften der Sele; ihre Würkſamkeit, ihr Ausbruch zur That mus daher ſtärker, ſchneller, hervorſpringender, und mannigfaltiger ſein. Man ſieht hier keine mäſſige Flamme, ſondern ein gewaltiges Feuer. Es iſt nicht mehr der gewöhnliche Menſch, der denkt, empfindet, handelt; es iſt ein

Weſen

Wesen aus einer höheren Classe, oder ein Mensch, von einer göttlichen Begeisterung erfüllt, hinausgerückt über das gemeine Ziel seiner Kräfte, und reif zu Thaten, die ihm nur wenige nachwagen. Jede Handlung ist heroisch, welche die Würkung von einer solchen Eigenschaft der Sele ist, die bis zu einer ausserordentlichen Höhe steigt; und die Summe dieser Handlungen berechnen wir unter dem Titel der heroischen Thätigkeiten.

Es wird ein Gegenstand erfordert, wenn die heroische Sele in Thätigkeit gesetzt werden sol; ein Gegenstand, bei dessen Wahrnehmung ihre Fähigkeiten, ihre Begierden und Neigungen rege werden, diese zu Entschlüssen, und diese zu Thaten gedeihen. Unter dieser Bewegung versamlen sich alle ihre Fähigkeiten gleichsam zu der Fahne der herschenden Kraft hin, bereit ihr zu folgen, ihr in ihren Verrichtungen behülflich zu sein; alle Empfindungen, alle Leidenschaften nehmen eine gewisse Stimmung von der Gesinnung an, die auf dem innern Schauplaz am würksamsten ist; alles ist in Arbeit, alles strebt nach einer Richtung; die Erkenntniskräfte beleben die Begierden, und diese spannen jene noch mehr an; durch diesen gegenseitigen Einflus, durch diese harmonische Einwürkung verstärkt sich die ganze Geschäftigkeit der Sele, wodurch eine ihren arbeitenden Kräften gemässe Handlung nach der andern hervorbricht,

bricht, und sie, ohne diese ihre äussere Fruchtbarkeit gewahr zu werden,

Nicht müßig täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt.

Gleim.

Allein wie sie bei dem Mangel der Gegenstände ein gewisses Leere fühlt, und eine geheime Ungeduld, sich thätig beweisen zu können; so bleibt sie bei unächten Gegenständen, bei solchen, die ihren Kräften keine würdige oder keine zureichende Beschäftigung anbieten, unbewegt in ihrer Ruhe, und achtet sie nicht. Sie lebt nur in der Richtung, wohin ihre Fähigkeiten und ihre Begierden stimmen; in jeder andern Lage ist sie unwürksam. Kann aber sieht sie ihren wahren Gegenstand vor sich, so eröfnet sie sich, wie von einem plözlichen Sonnenstrahl aufgeschlossen; sie fühlt einen belebenden Geist durch alle ihre Kräfte dringen, und sie aufbieten; sie erhebt sich, wird vol Bewegung, vol Thätigkeit; und man sieht es den Ausbrüchen an, wie sehr sie beschäftigt ist, und sich auf ihrer rechten Stelle befindet.

So nahe auch heroische Seelen mit einander verwandt sind, so findet man unter ihnen doch einen bemerckbaren Unterschied, oder eine gewisse Mannigfaltigkeit besonderer Bestimmungen; wie die Hauptzüge auf Familiengesichtern sich mit feinern Nebenstrichen verbinden, wodurch sie, eines von dem andern, sich unterscheiden. Wenn sie gleich ihre eigenthümlichen Kräfte, und ihre eigenen Gegenstände haben,

haben, über welche sie sich ausbreiten; so macht doch die Verschiedenheit so wohl dieser Kräfte, als auch der Gegenstände selbst, daß eine sich mehr für diesen, als für jenen bestimt fühlt, mehr ihn, als einen andern umfaßt, und daher eine Mannigfaltigkeit der Richtungen und Beschäftigungen entsteht. Eine erhabene Seele kan zu verschiedenen Gegenständen aufgelegt sein, wenn diese alle ihren herschenden Zähigkeiten angemessen sind; sie kan sie alle mit gleichem glücklichen Erfolg umspannen; die Herzöge von Alba, von Marlborough, und viele andere Männer, die eben so gros im Staatsrathe, als an der Spitze der Armeen waren, beweisen hier besser, als der Philosoph. Aber wenn ihr gelegentliche Veranlassungen der Erziehung, der Zeit, des Staats einmal eine bestimte Richtung gegeben, und dadurch ihre Kräfte zur Fertigkeit erhoben haben; so wird sie sich auch nur in dieser Richtung gefallen, und mit Glück ihre Thätigkeit äussern. Die Bekandschaft mit dem Gegenstande, die besondere Zuneigung zu ihm, das Gefühl der Leichtigkeit, sich mit ihm zu beschäftigen, die Hofnung des glücklichern Erfolgs, alles dis wird sie so sehr an ihn fesseln, daß sie alle übrigen vergißt; daß Prinz Moritz von Nassau im Kriege ein grosser Meister ist, und sein Lager zu einer algemeinen Schule von Europa macht, in allem übrigen aber ein sehr mittelmäßiger Mann bleibt. Er, der nach dem Geständnis der Kenner so sehr, wie Montecuculi, die Kunst der Märsche und Lagerungen besaß; wie Vauban, das Talent, Plätze zu befestigen, und unüber-

unüberwindlich zu machen; wie Eugen, die Geschicklichkeit, zahlreiche Armeen in den unfruchtbarsten Gegenden zu erhalten; wie Vendome, das Glück, vom Soldaten im Nothfal mehr zu erlangen, als man von ihm zu erwarten berechtigt ist; wie Conde, den unfehlbaren Blick, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; wie Carl von Schweden, das Mittel, seine Truppen gegen Hunger, Kälte, und Ermüdungen unempfindlich zu machen; wie Türenne, das Geheimnis, das Leben der Leute zu schonen — er, der alles dis, was schon einzeln einen grossen Feldherrn macht, vereinigt besaß, wie solte er nicht eben so fruchtbar im Cabinet gewesen sein, wenn er sich nicht gleich vom Anfang ganz allein zu den Geschäften des Kriegs bestimt hätte? Indessen allen Vortheil der gelegentlichen Ursachen, welche die Richtung bestimmen können, weggerechnet, scheint es doch, daß die Natur ihren Eigensin habe, eine erhabene Sele allein für diesen Gegenstand, und eine andere allein für jenen zu erschaffen. Wie oft sehen sich nicht gewisse Gegenstände so ähnlich, daß man sie beinahe für einen und eben denselben halten solte; einerlei Art der Entwürfe, einerlei Mittel zur Unternehmung, einerlei Verbindung der Absichten, einerlei Lichtstrahlen zur Aussicht, einerlei Berechnung des Erfolgs, einerlei Ausschlag der Erwartungen. Und dennoch erfordern sie, jeder seinen ganz eigenen Geist, der nur allein für ihn gemacht zu sein scheint, einen Geist, der ihn glücklich bearbeitet, bei ihm seine ganze Thätigkeit beweiset, aber über jeden andern

dern einschlummert. Daher die unglücklichen Stellungen selbst erhabener Männer, jene Generale, die blos zu Unterhandlungen gebohren waren, jene Gesandten, die glücklicher ein Heer angeführt hätten, jene Kriegsminister, die bessere Aufseher über die Finanzen gewesen wären; daher die völlige Verwirrung, oder die Langsamkeit des Fortgangs der wichtigsten Staatsgeschäfte in den Händen derer, die nicht an ihrem Orte stehen; daher jenes Uebergewicht des Schadens, den der vortreflichste, aber nicht auf den rechten Plaz gestelte Kopf öfter, als der ganz Unfähige, stiftet; daher jene nöthige Anforderung der Staatsklugheit an jeden Monarchen, nicht nur die Genies seines Landes auszuforschen, sondern auch jedem den Standort anzuweisen, wo von seinen Fähigkeiten die fruchtbarste Entwickelung erwartet werden kan.

Wenn die Veranlassungen für die besondern Richtungen der Thätigkeit der Sele so entscheidend sind; so hat vorzüglich die erste eine eigenthümliche Gewalt. Die Geschmeidigkeit der Kräfte, die willig sich in die Lage fügen, wohin sie gebogen werden, die Lebhaftigkeit der ersten Erschütterungen, die Tiefe des Eindrucks, und der Reiz der Neuheit, dis wird sich vereinigen, die Sele an den Gegenstand zu heften, über den sie zuerst ihre Thätigkeit ausgebreitet hat; und je empfindlicher sie für das Vergnügen über den Anwachs ihrer Fertigkeiten, und über das Glück des Erfolgs ist, desto mehr wird sie an ihn durch eine geheime Sympathie gezogen werden.

Nach

Nach der Verschiedenheit der Veranlassungen richten sich die heroischen Thätigkeiten. Wenn sich erhabene Selen zu erkennen geben, so hat diese Aeusserung immer eine Beziehung auf den Standort, den sie einnehmen; von ihm hängt die Zeit und die eigenthümliche Art ihrer heroischen Würkungen ab.

Bei der heroischen Geschäftigkeit der Sele äussern sich noch einige Eigenschaften, und würdige Bestimmungen, **Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Enthusiasmus**; die allein betrachtet schon einen besondern Theil des Heroismus ausmachen, aber sich vornehmlich bei der würklichen Arbeit der Sele zu ihren angestrengten Kräften gesellen, und sie durch ein freundschaftliches Bündnis unterstützen. Erst, wenn die Sele sich thätig beweiset, wenn wir sie unternehmen und handeln sehen, erkennen wir diese Unerschrockenheit, diese Standhaftigkeit, diesen Enthusiasmus; da, wo der Mann, mitten in der würklichen Ausführung, bei der plötzlichen Erkennung unerwarteter Schwierigkeiten und Gefahren sich gleich bleibt, ruhig und heiter, wie zuvor, oder sich doch im Augenblick wieder faßt, wo er lange das angefangene Vorhaben unter wichtigen Hindernissen verfolgt, und nicht weicht, bis er am Ziele steht, wo er seine Thaten mit einem hohen Eifer, mit einer gewissen überströmenden Wollust, mit einer Art von Trunkenheit der Sele vollführt.

Die **Unerschrockenheit** ist eine besondere Aeusserung der Stärke der Sele; sie wird mehr von der

Natur angelegt, als durch eigene Bemühung erworben, wohl aber bei dem öftern Aufenthalt in schrecklichen Gegenden durch die Macht der Gewohnheit erhöhet. Sie zeigt sich vornehmlich bei den Ueberraschungen der Schwierigkeit oder Gefahr, in den Situationen, die man nicht vorhersahe, nicht vermuthete, und für welche man daher auch keine Maasregeln ersan. Sie ist nicht eine gänzliche Abwesenheit des Entsetzens, nicht eine völlige Erhabenheit über alle Anwandelungen der Furcht; sie läßt noch eine geringe Erschütterung, einen körperlichen Schauer zu, und selbst der wackerste Kriegsmann darf, wie die Helden des Homers, ein Mensch bleiben, er darf ohne Nachtheil seiner Würde wohl einmal zittern, aber nicht sehr. Sie besteht in der Fertigkeit der Sele, die aufsteigenden Bewegungen der Furcht, des Schreckens so sehr zu mäßigen, daß weder der freie Gebrauch des Verstandes, noch die Entschlossenheit zum Verfolg des Vorhabens unterbrochen wird, in dieser glücklichen Kunst, mitten unter den fürchterlichsten Auftritten sich bei der innern Gleichmüthigkeit, bei der Gegenwart und Heiterkeit des Geistes, und selbst bei der Ruhe in den Blicken und in den Mienen zu erhalten. Daher stützet sich die wahre Unerschrockenheit so wohl auf dem festen Boden einer starken Vernunft, als auch auf dem edlen Stolz des Hertzens, und auf dem unwandelbaren Vorsatz, lieber mit einer anständigen Gelassenheit zu fallen, als kleinmüthig zurückzuweichen, selbst unter dem krachend einstürzenden Welt-

bau ſich eher begraben, als erſchrecken zu laſſen. Wie viele und wie mannigfaltige Scenen der Unerſchrockenheit eröfnen uns nicht die Jahrbücher der Geſchichte, und das mit beſtändigen Abwechſelungen, mit ewigen Umwälzungen der Dinge durchflochtene Leben! Ihre innere Würde wie gros iſt ſie nicht, und welchen neuen Glanz verbreitet ſie nicht über den Ruhm der menſchlichen Natur! Am meiſten erklärt ſich ihr Werth in groſsen Unternehmungen; allein wer darf dis erſt zergliedern? Indeſſen wird man hier eine Schilderung von der Unerſchrockenheit der Königin Henriette von Engelland, die uns ein Meiſter in der Abbildung heroiſcher Tugenden, Boſſuet, geliefert hat, nicht ungerne wieder finden. "Zehn Tage lang ward ihre Flotte von einem wütenden Ungewitter beunruhigt. Die Schifsleute wurden ſo ſehr erſchreckt, daſs ſie den Gebrauch des Verſtandes verlohren, und einige von ihnen ſtürzten ſich in die Fluten. Sie, die allezeit unerſchrocken blieb, ſo lange auch die Wellen bewegt waren, beruhigte jederman durch ihre Gleichmüthigkeit wieder. Sie ermunterte die, welche ſie begleiteten, auf Gott zu hoffen, der ihre ganze Zuverſicht war; und um aus ihren Gemüthern alle die ſchädlichen Vorſtellungen des Todes, der ſich von allen Seiten her zeigte, zu entfernen, ſagte ſie mit einer ſo heitern Miene, die ſchon die Stille wieder zu verkündigen ſchien, daſs eine Königin niemals im Waſſer umkommen würde. Kaum war ſie dem ſchrecklichen Ungewitter auf dem Meere entgangen, worin ihre Schiffe untergegan-

gen waren, und ſie auf dem Admiralſchif an die Holländiſchen Häven geworfen ward, ſo wagte ſie eilf Tage darauf ſchon wieder, ſich der Wuth des Oceans, und der Strenge des Winters zu überlaſſen, um ihrem Gemahl zu Hülfe zu kommen. Sie verſamlet einige Schiffe wieder, füllt ſie mit Officiren und Kriegsbedürfniſſen, und kehrt nach Engelland wieder zurück. Aber nachdem ſie ſich aus den Fluten gerettet hat, wird ein anderes Ungewitter ihr faſt eben ſo gefährlich. Hundert Canonen donnerten auf ſie, als ſie ankam, und das Haus, worin ſie trat, ward von den Kugeln durchbohret. Aber ſie bleibt unerſchrocken, und als man ihr den Urheber einer ſo ſchwarzen That gefangen bringt, vergibt ſie ihm eben ſo erhaben über Rache, als Furcht. Bald darauf erſcheint ſie in einem neuen Aufzuge. Sie ziehet an der Spitze eines königlichen Kriegsheeres durch Provinzen, welche die Aufrührer ganz beſetzt hatten, belagert und erobert mit Sturm, was ſich ihrem Zuge widerſetzt, und dringt durch tauſend Hinderniſſe zu ihrem Gemahl hin. Sie mus ſich wieder von ihm trennen, begibt ſich nach Creter, wo ſie belagert wird, und zwölf Tage nach ihrer Entbindung ſieht ſie ſich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und ſich nach Franckreich in Sicherheit zu begeben. Sie reiſet aus den Häven von Engelland im Angeſicht der Schiffe der Uebelgeſinten ab, die ſie ſo lange verfolgten, daß ſie faſt ihr Geſchrei, und ihre übermüthigen Drohungen vernehmen konte. Ganz

verſchie-

verſchieden war dieſe Reiſe von der, die ſie auf eben dieſem Meere that, um den groſsbritanniſchen Thron in Beſitz zu nehmen. Nunmehr verjagt, von ihren unverſöhnlichen Feinden verfolgt, welche die Frechheit gehabt hatten, ein Urtheil wieder ſie zu ſprechen, bald gerettet, bald beinahe gefangen, in jeder Viertelſtunde einem andern Schickſal ausgeſetzt, indem ſie nichts, als ihr Vertrauen, und ihre Unerſchrockenheit für ſich hatte, fand ſie weder hinlänglichen Wind, noch Segel genung, um ihrer eilfertigen Flucht zu ſtatten zu kommen; endlich langte ſie zu Breſt an, wo ſie ſich nach ſo vielen Wiederwärtigkeiten und Gefahren ein wenig erhohlen konte. „

Mit der Unerſchrockenheit hat die Standhaftigkeit eine nahe Verwandſchaft; beide ſetzen Richtigkeit des Geiſtes und Stärke der Sele voraus, beide überwältigen heftige Bewegungen, welchen der gewöhnliche Menſch zu unterliegen pflegt, beide erhalten die fortdauernde Würkſamkeit der bei einer Unternehmung angeſtrengten Kräfte. Die Standhaftigkeit iſt die Aufrechthaltung der Entſchloſſenheit bei Mühe, Wiederwärtigkeiten und Leiden, und die Stählung der Sele gegen die Anfälle des Misvergnügens, der Ungeduld, des Wanckelmuths, und der völligen Zaghaftigkeit; es iſt ihr Beruf, ſich dieſer Bewegungen ſo ſehr zu bemächtigen, daſs der Geiſt nicht von ihnen aus ſeiner Richtung gebracht, noch in dem feſten Verfolg ſeiner Unternehmung aufgehalten werde. Die Menge, die Gröſſe, die

Dauer der Uebel, die verschiedenen Gestalten, unter welchen sie abwechselnd erscheinen, ihre Zusammendrängung in Einen Zeitpunkt, die lange Verzögerung des Erfolgs, der entscheiden sol, die gänzliche Verdunckelung der Aussicht auf den gehofften Ausschlag, die zunehmende Unzulänglichkeit der Mittel, die hinzustossende Empfindung heftiger und anhaltender körperlicher Schmerzen, verbunden mit der Bekämpfung ihrer Aeusserungen, dis bestimt und erhöhet die Würde der wahren Standhaftigkeit, die sich durch alles dieses nicht mindern läßt, einer Standhaftigkeit, die fern von jener Verhärtung des barbarischen Weltalters der Natur ihr Recht läßt, und das Gefühl nicht erstickt, sondern es durch Grundsätze beherscht.

Wenn die Sele durch die sinliche Vorstellung eines wichtigen Unternehmens ihre Begierden erhitzt, und ihre Kräfte aufbietet, wenn sie frei von allen Zerstreuungen ihre ganze Aufmerksamkeit auf den gewählten Gegenstand heftet, bei dem lebhaften Bewustsein ihrer Stärcke ihn vol Eifer umfaßt, und schon das ganze Glück des Erfolgs mit einer heissen Wallung der Freude empfindet; so erkennen wir an ihr den heroischen Enthusiasmus, der in grossen Geschäften so sehr entscheidet. Einen nicht geringen Einflus hat in ihn eine edle Ruhmbegierde, sie belebt ihn, allein sie schaft ihn nicht; er ist so wohl eines Wachsthums fähig, als auch einer Verminderung unterworfen; er gibt den Kräften der Sele eine

ne neue Stärke, eine höhere Spannung; er macht sie in der Unternehmung eilender, und in der Ausführung geschäftiger; und sein ihm eigenes Feuer bleibt so wenig verborgen, daß es oft selbst durch körperliche Bewegungen, durch einen geschwindern Umlauf des Bluts, durch eine aufsteigende Röthe des Gesichts, durch ein lebhafteres Funckeln der Blicke, und durch eine ungewöhnliche Gewalt des Thons sich äussert. Dieser heroische Enthusiasmus setzt alles um sich her in Bewegung; er sint, und handelt zugleich, er dehnt die Entwürfe aus, er schaft neue, er entdeckt Hülfsmittel in der Ferne, und ruft sie herbei, er macht sich jeden Zufal unterwürfig, er beherscht das Gegenwärtige, und nützt schon das Zukünftige, er durchläuft mit Einem Blick alle Möglichkeiten, ergreift und wendet die Maaßregeln im gleichen Augenblick an, er schöpft aus den Fehlern anderer gleich allen Vortheil, und macht eben so geschwind seine eigenen unschädlich, fesselt das Glück, und bindet es an neue Unternehmungen, berechnet und braucht jeden Beistand der Zeit und des Orts, vereinigt schnel alle Triebfedern, die zusammenlaufen sollen, theilt überal Leben und Begeisterung mit, bringt Uebereinstimmung in die Würksamkeit verschiedener Kräfte, vervielfältigt die Thaten, und weiß so wohl ihren harmonischen Erfolg zu beschleunigen, als auch ihm alle Ausbreitung und Fruchtbarkeit zu verschaffen. Wie sehr der unsterbliche Conde diesen Enthusiasmus besessen, dis mag uns der beredte Bischof von Meaux erzählen. "Wenn

jemals ein Mann auſſerordentlich, wenn er jemals einſichtsvol und alles ruhig anzuſehen geſchienen, ſo war es in jenen flüchtigen Augenblicken, von welchen der Sieg abhängt, und in der Hitze der Schlacht. In allen Umſtänden überlegt er; er höret alle Rathſchläge gelehrig an; hier zeigt ſich alles auf einmal; die Menge der Gegenſtände verwirret ihn nicht; ſogleich iſt der Entſchlus gefaßt; er beſiehit und handelt zugleich, und alles ziehet mit Uebereinſtimmung und ſicher fort. Sol ich es ſagen? Aber warum ſolte ich befürchten, daß der Ruhm eines ſo groſſen Mannes durch dieſes Geſtändnis verringert werden könne? Es ſind nicht mehr ſeine jählingen Einfälle, die er ſo geſchwind und ſo annehmlich zu verbeſſern wuſte, und die man an ihm zuweilen in den gewöhnlichen Gelegenheiten bemerckte; man ſolte glauben, daß er ſich in einen andern Menſchen verwandelt hat. Im Feuer, im Angrif, in der Erſchütterung ſiehet man, ich weiß nicht, welche Richtigkeit, welches geſetzte Weſen, welche Lebhaftigkeit, welche Heftigkeit, welche Annehmlichkeit und Sanftmuth gegen die Seinigen, welchen Stolz und ſo etwas Drohendes gegen die Feinde, daß man nicht weiß, woher er dieſes Gemiſch von ſo entgegen geſetzten Eigenſchaften erhalten kan. An jenem ſchrecklichen Tage, wo vor den Thoren der Stadt, und in dem Angeſichte der Bürger der Himmel das Schickſal dieſes Prinzen entſcheiden wolte, wo er mit dem Kern der Soldaten einen ſo eilfertigen General vor ſich fand,

wo er ſich mehr als jemals dem Eigenſin des Glücks ausgeſetzt ſahe, indem der Tod von allen Seiten ſich zeigte, haben diejenigen, welche neben ihm fochten, uns oft geſagt, daß man, um einige wichtige Angelegenheit mit dieſem Prinzen abzuhandeln, auch einen von dieſen Augenblicken hätte erwählen können, wo alles um ihn her im Feuer war; ſo ſehr erhob ſich damals ſein Geiſt, ſo ſehr ſchien ihnen ſeine Sele in dieſen ſchrecklichen Vorfällen wie vom Himmel aufgeklärt zu ſein, gleich jenen hohen Gebürgen, deren Gipfel ſich über die Wolken und Stürme erhebt, in ſeiner Höhe alles heiter ſiehet, und nicht einen Strahl des Lichtes verliehrt, womit er umgeben iſt.„

Dieſe heroiſchen Geſinnungen, Entſchlüſſe, Thätigkeiten, deren Natur wir in abgeſonderten Betrachtungen entwickelt haben, bilden, zuſammen genommen, mit allen ihren mannigfaltigen Erſcheinungen, den heroiſchen **Charackter**, der ſich nach den Kenzeichen, die wir gleich Anfangs angezeigt haben, noch von dem groſſen Charackter unterſcheidet. Die Summe der Fähigkeiten zu heroiſchen Tugenden macht bald mehr, bald weniger die Anlage aus; die Fertigkeiten aber ſetzen den Charackter ſelbſt feſt. Dieſer heroiſche Charackter iſt es deſto mehr, je mehr er von heroiſchen Geſinnungen, von Entſchlüſſen, von Thätigkeiten in ſich enthält; je weniger er von dieſen hat, deſto weniger iſt er erhaben. Daher die Rangordnung unter heroiſchen Selen, die ſich leicht nach einigen algemeinen Grundregeln entwerfen läſt, aber bei ihrer beſon-

dern Anwendung nicht ohne viele Mühe, nicht ohne tiefe Kentnis des Menſchen, ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſt, und Behutſamkeit beſtimmet werden kan. Nicht ſelten iſt eine heroiſche Sele unter dem Schatten der Unwürckſamkeit verborgen, oder wird doch nicht ganz für diejenige erkant, die ſie iſt, weil ihr die Veranlaſſungen fehlen, ihre Kräfte zu entwickeln, und der Standort, ſie ſichtbar zu machen. Alsdann pflegt es zu geſchehen, daß ſich die heroiſchen Kräfte, die durch keine gelegentliche Urſache zur Aeuſſerung kommen können, unter den übrigen geringern Eigenſchaften der Sele verſtecken, und ſich ganz unter ihnen zu verliehren ſcheinen. Denn der heroiſche Charackter hebt in einem Menſchen den gemeinen Charackter nicht auf, das iſt, diejenigen Triebe, Neigungen, Fähigkeiten, Thätigkeiten der menſchlichen Sele, worin kein Heroismus liegt, die in dem gewöhnlichen Grade, wie bei andern Menſchen, ſich äuſſern, und auf die Bedürfniſſe der Natur, oder auf geringere Arten der Tugend gehen. Durch dieſen gemeinen Charackter bleibt die erhabenſte Sele in der Claſſe der übrigen Menſchen; durch den heroiſchen hebt ſie ſich aus ihr empor, und ſchwingt ſich in eine höhere Sphäre hinaus. Dieſer iſt der hervorſtechende, der herſchende; die Summe der Thätigkeiten, die er würckt, überwiegt die, welche aus dem gemeinen Charackter entſtehn. Daher beurtheilt man ſolche Selen nur nach ihrem heroiſchen Charackter, und ſieht ſie als ganz beſondere Weſen an; alles, was ſie nach ihm verrich-

ten,

ten, wird als die eigenthümliche Aeuſſerung ihrer Kräfte bemerckt; alles was ſie nach dem gemeinen Character vornehmen, wird wie auſſer ihrer Sphäre vorgenommen betrachtet, und darf weder mit ihren heroiſchen Thaten vermengt, noch der Beobachtung und des Andenkens der Geſchichte gewürdigt werden. Ihr Herren Biographen, eine kleine Erinnerung an euch!

Nunmehr haben wir eine gewiſſe Höhe erreicht, von welcher wir auch die Nebenſeiten des Heroismus überſehen können; wir zeichnen ſie ab, ſo wie ſie uns nach einander in die Augen fallen. Wenn auch einige Zeitpunckte beſonders fruchtbar an erhabenen Selen geweſen ſind, ſo wird doch immer die Zahl der gemeinen Tugenden, unter einem Volke, und in einer Zeit, die Zahl der heroiſchen überſteigen; dieſe kommen gegen die erſten der Menge nach nicht in Anſchlag. Nicht alle Selen erhalten in ihrer erſten Bildung unter den Händen der Natur eine ſolche Anlage und Miſchung der Fähigkeiten, wodurch ſie ſich zu der heroiſchen Höhe emporheben könten; und nicht einmal die wenigen finden immer die Hülfe der Erziehung, und die Veranlaſſungen, die ihnen zur Auswickelung ihrer Kräfte die hinlängliche Erſchütterung geben. Bei dieſer Seltenheit der heroiſchen Tugenden leidet das Syſtem der menſchlichen Glückſeligkeit nicht, weil ſie nicht allezeit die nothwendigſten ſind; ſo bald aber die Welt nach dem Plan der Vorſehung gewiſſe Veränderungen, und wichtige Umwälzungen erfahren ſol, ſo ſehen wir auch

heroi-

heroische Kräfte zu der Zeit, an dem Orte, in der Richtung, und mit allen den Beziehungen würken, wodurch jedesmal die besondere Absicht am bequemsten erreicht werden kan. Wer hieran zweifelt, der lerne in der Schule eines Montesquieu, Hume, Abbt, die Geschichte mit ihrem philosophischen Geiste studiren.

Hier wird er zugleich erkennen, daß sie an kein Volk, an keine Regierungsform, an kein Clima, an keinen Stand, an keine besondere Classe der Menschen gefesselt sind. Die ganze Welt ist das Vaterland heroischer Seelen; sie sind für alle Oerter, für alle Zeiten, und äussern ihre Thätigkeiten in jeder Situation, die sie finden, in jeder Scene, wo ihnen keine unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen. Niemals ist die Denkungsart einer Nation so niedrig gewesen, niemals sind ihre Kräfte so sehr erschlaffet, daß sie sich nicht zu irgend einer Art der heroischen Tugend erheben hätte. Nicht mehr edler Nationalstolz, sondern die äusserste Verblendung der Eitelkeit, und das sichtbarste Kenzeichen der Unwissenheit wäre es, wenn ein Volk sich ganz allein, mit Ausschliessung aller andern, die Fähigkeit zur Erhabenheit der Seele beilegen wolte. In der That sehen wir den Heroismus vom Morgen bis zum Abend, und selbst hin und wieder durch die rohen Jahrhunderte seine Strahlen verbreiten; und in den unwegsamen Wüsten der alten nordischen Völker, wo keine gesellschaftliche Tugend aufblühete, finden wir doch wenigstens Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit. — Und wenn Republiken durch die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit fruchtbar an

heroi-

heroischen Thaten waren, so sind die Monarchien, die auch jene Triebfedern zulassen, es nicht weniger durch die Grundsätze der Ehre, und durch die mächtigen Einflüsse gewesen, die das Urtheil, der Beifal, und das Vorbild des Regenten hat. — Jener Himmel, unter welchem die Scipionen und Fabier gebohren wurden, und in der Versamlung des Raths und im Heere ein erhabener Mann sich an den andern drängte, auf welche Menschen sieht er jezt nicht herab? — Und wenn auch einige Regenten, die sich vorher als gemeine, oder gar als unedelgesinte Menschen zeigten, auf dem Throne auf einmal eine heroische Verwandelung erfuhren; wie viele schienen dagegen nicht, wie Tacitus vom Galba sagt, nur so lange der Regierung würdig, als sie nicht regierten, und wie wenig war Heinrich der Dritte als König das, was er als Herzog von Anjou war? —

Schon in dem ersten rohen Stande der Menschheit brach die Morgenröthe des Heroismus an, Kühnheit, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit; Eigenschaften, welche die Sicherheit der kleinern Vertheilungen des menschlichen Geschlechts gründeten, aber sie auch in der Folge sehr oft wieder zerstörten. Man schätzte sie gleich, weil sie so wichtig, und zur Stiftung und Vertheidigung der Staaten so unentbehrlich waren; man sahe nur auf ihre Würckungen, nicht auf ihre Quelle, noch auf ihre sitliche Ausbildung; und weil die Vortheile, die man von ihnen erhielt, so fühlbar waren, so verirte man sich leicht so weit, sie für den

Mittel-

Mittelpunckt aller Eigenschaften zu halten, die in dem Menschen rühmlich wären. Daher auch keine andere Ehre, als auf dem Schauplaz, wo sich diese Art der Tugend sehen ließ; daher die gänzliche Verachtung aller Talente, die nichts mit Kühnheit der Sele gemein hatten, aller Beschäftigungen, die sich nicht unmittelbar auf Tapferkeit bezogen; daher die Ehrfurcht, die Altäre, die Tempel für die Helden, und ihre Vergötterung nach dem Tode. Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit waren natürlicher Weise die ersten Ausbrüche des Heroismus unter den alten Völkern; und wenn einige Philosophen sie darüber tadeln, daß sie den Reiz der edleren Gattungen desselben, und die höhere Tugend nicht gekandt haben, so scheinen sie weder die Schranken der Menschheit in ihrem ersten Stande, noch die Gewalt der äussern Veranlassungen zu bedenken. Was für Tugenden (diesen Ausdruck nicht in der engen Bedeutung nach der Moral genommen) was für Tugenden konten sie wohl anders zeigen, als solche, zu welchen die noch unausgebildete Sele sich am leichtesten erhebt, und zu welchen sie von äussen um sich her die stärksten Erschütterungen empfanden? Es waren allerdings Tugenden, aber so, wie sie damals sein musten; Tugenden, mit allen Fehlern eines rohen Geistes vermischt, und mit dem Gepräge der Wildheit bezeichnet; Tugenden, die noch nicht auf Grundsätzen eines erleuchteten Verstandes, sondern nur auf Empfindungen beruheten, und die erst bei der zunehmenden Aufklärung und Veredelung des Menschen sich almählig der moralischen Reinigkeit

keit nähern konten. Jezt müssen freilich Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit viel mehr sein, als sie bei ihrer ersten Erscheinung auf dem Erdboden waren. Uneigennützigkeit, Patriotismus, Wohlwollen, Grosmuth, edler Stolz zeigten sich später unter den Menschen, weil sie eine grössere Auswicklung der Erkentniskräfte, und eine Verfeinerung der Gefühle erfordern; und wir sehen sie auf eben den Stuffen steigen, auf welchen die sich immer mehr verbessernde Menschheit sich erhob.

Die Geschichte der Griechen und der Römer, die man vorzüglich für heroische Nationen des Alterthums zu halten pflegt, bestätigen das, was wir hier angemerckt haben. Je mehr ihr Geist seine Begriffe erhöhete, und erweiterte, je mehr sich seine Würcksamkeit belebte, und über die alten Gränzen hinausdrang, je mehr die gemeinen Gefühle von der Liebe des Vaterlandes und der Ehre überwältigt wurden, und je mehr die Empfindungen des Guten und Edlen von der zunehmenden Stärke des Verstandes eine Festigkeit erhielten; desto mehr erschien ihr Muth, ihre Unerschrockenheit, ihre Standhaftigkeit gereinigt von den Schlacken der ersten Rohigkeit, desto häufiger und volkommener waren die Aeusserungen ihrer heroischen Gesinnungen. Zu weitläuftig wäre es, sich hier über den Werth ihrer Tugenden zu erklären; es waren immer erhabene politische Tugenden, so sehr man auch von jenem Kirchenvater an bis auf unsre asketischen Weltweisen darüber zanckt; zwar nicht al-

lemal

lemal nach ihren Quellen rein genung; aber doch vielleicht so vollkommen, als sie nach der Beschaffenheit der Zeit sein konten, und gewis so wichtig, daß sie ihren Beifal, und ihre Bewunderung verdienten, und, mit einiger Einschränkung, der Nachahmung aller Jahrhunderte würdig sind. Wenn wir die Beispiele heroischer Tugenden unter diesen Völkern so häufig hervorglänzen sehen, daß sie fast den gröſten Theil des Nationalcharackters auszumachen scheinen; so bemerken wir auch nicht weniger die Beschaffenheit der Staaten und der Zeitpunckte, die eine Mehrheit oder Stärke der Veranlassungen haben.

Aber, sagt man, auch das, was man der Rohigkeit des ersten Standes der Menschheit, und den Mängeln der Jahrhunderte verzeihen mus, nicht einmal gerechnet, so erscheinen doch auch in aufgeklärten Zeiten die heroischen Tugenden sehr oft vermischt mit grossen Fehlern. Der Cardinal von Retz, und — Ja wohl! Haltet nur ein! Wer wird es leugnen? Allein wo hat die menschliche Natur eine rühmliche Eigenschaft, die nicht zuweilen durch eine beständige Fortschreitung sich bis an die Gränze der Unvolkommenheit verliehren solte? Wenn heroische Seelen ihre Fehler haben, so entspringen sie gemeiniglich aus einem zu grossen Vertrauen auf ihre Kräfte, aus der Uebertreibung ihrer Tugenden, oder aus dem Uebergewicht, das zuweilen wohl die Leidenschaften über die Vernunft erhalten; und wenn ihnen selbst in der Laufbahn der erhabensten Thaten ihre Schwachheiten

zur

zur Seite gehen, so bedenkt, daß sie den Zol abtragen, den sie der Menschlichkeit so lange schuldig sind, als sie ihr unterworfen bleiben.

Summi sunt, homines tamen.
Quintil:

Durch ihre Fehler sind die erhabensten Menschen mit den übrigen verbunden; wäre ihre Tugend ganz vollkommen, so würde sie betäuben, und nichts, als eine kurze Bewunderung hervorbringen. Der Schauplatz, auf welchem diese Fehler begangen werden, macht sie freilich in ihren Folgen gros; aber noch grösser macht sie oft die Verwunderung, da man sie nicht vermuthete, und das Geschrei des gemeinen Hauffens, der gerne nach einem fallenden Riesen hinzuläuft. Nicht bitten sie, sie fordern Nachsicht, weil sie gemeiniglich bei verwickelten Unternehmungen sich ereignen, und weil sie so sehr durch das Uebermas der Tugenden vergütet werden. Und wenn heroische Seelen in ihrer öffentlichen Bahn nicht fallen, wenn sie da alles leisten, was sie nach der Beschaffenheit ihrer Zeit, und ihrer Situation, und nach der Erlaubnis der Natur leisten können, wenn sie so weit über die gewöhnlichen Schranken hinausspringen, als vor ihnen keiner, oder nur wenige thaten; wer wolte denn ein so wenig edelmüthiger Beurtheiler sein, daß er das Auge von ihren erhabenen Thaten herab nur auf ihre kleinen Schwachheiten senkte, nur hörte, was die Soldaten hinter dem Cäsar bei seinem Einzuge in Rom sungen, oder was für Anec-

toten der leichtsinnige Franze in seinen Memoires auskramt? "Marlborough war ein so grosser Mann, daß ich seine Fehler vergessen habe,„ war die Antwort von Bolingbroke, als man ihn fragte, ob die wieder ihn angebrachten Beschuldigungen wahr wären. Man weiß, wie freimüthig und mit welchem Vortheil vor wenig Jahren einer der größten jungen Prinzen aus Deutschland zu Versailles für den Herzog von Broglio redete, den er im Felde gegen sich gehabt hatte. So urtheilen heroische Seelen; man vergißt nicht, sie zu loben, zu bewundern; aber auch immer nachzuahmen?

Hier stossen wir auf die Würckungen heroischer Tugenden; welche sind sie denn? Man könte antworten: "geht, die ihr es noch nicht wißt, geht selbst hin zu der Geschichte heroischer Staaten, lernt da, was sie gewürckt haben, und befragt eure eigenen Empfindungen, wenn ihr sie betrachtet.„ Sie haben Reiche gegründet, und vertheidigt; sie haben die wichtigsten Begebenheiten des Erdbodens, und die glücklichsten Umschaffungen der Dinge hervorgebracht, die ohne sie gar nicht, wenigstens nicht so schnel, nicht so fruchtbar erfolgt wären; sie haben der Welt mit der Gewalt der menschlichen Kräfte auch ihren Ruhm gezeigt, und sind eben so sehr das Muster, als der Segen ganzer Jahrhunderte geworden. Wil man einen jeden ihrer besondern Vortheile sehen, so muß man das Auge in die Geschichtbücher aller Staaten werfen. Aber nun auf jede einzelne wohlgear-

geartete Sele welche Würkung hat die heroische Tugend? Sie schaft ihr diese Erhebung, wodurch sie fühlt, daß sie mit gröſſern Gedanken und Empfindungen erfüllt ist, dieses mit Ehrfurcht verbundene Erstaunen über Gegenstände und Kräfte, die ihren gewöhnlichen Begrif übersteigen; eine Bewegung, worin sich die Sele gefält, und die keine unangenehme Mischung schwächt. Der Geist erweitert sich bei der Erhabenheit der Gegenstände, die er überschaut; und von dem Ausgebreiteten, Neuen und Würdigen seiner Vorstellungen entspringen die ihnen gemässe Bewegungen, die den Busen aufschwellen, Bewunderung und Stolz. Diese Bewegungen werden sich bei dem Anblicke der moralischen Güte in den heroischen Tugenden mit Liebe verbinden, und verbunden das Herz mehr beleben, und sich länger erhalten. Sie werden durch ihre gegenseitige Einwürkung den Verstand zum Nachdenken wecken, die Phantasie mit begeisternden Bildern füllen, und unwiderstehlich zur Nachahmung hinreissen. Sie werden bei einer gröſſern Leichtigkeit zu empfinden, bei einer feurigern Einbildungskraft auch würksamer sein, und daher einen vorzüglich glücklichen Eindruck auf junge Gemüther machen.

So pflanzen sich heroische Tugenden nach den Gesetzen, welchen die Beispiele in ihren Würkungen folgen, von Sele zu Sele fort, theilen sich durch das sympathetische Verständnis der Herzen unter einander mit, und vervielfältigen sich immer auf den

Wegen, auf welchen sie sich ausbreiten, von Person zu Person, von Alter zu Alter, von Stand zu Stand, von einem Theil der Nation zu dem andern. Eine heroische That darf nur hervorleuchten, und mit ihrem Glanz empfindsame Selen treffen; nur einige dürfen ihren Werth fühlen, und ihr eine laute Bewunderung geben; sogleich wird das Geräusch des Beifals die Umstehenden rege machen; alle Herzen werden ihn wiederhohlen. Jeder wird Gefühl und Lob für eine erhabene Handlung haben wollen; jeder wird sich hervordrängen, um zu sehen, und nachzumachen, weil er nicht, ohne seiner Würde zu schaden, zurück bleiben kan. Die überraschende Empfindung wird sich almählich zu dem Eifer der Nachahmung befestigen; und je mehr die sich entwickelnden Ideen von der moralischen Erhabenheit sich mittheilen, desto mehr darf man die Wiederhohlung heroischer Thaten erwarten, und desto mehr werden sie Früchte der Ueberlegung werden, da sie vorher nur Früchte des Gefühls waren. Das aufmerksame Auge des Volks, oder des Mannes, der an seiner Spitze steht, die öffentliche Gunst, die Eröfnung der Ehrenstellen, der Lobspruch in den Nationalschriften, die Versicherung des Ruhms bei der Nachwelt, alles dieses wird mächtig genung beitragen, den heroischen Geschmack allgemeiner zu machen, und den Kräften der ganzen Nation einen Schwung zu geben.

In der That war es auch dieser Weg, auf welchem sich die heroischen Tugenden unter den Griechen

chen und Römern, und in der Folge unter andern heldenmüthigen Völkern ausbreiteten, und sie zum Gefühl ihrer Stärke, und zur Unsterblichkeit des Nahmens erhoben. Kaum hatte die Nation einige hervorstechende Thaten, so verherlichte sie das öffentliche Lob, und die Nacheiferung vermehrte sie. Im Staatsrathe, vor dem Angesicht der Feinde, in der Versamlung des ganzen Volks pries man die Tugenden der Vorfahren und der Zeitgenossen; überal ertönte der laute Ruhm einer heroischen That, und der Nahme dessen, der sie volbrachte, unter dem Beifal der angesehensten und weisesten Männer, unter den Frolockungen der ganzen Nation. Kronen, Triumphe, Statüen an den heiligsten Oertern gesetzt, angeschaut, und verehrt vom Volke, öffentliche Lobreden auf Verstorbene, Grabmähler, auf Kosten des Staats errichtet, und mit jährlichen Festen geheiligt — wie sichtbar musten sie nicht eine heroische Tugend machen, wie weit ihr Andenken ausbreiten? Wenn die Dichter bei dem Lobe der Götter zugleich das Lob der Helden besangen, wenn die Redner mit dem ganzen Feuer der Beredsamkeit eine erhabene Handlung priesen; so stand um sie her der ganze Staat gerührt, Greise lächelten zum erstenmal, zum erstenmal vergossen Jünglinge Thränen. Thränen der heissesten Ungeduld, noch löblicher zu werden, und unter heroischen Ermahnungen und Entschliessungen nach Hause gekehrt lehrten sie den Säugling schon an der Brust von grossen Thaten lallen, und gewöhnten früh sein Auge auf die Bild-

nisse unsterblicher Vorväter hin. Die feierlichen Denkmäler der Tugend begeisterten alle Herzen; der leblose Marmor schien sie mit starker Stimme anzureden; die Gräber der Helden und Patrioten schienen sich zu öffnen, und winkende Schatten hervorzukommen; und diese liebenswürdige Schwärmerei der Einbildungskraft, worin sie alle Trophäen beselten, auf allen Seiten den ehrwürdigen Geist des Heroismus erblickten, erweckte selbst in Seelen, denen man kaum ein solches Gefühl zutrauen konte, Unruhe und Sehnsucht nach erhabenen Thaten. So lernte jeder gemeine Grieche und Römer edelmüthig empfinden; jeder strebte, um seinen größten Männern gleich zu sein, seine Denkungsart über die Gränzen seines Standes, und über den Neid des Glücks hinauszuheben.

Dieser Geist des Heroismus, der aus ihren bejahrten Geschichtbüchern noch so warm hervorathmet, macht es auch, daß man sie so gerne, und mit so inniglicher Wollust liest. Ueberal drängen sich heroische Thaten von Personen an der Spitze des Staats und der Heere, und selbst aus dem dunkeln Bezirk des Privatmannes dem Auge entgegen; und die Art ihrer Vorstellung macht ihre Erhabenheit noch fühlbarer. Eben die Hoheit der Sele, eben das überwallende Gefühl von der Würde der Nation, eben das Feuer in der Erzählung einer That, als in ihrer Vollbringung; und man sieht es wohl dem Geschichtschreiber an, daß er nicht verdient unter seinen Helden

Helden zu ſtehen, und daß er nicht weniger fähig iſt, heroiſch zu handeln, als heroiſch zu beſchreiben. Und wenn man dem Geſchichtſchreiber die häufigen Reden ſeiner Feldherrn, Staatsmänner, Geſandten ſo hoch anrechnen wil; haben denn dieſe nicht geredet, und läßt er ſie nicht ſo reden, wie ſie nach ihrem Charackter und nach der Lage der öffentlichen Sache haben reden können? Macht denn ein wenig Schmuck, eine kleine Zugabe der Beredſamkeit, die ihnen der Geſchichtſchreiber leihet, daß ſie ohne ſie nicht eben ſo nachdrücklich von ihren Gegenſtänden hätten reden ſollen? Wie ſehr belebt ſich nicht die Geſchichte eines Livius, indem der Erzähler ſich gleichſam verbirgt, ſeine Helden auf die Bühne treten, ſie reden und handeln, und uns oft in einem einzigen Ausdruck ihren ganzen Charackter auf einmal durchſchauen läßt? Nirgends trockene Erzählung; überal die lebhafteſte Mahlerei; wir hören nichts Vergangenes, wir ſehen alles gegenwärtig; und was vor vielen Jahrhunderten geſchehen iſt, trägt ſich noch einmal vor unſern Augen zu; alles reizt und unterhält die Aufmerkſamkeit, alles beſchäftigt den Verſtand und das Herz zugleich; wir werden nicht blos unterrichtet, wir werden mit den Thaten hingeriſſen, und empfinden, ohne es oft ſelbſt gewahr zu werden, erhabenen Selen nach. Mit welchem Stolz muſten nicht die Römer die Säulen des Ruhms betrachten, die ihnen ein ſolcher Geſchichtſchreiber geſetzt hatte, und wie gerecht war nicht der Tribut der Verehrung,

den ihm dafür die Nation abtrug! Viel, ſehr viel komt darauf an, daß heroiſche Thaten auch ihren Geſchichtſchreiber finden; und Alexander durfte immer dem Achil ſeinen Homer mißgönnen. Auch wenn ſich die Begebenheiten lange vor den Augen der Zeitgenoſſen erhalten, auch wenn ſie ſich in die Nachwelt hineindrängen, ſo verliehren oder gewinnen ſie doch nicht ſelten durch die Art der Erzählung; eine Wahrheit, die Ludewig, der Vierzehnte, wohl einſahe, als er zum Boileau und Racine ſeine Zuflucht nahm, und in der Beſchreibung ſeiner Feldzüge das durch ihr Genie zu erſetzen hofte, was dem ſeinigen bei der Ausführung fehlte. Unterdeſſen wie viele erhabene Handlungen liegen wohl nicht ganz in einer tiefen Nacht vergraben, weil ſie keinen Beobachter, keinen Geſchichtſchreiber, keinen Dichter hatten. Unſre Vorväter in Germanien waren mehr darauf bedacht, groſſe Thaten zu thun, als ſie aufzuzeichnen. Vielleicht mag dieſe Bemerkung der Tacitus zu jener Sentenz Gelegenheit gegeben haben, die man bei verſchiedenen franzöſiſchen Schriftſtellern findet, daß ihre Nation eben ſo viel heroiſche Tugenden unter ſich habe, als die Griechen, aber nicht ſo ſorgfältig wäre, wie dieſe, ſie aufzubewahren. Das erſte wird freilich ein Franzoſe behaupten können; denn was kan er nicht? Ueberhaupt hat jede Nation eine Fähigkeit, wenigſtens zu einer Gattung des Heroismus; und man hat noch kein Recht, die Thaten der Alten für die einzigen auf dem Erdboden oder für unnachahmlich auszugeben. Allein wir dürfen auch

nicht

nicht so wohl auf einzelne heroische Handlungen, die in einem ausserordentlichen Gemüthszustande leichter werden, und nur in gewissen Zeitpuncten, und unter gewissen Veranlassungen zu erscheinen pflegen, als auf solche sehen, die ihren Grund in dem Nationalcharackter, oder mit ihm eine Verbindung haben, und daher nicht nur häufiger, sondern auch wichtiger sind. Und wie? der Franzose wäre nicht sorgfältig genung, eine heroische That bekandt zu machen? Wer schickt sich dazu besser, als er? Wie sehr wird er nicht dazu durch den Nationalcharackter, und durch den öffentlichen Geschmack angereitzt? Und wo hat man mehr durch Pensionen Lobredner der Nation gedungen, als in Franckreich?

Indessen, auch einige Uebertreibungen hinweggerechnet, müssen wir es den Franzosen als ein Verdienst zuerkennen, daß sie mehr, als andere, öffentliche Thaten zum Ruhm und zur Begeisterung der Nation zu preisen bedacht sind. Man mus einer Nation oft vorhalten, was sie gethan hat, um noch mehr von ihr zu erlangen; man mus sie durch lebhafte Schilderungen der grossen Männer, die sie in ihrem Schooße hervorgebracht, und der Wunder, die sie verrichtet, zum Gefühl ihrer Würde, und ihrer Stärke wecken; man mus ihr ein Vertrauen zu sich selbst tief einprägen, daß ihr nichts unmöglich sei, daß sie an Macht und Ruhm sich noch viel mehr erheben könne, daß sie ihr Glück nirgends ausser sich, sondern allein in der rechten Anwendung ihrer Kräf-

te, zu ſuchen habe; man mus in den Geſetzen, in den Gerichtshöfen, in den öffentlichen Veranſtaltungen überal die Begriffe der Ehre geltend machen, und die Bewegungsgründe einer freiwilligen und uneigennützigen Tugend ausbreiten; man mus ihr einen gerechten Stolz über die perſönliche Gröſſe ihres Monarchen einflöſſen, und ihr alle die wichtigen Verbindlichkeiten, die daher entſtehen, fühlbar beſchreiben; man mus jeden patriotiſchen Mann bewilkommnen, die Staatsſchriftſteller, die durch eine merckliche Ueberlegenheit an Weisheit und Edelmuth Anſehen genung haben, laut reden laſſen, die Aebte, die den Tod fürs Vaterland preiſen, und die Oleime, die die Siege beſingen, dahin ſtellen, wo ſie vom ganzen Volke gehöret werden, und jede Bruſt erſchüttern können. Dieſes immer gegenwärtige Bewuſtſeim ihres eigenen Werthes, dieſe Zuverſicht auf ihre Stärke, dieſe ſichere Erwartung eines höhern Ruhms wird almählich der Denkungsart einer ganzen Nation eine gewiſſe Elaſticität geben, vor dem Feinde einen glühenden Muth, in der Wiederwärtigkeit eine unbeſiegbare Standhaftigkeit; ſie bei jeder Veranlaſſung zu einer Menge der herlichſten Thaten begeiſtern; ihr den Beifal aller Herzen, die Achtung entfernter Völker zureiſſen, und ſie auf einen Felſen ſtellen, an welchem jede eiferſüchtige Unternehmung ſcheitern mus.

Wenn der Heroismus ſich erſt eines Theils der Nation bemächtigt hat, ſo wird er ſich nicht blos an

den

den ersten Männern im Staate auszeichnen, er wird auch in den untern Klassen seine Züge hervorbrechen lassen; Leute von gemeiner Herkunft und Erziehung werden in kurzer Zeit ihre rohe Natur ausziehen, und nach den ihnen gegenwärtigen Mustern sich zu heroischen Gefühlen erheben; Soldaten werden nicht blos in Tapferkeit, einer sehr oft mechanischen Tugend, sondern auch in edelmüthigen Gesinnungen ihren Generalen nacheifern; alles wird gleichsam Eine Bildung und Eine Farbe annehmen, alles wird zu Einem Geschlechte zu gehören scheinen. "Wo wilst du hin?„ ruft der Herzog von Luxemburg in der Schlacht bei Nerwinden einem Soldaten zu, den er aus seinem Gliede treten sieht. "Ich wil vier Schritte von hier sterben,„ antwortet dieser, indem er seinen Rock aus einander schlägt, und eine tödliche Wunde zeigt; "aber ich danke dem Himmel, daß ich das Leben für meinen König verliehre, und unter einem so würdigen General gefochten habe. Ich kan Ihnen iezt, da ich dem Tode nahe bin, die Versicherung geben, daß unter meinen Cameraden kein einziger ist, der nicht eben so gesint wäre.„ Bei dem Leichenbegängnisse des General-Feldmarschals, Moritz, Grafen von Sachsen, in der Hauptstadt des Elsaßes kommen zween Soldaten, die unter ihm gedient hatten, in den Tempel, wo seine Asche eingesenkt war. Sie nähern sich stillschweigend, mit traurigem Gesichte, und mit Thränen in den Augen. An dem Fuße des Grabes bleiben sie stehen, sehen

es an, benetzen es mit ihren Zähren. Hierauf zieht der eine seinen Degen, setzt ihn auf den Marmor des Grabmals, gleichsam als ob die Asche des Helden die Kraft habe, Tapferkeit mitzutheilen. Seinen Cameraden ergreift eben diese Empfindung, daß er seinem Beispiele folgt. Sodann gehen sie beide, mit den Augen auf den Boden geheftet, weinend hinweg, ohne ein einziges Wort zu sagen. — Solche Ausdrücke der erhabensten Empfindungen werden sich in den mannigfaltigen Klassen einer Nation häufen; und, wenn der Geschichtschreiber ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, sie anzumerken, hervorglänzender erscheinen, jede empfindende Sele rühren, und zur Nacheiferung wecken. Wie viele ähnliche heroische Züge zeigt uns nicht die Geschichte in ihrem schönsten Lichte? Sorgfältig bewahrten die ehrwürdigen Schriftsteller des Alterthums sie auf, zur würksamen Begeisterung der Zeitgenossen, zum unauslöschlichen Ruhm bei den Nachkommen. Ihr Geschichtschreiber der neuern Nationen, gehet hin, und thut desgleichen!

Vornehmlich wenn eine Nation, in gewissen Zeitpunkten aus ihrer Ruhe herausgerissen, in eine ausserordentliche Thätigkeit gesetzt wird, wenn sie, die gekränkten Rechte gedrückter Völker zu vertheidigen, und die Beleidigungen zu rächen, den öffentlichen Unternehmungen vol Muth, vol Zuversicht, vol Begeisterung durch den immer gegenwärtigen Gedan-

Gedanken an die Monarchin, entgegenschreitet, wenn sie bei der Anspannung ihrer mächtigen Triebfedern grosse Erwartungen erweckt, und sie alle übertrift, wenn sie ganz in Arbeit ist, um ihre Ansprüche auf die Unsterblichkeit ihres Ruhms zu erweitern; dann ist es Zeit, auf alles aufmerksam zu sein, was sie ausführt, und was sie ausführen wil, dann mus der patriotische Geschichtschreiber von That auf That schauen, und sie vor den Augen der bewundernden Jahrhunderte auszubreiten bedacht sein. Welche Scene war unsern Tagen vorbehalten! Heil uns, ihr Zeitverwandte, daß wir sie sehen! Die Nachwelt wird uns beneiden; denn die Geschichte faßt ihre Größe nicht ganz.

Romanzen der Deutschen.

Mit einigen Anmerkungen über die Romanze.

Leipzig,
bey Christian Gottlieb Hertel.
1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Man theilt hier den Freunden des Vergnügens und der Poesie unsre besten Romanzen, die bisher nur hie und da zerstreuet anzutreffen waren, in einer bequemen Sammlung in der Erwartung mit, ihnen dadurch eben so viele

frohe Stunden zu machen, als der Herausgeber in der Gesellschaft einiger seiner Freunde und Freundinnen oft darüber genossen hat. Dis allein ist die Veranlassung und die Absicht seines Unternehmens, woraus er sich kein eigenes Verdienst machen kann.

Die Romanze gehört unstreitig zu den Bereicherungen, welche erst die neue Poesie erhalten hat. Nicht als wenn den griechischen und römischen Dichtern Stof oder Erfindungsgeist dazu gefehlt hätte; sondern weil sie in der Bearbeitung höherer Gegenstände

ver

vermuthlich mehr Vergnügen, mehr edle Beſchäftigung des Genies zu finden glaubten. Sie hatten in ihrer Geſchichte, in der wahren ſo wohl als in der fabelhaften, einen reichen und mannichfaltigen Vorrath von ſonderbaren, abentheuerlichen und lächerlichen Begebenheiten, Vorfällen, Charaktern, u. ſ. w. Sie ließen dieſen Vorrath ſelbſt in gröſſeren Werken der dramatiſchen und epiſchen Poeſie nicht ungebraucht; ſo gar ihre Oden und Lehrgedichte erhielten oft davon einen gewiſſen Anſtrich. Nur ſcheint es, daß ſie dasjenige, was nachher als ein

besonderer Stof für die Romanze bearbeitet worden, nicht für wichtig genug gehalten, und daraus eine besondere Dichtungsart zu bilden; sie nutzten es blos als Nebenwerk in größern Gedichten. Man begreift von selbst, daß in den Poetiken der Alten keine Regeln für die Romanze, auch wenn diese Dichtungsart keinen so neuen Namen hätte, zu suchen sind.

Die Romanze, als eine besondere Dichtungsart betrachtet, hat vornehmlich in Spanien, England, Italien, Frankreich und bey uns Genies gefunden,

den, die ſie durch vortrefliche Muſter empfohlen, und ſelbſt berühmt gemacht haben. Ich ſage, daß es Genies geweſen ſind; denn auch dieſe Dichtungsart erfordert bey aller anſcheinenden Leichtigkeit eben ſo wohl, wie jedes andere Lied, wie jede andere Erzählung, eine gewiſſe Miſchung höhern Fähigkeiten des Geiſtes, um glücklich bearbeitet zu werden.

Man hat ſich bisher begnügt, die Romanzen mit Vergnügen zu leſen, und in allgemeinen Lobſprüchen zu erheben oder bey den Anzeigen nur hie

und da einzelne und wenig bestimmte Anmerkungen einzustreuen. Selbst in den besten neuen Poetiken wird der Romanze fast gar nicht gedacht, unterdessen daß sich immer so viele neue Muster vermehrten.

Auch unter den Deutschen scheint der Kunstrichter bisher zu gleichgültig gegen sie zu seyn. Klotz * wünschte zwar von Jacobi, da dieser die Romanzen des Gongora übersetzt lieferte, eine

* Deutsche Bibl. 1. B. 2. St. S. 1.

eine Nachricht von dem Urſprunge dieſer Dichtungsart und von ihrer verſchiedenen Geſtalt bey verſchiedenen Völkern zu leſen, und zeigte ihm einige Quellen an, woraus er ſchöpfen ſollte. Allein die Nachricht von Jacobi iſt nicht erſchienen; und die Quellen *, wohin er gewieſen ward,

* Die Stelle in Henaults nouuel abregé chronologique de l'hiſtoire de France. 4mo edit. Paris 1752. iſt dieſe. Les Benedictins Auteurs de l'hiſtoire litteraire de France (Tom. VI. et VII.) diſent, que les Romans ont commen-

hätten ihm auch wenig Hülfe geben können, indem sie blos so etwas von dem

mencé chez nous au dixiéme siécle et refutent aussi bien le Maire, l'Abbé Fleuri, Dom Calmet, et le derniet historien de la ville de Paris, qui les font moins anciens de deux cent ans: comme la Langue *Romance* (une langue mêlée de Franc et de mauuois Latin) etoit alors la plus vniuerfellement entendue, les auteurs de cos fortes d'auvrages la préférerent à toute autre, pour publies leurs fictions et leurs contes, qui

dem Urſprung der Romane anzeigen. Und wenn auch die Romanze mit dem Roman einige Verwandtſchaft hat, wenn jene von dieſem ihre Abſtammung herleiten mag, auch beyde in dem Abentheuerlichen der Begebenheit und in der poßierlichen und drolligten Art

qui de-là prirent le nom de *Romans*. — Etwas Näheres, wie wohl überhaupt noch ſehr wenig enthält die andere angewieſene Hülfsquelle, in der Sammlung vermiſchter Schriften zur Beförderung der St. W. 6ten B. S. 253. 254.

Art der Erzählung zusammentreffen können; so sind doch die Gränzen in die Augen fallend, wo die Romanze in ihrer jetzigen eigenthümlichen Gestalt von dem Roman abweicht.

Zwar nicht unbekannt ist der rohe Ursprung der Romanze; aber welches eigentlich ihre erste Gestalt gewesen, wie viele Abänderungen sie von dem Geist und den Sitten einer jeden Nation, bey welcher sie emporgekommen, besonders von dem würklichen Abentheuerlichen in der politischen und religiösen Denkungsart mancher Zeitpunkt:

punkte adoptirt, durch welche Gänge und Mischungen dieses geschehen, u. s. w. eine solche Untersuchung, genau und chronologisch ausgeführt, fehlt noch, und würde, wenn sie mit einiger Vollkommenheit erschiene, als ein wichtiger Beytrag zur Geschichte, nicht blos der poetischen Kunst, sondern auch des menschlichen Geistes anzusehen seyn. Sie würde aber nicht blos durch eine mehr als gemeine Kenntnis vieler noch wenig bekannten Schätze der ältern ausländischen Litteratur, sondern auch durch einen wahren philosophischen Geist in der Bear-

bei-

beitung das erſt werden können, was ſie ſeyn ſollte. Der Mann, der beydes und dabey Muße genug hat, mag dieſen Wink verſtehen, und ein Feld zu befeuchten verſuchen, das faſt noch gar nicht bearbeitet iſt, und das nichts weniger als öde zu liegen, verdient. Die Anmerkungen, die hier über die Romanzen mitgetheilt werden, können für nichts weiter als für einen flüchtigen und unvollkommenen Verſuch gelten, der erſt dann einiges Verdienſt hat, wenn er jene beſſere Arbeit veranlaßt haben wird.

Es läßt ſich denken, wie bey allen älteſten Völkern Stof zur Romanze vorhanden ſeyn können. Ehe ein Volk einen gewiſſen Grad der Lectür erreicht, iſt es dem Irrthum, dem Aberglauben, dem Hang zum Wunderbaren, mehr als nachher, unterworfen. Die Fabel vertrit die Stelle der Geſchichte. Je abentheuerlicher die Erzählungen ausfallen, deſto mehr Beyfall und Anhänger pflegen ſie zu finden. Und da faſt alle Völker die Gewohnheit mit einander gemein hatten, nicht allein die wahre Geſchichte, ſondern auch die geglaubten Aben-

theuer ihrer und der verflossenen Zeit abzusingen; so waren sie der eigentlichen Romanze schon so nahe, daß nichts als die Bestimmung der Form mehr übrig zu seyn schien. Aber nur da, wo das dichterische Genie zu seiner Reife zu gelangen Zeit und Veranlassung fand, konnte es aus dem rohen Vorrath sich auch mehr zu der Bildung der Romanze hinarbeiten.

Vermuthlich wird man bey vielen Völkern wenigstens einige vorläufige Spuren der Romanze antreffen. Ohne Zweifel ist aber Spanien ihr wah-

wahres Vaterland. Die Creuzzüge, die Ritterabentheuer, die Meynung von Riesen, Zaubereien, Drachen und andern phantastischen Geschöpfen, kurz Aberglaube und Galanterie, die von jeher dem Spanier so eigenthümlich waren, mußten leicht einen Vorrath liefern, den man mit neuen Einfällen erweiterte, und bey der vorzüglichen Neigung zu singen, durch den Gesang belebte. Die Romanze ist daher nicht allein eine der ältesten Dichtungsarten bey dieser Nation, sondern fast alle ihre Dichter haben sich auch damit beschäftigt. Noch jetzt lieben die Spa-

nier vorzüglich die Romanze, wie Baretti versichert *. „Sie verstehen, sagt er, darunter ein Gedicht, das aus solchen Strophen besteht, die Coplas oder Sequndillas heißen, die sie oft singen, oder aus ungereimten Versen, die sie in einem besondern singenden Ton ablesen. Solche Romanzen enthalten insgemein ein Mirakel, oder eine heilige Geschichte, oder eine Kriegs- oder Liebes-Begebenheit. Ihre Anzahl ist unbeschreiblich groß.“ Sie singen die Romanzen zu ihrer Quitarre aus dem Stegereif mit eben so vieler

* Reisen 1ster Th. S. 374.

ler Fertigkeit, wie die Improviſatori in Italien. — Auch hier iſt die Romanze nicht ohne Glück geblieben. — Der liederreiche Franzoſe gab ihr die Leichtigkeit und Naivität, aber auch zuweilen den Geiſt des Leichtſinns und der Tändeley, der ſeine Gedichte von dieſer Art bezeichnet. — Einer eigenen Sammlung ſeiner älteſten Romanzen kann ſich allein der Engländer rühmen *.

* Reliques of ancient english Poetry etc. 8. London 1765. S. neue Bibl. der Sch. W. 1ſten B. S. 176. 2ten B. S. 54.

Unſre alten Minneſinger lebten in Zeiten, wo Ritterthaten und Galanterie noch eine Denkungsart erhielten, die unſrer einheimiſchen Romanze etwas von dem Geiſt ihres ſpaniſchen Urſprungs mitzutheilen fähig war. Das Abentheuerliche hatte indeſſen ſchon eine gewiſſe Milderung angenommen, ſo wie die Sitten mehr Verfeinerung, als in jenen rohen Zeiten, wo die Romanze ſich zuerſt aus ihrer Hülle zu entwickeln anfieng. Die Liebe mit allen ihr zugehörigen ſanften Empfindungen, und mit mancherley nicht ungewöhnlichen Vorfällen, ohne eine merk-

merkliche Vermischung mit den Wunderbaren und Unnatürlichen, ritterliche Höflichkeit, Tapferkeit und Edelmuth bildeten den Charakter des damaligen Zeitalters und der Poesie. Manche alte Minnelieder sind **romanzenmäßig**, ohne daß man es eben wagen könnte, sie für Romanzen im engern Verstande zu erklären.

Später erst, und nachdem wir schon lange in andern Fächern die vortreflichsten Meisterstücke der Poesie aufzuweisen hatten, erhielten wir Romanzen, nach der Bildung, welche diese

Dichtungsart bey den Ausländern angenommen hatte. **Gleim** war der erste, der 1756 einen Versuch wagte, der von Kennern mit Recht als ein Meisterwerk aufgenommen ward. Nach ihm erschien **Löwen** und bald darauf **Schiebeler**, die zwar nicht einerley Stof für die Romanze bearbeiteten, die aber beyde mit Glück und Beyfall sangen. Man weiß, worinn sie noch übrigens von einander unterschieden sind, und das besondere Verdienst eines jeden dieser Dichter ist längst bestimmt. Ein neuer ungenannter Dichter, der in diesem Jahre die **Romanzen**

zen, 8. Mietau, herausgegeben, hat gezeigt, daß er ein vorzügliches Talent zu dieser Dichtungsart besitzt. Diese drey letzten Dichter haben bisher unter uns die meisten Romanzen geschrieben, und daher auch den größten Theil zu dieser Sammlung beygetragen, obgleich darinn nur diejenigen ihre Stücke, welche die vollkommensten schienen, aufgenommen sind. Andre unsrer Dichter, die zum Theil in andern Fächern der Poesie mit einem vorzüglichen Ruhm glänzen, und neben ihnen einige junge Genies haben uns Romanzen geliefert, die nicht weniger

eine Zierde dieſer Sammlung ſind. Der Herausgeber hält ſich an dieſem Ort nicht berechtigt, eine kritiſche Beurtheilung und Vergleichung dieſer Romanzen anzuſtellen, ſo wenig er ſich erlauben können, darinn vor dem Abdruck irgend etwas zu ändern, ob gleich er hie und da wohl gewünſcht hat, den Dichter mit ſeiner eigenen Feile in der Hand bey ſich zu ſehen und ihm zu kleinen Abänderungen einen Wink zu geben.

Wir übergehen hier die größern hiſtoriſchen Romanzen, z. B. Raſpens Hermin und Gunilde (Leipzig 1766.)

1766.) **Gleims Alexis und Elise** (Berlin 1771.) **Willamovens Galwine** (Petersburg 1773.) welche zu unsern besten Versuchen dieser Art gehören, und bleiben blos bey den kleinern **lyrischen Romanzen** stehen. Man sieht, daß unsre Dichter mehr als einerley Art von Stof in den Bezirke der Romanze hineingezogen und mannichfaltige Gegenstände oft mit mannichfaltiger Kunst behandelt haben. Einige haben aus der Mythologie, andere aus den würklichen Begebenheiten des Alterthums; einige aus unsrer ältern Geschichte, andere aus gewis-

gewiſſen gewöhnlichen Vorfällen des Lebens geſchöpft; das Natürliche und das Abentheuerliche, die Wahrheit und den Aberglauben, die Thorheiten der alten Welt, und die Abgeſchmacktheiten der neuern, die Auftritte in der Stadt und dem Lande hat man zu benutzen gewußt. Einige haben mehr die Empfindung, andere mehr den Witz in ihren Romanzen herrſchen laſſen, ohne ſich bey allen dieſen Abwechſelungen aus dem Gebiete dieſer Dichtungsart zu entfernen, ohne den Gang und den Ton zu verliehren, der ihr eigenthümlich gehört. Es möchte

alſo wohl ſchwer ſeyn, der Romanze genau beſtimmte Gränzen vorzuzeichnen, worinn ſie ſich eingeſchloſſen halten ſollte; ſie ſcheint einen eben ſo großen Anſpruch auf Freyheit zu haben, wie das Lied überhaupt.

Wenn indeſſen die Romanze einen Hauptcharakter annehmen ſoll, der ſie von den übrigen Gattungen des Liedes unterſcheidet; ſo ſcheint dieſer Charakter ſo wohl durch die **beſondere Eigenſchaft des Stofs**, als auch durch die **Art der Behandlung** deſſelben beſtimmt zu werden. Die beſondere Eigenſchaft des der Romanze

angemeſſenen Stofs iſt das **Abentheuerliche**, eine Art des falſchen Wunderbaren. Dieſes Abentheuerliche kann in **Begebenheiten**, in **Handlungen**, in **Sitten**, in **Charakteren** liegen. — Es iſt wenigſtens wahrſcheinlich, daß es bey allen Völkern Zeitpunkte gegeben, wo man das Abentheuerliche, ſo bald es ſich zeigte, im Ernſt annahm, es für wahr und glaubwürdig hielt. Man breitete es durch die Erzählung, durch den Geſang aus; Unwiſſenheit und Vorurtheil befeſtigten den Glauben, den es fand. Das Licht der Vernunft und

der

der Wiſſenſchaften gieng auf. Man erblickte das Abentheuerliche, aber von einer andern Seite. Man erzählte es wieder nach, aber nicht mehr als ein Stück des allgemeinen Glaubens, ſondern zum Spott, zur Beluſtigung. So ſcheint es in der That, daß die Romanze von dem würklichen Abentheuerlichen zu dem erdichteten übergegangen iſt. Um ſich an ihren urſprünglichen Charakter zu halten, wähle die Romanze einen abentheuerlichen Gegenſtand, der ſich noch überdies ſehr wohl für kleine ſcherzhafte Werke ſchickt.

Das

Das Abentheuerliche iſt ſo wohl nach den Graden ſeiner Entfernung von dem Natürlichen, als auch nach den Zeiten und nach den Meynungen der Nationen ſehr verſchieden. Aber jedes Volk wird davon wenigſtens in ſeiner ältern Geſchichte einen gewiſſen Vorrath finden. Der Dichter, der intereſſiren und nutzen will, darf dieſen einheimiſchen Vorrath nicht ungebraucht liegen laſſen. Ueberhaupt finden ſich, auch wenn man eben nicht in die älteſten Zeiten zurückſteigen will, bey einer jeden ſchon gebildeten Nation noch immer gewiſſe kleine Begebenheiten,

ten, Vorfälle, Handlungen, Gewohnheiten und Meynungen, die nahe an das Groteske und Abentheuerliche angränzen, und die sich dem Dichter besonders für die Romanze anzubieten scheinen. Wenn die Absicht der Romanze nicht blos auf eine kurze und leere Belustigung geht, wenn sie so gut, wie überhaupt die Satire und wie das Epigram, durch Verspottung des Thörigten und Lächerlichen unterrichten will, wie sie es kann; so scheint es, daß sie ein noch weit fruchtbareres Feld suchen könnte. Unsre neuen Bardengedichte beschäftigen sich mit den Tu-

genden unſrer Vorfahren, die ſeltener unter uns geworden; die Romanze mag ſich mit ihren Thorheiten beſchäftigen, die unter uns nicht ſo ſelten geworden. Wenn ſie aus unſerm einheimiſchen Vorrath ſchöpfen wollte, würde ſie nicht, wenigſtens in Abſicht auf uns, weit nützlicher werden können? Es giebt ſo mancherley Erſcheinungen auf den Schauplatz des ſittlichen Lebens, die uns nahe angehen und die in ihrer lächerlichen Geſtalt abgebildet, weit lehrreicher werden können, als die ſinnreichſten Verkleidungen der Mythologie, als die alltäglichen

chen Mordgeſchichten oder andere ihnen ähnliche Auftritte aus der gemeinen Welt.

Wäre noch das Kloſterleben bey uns mehr in der Mode, ſo würde die Romanze daraus manchen intereſſanten Vorwurf herausheben können. Abbt hat ſchon in ſeinen freundſchaftlichen Briefen * einen neuen Vorſchlag zu **Cloſtergedichten** gethan, den unſre Dichter bisher faſt noch gar nicht genutzt haben. Indeſſen hat

* Berlin. 1771. S. 59.

Gleim in seiner Philaidilis, die sich in dieser Sammlung befindet, eine Closterromanze versucht, die nicht die einzige dieser Art zu bleiben verdiente.

Auch die Art der Behandlung kann den eigenthümlichen Charakter der Romanze bestimmen helfen. Leichtigkeit und Simplicität muß sie schon überhaupt mit dem Liede gemein haben; auch wird ihr die Naivität in der Empfindung, noch mehr aber in der Erzählung oft unentbehrlich seyn. Das Persönliche der Romanze aber, in Rücksicht auf die Behandlung, ist

ein

ein aus Laune und Drolligkeit, aus einer verſtellten Einfalt, affectirten Ernſthaftigkeit, Traurigkeit, Mitleiden, Verwunderung u. ſ. w. gebildeter Ton, der hervorſtechend iſt, und durch das ganze herrſcht. Dieſer Ton macht mit dem Abentheuerlichen des Stofs den weſentlichen Theil von dem Charakter der Romanze. Er kann ſich heben, er kann zuweilen wieder ſinken, nachdem es der Gang der Erzählung oder die Abänderung des Vorwurfs erfordern.

Alles, was mühſame Kunſt und Fleiß, Beſtrebungen nach Witz, Be-

mühungen nach Zierlichkeit in Wendungen und Schimmer im Ausdruck verräth, ist besonders in der Romanze unerträglich. Die Einfalt ist ihr erstes Gesetz und ihre höchste Tugend. Kleine Nachläßigkeiten, die der Würkung des Ganzen nicht nachtheilig sind, haben oft einen vorzüglichen Werth. Ja der Romanzendichter kann oft so gar eine Verbindlichkeit haben, veraltete Wörter und Redensarten *, gewisse Burleske und niedrigkomische Ausdrücke (die von den gemeinen

* S. die Romanze Wandsbeck.

nen und pöbelhaften wohl zu unterscheiden sind) gewisse **gangbare Sprüchwörter** ꝛc. hervorzusuchen und mit Verstand zu gebrauchen.

Die **Versart** in der Romanze ist die beste, die **kurz, leicht, fließend** und **forteilend** ist. Fast alle unsere Romanzendichter haben sich einer solchen mit Glück bedient.

Einige Dichter schließen mit einer **Moral**, andere fangen damit an, und noch andere lassen sie ganz weg. Es ist dieses bey der Romanze eben so

willkührlich, wie bey der Fabel, und noch mehr, da jene nicht ein so bestimmtes Amt zu lehren hat, als diese.

Nach diesen Anmerkungen über den Charakter der Romanze, die vielleicht andere mit mir für richtig halten werden, weil ich noch am Beschluß ein paar Urtheile französischer Kunstrichter, die einzigen, die mir über diese Dichtungsart und vornehmlich über die musicalische Composition derselben zu Gesichte gekommen, blos abschreiben, da ich sonst keinen besondern Gebrauch von ihnen zu machen weiß. Der

Ken-

Kenner mag es ſelbſt überlegen, wie weit dieſe Urtheile richtig, wie weit ſie beſtimmt, oder unbeſtimmt ſind.

In der Encyclopédie wird von der Romanze dieſe Beſchreibung gegeben. Romance, vieille hiſtoriette écrite en vers ſimples, faciles et naturels. La naïveté eſt le caractere principal de la romance. Ce poëme ſe chante, et la muſique francaiſe, lourde et niaiſe, eſt très-propre à la romance; la romance eſt diviſée par ſtances. M. de Montyrix en a compoſé un grand nombre. Elles ſont

toutes d'un gout exquis, et cette ſeule portion de ſes ouvrages ſuffiroit pour lui faire une reputation bien meritée. —

Rouſſeau im Dictionnaire de Muſique. Romance, air ſur lequel on chante un petit Poëme du même nom, diviſé par couplets, duquel le ſujet eſt pour l'ordinaire quelque hiſtoire amoureuſe et ſouvent tragique. Comme la Romance doit être écrite d'un ſtyle ſimple, touchant, et d'un goût un peu antique, l'air doit répondre au caractere des paroles; point d'ornement, rien de maniére, une melo-

mélodie douce, naturelle, champêtre, et qui produiſe ſon effet par elle-même, indépendamment de la maniere de la chanter. Il n'eſt pas néceſſaire que le chant ſoit piquant, il ſuffit qu'il ſoit naïf, qu'il n'offusque point la parole, qu'il la faſſe bien entendre, et qu'il n'exige pas une grande étendue de voix. Une Romance bien faite, n'ayant rien de ſaillant, n'affecte pas d'abord; mais chaque couplet ajoute quelque choſe à l'effet des précédens, l'intérêt augmente inſenſiblement, et quelquefois on ſe trouve attendri jusqu'aux larmes ſans

pou-

pouvoir dire où eſt le charme qui a produit cet effet. C'eſt une experience certaine que tout accompagnement d'inſtrument affoiblit cette impreſſion. Il ne faut, pour le chant de la Romance, qu'une voix juſte, nette, qui prononce bien, et qui chante ſimplement.

Ver-

Verzeichnis der Romanzen.

I. Marianne, Gleim. S. 1
II. Der Raub der Sabinerinnen. Romanzen, Mietau, 1774. 14
III. Die Warte. Ungen. Anthologie der Deutschen 3. Th. Leipzig, 1772. 18
IV. Phaeton. Romanzen, Mietau, 1774. 23
V. Hanchen. Weiße. 32
VI. Pyrenens und die Musen. Schiebeler. 34
VII. Der Pavian und die junge Frau. Romanzen, Mietau, 1774. 37
VIII. Damon und Jsmene. Gleim. 40
IX. Der Fall des Vulkans. Schiebeler. 44
X. Kunz im Monde. Ungen. Almn. der deutsch. Musen, 1771. 46
XI. Pygmalion. Schiebeler. 48
XII. Das betrogene Bauermädchen. Weiße. 51

XIII. Rübenzahl. Schiebeler. S. 53
XIV. Das entweihte Nonnenkloſter. Löwen. 56
XV. Held Telemachs Höllenfahrt. Romanzen. Mietau, 1774. 60
XVI. Lucretia. Löwen. 66
XVII. Pandore. Schiebeler. 63
XVIII. Die durch den Teufel beſtrafte Sybille. Ung. Taſchenbuch für Dichter. 1 Abh. Leipzig, 1774. 72
XIX. Der Flotenſpieler Agamemnons. Schiebeler. 81
XX. Der geprellte Junker. Weiße. 84
XXI. Don Bellamis. Löwen. 86
XXII. Ariadne und Theſeus. Schiebeler. 90
XXIII. Der auf ſeine Güter verbannte Phöbus. Romanzen, Mietau, 1774. 93
XXIV Alcindor. Schiebeler. 96
XXV. Die an ihrem Argus ſich rächende Ehefrau. Löwen. 100
XXVI. Antiope und Telemach auf der Hetze. Romanzen, Mietau, 1774. 103
XXVII. Die blinde Kuh. Michaelis. 109
XXVIII. Apollo und Hedera. Schiebeler. 112

XXIX.

XXIX. Der Marjonettenſpieler. Löwen. S. 118
XXX. Die wohl ausgedachte Rache. v. Cronegk. 123
XXXI. Duell Amors. Romanzen, Mietau, 1774. 126
XXXII. Die Gleichen. Ungen. Anthologie der Deutſchen, 3. Th. 1772. 129
XXXIII. Honeſta. Schiebeler. 132
XXXIV. Junker Hans aus Schwaben. Löwen. 134
XXXV. Acteon. Ungen. Almenach der deutſchen Muſen, 1773. 138
XXXVI. Graf Ludewig von Gleichen. Löwen. 141
XXXVII. Unter Chloens Fenſter geſungen von ihren Liebhaber im Jenner beym Mondſchein. Löwen. 144
XXXVIII. Wettſtreit der Töchter des Königs Pierus mit den Muſen. Schiebeler. 147
XXXIX. Die verliebte Verzweifelung. Löwen. 150
XXXX. An eines Freundes Hochzeitfeſte. Löwen. 152

XXXXI. Mutterlehren, an einen reisenden Handwerksburschen. Denis. S. 155

XXXXII. Leander und Ismene. Ungen. Almenach der deutschen Musen, 1774. 160

XXXXIII. Adelstan und Röschen. Hölty. 172

XXXXIV. Wandsbeck. Bode. 177

XXXXV. Philaidilis. Gleim. 185

XXXXVI. Der Riese und der Zwerg. Lichtwer. 190

I.

Marianne *.

Die Eh' iſt für uns arme Sünder
Ein Marterſtand;
Drum, Eltern, zwingt doch keine Kinder
Ins Eheband.
Es hilft zum höchſten Glück der Liebe
Kein Rittergut;
Es helfen zarte keuſche Triebe,
Und friſches Blut.

Dies wußte Fräulein Marianne
So gut als ich;
Dem ſchönſten, jüngſten, treuſten Manne
Ergab ſie ſich.

* Gleim.

Mama! sprach sie, ich bin zum Freien
Nicht mehr zu jung?
Und, einem Manne mich zu weihen,
Schon klug genung.

Ich kann es länger nicht verheelen
In meinem Sinn,
Mama! daß ich von Grund der Seelen
Verliebet bin.
Verliebt? in Wen? — Ich will ihn nennen,
Ich will; allein,
Sie müssen ihn nicht hassen können
Und gnädig seyn.

Versprechen sie mir das, Mamachen!
Seyn sie so gut!
Dann weis ich ja, daß mein Papachen
Es auch gleich thut.
Leander — Ach! sie wollen schelten,
Ich seh es schon!
Leander? Kind? — o nein! Herr Velten
Sey Schwiegersohn!

Ja, ja, Herr Velten sollst du nehmen,
Denn er hat Geld,
Und du mußt dich zu dem bequemen,
Was mir gefällt.

Wie können junge Mädchen wissen,
Was nützlich ist?
Die meisten sind verwicht aufs küssen,
Wie du auch bist.

Herr Veiten soll ich? ach ich Arme!
Was soll mir der?
Ach, daß der Himmel sich erbarme!
Was soll mir der?
Es schwillt von Millionen Thränen,
Ihr schön Gesicht,
Und, tausendmal sagt sie mit Stöhnen:
Ich will ihn nicht!

Du willst ihn nicht? ich muß nur lachen,
Sagt drauf Mama;
Wir wollen dir den Willen machen,
Ich und Papa!
Man zwinget sie in einem Wagen,
Hält sie vermummt,
Man bittet sie noch ja zu sagen,
Und sie verstummt.

Sie sieht, nach einer kurzen Reise,
Sich eingesperrt,
Wo, nach beliebter alten Weise,
Die Nonne plärrt.

Da soll sie beten und nicht lieben;
Allein sie weint,
Sie weint, und will sich todt betrüben
Um ihren Freund.

Einst aber geht mit schwarzer Lüge
Mama zu ihr;
Mein Kind! sagt sie, kennst du die Züge
Des Schreibens hier?
Der ewge Treue dir geschworen,
Hat sie verfehlt;
Leander ist für dich verlohren,
Er ist vermählt.

Schnell rollt in einem goldnen Wagen
Herr Velten her:
Auch kommt ein Mann mit weißen Kragen
Von ungefähr.
Gequälet wird von Jung und Alten
Das arme Kind
Und die Verlobung wird gehalten,
Ach, wie geschwind!

Nun freut ein Haufen Anverwandten
Sich auf den Tanz,
Nun binden Mütter, Nichten, Tanten,
Am Jungfernkranz.

Nun schickt sich zu drey wilden Tagen
Das ganze Haus;
Und Priester gehn mit leeren Magen
Zum Hochzeitschmaus.

Nur für die Frau ist keine Freude,
Und keine Lust.
Sie quält sich mit geheimen Leide
Tief in der Brust.
Mit Zittern höret sie den Segen
Vorm Altar an;
Und seufzt, bey lauten Herzensschlägen:
Ach welch ein Mann!

Am Abend mehret sich ihr Jammer
Und ihre Pein;
Denn, ach! sie soll nun in die Kammer
Mit ihm hinein.
Wie man ein Lamm zur Schlachtbank führet,
So führt man sie;
Seht, spricht Mama, wie sie sich zieret!
Die Närrinn die!

Jedoch sie war am frühen Morgen
Nun eine Frau.
Sie theilte nun des Mannes Sorgen,
War nun genau.

Ihm ſeine Wirthſchaft recht zu führen,
So Tag als Nacht,
Und keinen Heller zu verlieren,
War ſie bedacht.

Ach, aber ach! geheime Schmerzen
Verzehren ſie;
Leander herrſcht in ihrem Herzen
So ſpät als früh.
Ach, wie mag er um mich ſich kränken!
Lebt er wohl noch?
Sie will nicht mehr an ihn gedenken,
Und thut es doch.

Oft ſitzt ſie neben einer Linde,
Und ſpricht mit ſich:
Ach! an ihn denken, das iſt Sünde!
Und die thu ich!
Könnt' ich ſie meiden, nicht mehr wiſſen
Im fünften Jahr,
Daß, ach! Leander meinen Küſſen
Einſt lieber war!

Von ſo ſchwermüthigen Gedanken
Wird ſie geplagt;
Sie ſchränkt in heilger Ehe Schranken
Sich ein, und klagt.

Einſt als ſie ſich dem Gram ergiebet,
Und einſam ſitzt,
Und ihrem Ehmann, den ſie liebet,
Mit Spinnen nützt.

Da tritt er in das ſtille Zimmer
Vergnügt herein,
Und bittet ſie, doch nur nicht immer
Betrübt zu ſeyn.
Ihm folgt ein Kaufmann, der Juwelen
Und Perlen trägt,
Und der im Innerſten der Seelen
Betrübniß hegt.

Kind, ſpricht er, kauf dir von den Waaren,
Was dir gefällt!
Wir dürfen ja nicht immer ſparen,
Sieh, hier iſt Geld!
Er giebt zwölf Thaler unerzählet,
Und pfeift und lacht,
Und geht, weil ihm ein Braten fehlet,
Hin auf die Jagd.

Nun ſteht, mit zitternden Geberden,
Der Kaufmann da,
Voll Furcht, von der gehaßt zu werden,
Die ihn itzt ſah;

E

Weil von den Rosen seiner Wangen
Ein langer Bart
Herab hieng, und, wie sie vergangen,
Geschen ward.

Die Augen niederwärts geschlagen,
Sieht sie ihn an;
Was habt ihr, fängt sie an zu sagen,
Mein lieber Mann?
Er zeigt ihr seine Waaren, schweiget,
Und spricht kein Wort.
Doch geht, so oft er ihr was zeiget,
Ein Seufzer fort.

Ach, denkt sie, warum so betrübet?
Er jammert mich!
Sein Gram ist groß, gewiß er liebet,
Und seufzt, wie ich.
Sie fragt ihn: Was für stille Schmerzen
Erduldet ihr?
Ist Liebesgram in eurem Herzen?
So sagt es mir!

Der Gram, mit welchem ich mich quäle,
Verzehret mich;
Madam, er bleibt in meiner Seele
Wohl ewiglich.

Ein

Ein einzig Kleinod war auf Erden,
Das wünscht ich mir!
Dadurch der Glücklichste zu werden,
Das wünscht ich mir!

Ich bat zu Gott, es mir zu geben
Zum Eigenthum;
Mein Haab und Guth, und selbst mein Leben
Bot ich darum!
Mein einzger Wunsch, und meine Freude
War, es zu sehn.
Wie war es meiner Augen Weide!
Wie wars so schön!

Ach aber, ach! in tausend Stücken
Zerriß der Schmerz,
Der nicht mit Worten auszudrücken,
Mein armes Herz.
Verzweiflung, Treue, Glück und Ehre
Bestritt mein Haupt,
Als ich vernahm, mein Kleinod wäre
Mir weggeraubt.

Was war es? Saats; ich möcht es wissen:
Welch Kleinod kann
Euch so betrüben? darf ichs wissen?
Mein lieber Mann!

Ich dächt', euch wäre Leben lieber,
Als Stein und Gold,
Mich wunderts, daß ihr euch darüber
Todt grämen wollt.

Madam, was von entfernten Mohren
Der Geiz herholt,
Ist Kleinigkeit! was ich verlohren
Ersetzt kein Geld!
Es war mir theurer, als mein Leben,
Als alles Geld.
Ach, was hätt ich darum gegeben?
Die ganze Welt.

Einst mahlt' ich mir aus dem Gedächtniß
Das werthe Bild,
Des Himmels einziges Vermächtniß,
Das Kummer stillt.
Ein Bild ist es, darum ihr klaget?
Ach gönt es mir!
Er zieht es aus dem Busen, saget:
Hier ist es, hier!

Sie nimmt es hin. Er sichts mit Freuden
In ihrer Hand.
Es war gehüllt in Gold und Seiden,
Auswendig stand:

Von meinen zärtlich treuen Thränen
Entſteht ein Bach;
Und dieſes iſt das Bild der Schönen,
Ach Himmel, ach!

Sie macht es auf — — Allein erblaſſet,
Vom Schreck erfüllt,
Fällt ſie in Ohnmacht, denn ſie faſſet
Ihr eigen Bild.
Ach Marianne, Marianne!
Ach ſtirb doch nicht!
Ach ſieh mich, Engel! ach ermanne
Dein ſchön Geſicht!

Erweckt vom Schalle dieſer Worte
Kommt ſie zu ſich.
Freund ſpricht ſie, flieh von dieſem Orte,
Freund meide mich!
Ein andrer, ſaget die Getreue,
Hat meine Hand.
Entferne dich, denn meine Treue
Hält ihm Beſtand.

Er eilt, gehorsam dem Befehle,
Urplötzlich fort.
Ach, seufzt er, ach, geliebte Seele!
Nur noch ein Wort:
Ich sterb um dich. Er faßt im Gehen
Die Hand ihr an;
Zum letztenmal will er sie sehen,
Da kommt der Mann.

Stirb, sagt er, Räuber meiner Ehre,
Mit tausend Schmerz!
Er tobt und stößt mit Mordgewehre
Durch Beider Herz.
Leander stirbt! Und Marianne
Spricht: Gott Lob! ich
Verdient es nicht. Sie spricht zum Manne:
Du jammerst mich!

Nun hat er keine frohe Stunde;
Des Nachts erscheint
Die treue Gattinn, zeigt die Wunde
Dem Mann und weint.

Ein klägliches Gewinsel irret
Um ihn herum.
Ihn reut die That, er wird verwirret,
Er bringt sich um.

Beym Hören dieser Mordgeschichte
Sieht jeder Mann
Mit liebreich freundlichem Gesichte
Sein Weibchen an,
Und denkt: Wenn ich es einst so fände,
So dächt ich dies:
Sie geben sich ja nur die Hände,
Das ist gewiß!

II.

Der Raub der Sabinerinnen *.

Kaum war das heilge röm'sche Reich
Aus seinem Nichts entstanden,
Als dessen Stifter sich sogleich
In groſsen Nöthen fanden?
Dann wißt, in jener goldnen Zeit
Gebrachs an Weibern, so wie heut
Der goldnen Zeit an Treue.

Noch war der Römer Nam' ein Hohn
Ohn' Ahnen und Geschlechte,
Prinz Romulus ein Jungfernsohn,
Und sie verlaufne Knechte;
Auf Beuten, kunstvoll erpicht,
War ihr Gewerb' und ihre Pflicht,
Die Nachbarn zu plündern.

Sie lagen manch gebrochnes Ach!
Nach einem [illegible] Dach;
Und gähnten oft beym trocknen Schach
Nach süſserm Zeitvertreibe;
Gen Ost und Westen schickten sie
Brautwerber aus ins Land, und die
Bekamen alle Korbe.

Die

* Romanzen, H. 8. Mitau, 1774.

Die Väter sprachen ungescheut:
Laßt euch die Lust vergehen!
Für unsrer Töchter Zärtlichkeit
Sorgt selbst der Gott der Ehen;
Nehmt in ein offnes Pilgerhaus
Landstreicherinnen auf, daraus
Nach Wunsch euch zu vermählen! —

Das war den Herrn ein Schlag ins Herz; —
Krieg! Krieg nun ihr Verlangen.
Doch Romul sprach: Verbeißt den Schmerz;
Laßt mich, ich will sie fangen. —
Und gleich stellt er Komedzen an,
Und ladet dazu jedermann,
Mit Weibern und mit Töchtern.

Da sparete man keine Zier
Von Decorationen;
Und ließ, nach griechischer Manier,
Sogar die Bühne Bohnen:
Ein seidner Vorhang von Filee
Hieng itzt aus himmelnaher Höh'
Herab bis ans Parterre.

Als man zum Aufziehn fertig war,
Und klimpernd stimmte, kamen,
In Gallaschleppen, Paar für Paar,
Die schönsten fremden Damen.
Zwar, alle waren sich nicht gleich,
Die eine jung, die andre reich,
Und manche — gar Kokette.

Gleich waren junge Stutzer da,
Die sie zu Legen brachten,
Und überall, wohin man sah,
Sich Reverenze machten.
Itzt gieng das Spiel des Stückes an;
Die Frau vergaß ob dem den Mann,
Die Töchter all' der Mütter.

Doch bey des Lustspiels zweeten Akt
Fieng Nowul an zu pfeifen:
Aus war das Licht, und Spiel und Takt,
Und nun gieng's an ein Greifen;
Dort rauscht ein seidner Palatin,
Hier winselt, und dort jauchzt man kühn,
Da fallen Steckenadeln.

Die Männer waren bald verscheucht.
Weil ihrer wenig waren;
Und viele ließen auch vielleicht
Ihr Schönchen suchte fahren.
Als jeder nunmehr für Gefahr
Und Widerstande sicher war.
Gieng man, und holte Fackeln.

O! welch ein Anblick! Sehet da!
Zur Lust und zum Erbarmen!
Hier hält die runzliche Mama
Ein Seladon in Armen!
Dort drückt ein abgelebter Greis
Das jüngste Mädchen, glühendheiß,
Inbrünstig an sein Herze!

Der

Der einen mangelt Schürz' und Latz,
Der andern die Saloppe;
Die dritte führt ihr neuer Schatz
Zum Brautbett' im Galoppe;
Die vierte sträubte sich mit Macht,
Die fünfte weint, die sechste lacht,
Die siebente verzweifelt.

Ein liebes Mädchen, welches sah'
Sich ihre Mutter sperren,
Rief: Immer gehen Sie, Mama;
Ich bleibe bey den Herren.
Die alten Jungfern lachten laut,
Und jede wußte sich, als Braut,
Nicht stolz genug zu brüsten.

Zuletzt erschien Herr Romulus,
Und suchte sie zu trösten;
Doch trösteten, schreibt Livius,
Sie Nacht und Mann am ehsten.
Kurz, dieses Bräutepressen that
Für dießmal trefflich wohl, und hat
Die Herrn der Welt getragen.

III.

Die Warte*.

Lies nicht! — Entsetzen, Grausen wird
Sonst, Leser, dich ergreifen,
Wie, wenn durch bebend Espenlaub
Gewitterwinde pfeifen.

Einst gieng im bleichen Mondenschein,
Ganz einsam ich spazieren;
Denn, ach! ein Mädchen hab' ich nicht,
Sonst müßte dieß mich führen.

Bey einer Warte führte mich
Mein Mißgeschick vorüber;
Ein schneller Schauer faßte mich
Beym Kopfe, wie ein Fieber.

Ein hager schielend altes Weib
Saß unten an der Pforte.
„Wohin so spät, mein junger Herr?„
Ach! dort nach jenem Orte!

Die Nachtigallen sollen dort
In süßen Chören singen.
„Ach, sprach sie, und nahm mich beym Arm,
„Laßt Nachtigallen singen. „

So

* Ungen. Anthologie der Deutschen, 3. Th. Leipz. 177[illegible]

So bebte dem Franzosen nicht
Vor Roßbach Leib und Seele,
Als mir, denn ach, sie schleppte mich
In eine grause Höhle.

„Ihr zittert? Schämet Ihr euch nicht?
„Setzt Euch ein wenig nieder!
„Für Langerweil' erzähl' ich was,
„Ist's aus — dann geht Ihr wieder.

„Ihr seht, hieher bin ich gebannt,
„Ich bin's seit zehen Jahren!
„Durch meiner eignen Tochter Schuld —
„Wie so, sollt Ihr erfahren!

„Sie war so schön, als ich einst war,
(Hier macht ich große Augen)
„Mein Kätchen hatte Lippen, Herr,
„So, wie sie Kennern taugen.

„Kaum war sie reif, da buhlten schon
„Um sie die jungen Herren;
„Allein, wenn ich sie hüpfen sah,
„Ließ ich das Haus versperren.

„Doch plötzlich winkte mir der Tod,
„Gleich ließ ich Kätchen kommen
„Und gab ihr Lehren, welche sie
„Mit Thränen angenommen.

„Mit ernster Stimme sprach ich noch
„In meinen letzten Zügen:
„Ach, liebstes Mädchen, laß dich doch
„Von Stutzern nicht betrügen!

„Mein mütterlicher Geist soll stets
„Beschirmend um dich schweben;
„Und wenn ein junges Herrchen seufzt,
„Will ich ihm Abschied geben.

„Ach, Herzensmutter, sagte sie,
„Vom Schluchzen unterbrochen,
„Vergiß, ich bitte, nimmermehr,
„Was du mir jetzt versprochen.

„Sie drückte zärtlich noch einmal
„Mir meine kalten Hände.
„Von's Körpers Fesseln frey, flog nun
„Mein Geist durch alle Wände,

„Und flatterte dem Kätchen nach;
„Ach, sie zerfloß im Jammer —
„Doch sah ich schon den andern Tag
„Philinten in der Kammer.

„Und sie — sie nahm ihn lächelnd auf,
„Kaum werdet ihr es glauben,
„Und ließ sich endlich gar von ihm —
„Zehn schöne Küsse rauben.

„O Kätchen, Kätchen seufzt' ich da,
„Und riß voll Wut den Spiegel
„Vom Band herab; seht, dieses gab
„Philinten sogleich Flügel.

„Nun, dacht ich, ist mein Kätchen frey,
„Die Tugend nun geborgen;
„Allein Philint kömmt wieder und
„Erregt mir neue Sorgen.

„Da ward ich rasend! jeden Tag
„Ersann ich neuen Lermen,
„Drob mochte sich das süße Paar
„In seinen Freuden härmen.

„Denn ach, von meinem Kätchen ward
„Ich als Gespenst verklaget,
„Und — denket nur! den Tag darauf
„Aus meinem Haus verjaget.

„Man faßte mich in einen Sack,
„Und lief mit schnellen Schritten,
„Mich hier in dieß verhaßte Schloß
„Auf ewig auszuschütten.

„Ich seh es, lieber junger Herr,
„Wie sehr Sie mich bedauern!
„Ach, oft schon weineten mit mir
„Die eingefallnen Mauern.

„So wird jetzt mit der Tugend stets
„Nur Scherz und Spott getrieben;
„Wird sie nicht überall gelobt,
„Und überall vertrieben?

IV.

Phaeton*.

Der Götterknabe Phaeton
Pries einſtens ſeine Gaben;
Da widerſprach der Jo Sohn
Dem ſtolzen Götterknaben.

Man weiß, wie kleine Junkers ſind,
Auf ihre Väter trotzend,
Iſt Kopf und Beutel oft von Wind
Und fremden Gelde ſtrotzend.

Dies war der Fall beym Phaeton:
Stolz auf den Vater Phoebus,
Verachtet er Elyſion,
Und lachte des Erebus.

Einſt hatt' er einen Ehrenſtreit
Mit Junker Epaphuſſen,
Der ſagt' ihm! Auf Mama's Beſcheid
Sey ſelten feſt zu fußen.

Hierüber ward der Junker roth,
Lief zu Mama Klymenen,
Und klagt' ihr ſeine liebe Noth,
Mit Schluchzen und mit Thränen.

* Romanzen. Mietau. 1774.

Geliebte Mutter, rief er aus,
Hört, was die Leute sagen:
Dem Vater hättet ihr ins Haus
Ein fremdes Kind getragen.

Der Schmähung glaub' ich freylich nicht,
Doch sie zu widerlegen,
Das sag ich euch ins Angesicht,
Ist über mein Vermögen.

Darum, erlauchte Mutter, sprecht,
Woran ich es erkenne,
Daß ich mit angebornen Recht
Mich Sohn des Phoebus nenne.

Klymene — roth, von Zorn entbrannt,
Da sie die Läßrung hörte, ——
Hub an: (noch ist es unbekannt,
Ob Lieb, ob Wuth sies lehrte:)

Die schwör ich bey des Wagens Glanz
Den lichte Schimmel fahren,
Und bey des Vaters Stralenkranz
In seinen Rosenhaaren!

Zu ihm — dem Lästerer zum Hohn!
Erheb ich meine Rechte,
Und schwöre: Du bist Phoebus Sohn,
Und göttlich von Geschlechte.

Doch traust du meinen Worten nicht,
So geh ihn selbst zu fragen,
Ohnfern von hier fährt er das Licht
Spatzieren auf dem Wagen.

Der Knabe nimmt den Vorschlag an,
Borgt einen leichten Karren,
Und rollt damit, so schnell er kann,
Zum großen Rund der Narren.

Hier saß sein Vater voller Pracht
Im stralenden Pallaste,
Der, nur die Farbe nicht der Nacht,
Sonst alle in sich faßte.

Ovid, der diesen Tempel malt,
Verschwendet Kostbarkeiten;
Das bleibt vor mir: denn das bezahlt
Sich nicht zu diesen Zeiten.

Sol sah ihn schon von fern einher
Mit seiner Kutsche rollen:
Ha! dacht er schmunzelnd, was muß der
Schon wieder Gutes wollen?

Er legte seinen Jubar ab,
Und sprach mit milden Mienen:
Woher, mein Sohn, in vollem Trab?
Womit kann ich dir dienen?

„Mein Vater, wie die Mutter spricht,
Verdienst du diesen Namen:
Und lüget es die Mutter nicht,
Gleich andern Ehedamen;

So laß mit einem Unterpfand
Mich deine Güte segnen,
Der Schmähsucht und dem Unverstand
Nach Würden zu begegnen. "

Gut! gut, mein Sohn! rief Phoebus aus,
Das will ich dir gewähren:
Beym Styx schwör ich, bey dem mit Graus
Der Götter erste schwören.

Drum heische nur, was dir gefällt,
Nichts will ich dir versagen: —
Da foderte der kühne Held
Des Vaters Sonnenwagen.

Je: daß dich! schüttelt der den Kopf,
Und kraut sich in den Haaren:
Je! daß dich doch! du armer Tropf,
Den wirst du wohl nicht fahren.

Er stellt ihm Höll und Himmel vor,
Und streichelt ihn am Kinne:
Umsonst! der unglücksvolle Thor
Beharrt auf seinem Sinne.

Gott Phoebus läßt, gereizt zum Zorn,
Die Sonnenpferde zähmen,
Die wild, von hinten und von forn
Aus allen Kräften bäumen.

Er setzt den Knaben auf den Bock,
Giebt ihm die Peitsch' und Leinen,
Auch gute Regeln wohl ein Schock,
Und dann die Hand mit Weinen.

„So fahre hin an deinen Ort,
Und komm gesund zurücke!"
Adjeu, Papa! — er klatscht, und fort
Ist er im Augenblicke.

Die Rosse zogen schrecklich aus,
Daß ihm die Haare sausten,
Und gleich beym ersten Himmelshaus
Die Ohren summend brausten.

Die schlauen Thiere merkten fast
Daß Sol sie nicht regierte,
Weil ihre Kraft die Federlast
Des Knabens kaum verspürte,

Drum blieben sie nicht lang im Gleis:
Mit wilder Kapriole
Durchhackten sie das ewge Eis
Dort oben an dem Pole.

Die Schlange, die von Frost erstarrt,
Jahrtausende verträumte,
Putzt', als sie jetzt erwärmet ward,
Den gelben Kamm, und bäumte.

Der Fuhrmann, viele tausend Jahr
Von Frost hier angepflöcket,
Kam, als es nun gethauet war,
Aus seinem Loch getrecket.

Vom Pole gieng hierauf die Reiß'
Gerade zu den Zonen,
Wo, recht verengt in einem Krais,
Die wildsten Bestjen wohnen.

Den Stachel streckt der Scorpion,
Das arme Kind zu stechen:
Auch will der Löwe seinen Hohn
An Herkuls Vettern rächen.

Der Krebs sperrt seine Scheeren auf,
Die Nas' ihm abzusäbeln,
Und etwas höher noch hinauf
Drohn Geyer ihn mit Schnäbeln.

Nun fiel dem jungen Herrn der Muth,
Doch fiel er nicht den Pferden,
Denn diese rannten, daß ihm Hut
Und Peitsch' entflog zur Erden.

Frau Phoebe ſah tief unter ſich
Des Bruders Wagen rollen:
Je! rief ſie, Bruder, haſt du mich
Auch einmal ſehen wollen!

Doch auf der armen Erd' entſtand
Hierdurch ein ſchrecklich Feuer,
Das Waſſer war im großen Brand
Viel theurer als Tokayer.

Dafür gerieth der Weinwachs wohl,
Und das iſt leicht zu glauben;
Man fand, tief unterm Norderpol,
Die nektarvollſten Trauben.

Doch ſtand auch mancher Berg in Glut,
Und manche ſchöne Heide:
Auch ward ſo manche Silberfluth
Zu gelbgeſengter Weide.

Frau Tellus fächelte ſich zwar,
Doch ward ihr Aermchen müde,
Drum gieng ſie, was das klügſte war,
Stracks vor die rechte Schmiede.

Sie kam gen Himmel, auf dem Arm
Den angeſengten Schleyer!
Und heulte: Daß dichs Zevs erbarm!
Ach Feuer! Feuer! Feuer!

Je wo denn? rief die ganze Schaar
Mit kläglicher Gebehrde.
Der Göttinn Tellus Antwort war:
Auf meiner armen Erde.

Da flogen all' in gröſter Eil
Hin auf des Atlas Spitze:
Hier ſahn ſie denn den ſchönen Gräul,
Und ſchmolzen faſt für Hitze.

Drauf gab der große Jupiter
Dem Phoebus eine Naſe:
Herr Narr, vertraut' ich ihm, ſprach er,
Den Wagen nur zum Spaſe.

Schafft er nicht ſeinen Buben weg,
Und dieſes zwar zur Stunde,
So werf' ich den, ſag' ich ihm keck,
Mit einem Blitz zu Grunde.

Nun wollt' er doch aus groſſer Gunſt
Nicht ſtracks herunter bitten,
Drum ſucht' er erſt die Feuersbrunſt
Mit Regen auszuſprützen.

Er rief: Ihr Nebel ſammelt euch!
Umſonſt es kam nicht einer:
Kein ausgeleert war Meer und Teich;
Kaum iſt mein Weinglas reiner.

Hierauf besann der Gott sich kurz,
Und blitzte nach dem Knaben:
Nun gute Nacht! — mit schnellen Sturz
Flog er in einen Graben.

Hieraus erkennt, wie schwer es sey,
Den Vater auszuspähen:
Wer uns gezeugt, — ist einerley,
Wohl uns! es ist geschehen.

V.

Hanchen. *

Als ich auf meiner Bleiche
Ein Stückchen Garn begoß:
Da kam aus dem Gesträuche
Ein Mädchen athemlos;
Das sprach: ach! ach! Erbarmen!
Steht meinem Vater bey!
Dort schlug ein Fall dem Armen
Das linke Bein entzwey.

Mitleidig, ach! verweilte
Ich keinen Augenblick.
Ich lief ihr zu: da eilte
Sie ins Gebüsch zurück.
Kaum war ich drinn, so kamen
Zwey Reuter mit dem Schwerdt,
Ergriffen mich, und nahmen
Mich mit Gewalt aufs Pferd.

So sehr ich schrie und weinte,
So ließ man mich nicht los,
Und bracht', eh' ichs vermeinte,
Mich auf des Grafen Schloß;
Von da ward ich bald weiter
(Es war schon finstre Nacht,)
Begleitet durch die Reuter
Ach! nach der Stadt gebracht!

Hier

* Weiße.

Hier war der Graf. Mein Schreyen
Half nichts; durch jede Kunſt,
Durch Drohn und Schmeicheleyen
Warb er um meine Gunſt.
Doch ward mein Haß nur größer,
Und nun ſperrt' er mich ein;
Und dieß gefiel mir beſſer,
Als ſeine Schmeicheley'n.

Mein Fenſter gieng in Garten.
Heut' ſtand ich morgens früh,
Die Sonne zu erwarten,
Voll Kummer da, und ſieh!
Das Pförtchen an der Mauer
Stund auf; gleich fiel mir ein,
Obgleich mit manchem Schauer,
Mich jetzund zu befreyn.

Gedacht und auch geſchehen!
Das Fenſter war nicht hoch.
Und, ſicherer zu gehen
Nahm ich mein Bettchen noch;
Das warf ich ſchnell herunter,
Ich ſprang, und ſprang nicht tief;
Worauf ich dann ganz munter
Auf, und von dannen lief.

VI.

Pyreneus und die Muſen *.

Die Muſen waren ausſpatziert,
Nachdem ſie ganz geſeſſen;
Da kam ein Sturm mit Regenfluth.
Sie hatten Schirm und Sonnenhuth
Zum Unglück vergeſſen.

Fürſt Pyreneus wohnte hier
Recht in der Fluren Mitte.
Er ſah die Noth der heil'gen Neun,
Und lud ſie in ſein Schloß herein;
Genehmigt ward die Bitte.

Er ſchätzte hübſche Mädchen gern
Vor Sturm und Ungewitter.
Er war im Lande weit und breit
Das Schrecken und das Herzeleid
Der Männer und der Mütter.

Der Hof war, ſeinem König gleich,
Den Luſten ganz ergeben.
Es galt für ihre Schwelgerey
Frau, Wittwe, Jungfer einerley;
Welch ein verruchtes Leben!

Neun

* Schiebeler

Neun arg'ge Mädchen auf einmal!
Erwünscht war diese Beute.
Geordnet ward ein prächt'ger Schmaus,
Ein jeder griff ein Mädchen aus,
Und saß an ihrer Seite.

Nach aufgehobner Tafel ließ
Das heitre Licht sich sehen;
Die schönen Kinder neigten sich,
Und nahmen Abschied dankbarlich,
Und wollten weiter gehen.

Allein der Wirth ersuchte sie,
Die Zeche zu bezahlen.
In welcher Münze! Himmel, ach!
Für keusche Mädchen, welche Schmach!
Wer kann ihr Schrecken mahlen?

Man kam zu räubrisch kühner Wuth,
Verriegelte die Thüren.
Dort standen, schön, und weich, und groß,
Drey Canapees, fürwahr! nicht bloß
Das Zimmer auszuzieren.

Der König wagts, Melpomenen
In seinen Arm zu fassen.
Sie zog ein gräßliches Gesicht;
Doch dies bewog den Wütrich nicht,
Den schönen Raub zu lassen.

Und ach! Thalia ward das Theil
Des trunknen Hospoeten.
Er grüft sie an, voll Nachbegier
Daß er so oft umsonst von ihr
Begeisterung gebeten.

Die Frevler waren schon bereit,
Die Bosheit zu vollenden;
Doch plötzlich rief das Musenthor
Der Gottheit ganze Macht hervor,
Das Unglück abzuwenden.

In bunte Vögel seltner Art
Verkehrten sich die Schönen;
Ein Fenster, das sie offen sahn,
Gab ihrem Fluge freye Bahn;
Fort giengen die Camönen.

Die Frevler blieben sprachlos stehn,
Und mit verwirrtem Blicke.
Der König sprang den Musen nach
Vom hohen Fenster, fiel, und brach
Erbärmlich das Genicke.

Die ihr dies Mährchen angehört,
Es kann euch Nutzen bringen.
Wenn ihr den Musen nicht gefallt,
Versucht es ja nicht durch Gewalt;
Sie lassen sich nicht zwingen.

VII.

Der Pavian und die junge Frau*.

Jaloux, der Zaunenhörner nicht
So sehr, als Ehmannshörner, scheute,
Lag mit dem Sonn- und Mondenlicht
Um seine Frau in stetem Streite.

In ihrem einsamen Gemach
Vernahm er neulich Küsse rauschen:
Voll Wuth gieng er dem Schmatzen nach,
Die Ungetreue zu belauschen.

Ha! rief er immer in voraus,
An mir sich also zu versündgen!
Madam, stracks räumen sie mein Haus!
Er flog hinein — sie küßt — ihr Kindchen.

Auf ihrem Nachttisch lag ein Brief:
Halt! dacht er, itzt faß ich den Kater,
Der meiner Langsamkeit entlief,
Und las: Geehrtester Herr Vater.

Madam! rief er mit stiller Wuth,
Weß ist dieß schöne Tressenhütchen?
Und plötzlich kühlet er am Hut,
Ihn knetend, sein entbranntes Müthchen.

* Romanzen, Mitau, 1774.

Die Frau, verblaßt ob seiner Wuth,
Sprach zitternd: Was sind dieß für Sachen?
Mißkennst du deinen Bräutgamshut,
Den Edelsteine kenntbar machen?

Als er beschämt von dannen schlich,
Fand er die schäckernde Liserte,
Die fragt' er ernstlich, ob sie sich
Nicht etwan gar verkleidet hätte.

Als er nun untersuchen wollt'
Ob ihn vielleicht ein Jüngling täuschte,
Schwieg zwar das Mädchen, wie es sollt',
Allein, Madame kam und kreischte.

Voll Argwehns wandert er nun sacht
Zu seinem aufgezäumten Rappen,
Bey seiner Rückkehr auf die Nacht
Vielleicht den Schwager zu ertappen.

Um Mitternacht kömmt er zurück.
Guckt durch die Fensterladenritzen,
Und sieht, bald auf den ersten Blick,
Ein Ding, gleich einem Schwager, sitzen.

Pfuy, rief er, ich gehörntes Thier!
Pfuy, mich verdammten Hörnerträger!
Pech, Feu'r und Schwefel über dir,
Du Niederträchtigster der Schwäger!

Lief stracks, und pocht' an Strephons Haus:
Ach, Herr Gevatter, welch ein Jammer!
Ein Schwager — ach! kaum halt ichs aus!
Ist, ach! in meiner Frauen Kammer!

Herr Strephon hoft sich plötzlich an,
Und gähnt mit weitgespaltnem Munde:
Mein Freund, kein kluger Ehemann
Belauscht sein Weib um diese Stunde.

Man nahm noch zween Gecken mit,
Und drang sich in bewußte Kammer,
Doch als man zur Besichtigung schritt,
Fand man das Jammer über Jammer!

Denn seht! des Hauses Pavian,
Der seine Kett' entzwey gerissen,
Saß, wie ein Stutzer immer kann,
Zur sanft entschlafnen Gattinn Füßen.

Lacht nicht! denn manchem Ehemann
Fällt solch Gelächter sehr beschwerlich:
Ein Stutzer und ein Pavian
Sind schwachen Damen gleich gefährlich.

VIII.

Damon und Ismene*.

Ach Damon, ach Ismene!
Mein Herz ist weich!
Ach, welche heiße Thräne
Wein' ich um euch!
Von deiner Abentheuer,
Du schöne Braut,
Sing ich in meine Leyer,
Und weine laut.

Ach, er ist hin, Ismene,
Dein Bräutigam,
Das zärtliche, das schöne,
Das treue Lamm!
Die Größe deines Schmerzens
Begreift kein Sinn;
Der Abgott deines Herzens,
Ach, der ist hin!

Ihr waret alle Beyde,
Was wen'ge sind:
Er deine Lust und Freude,
Und du sein Kind.
Den Scherz in Finsternissen
Wart ihr gewohnt,
Und bey viel tausend Küssen
War nur der Mond.

Nun

* Gleim.

Nun ist er weggenommen,
Und ach, o Gram!
Er wird nicht wieder kommen,
Dein Bräutigam.
Er gieng in jene Fernen,
Ihn deckt kein Grab;
Er wandelt unter Sternen
Und sieht herab.

In seiner letzten Stunde
War ich ihm nah,
Als ich in seiner Wunde,
Den Tod sehen sah.
Freund, sprach er, meine Schöne
Find ich einst dort!
Und sterbend war, Ismene!
Sein letztes Wort.

Man singt von seinem Tode
Nun weit und breit
In mancher Trauerode,
Voll Herzeleid:
Der Held, der ihn, verliebet
In dich, erstach,
Ist auch, wie du, betrübet,
Sagt auch: ach, ach!

Er ſieht mit bangem Leide
Sein Mordgewehr;
Hat, ſagt er, keine Freude
Auf Erden mehr.
Blaß, wie ein Todtenſchatten,
Nicht mehr ergrimmt,
Klagt er den treuen Gatten,
Den er dir nimmt.

Oft ſieht er ihn bey Tage,
So, wie bey Nacht,
Springt auf, hört ſeine Klage,
Wenn er erwacht.
Ein winſelndes Geſtöne
Läßt ihn nicht froh;
Ach, Mörder! ach, Iſmene!
Stets rufts ihm ſo.

Und du, ach du Getreue!
Du achteſt nicht
Des Mörders ſpäte Reue,
Und was er ſpricht.
Er raubte dir dein Leben
Und deine Luſt;
Kannſt du ihm das vergeben
In deiner Bruſt?

Ach nein, in deinem Herzen
Verewigt das
Dein Elend, deine Schmerzen,
Und seinen Haß.
Du lässest ihn nicht wieder
Vor dein Gesicht,
Und seine Klagelieder
Erhörst du nicht.

Verzehrt von deinem Jammer,
Gehüllt in Flor,
Bleibst du auf deiner Kammer,
Ach komm hervor!
Komm wieder an die Sonne
Wie gern bin ich
Dein Labsal, deine Wonne,
Komm, küsse mich!

IX.

Der Fall des Vulkans *.

Die hohen Götter zechten,
Und den Neptun zur Rechten,
Saß Cyperns Königinn.
Nie seines Argwohns müde,
Horcht oft der Gott der Schmiede
Auf ihre Reden hin.

Er flucht des Schmauses Länge,
Der Stuhl wird ihm zu enge,
Und endlich springt er auf;
Nach seiner Gattinn Seite,
Der er mit Mienen dräute,
Eilt er in vollem Lauf.

Allein, indem er rennet,
Nichts hört und nichts erkennet,
Von blinder Wuth entbrannt,
Kömmt er zu Jovens Seite,
Und läuft dem Gott der Blitze
Den Becher aus der Hand.

Wie zürnt der Gott der Götter!
Er wirft im Donnerwetter

Den

* Schiebeler.

Den Wilden aus der Thür.
Er taumelt durch die Lüfte,
Wird lahm an einer Hüfte,
Und bleibt es für und für.

Ihr Männer, die Geschichte
Dient euch zum Unterrichte,
Gebt treuem Rath Gehör;
Folgt ihr dem eitlen Scheine,
So brech euch Zevs die Beine
Und noch ein Bischen mehr.

X.

Kunz im Monde*.

Seht doch das kalte Nachtgesicht
Dort hoch am Himmel hangen!
Einst war es glatt, und hatte nicht
Die Runzeln auf den Wangen.

Ja, ja, von diesen Runzeln wär'
Nun freilich viel zu sagen.
Am Weihnachtabend kam Kunz her,
Der Henker muß ihm plagen!

Kam her und stahl — wie gienge ihm nicht! —
Er wird nicht wieder stehlen!
Hör' an, und laß dir die Geschicht'
Vom Kohl und Kunz erzählen.

Heinz hatt' ein Gärtchen, das war schön,
Da stieg des Abends Kunze
Hinein, und, hast du nicht gesehn,
Bestahl den Nachbar Heinze.

Sonst schämt und grämt ein Dieb sich wohl;
Doch Kunze nicht, er dachte:
„Es fände morgen seinen Kohl
Der Nachbar nicht!„ und lachte.

Schnell

* Ungen. Almanach der deutschen Musen, 1771.

Schnell aber war da eine Hand
Die seinem Lachen lohnte;
Sie faßte ihn — husch! und er stand
Mit seinem Kohl im Monde.

Mit seinem Kohl, so wie er war,
Da half kein Schrey'n noch Flehen;
Man sieht ihn jetzo hell und klar
Damit im Monde stehen.

Er überdenkt da den Betrug;
Doch wird ihm wohl mit unter
Die Zeit auch manchmal lang genug,
Und wär wohl gern herunter.

All' Weihnachtabend rührt er sich,
Und ruft aus voller Kehlen:
„Erbarme dich, erbarme dich!
„Ich will nie wieder stehlen!„

Ja, großen Dank! der arme Kunz,
Nun mag er immer wollen!
Er stehet da, und warnet uns,
Daß wir nicht stehlen sollen.

XI.

Pygmalion*.

In Cypern war vorzeiten
Ein Mann, der hieß Pygmalion;
Im Schooß der Einsamkeiten
Sprach er der Liebe Hohn.

Er macht vor Langerweile,
In seinem stillen Aufenthalt,
Aus Marmor eine Säule
Von weiblicher Gestalt.

Schön war es, wie Cythere,
Dieß Werk von seiner Meisterhand;
Schön, wie sie aus dem Meere
Getreten an das Land.

Er hielt oft ganze Stunden
Das allerliebste Marmorbild
Mit heißem Arm umwunden,
Von neuem Trieb erfüllt.

Mit glühendem Gesichte
Starrt ers zu ganzen Tagen an,
Wie seines Witzes Früchte
Ein junger Versemann.

Er

* Schiebeler.

Er ruft: Verzeih, verzeihe
Cupido, meinen Irrthum mir.
Mein ganzes Herz voll Reue,
Gott Amor, huldigt dir.

Ach, dir ist alles möglich,
Hauch einen Geist in diesen Stein!
So ruft der Künstler kläglich;
Wird Amor grausam seyn?

Der Gott läßt sich bewegen,
Und von der Fackel, die er schwingt.
Stürzt schnell ein Flammenregen,
Der durch den Marmor dringt.

In jedes Glied strömt Leben.
Die Augen öffnen sich, die Brust
Beginnt schon sich zu heben.
Was gleicht des Künstlers Lust?

Er führt die junge Schöne
Vom Postament, auf dem sie stand.
Mit mancher Freudenthräne
Küßt er ihr Mund und Hand.

O! Wie aus seinen Zügen
Des Herzens mächt'ge Wonne spricht!
Er giebt ihr im Vergnügen
Den ersten Unterricht.

Wenn ſtets dich zu erhöhen
Mein Herz, Gott Amor, eifrig war!
So fleuch itzt auf mein Flehen
Zur Stadt, die mich gebar.

Statüen wirſt du finden,
So ſchöne macht ein Künſtler nie.
O Vater vom Empfinden!
Hauch zu! ſo leben ſie.

XII.

Das betrogene Bauermädchen*.

Ein artig Bauermädchen kam
Oft auf ein gräflich Schloß;
Sie wuste: ihren kleinen Kram
Ward sie hier immer los.

Der junge Herr, dem sie gefiel,
Kauft' ihr beständig ab,
Und so, daß er zweymahl so viel,
Als sie begehrte, gab.

Das gute Kind lobt ihn dafür:
„Der Herr ist wacker fein!„
Allein bald fodert' er von ihr
Noch etwas oben drein. —

Nein, sprach sie: Waaren sind mir feil,
Doch meine Ehre nie:
Ich werde Micheln einst zu Theil,
Der freit mich, und nicht Sie.

So? sprach er: aber gehst du's ein,
Wenn uns ein Pfarrer traut? —
Ja, sprach sie, das laß ich seyn,
Und bin gleich ihre Braut.

* Weiße.

Drauf zog er einen Pachter an,
Schwarz, wie ihr Pfarrer gieng:
Und so betrog der böse Mann
Das arme kleine Ding.

Acht Tage hatte kaum das Glück
Der gnäd'gen Frau gewährt;
So schickt' er lachend sie zurück,
Und ach! sie war entehrt!

Wohin sie ihre Zuflucht nahm,
Da machte man sie roth;
Ihr Michel schalt sie, und vor Gram
War sie in kurzem todt.

XIII.

Rübenzahl *.

Ihr lieben Freunde, hört einmal
Was ich zu ſingen habe.
Mein Lied ertönt vom Rübenzahl,
Ich lernt es ſchon als Knabe.

Er war, ich muß es euch geſtehn,
Kein Beyſpiel ſeltner Tugend.
Er war ein Held im Müſſiggehn
Seit ſeiner erſten Jugend.

So ſchwatzhaft, ſo voll Neubegier,
Als wär er von Pandoren.
Und von des Midas Hofbarbier
Gezeuget und gebohren.

Sein ewigwährender Beſuch
War Quaal und Todesſtrafe.
Kein Mohnſaft und kein ſchlechtes Buch
Reizt mächtiger zum Schlafe.

Vernehmt, was einſt ihm wiederfuhr
Zur ſtillen Abendſtunde.
Ein Zaubrer fand auf grüner Flur
Die ſchöne Kunigunde.

* Schiebeler.

Er gieng mit ihr zum nahen Hain
Bedeckt mit kühlen Zweigen,
Vielleicht ihr dort beym Sternenschein
Die schwarze Kunst zu zeigen.

Dieß ward Herr Rübenzahl gewahr,
Er stieg auf eine Höhe,
Nicht fern von dem vertrauten Paar,
Zu forschen, was geschehe.

Der Zaubrer sah ihn, zürnt' und schrie:
Bey allen Höllengöttern!
Freund, ich erspare dir die Müh',
Den Berg zurück zu klettern.

Schnell bricht ein Heer von Stürmen los,
Mit brausendem Gefieder,
Sogleich procumbit humi bos,
Und regt sich niemals wieder,

Auf deutsch: Der Forscher stürzt herab
Vom Hügel, wo er lauert,
Hier fand er sein verdientes Grab,
Von keinem Freund betrauert.

Drauf ward sein Geist, dem Leib entflohn,
In das Gebirg der Riesen,
Durch des Beschwörers Donnerton,
Auf ewig hin verwiesen.

Dort zeigt er blaß und fürchterlich
Des Wandrers ſcheuen Blick
In mancherley Geſtalten ſich
Und ſpringt ihm auf den Rücken.

Man ſchüttle nur ſo gut man kann,
Hartnäckig bleibt er kleben,
Und lacht, und fängt zu plaudern an,
Wie ſonſt in dieſem Leben.

XIV.

Das entweihte Nonnenkloster *.

Ihr lieben Leute, höret zu,
Was sich hat zugetragen
In einem Kloster, als in Ruh
Schon alle Nonnen lagen.

Die guten Dinger schnarchten sehr,
Und träumten, was im Wachen
Bey keuschen Nonnen Sünde wär:
Entzückend schöne Sachen!

Ach, da pocht' eine ganze Schaar
Husaren vor der Pforte,
Und fluchten arg; — denn kein Husar
Flucht höflich-süße Worte.

Man hätte, war der Lärm gleich nah,
Den Lärm doch nicht gehöret,
Wenn nicht zum Glück die Domina
Das Nachtgeschirr geleeret.

Man sah, in einer Hand das Licht,
Den Nachttopf in der andern,
Ihr Jungfräulich verschrumpft Gesicht
Durch alle Zellen wandern.

Ach,

* Löwen.

Ach; ſchrie ſie, Kinder! Räuber ſind
Im Kloſter angekommen.
Steht auf, und rettet euch geſchwind! —
Die Röcke mitgenommen!

Daß es dem heilgen Franz erbarm!
Wer hilft den blöden Kindern?
Die ſtieß den Kopf, die ſchrammt den Arm,
Und die fiel auf den Hindern.

Die hielt den Rock mit feſter Hand,
Vergaß, ſich zu bedecken;
Die nahm ein Beinkleid von der Wand,
Und fuhr hinein mit Schrecken.

Ein junger Mönch, der Beichtiger
Viel Troſtbedürft'ger Nonnen,
Der, wenn auch jede troſtlos wär,
Durch Zuſpruch ſie gewonnen;

Der hatte Clarchen dieſe Nacht
Viel Tröſtung zugeſprochen;
Und war voll Angſt in Clarchens Tracht
Itzt unters Bett gekrochen.

Indeß erſtieg man wie der Blitz
Der Mauer hohe Zinnen;
Huſaren waren im Beſitz
Von keuſchen Veſtalinnen.

Wie, wenn ins ſtille Taubenhaus
Der Marder diebiſch ſchleichet,
Des Räubers Stirn, von Mordſucht krauß,
Die Täubchen ſchnell verſcheuchet;

Sie flattern; ſich mit Ungeſtüm
Vom Räuber los zu machen,
Sie fliegen dumm, und fliegen ihm
Gerade in den Rachen.

So zitterte der Nonnen Schaar
Beym Anblick rauher Bärte;
Und jede floh, und keine war
Da frey, wohin ſie kehrte.

Die kroch in Keller; und mit Ach!
Schlüpft Jukchen in den Garten.
Ach! Schweſtern! keine Schlupfe nach!
Seht, wie dort Räuber warten.

Ein Nönnchen, das oft Nächte lang
Einſam im Bette ſtöhnte,
Und, immer vor Caſteyen bang,
Sich gern nach Räubern ſehnte;

Lief, als die Domina noch rief:
Ach! heiliger Franz, erbarme
Dich deines Schäfchen! — ach, daß lief
Dem Hauptmann in die Arme.

Er

Er hielt die schöne Beute fest,
Trug sie in ihre Zelle;
Und nahm den kleinen Ueberrest
Der Furcht ihr auf der Stelle.

Sein Reitknecht, der ins fünfte Jahr
In Vestung und im Lager
Copie von seinem Hauptmann war,
Verbuhlt wie er, und hager;

Zog blind sein Loos, und griff, und hielt,
(Denn fast wär sie entrennen)
Ein hagres Weib, das keucht und schielt,
Die Domina der Nonnen.

Doch, sieht die keusche Domina
Ein Küchenmesser fassen.
Sie sprach: So starb Lucretia;
So will ich auch erblassen.

Den welken Leib durchstieß die Hand;
Sie blutete; voll Schmerzen
Sank sie voll Ohnmacht in den Sand,
Und starb mit keuschem Herzen.

Die Schwestern brachten sie zur Ruh,
Und sangen Klagelieder,
Und sangen: Domina, wie du
Ersieht sich keine wieder.

XV.

Held Telemachs Höllenfahrt*.

Zur Zeit, als Ritter Telemach,
Den wilden Feind zu zäumen,
In seinem Zelt' der Ruhe pflag,
Aefft' ihn der Alp mit Träumen.
Denn da, da sah er euch ein Land,
Als man noch keins auf Erden fand,
Befreyt von Noth und Narren.

Er sah, voll süßer Phantasey'n,
Auf einer selgen Insel,
Ein Sch'eß von Gold und Elfenbein,
Gemalt von Oefers Pinsel.
Dasselb' umfloß Burgunderwein,
Und acht und vierzger vom Rhein,
In breiten Doppelgräben.

Dieß Zauberschloß war Tag für Tag
Von lauten Gästen munter:
Da giengs bey stetem Lustgelag
Heut drüber, morgen drunter.
Was setzt' es da für Schnepfendreck!
Wie manche frikassierte Schneck!
Und Frösche — nicht zu zählen.

Von

* Romanzen, Mitau, 1774.

Vom Altan, welcher Marmor war,
Ließ ſich, dem Herrn zu Ehren,
Der ſchönſten Sängerinnen Schaar,
Gleich Heidelerchen, hören.
Der Altan, gleich dem Helikon,
Erſchall von Geig- und Pfeifenton,
Von Paucken und Trommeten.

Auch ſtand ein andrer hübſcher Schwarm
Mit runder Bruſt und Wade,
Mit ſchwarzem Haar und weiſſer Arm
Ihm vor der Naſ' im Bade.
Anfänglich ſchmunzelt' er, doch da
Er ein gewiſſes Etwas ſah
Vergiengen ihm die Augen.

Doch war es auch ein ſchlechter Spas
Hier unter nackten Feen
Den Schmuck und Phönix Ithaka's
Im Badeteich zu ſehen.
Dieß war — man reb's dem Dichter nach, —
Dieß war — Ulyß, des Telemach
Glorwürdiges Papachen.

Sein Sohn, den das nicht ſchlummern ließ,
Hub an den Traum zu deuten,
Und fand zuletzt das Paradies
In dieſen Luſtbarkeiten.
Woraus der Orthodoxe ſchließt:
Der griechiſche Götzendiener iſt
Ein Kryptotürk geweſen.

Ach!

Ach! rief er, gnädiger Papa,
Vielleicht hast du gehimmelt,
Indeß dein Thron in Ithaka,
Wie dein Gemahl, verschimmelt.
Riß drauf in Locken und Toppee,
Und kreischte, daß sein Ach und Weh
Die Trommel übertäubte.

Stracks lud, aufs Fetum wild, im Zorn
Er seinen Karabiner,
Gab ihn, nebst vollem Pulverhorn
Und Schnappsack, seinem Diener:
Und also fiengen sie, — voran
Held Telemach! — zu traben an,
Wie Don Quichot und Sancho.

Ohnweit der Griechen Lager stand
Ein Nest von einem Städtchen,
Des Elends wahres Vaterland,
Ganz leer von hübschen Mädchen;
Auch war des Weines schlechtster da,
Und, selbst zur Zeit des Mittags, sah
Man keine liebe Sonne.

Hier war's, wo sich des Tagelichts
Feindselges Heer vereinte;
Der Grabesänger, der um nichts
Mit eckeln Schluchzen weinte,
Auch Kritikaster manches Stück,
Die von den Grazien den Blick
Auf greise Faunen wandten.

Hier ſtand das Korn entſetzlich dünn,
Wuchs weder Baum noch Staude,
Der Aerndte goldener Gewinn
War Diſtelkopf und Raute.
Mit Noth, daß man noch hie und da
Ein trauriges Cypreſschen ſah,
Doch gabs ſehr viele Neſſeln.

Nah bey dem Städchen war ein Loch,
Berühmt durch Abentheuer,
Gelb ſtand die Flur umher, und doch
Sah man kein Fünkchen Feuer.
Das Hundeloch bey Puzzolo
Haucht giftig, doch unmöglich ſo,
Wie dieſes Loches Mündung.

Hier unten maut' es jämmerlich,
Daß alle Raben krächzten;
Zehnhundert Dächſe biſſen ſich,
Daß tauſend Eulen ächzten.
Doch war das lieblichſte daher,
Der böſen Weiber Zankgeſchrey
Von dem die Höll' ertönte.

Durch dieſen Paß will unſer Held
Hin zu Papachen eilen:
(Denn in das Eliſäer Feld
Von hier ſind wenig Meilen.)
„Bſt! Bſt! Herr Ritter! bleibt nur hier!
Man kömmt ſo weiß und roth, als ihr,
Nicht in das Reich der Schatten.

Mein Prinz, nur immer fortgereist!
Nicht auf das Bst! gehorchet:
Dafür, Minerve sey gepreist!
Hat Zevs bereits gesorget,
Denn bey dem heutigen Transport
Der Schatten, an den schwarzen Ort,
Befahl Herr Zevs Merkuren:

Herr Vetter Pluton send ich hier,
Nebst einem guten Morgen,
Das offene Patent von mir,
Für Telemach zu sorgen.
Auch denk' ich Ihro Liebden an,
Daß sie dem groben Steuermann
Ein wenig Mores lehren.

Durch diesen Trost beherzt gemacht,
Trollt unser Held sich weiter,
Und stieg froh trällernd in den Schacht
Hinab auf einer Leiter.
Sein treuer Diener aber lief,
Sich kreuzigend, gerad und schief,
Zurück zu seinen Brüdern.

Kaum war des Helden Kopf hinein
So trennten sich die Nebel:
Und bleyern schien bey düstern Schein
Sein damascirter Säbel
Die Schatten flatterten herbey,
Zu schauen, wer der Fremdling sey,
Der weiblichen die meisten.

Die armen Teufel drängten ſich
Zu Charons morſcher Fähre,
Der aber pauckte ritterlich
Auf ſie die Kreuz und Quere.
Herr Telemach! rief er gelind,
Pacht euch an Bord! Petz Stern! Geſchwind!
Doch mit Reſpekt geſprochen.

Der kam, und freute ſich gar ſehr,
Herr Charon wohl zu ſehen:
Der nickte, ſah nach Wind umher,
Und ließ die Seegel wehen.
So gieng dann, ohn ein einzges Wort,
Der Kahn mit Nord- Süd- Oſt- Weſt fort. —
Gut Wetter auf die Reiſe!

XVI.

Lucretia*.

Keusch war Lucretia! zuletzt
Ließ sich ihr Herz bezwingen.
Von ihrem Kampfe will ich jetzt
Ein Mordgeschichtchen singen.
Schon lächelt jedes Weib, und spricht:
Lucretia, mich rührst du nicht!

Es sey! Auf keine Weiberbrust
Fall dieser Keuschheitszunder:
Doch nennt man auch, wie mir bewust,
Kein Weib, wie sie, ein Wunder.
Zur Sache! St! Mein Stäbchen winkt;
Das Lied hebt an; der Dichter singt:

Tarquin, der Staatskling, wie ihr wißt,
Mohnköpfe wild zerfetzte;
Und, wie man in der Chronik liest,
Aß, trank, schlief, küßt' und herzte;
Tarquin, (manch Weibchen wünscht ihn sich)
Lucretia, besiegte dich!

Einst, ganz mit Ambra parfumirt
Ohn Dietrich, ohne Hammer,
Von keinem Junker eingeführt,
Brach er in ihre Kammer.

Von

* Löwen.

Von Vorgemach und Kammerherrn
War noch Roms Etiquette fern.

Sie ſtaunt, will klingeln — O, Natur!
O Rom! Tarquin! o Sitten!
Der Bubler hatte längſt die Schnur
Vom Glockchen abgeſchnitten.
Sie wollte laut um Hülfe ſchreyn;
Vielleicht aus Furcht; vielleicht zum Schein.

In ſolcher Schäferſtund' empört
Sich ſchnell die Macht der Triebe.
Roms geile Majeſtät beſchwört
Ihr knieend ſeine Liebe.
In dieſer Stellung, wie ihr wiſt,
Ein Jüngling ſehr gefährlich iſt.

Er kühn; ſie matt; er ſiegreich; ſie
Voll Furcht beſiegt zu werden,
Verwickelt ſich, Entſetzen! Sie
Fällt rücklings, Ach! zur Erden.
Und er — hier ſchweigt die Chronik ſtill.
Es rathe, wer es rathen will.

Sie ſchreit. Welch Weibchen ſchrie da nicht,
Wär ſo ihr Putz verdorben!
Doch, ſagt uns jede Mordgeſchicht,
Sie ſey davon geſtorben.
Heil euch, ihr Weiber unſrer Zeit,
Daß ihr mehr Held, und ſtärker ſeyd!

XVII.

Pandore *.

Ich will euch singen, was ich einst,
Ich weiß nicht wo, vernommen,
Wie alle Plagen auf der Welt
Aus einer Büchse kommen.

Prometheus war in Griechenland
Ein weitberühmter Töpfer.
Ach hätt ihm dieser Ruhm genügt!
Doch nein, er spielt den Schöpfer.

Ein Mädchen formte seine Hand
Vom allerfeinsten Thone,
Schön, wie die Göttinn, die da sitzt
Zu Paphos auf dem Throne.

Schön, wie nur immer ein Poet
Sich seine Phillis bildet,
Wenn über ihm die Phantasie
Das schwarze Dach vergüldet.

Prometheus bat den Jupiter,
Die Schöne zu beleben.
Allein, ihm wollte Zevs das Glück,
Warum er bat, nicht geben.

Er

* Schiebeler.

Er wird voll Zorn, und rüſtet ſich
Mit Leiter und Laterne,
Klimmt, Licht zu holen, himmelan,
Und maus't es einem Sterne.

Kehrt glücklich mit dem kühnen Raub
Nach ſeiner Wohnung wieder,
Und treibt dem Bilde, das er ſchuf,
Die Glut durch alle Glieder.

Sie lebt. Nichts kann Prometheus Glück,
Nichts ſein Vergnügen mehren.
Nun, ruft er, ſiehſt du, Jupiter,
Man könne dein entbehren!

Dies hörte Jovs, von Grimm entbrannt,
Und ſann auf nichts als Rache,
Und ſtellt ſich freundlich, daß er ſie
Noch ſchreckenvoller mache.

Er kömmt, das Mädchen ſelbſt zu ſehn,
Mit ſeinem Götterchore;
Sie brachten ihr Geſchenke mit,
Und nannten ſie Pandore.

Ein ſchönes Buch gab Pallas ihr
Und Venus eine Roſe,
Saturnia das Hausgeräth,
Jovs eine güldne Doſe.

Prometheus ſah dies alles an,
Und merkte Jovens Tücke;
Kind, ſprach er, dieſe Büchſe dröht
Verderben unſerm Glücke.

Bey unſrer Liebe ſchwöre mir,
Sie unberührt zu laſſen.
Sie ſchwur. Ich rühre ſie nicht an,
Viel eh will ich erblaſſen.

Sie ließ drey ganze Tage lang
Die Doſe ruhig ſtehen.
Am vierten aber fühlt ſie Luſt,
Sie näher zu beſehen.

Die ſchöne Arbeit! wie das Gold
Von allen Seiten blitzet?
Dies bliebe, weils ein Mann gebeut,
Von ihr ſtets ungenützet?

Was wohl darinn verborgen liegt,
O möchte ſie es wiſſen!
Sie nimmt ſie auf, ſie legt ſie weg,
Und kann ſich nicht entſchließen.

Doch endlich ſiegt der heiße Trieb;
Sie will, ſie muß es wagen.
Sie iſt allein; wer wird es denn
Dem Mann gleich wieder ſagen?

Sie reißt den Deckel plötzlich ab,
Und ach! mit Donnerschlägen
Fährt aus dem schrecklichen Gefäß
Ihr tödtend Feur entgegen.

Und mit der Gluth, die sie verzehrt,
Verbreiten auf die Erde
Sich Hunger, Krankheit, Krieg und Tod,
Und jegliche Beschwerde.

Auch flog ein wilder Schwarm heraus
Von Lastern aller Arten:
Die Wollust und die Trunkenheit,
Die Würfel und die Karten.

Dieß sind der schnöden Neugier
Beklagenswerthe Früchte.
Ihr Lieben Weiber, bessert euch
Aus dieser Mordgeschichte.

XVIII.

Die durch den Teufel beſtrafte Sibylle *.

Herbey zu meiner Mordgeſchichte!
Schaut auf und gafft!
Und hört, was für betrübte Früchte
Die Strenge ſchafft!
Nicht weit von hier, in unſern Tagen,
Iſt es geſchehn;
Erſtaunt wirds euch der Wandrer ſagen,
Der es geſehn.

Verwehrt den Töchtern nicht, ihr Mütter,
Ein zärtlich Herz!
Ihr ſagt umſonſt, die Lieb iſt bitter,
Und koſtet Schmerz;
Und warnet, wie vor Krokodillen,
Vor Männern ſie.
Es geht euch allen wie Sibyllen;
Man glaubt euch nie.

Ja, ja, Sibylle hieß die Mutter,
War fromm und ſchlecht,
Dem Teufel trotzte ſie, wie Luther,
Und hatte Recht;

Wenn

* Ungen. im Taſchenbuch für Dichter ꝛc. 1. Abtheil. Leipzig 1774.

Wenn sie mit runzlichtem Gesichte,
Die Stimm' erhebt,
Hält' er, wie Tochter, Magd und Nichte,
Vor ihr gebebt.

Ihr einzig Kind hieß Kunigunde,
Alt sechszehn Jahr,
Der Rose gleich von Wang und Munde,
Und schwarz von Haar.
Ein Schwarm von jungen Herrn bemühte
Sich um sie her;
Es war im Tempel, wo sie kniete,
Kein Plätzchen leer.

Jedoch ihr Herz ward unter allen
Nur Eines Lohn:
Nur Hildebrand konnt' ihr gefallen,
Des Nachbars Sohn.
Sie sahn sich oft bey Abendstunden,
Wie jenes Paar,*
Das einst in Babylon verbunden
Zum Unglück war.

* Siehe die so alte als anmuthige travestirte Liebesgeschichte von Thisbus und Pyramus, von unserm Urgroßvater Peter Squenz in galante Poetes rey gesetzt.

Herr Hildebrand ,der in der Liebe
Noch nichts gethan,
Beweist ihr täglich seine Triebe,
So gut er kann,
Bringt, weil er in der Apotheke
Provisor war,
Ihr manche zärtliche Schartecke
Voll Zucker dar.

Die Mutter, schlau in Liebeshändeln,
Sah bald es ein;
Das Mädchen wollte nichts, als tändeln
Und müßig seyn;
Im Nähn zerriß der Zwirn, den Rocken
Verwirrte sie,
Der Suppe fehlten oft die Brocken,
Und Salz der Brüh.

„Kind, sprach sie einst, gesteh' es immer,
„Du bist verliebt;
„Ich seh dich oft allein im Zimmer
„Still und betrübt.
„Was zauderst du, dich zu erklären;
„Ich weiß es schon." —
Nun ja — ich lieb — in allen Ehren,
Des Nachbars Sohn.

„Noch nie hast du mich so betrübet,
Rief sie entflammt:
„Wer hinter seiner Mutter liebet,
„Der ist verdammt.

„Laß

„Laß andre Fleischeswerke treiben
„Und Böses thun;
„Du sollst ein Tugendspiegel bleiben,
„Ich will es nun! —

„Verwegne, sprich, von dieser Stunde,
„Kein Wort mit ihm!
(Hier brach aus ihrem vollen Munde
Der Ungestüm.)
„Und thust du nicht, was ich befohlen,
„So flieh von hier,
„So soll dich gleich der Teufel holen!
„Das schwör' ich dir! —

Das gute Mädchen bricht vor Schrecken
In Thränen aus,
Und schleicht, ihr Unglück zu entdecken,
Ins Nachbars Haus;
Aus Ungehorsam nicht — sie wollte
Nur ihm gestehn,
Daß — armer Hildebrand! — sie sollte
Dich nicht mehr sehn!

Dann eilt sie, sich zu Bett zu legen,
Vor Mitternacht,
Liest diesmal ihren Abendsegen
Recht mit Bedacht.
Die Mutter stört im ersten Schlummer
Sie noch voll Wuth:
„Verschlaf den Kitzel und den Kummer.
„Du Teufelsbrut!“

Ach, aber um die Geisterstunde
Erschallt ins Haus
Ein schrecklich Brüllen: „Kunigunde
„Komm, komm heraus!“
Es naht sich rasselnd — Eulen schwirren
Ums Haus und schreyn —
Die Thüre knarrt, die Riegel klirren,
Es kömmt herein.

Im Auge Glut, wild von Geberden,
Von Ketten schwer,
Bockfüßig, schleppt es auf der Erde
Den Schweif umher.
Die Weiber badeten vor Jammer
Im Schweiße sich,
Als es vom weiten in der Kammer
An Wänden schlich.

Drauf kam es an der Mutter Lager,
Sie aber spricht:
„Herr Teufel, nein, ich bin zu mager,
Mich such' er nicht.
„O, will er sich nur dorthin drehen,
„Dort liegt der Tropf!“
Der Teufel folgt, und stößt im Gehen
Am Kammertopf.

Das Mädchen, zitternd, wie die Taube,
Liegt tief im Nest;
Der Teufel, hungrig nach dem Raube,
Ergreift sie fest,

Und

Und hält — nicht in dem Schwefelrachen —
In Armen ſie,
Und weiß es ſo geſchickt zu machen,
Daß ſie nicht ſchrie.

Dann huſcht er hurtig, wie Geſpenſter,
Weg, und verſchwand,
Ob durch den Schlott, ob durch das Fenſter,
Iſt unbekannt.
Doch ließ er nicht, wie Teufel pflegen,
Geſtank zum Hohn.
Es duftete ja ſeinetwegen
Der Nachttopf ſchon.

Halb todt vor Schrecken reckt Sibylle
Zuerſt das Ohr,
Dann tief aus ihres Bettes Hülle
Den Kopf hervor;
Ruft Kunigunden außer Oden;
Leer war der Ort,
Leer Kammer, Stube, Küch und Boden —
Das Mädchen fort!

Die ganze Stadt füllt das Gerüchte
Am Morgen gleich:
„O denkt an eurer Sünden Früchte,
„Bekehret euch!
„Bey Frau Sibyllen war der Teufel!“
Und jeder glaubt,
Die gute Mutter, ohne Zweifel,
Sey ſelbſt geraubt.

Bald

Bald aber ſchmolzen ganz in Thränen
Die jungen Herrn.
Selbſt Alte weinten, nur die Schönen
Vernahmens gern.
„Man las es ſchon in ihren Augen,
„Sie war kein Lamm.
„Was konnte dieſe Frucht auch taugen?
„Sie glich dem Stamm.“

Verzweiflung quälet Frau Sibyllen:
„Auf Einen Schwur
„Erfüllt der Teufel gleich den Willen,
„Der mir entfuhr,
„Und nimmt, ſo ſehr ſie widerſtrebte,
„Mein Kind zum Raub;
„Doch da mein lieber Mann noch lebte,
„Da war er taub.“

Sie bringt in reuerfüllter Trauer
Neun Monden zu;
Zur Nachtzeit ſtören kalte Schauer
Sie in der Ruh;
Für alles, was ſie ſonſt beſeelte,
Iſt ſie nun kalt;
Nur, daß ſie gern noch Batzen zählte
Und Mägde ſchalt —

Da kömmt ein Herr im rothen Kleide,
Verneigt ſich tief:
„Madam, ich meld' euch große Freude:
„Hier iſt ein Brief.

„Ich

„Ich soll euch zu Gevatter bitten:
„O kommt geschwind!
„Zu lang' hat euer Herz gelitten
„Um euer Kind."

Wie? — Welch ein Rätzel? — Welche Zweifel?
„Nun ja, Madam,
„Erschreckt euch nicht, ich bin der Teufel,
„Der sie euch nahm:
„Das Knäbchen, das sie mir gebohren,
„Hat sicherlich
„Nicht Pferdefuß, noch Eselsohren,
„Ist glatt, wie ich."

Die Lust, das Enkelchen, die Freude,
Dieß alles bricht
Sibyllens Herz, nach solchem Leide;
Sie lacht und spricht:
„Er kam zuerst zu meinem Bette,
„Besinnt er sich?
„O, daß ich nicht geschrieen hätte!
„Ich, Thörinn, ich!"

Und nun durchlief das Abentheuer
Das ganze Land.
„Bedenkt, Sibyllens Ungeheuer
„War Hildebrand!
„Ja morgen früh steht sie Gevatter
„Beym Teufelchen!"
Einstimmig rufte das Geschnatter:
„Das muß ich sehn!"

Die Schönen hörten die Geschichte,
Mit Tugendwahn
Und bitterm Hohn im Angesichte,
Mitleidig an.
Doch manche klagten unverholen
Ihr Herzeleid:
„O käm auch Einer uns zu holen!
„Bald wär' es Zeit!"

XIX.

Der Flötenſpieler Agamemnons *.

Als Agamemnon ferne ging,
Um Troja zu zerſtören,
Ließ er der ſchönen Königinn
Ein Mittel, ſtets mit keuſchem Sinn
Die Grillen abzuwehren.

Errathet, was dies Mittel war?
Es war ein Flötenſpieler.
Die Virtuoſen unſrer Zeit
Sind, gegen ſeine Treflichkeit,
Beym Zevs! nur kleine Schüler.

Ihr wißt, wie groß der Tonkunſt Macht
Zu jener Zeit geweſen;
Wie es dem ärgſten Thor gelang,
Sein Weib durch rührenden Geſang
Vom Pluto auszuloſen.

Ein zweyter Orpheus war mein Held;
Homer kanns euch bezeugen;
Ihm war ein zauberiſcher Ton,
Vor dem die böſen Lüſte flohn,
Vor allen andern eigen.

Und

* Schiebeler.

Und hätt' Adonis ihn gehöret,
Von Venus Arm umfangen;
Ich wett', es wär ihm Augenblicks
Zu dem Genuß des schönsten Glücks
Der Trieb, die Kraft vergangen.

Er gab der Fürstinn jeden Tag
Ein Lied in diesem Tone.
Es ward so manchesmal gespielt,
Daß sie dem Mann sich treu erhielt,
Den süssen Herrn zum Hohne.

Wie gut ihm diese Kette war,
Das könnt ihr leicht ermessen.
Hieng Einer nur zu bessen an;
Ein Hauch war genug von diesem Mann,
Sogleich ihn zu vergessen.

Aus allen Kräften streckten sie,
Den Mund ihm zu verstopfen
Man bot ihm Geld; allein er blies
Mit höherm Ton; man drohte; er ließ
Den Mund sich nicht verstopfen.

So geht es leider dem Verdienst!
Einst ward er todt gefunden.
Es war der schändliche Neid,
Der ihn durchbohrt', voll Hinterlist,
Mit hundert tausend Wunden.

Todt

Todt war der Künstler, und mit ihm
Der Fürstinn Widerstreben.
Man sah sie schon dieselbe Nacht,
In der man ihn zur Gruft gebracht,
Sich dem Aegisth ergeben.

Der König kam mit Pracht zurück
Auf einem Siegeswagen.
Des Bruders Stirn' hätt' er gerächt;
Doch mit der seinen stand es schlecht;
Das konnt' er nicht vertragen.

Hieraus entsprang ein grosser Lärm,
Wie wir Poeten wissen.
Die Erde ward mit Blut befeuchtet
Das sieht man, für Geld noch itzt
Auf dem Theater fliessen.

O könnt' ich doch den Wunderton
Des grossen Manns entdecken!
Ich spielte mich berühmt und reich;
Ihr süssen Herrn! ich schwör' es euch,
Ihr solltet mich nicht schrecken.

XX.

Der geprellte Junker *.

Ein Mädchen, das auf Ehre hielt,
Liebt' einſt ein Edelmann;
Da er ſchon längſt nach ihr gezielt,
Traf er allein ſie an.
Er ſtieg ſogleich vom Pferd' und ſprach:
Komm, küſſe denen Herrn!
Sie rief voll Angſt und Schrecken! Ach!
Ach ja von Herzen gern.

Sey ruhig, ſprach er, liebes Kind,
Und ſchenke mir dein Herz:
Denn meine Lieb iſt treu geſinnt,
Nicht Liſt und leichter Scherz.
Dich mach' ich glücklich: nimm dieß Geld,
Den Ring, die goldne Uhr:
Und hab' ich ſonſt, was dir gefällt,
Nimm oder fodre nur!

„Nein, nein: zu viel wär dieß gewagt!
„Mein Bruder möcht' es ſehn!
„Und wenn ers meinem Vater ſagt,
„Wie ſollt' es mir ergehn!
„Dort ackert er: o wollen Sie
„Sich nur dorthin bemühn;
„Auf jenem Hügel, wo das Vieh
„Dort weidet, ſehn ſie ihn!„

Indem

* Weiſe.

Indem er geht, indem er ſieht,
Schwingt ſich das leſe Kind
Auf ſeinen Rappen ſchnell, und flieht,
Und flieht fort wie der Wind.
Adieu, ruft ſie, mein Gnäd'ger Herr:
So rächt man ſeinen Schmach! — —
Ganz eingewurzelt ſtehet er
Und gafft ihr ſtaunend nach. — —

So täuſcht man einem Böſewicht,
Der uns verführen will.
Man fängt ſo leicht ein Mädchen nicht,
Hält ſie nicht ſelber ſtill.
Doch ach; wo gilt die Ehr' anitzt
Bey Mädchen wohl ſo viel?
Ein Junker, der ins Auge blitzt,
Erkauft ſie, wo er will.

XXI.

Don Bellamis*.

Der Kälte euch zu entwöhnen,
Seyd treuer Liebe Held!
Beständigkeit, ihr Schönen,
Ist edler noch als Gold.

Es giebt, traut einem Kenner,
Und leſ't nicht zu geſchwind,
Eh zehn beſtändge Männer,
Als ein beſtändig Kind.

Don Bellamis, ihr Spröden,
Der Jüngling ach euch nach!
Laßt die Geſchichte reden,
Die ihn wallfahren ſah.

Er that es, euch zur Ehre,
Ohn' Speiß und Trank ſogar;
Und Meſſer nicht, nicht Scheere
Kam an des Bartes Haar.

Und ſo ward ſieben Erndten
Don Jacob Bellamis,
Den Lieb und Treu entfernten,
Um Rahel Margaris.

Eh

* Löwen.

Eh dieſe noch verfloſſen,
Ward ſie, die That iſt groß!
Entführt von einem Rieſen
In ein bezaubert Schloß.

Da ſaß ſie nun, und weinte
Die blauen Augen roth;
Der Sonne, wenn ſie ſcheinte,
Flucht ſie, und rief dem Tod.

Und wär der Tod gekommen,
Was gilts? ſo ſprach ſie war,
Der Rieſe wär genommen
Und nicht der Tod — fürwahr!

Der Ritter kam zurücke,
Zum Kummer aufgeſpart,
Und riß, geprellt vom Glücke,
Zehn Haar' aus ſeinem Bart.

Des Nachts irrt er voll Kummer
Um ſeines Räubers Thurm?
Ins Auge kam kein Schlummer,
Ins Herz kam mancher Sturm.

Er wußte, daß auf immer
Man ſeine Margaris
In einem Gitterzimmer
Von Drachen hüten ließ.

Es ſey — von treuen Lippen
Floß dieſer Wunſch herab,
Den laut von fernen Klippen
Der Nachhall wiedergab —

Es ſey mir treuſten Ritter
Kein größres Glück bekannt,
Reibt einmal nur durchs Gitter
Mein Bart die Lilienhand!

Er ſprachs: aus dem Geſträuche
Sprang ſchnell ein Zwerglein her;
Der Ritter ward zur Leiche,
Sein Klapper ſtutzte ſehr.

Das Zwerglein bringt den Helden,
Der nicht ſein Schickſal kennt,
Wie Ritterbücher melden,
Ins Zauberſchloß behend.

Hier fühlt der gute Ritter
Des Mädchens Gegenwart,
Steht dicht an ihrem Gitter,
Und zupft ſchon ſeinen Bart.

Itzt will er — und mit Krachen
Verſchwinden Gittter, Schloß
Die Rieſen und die Drachen,
Das Zwerglein und das Roß.

Nach wenig Augenblicken
Lag, noch vom Wunder warm,
Den Ritter zu beglücken,
Ihm Margaris im Arm.

Nun küßt er ihre Wange,
Sie seinen Bart; er hieß
In Ritterzeiten lange
Der treue Bellamis.

XXII.

Ariadne und Theseus *.

Ich sing euch die Geschichte
Von Theseus Grausamkeit;
Von diesem Bösewichte
Kam Ariadnens Leid.
Den schönsten seidnen Faden
Gab ihm das gute Kind,
Der brachte ihn ohne Schaden
Aus Cretens Labyrinth.

Doch mehr noch, als ein Fädchen,
Gab sie dem theuren Mann;
Sie gab ihm, was ein Mädchen
Nur immer geben kann.
Der Vater mag sich grämen,
Sie liebt den Theseus mehr,
Vergißt das Abschiednehmen
Und folgt ihm auf das Meer.

Schon neun und neunzig Schönen
Brachte er um Ruh' und Wohl,
Durch Ariadnens Thränen
Ward bald das Hundert voll;
Weh, weh dem Wüteriche,
Ihr Fluthen schlingt ihn ein!
Er ließ die Minnigliche
Auf einem Fels allein.

Als

* Schiebeler.

Als nun der Tag sie weckte,
Ach, als sie nun die Hand
Nach ihrem Theseus streckte,
Und keinen Theseus fand,
Wie ward ihr da, ihr Sterne!
Sie rief in ihrem Gram
Den, welcher, einmal ferne,
So bald nicht wieder kam.

Sie fluchte dem Geschicke,
Zerriß das goldne Haar,
Das für des Frevlers Tücke
Nicht zu bestrafen war.
Sie schlägt bis zum Zerschmettern
Die weisse Brust, und schreckt
Das Heer von Liebesgöttern,
Das dort verborgen steckt.

Doch Bachus kommt, getragen
Von Fröhlichkeit und Scherz.
Er hemmt des Mädchens Klagen
Und tröstet ihren Schmerz.
O seht! ihr Blick wird heiter,
Der Gott war wohl gemacht,
Er siegt, und nun ward weiter
An Theseus nicht gedacht.

Der Fabel folgt die Lehre,
So wie der Frau die Magd.
Ein Ding, bey meiner Ehre,
Das oft den Leſer plagt.
Drum kurz, was ich erzählet,
Schließt dieſe Regel ein:
Wenn euch die Liebe quälet;
So heilet euch mit Wein.

XXIII.

Der auf ſeine Güter verbannte Phöbus *.

Wenn an heitern Sommertagen
Phöbus im Paradewagen,
Wie zur Trau ein Bräutigam,
Stattlich angefahren kam:

Fand der Donnergott Belieben
Jedesmahl die Luft zu trüben,
Donnert' ihm die Ohren voll
Und die raſchen Schimmel toll.

Phöbus, dieſes Scherzes müde,
Gieng und ſtürmte jene Schmiede,
Wo man, zu der Völker Weh,
Donnerkeile ſchmiedete.

Menſchenfreſſer und Giganten,
Welche ſich Cyklopen nannten,
Eine freche wilde Rott'
Tödtete der brave Gott.

Zwar die Nachbarn dieſer Schmiede
Schlummerten nunmehr in Friede;
Aber Meiſter Claus Vulkan
Hub nun ſchön zu toben an.

Auf

* Romanzen. Mietau 1774.

Auf dem Haupt' die Bibermütze,
Hinkt' er stracks, bey Mittagshitze,
Um die Lend' den Rockelor,
Keuchend zum Olymp empor.

Als Miß Iris ihn erblickte,
Lachte sie, daß sie's erstickte:
Doch verzeyht es ihr, denn traun!
Lustig war er anzuschaun.

Mit gestrecktem kürzern Fuße,
Schön bemahlt mit Schweiß und Nuße,
Stand dein Schatz, Idalia!
Reizendste der Frauen! da.

Er, der dieß empfunden hatte,
Folgte jener leisen Matte,
Die nach Lady's Kammer wieß,
Sonder viele Kümmernuß.

Sich auf seidnen Sopha stützend,
Fand er da sein Weibchen sitzend,
Das dem Donner Ehr' erwies,
Als er schlau sich blicken ließ.

Kinderchen, laßt euch nicht stören!
Rief er, denn ihr küßt in Ehren:
Doch Herr Schwager! fuhr er fort,
Und verbog sich: nur ein Wort!

Nunmehr klagt' er ſeine Sache,
Heiſchte Schutz und ſtrenge Rache,
Und gab Lady'n einen Wink,
Die nun an zu wiſpern fieng:

Sir, ich werde mich bequemen,
Ihn nach Haus zurückzunehmen,
Da ein Weib ſolch einen Mann
Nie zu zärtlich hüten kann.

Donnernd rief Cytherens Vetter:
Auf! zu Rathhaus, all' ihr Götter!
Alle kamen: Momus auch,
Selbſt Silenens Thier und Bauch. —

Phöbus, hub Zevs an zu ſprechen,
Schuldig vieler Staatsverbrechen,
Phöbus, alſo wollen wir!
Pack' dich augenblicks von hier.

Phöbus? riefen alle Götter
Unſer Harfeniſt und Vetter?
Mildern Ihro Majeſtät
Seine Strafe doch, wenns geht.

Viel zu groß beſchimpft zu werden,
Reiſte Phöbus nach der Erden,
Und ſchrieb Reime von der Kraft
Und dem Nutz der Muſenſchaft.

XXIV.

Alcindor *.

Ihr, die ihr lange Zepter führt,
Monarchen in der Schule!
Vernehmt mein warnend Lied, und bebt
Auf eurer Herrschaft Stuhle.
Glaubt mir, die Tugend kommt uns nicht
Durch Wunden und durch Beulen.
Auf keiner Birke wächst die Kraft,
Uns Weisheit mitzutheilen.

Ach! läg' im Leder und im Holz
Ein Talismann verborgen,
Ich kehrte selbst zu euch zurück,
Viel lieber heut als morgen.
Ich bör' euch beyde Hände dar
Und das Gesicht daneben;
Ihr würdet mir den Unterricht
Von ganzem Herzen geben.

Allein ich bin für jede Müh
Gehorsamst euch verbunden.
Wir sehn einander niemals mehr:
Ich weiß, was ich empfunden.
Hört, aber kommt mir nicht zu nah,
Was meine Muse singet.
Erkennt, welch eine schöne Frucht
Unmäß'ge Strenge bringet.

Alcin

* Schiebeler.

Alcindor war ein muntres Kind,
Das drenzehn Sommer zählte,
Den ein Pedant von eurer Art
Zu ganzen Tagen quälte.
Bald ließ ein Fußstoß, bald ein Stock
Ihn seine Fehler merken,
Und bald ein Schlag auf seinen Kopf
Mit Ciceronis Werken.

O Tullius, o grosser Mann,
Nie konntest du vermuthen,
Bey deinen Schriften würden einst
So viele Nasen bluten.
Terenz, nie hattest du gedacht,
Daß man bey deinen Scenen
Einst andre Thränen fliessen sah,
Als angenehme Thränen.

Das Kind verwünschte das Latein,
Und Roms erhabne Geister;
Sie sammt und sonders schienen ihm
Tyrannen, wie sein Meister.
Sein kleines Herz empörte sich
Mit stetem Widerwillen,
Und er entschloß sich, kein Gebot
Des Wütrichs zu erfüllen.

An einem Tage, da er nun
Sein Thema lesen sollte,
Entfernt' er sich, als hört' er nicht,
Was sein Beherrscher wollte.

Der Lehrer beißt mit reger Wuth,
Die Zähne fest zusammen,
Sinnt unerhörter Strafe nach
Und zeigt im Auge Flammen.

Der Teufel, der uns stets verfolgt
Mit Netzen und mit Schlingen,
Und in die schwarzen Fäuste klopft,
Wenn wir die Hände ringen,
Der Böse haucht den Schulfuchs an,
Ihn stärker zu entzünden,
Und läßt ihn bald für seinen Zorn
Ein neues Werkzeug finden.

Er selber lenkte jene Hand,
Daß sie gewisser träfe.
Der Schulfuchs wirft sein Tintenfaß
Dem Knaben in die Schläfe.
Er sinkt, der Arme sinkt dahin
Und stirbt zur selben Stunde,
Und auf die Mauren sprützt das Blut
Aus seiner tiefen Wunde.

Ach! dieses Blut ist noch zu schaun,
Der spätsten Zeit zum Schrecken.
Kein Pinsel in des Künstlers Hand
Vermag es zu bedecken.
Noch schwebet dort des Knaben Geist,
Wie Ammen uns versichern,
Zupft dem Magister an dem Ohr
Und lärmet mit den Büchern.

Er ſoll ſich in der Schüler Zahl
Bey hellem Tage miſchen,
Und von der ſchwarzen Tafel oft
Das Verbum Typto wiſſen.
Ach, ihr Pedanten, laſſet euch
Durch dieſes Beyſpiel rühren:
Wenn euch Bewegung nöthig thut,
So, bitt' ich, geht ſpatziren.

XXV.

Die an ihrem Argus ſich rächende Ehefrau *.

Ein Laſter würket nie allein;
Verbrechen zeugt Verbrechen.
Es fällt einſt einen Geitzhals ein,
Den Hymen zu beſtechen.
Beſtechen? — Nun, mit Thalern nicht.
Wie denn? — So, wie der Geitz beſticht.

Ihr fragt, was ſeine Million
Für ihn erkaufen ſollte?
Ein Weibchen, das ich meinem Sohn,
Mir ſelber gönnen wollte.
Sie ſchloß aus Hofnung oder Zwang
Ein Bündniß — ach! auf Lebenslang

Die Hochzeit ward nach altem Brauch
Beformelt und beſiegelt,
Gleich Jov Gott Amor; Hymen auch,
Als wär er neu beflügelt.
Es kamen itzt der Brautnacht ſatt,
Pflicht, Gram, Verdruß an ihrer Statt.

Der Ehmann, ſo wie viele ſind,
Des Argus erſter Wächter,
(Wie manches liebe Mutterkind
Freyt ſolchen Schönheits Pächter.)

* Löwen.

Er ſchloß ſie ein. — Ob ſie es litt?
Nicht gern! die Schlüſſel nahm er mit.

Was g'be manche Frau darum,
Wenn ſie ſich rächen könnte!
Hieß nicht das Städtchen Ilmm,
Das hell durch Eine brennte?
Drum zittert, Männer! Schrecklich iſt,
Wozu auch dieſe ſich entſchließt.

Sie raft, was Wut im Weibe kann!
Ein Bündel Stroh zuſammen;
Befeuchtet es, und zündets an;
Es raucht; man lauft zuſammen;
Sprengt Thüren; — ſie fliegt ſchnell heraus.
Und flieht bellemmt — ins Nachbars Haus.

Der Nachbar, ſo läuft ein Gericht,
War längſt in ſie vernarret,
Und ſie in ihn. Aus Ehſtands Pflicht
Hat ſie bis itzt geharret.
Der Nachbar nimmt ſie zärtlich an,
Ertheilt ihr Troſt; — itzt kömmt der Mann.

Dem wuchſen ſchnell, ihr Männer! hört,
Zwey Hörner an der Scheitel.
Er ſtutzt, denkt, da er rückwärts kehrt!
Auch Eiferſucht iſt eitel!
Er ſah ſich nach der Urſach um;
Die rief ihm zu: Silentium!

Haſt du dein Weibchen im Verdacht
Du lockſt es, zu betrügen;
Wenn es dich itzt zum Hahnrey macht,
Bewahrt es dich vor Lügen,
Drum lernt, ihr Männer! lernt Geduld!
Ein Horn iſt immer unſre Schuld!

XXVI.

Antiope und Telemach auf der Hetze*.

Ihr Ritter mit der Lanze,
Mit Pickelhaub' und Speer,
Auf! lagert euch zur Schanze
Um schöne Damen her!
Von ihrem Kuß begeistert
Trotzt ihr Eban Orschaka,
Und trällernd übermeistert
Ihr Monomotapa.

Dieß wuste jener Ritter,
Telemachus genannt:
Bey Sturm und Ungewitter
Stets lächelnd, stets galant.
Zuerst trug er die Ketten
Der schönen Eucharis,
Bis Mentor, ihn zu retten,
Ihn in die Wellen stieß.

Bald kamen sie zum König
Von Neukretenserland,
Der freute sich nicht wenig,
Daß er sie Griechen fand.
Da muste im ganzen Schlosse
Der Ritter alles sehn,
Die Schwerdter, Helme, Rosse,
Und auch Antiopen.

* Romanzen. Mietau. 1774.

Als er die letzte ſchaute,
Blieb er verſteinert ſtehn,
Dem Unerſchrocknen graute
Jetzt vor dem Wiedergehn.
Doch, nach der Etikette,
Gieng und empfohl er ſich,
Nur ſeufzt' er leiſ': Ach hätte,
Prinzeſſinn, hätt' ich dich!

Du Muſter und du Blume
Der allerſchönſten Frau'n!
Ach möcht' ich, dir zum Ruhme,
Die Rieſen all zerhaun!
Ich radebrechte Drachen
Gebót dein Roſenmund. —
Solch allerliebſte Sachen
That er dem Echo kund.

Des Landes Ritter kamen
Nach Hof in Gallapracht,
Auch Antiopens Damen
In Frankreichs neuſter Tracht.
Da ſah man Ritterſpiele:
Da hieb, da ſtach man ſich:
Da flog man nach dem Ziele
Auf Roſſen ritterlich!

Doch alle dieſe Freuden
Schmeckt unſer Held itzt nicht;
Ja, ſeines Herzens Leiden
Verräth ſein Angeſicht.

Drum kömmt der gute Könia
Er ſelbſt, zu ihm, und ſagt:
Zerſtreun Sie ſich ein wenig
Und kommen mit zur Jagd.

Der Held dankt unterthänig
Der ungemeinen Huld
Und ſericht: Ich bleib, o König,
In deiner ewigen Schuld.
Steigt augenblicks zu Pferde,
Schnallt ſeine Jagdtaſch' an,
Verſucht auch an dem Schwerdte,
Ob ers noch zücken kann.

Doch, Himmel! welche Freude
Durchdrang den Rittersmann!
Im Amazonenkleide
Traf er die Göttinn an.
Nun mochten zwanzig Haſen,
Vor ihm ein Männchen ſtehn!
Hin ſchoß er in den Raſen
Nah bey Antiopen.

Die göttliche Diane
War lange nicht ſo ſchön,
Als ſie itzt auf der Bahne
Des Wildes anzuſehn.
Sie trug ein Apfelſchimmel,
Der ſtolz auf ſeine Laſt,
Tief in dem Jagdgetümmel
Auf ihre Leitung paßt.

Das Hifthorn tönet Lermen,
Gleich einer Schlachttrompet:
Die frohen Ritter schwärmen,
Weils nun zu Felde geht.
Die Hunde, los der Koppel,
Navigiren überall:
Auch schießt man in die Stoppel
Mit großem Donnerknall.

Erbärmlich ists zu lesen,
Wie schrecklich dieser Tag
Dem Hasenvolk gewesen,
Das sicher rammelnd lag. —
Schon billigte sich der Sieger,
Den seine Dame pries,
Als ihm ein tapfrer Krieger
Feindselge Zähne wies.

Des Forstes Alexander,
Schrieen weit und breit,
Ein Eber wars, vom Panther
So wie vom Reh geschenkt.
Ihm, der dem öden Forste
Lautschnaubend Rache schwor;
Stand jede wilde Borste
Gleich einem Pfeil empor.

Gleich dem berühmten Eber,
Den Meleager schlug,
Trank seine durstge Leber
Nie Hundeblut genug.

Das

Das Fräulein ſelbſt erblickte
Des treuen Markis Grab,
Drum ward ſie böſe, und drückte
Die Büchſe auf jenen ab.

Doch ach! die Kugel pfeifet
Nicht wie ſie pfeifen ſoll;
Der Schuß, der ihn geſtreifet,
Macht nun den Eber toll.
Er langt mit ſcharfem Hauer
Nach ſeiner Feindinn hin,
Da ſtürzet ſie — und Schauer
Stürzt auf die Jägerinn.

Stracks, wie beym frohen Tanze,
Wo er das Fräulein fand,
Stracks war, mit Spieß und Lanze,
Ihr Ritter bey der Hand,
Stieß in des Thieres Lende
Tief ſeinen Speer hinein,
Ergriff der Göttinn Hände,
Und hieß ſie ruhig ſeyn.

Keck nahm der Eiſenfreſſer
Des Ungeheuers Schopf,
Hieb mit dem Waidemeſſer
Herunter ihm den Kopf,
Und bot auf einem Teller
Ihn ſeiner Göttinn dar:
Da ward ihr Aeuglein heller,
So trüb's umwölket war.

Durch dieſes Abentheuer
Gewann der Ritter dieß,
Daß ſie den tapfern Freyer
Sich nicht erbenten ließ.
Dankſagung ſich zu ſparen,
So wie dem Ritter Quaal,
Ward ſie nach wenig Jahren,
Sein ehliches Gemahl.

XXVII.

Die blinde Kuh *.

Ein arger Lottergeiſt durchſpückte
Ein altes Haus.
Um ihn nun zu verbannen, ſchickte
Man Zauberer aus.
„Ach! ſprach der Geiſt: ich baute Schlöſſer
„Auf Weibertreu:
„Doch meine Frau verſtand es beſſer,
„Und lebte frey!

„Iſt nun ein Weib, die ihrem Bunde
„Getreu blieb, hier;
„So ſchickt ſie um die zwölfte Stunde
„Der Nacht, zu mir.
„Ich will ihr große Schätze geben,
„Doch blieb ſies nicht:
„So räch ich auch an ihrem Leben,
„Der Weiber Pflicht!“

Ein jeder Ehmann ſprang für Freude,
Dreymal empor:
Und ſchlug ſein eignes Weib, zum Neide
Des andern, vor.
Man ſtritt ſich lange hin und wieder.
Mit großem Zank;
Dieß ſchlug den Weibern in die Glieder,
Sie wurden krank.

Allen

* Michaelis.

Allein ein Mann hüllt sich geschwinde
Die Augen ein:
„Versteckt euch! sprach er: die ich finde,
„Die muß es seyn!“
Den guten Bannern der Gespenster
Ward ziemlich warm.
Der Mann gieng aus — durch Thür und Fenster
Zerstübt der Schwarm! —

Sein eignes Weibchen, das mit Drängen
Man überrascht,
Blieb an dem Fensterstocke hängen,
Und ward erhascht.
Erst kurze vierzehn Tage hatte
Sie ihren Mann.
Doch einmal haschte sie der Gatte —
Sie muste dran.

Man führt sie kühn bis zu der Stelle.
Hier bleibt sie stehn,
Und will um Himmel und um Hölle
Nicht weiter gehn.
Man mag es wie man will versuchen,
Sie geht nicht fort.
Der Ehmann schimpft, die Vettern fluchen, —
Sie geht nicht fort.

Die Männer fangen an zu weinen.
Für Wehmuth ſtumm,
Kehrt jeder, zu den lieben Seinen,
Gedaldig um.
Der arge Poltergeiſt bewachte
Sein Haus in Ruh.
Der Enkel hört' es, und erdachte
Die blinde Kuh.

XXVIII.

Apollo und Hedera *.

Vom Himmel war Apoll verbannt,
Zur wohlverdienten Strafe,
Und weidete mit hoher Hand
Die Ziegen und die Schaafe.
Vergnügter unterm Hüttendach,
Als er noch je geweſen;
Wie dieſes denn im Telemach
Ausführlicher zu leſen.

Die andern Weltregierer ſahn
Auf ſeine ſtille Freuden,
Erſtaunten drob und fingen an
Sein Glück ihm zu beneiden.
Da ſandten ſie Cytherens Sohn,
Den Frieden ihm zu nehmen.
Wo dieſer kömmt, da weiß man ſchon,
Kömmt Jammer, Angſt und Grämen.

Er führet uns ſolche Gäſte zu,
Das hab' ich oft erfahren.
Der Bube nahm mir Raſt und Ruh
Seit meinen erſten Jahren.
Durch ihn ward ich der Spottbegier
Der ganzen Stadt zur Fabel,
Und jedermann verbarg vor mir
Das Meſſer und die Gabel.

Der

* Schiebeler.

Der Knabe spannt sein tödtend Seil,
Und drückt dem Gott der Lieder
Den Pfeil ins Herz, den schärfsten Pfeil,
Und kehrt zum Himmel wieder.
Er lacht, und läßt, mit wilder Pein,
Das Herz ihm zu entzünden,
Apollen einst im dunkeln Hayn
Die schönste Nymphe finden.

Die liebenswürd'ge Hedera,
Mit rosenfarbnen Wangen;
Sie reizte jeden, der sie sah,
Zu brennendem Verlangen.
Durchdrungen fühlt Apollo sich,
Und wagt, ihr's zu gestehen;
Doch sie entflieht ihm endlich,
Sie flieht gleich jungen Rehen.

Er ruft: Ich bin der Gott des Lichts,
Ich bin ein Arzt, ein Dichter!
Umsonst! Sein Rufen wirkte nichts,
Als höhnische Gesichter.
Den Glanz des Tages haßte sie,
War von gesundem Blute;
Und liebte so die Poesie,
Als wie ein Kind die Ruthe.

Er kehrt zurück, von Schmerzen voll,
Die mächtig in ihm wüten.
Ihr Schaafe nun gehabt euch wohl,
Ihr mögt euch selber hüten.

Sein Aug iſt ſtets von Thränen naß,
Der Schlaf beſucht ihn nimmer.
Er füllt die Luft ohn Unterlaß
Mit zärtlichem Gewimmer.

Er eilt in kläglicher Figur
Durch Sümpfe, Buſch und Hecken,
Die ſpröde Zierde dieſer Flur
Noch einmal zu entdecken.
Ihm glänzt der allerſchönſte Stern
Im Dunkeln ſeines Leides:
Erblickt ſein Aug nur von fern
Den Zipfel ihres Kleides.

Sieht er ſie ganz, dann raſ't er ſchier,
Und ſpricht von ſeiner Liebe;
Doch was er redet, bleibt bey ihr,
Wie Waſſer in dem Siebe.
Er denkt: was kann die Urſach ſeyn,
Daß ſie mich ſo verachtet?
Mein Kinn iſt glatt, mein Wuchs iſt fein;
Hat ſie mich auch betrachtet?

Wer ſchreibt ſo beyfallswerth, als ich,
So witzig, ſo empfindend,
Mit dem Gedanken meiſterlich,
Den ſchweren Reim verbindend?
Vom Feuer eines ſchönen Blicks
Muß ich vergeblich brennen;
Ich will, ich will, ich ſchwörs beym Styx,
Des Kaltſinns Urſach kennen.

Ach! er erfuhr es nur zu bald,
Warum man ihn verſchmähte,
Am Silberbach, der durch den Wald
Im krummen Lauf ſich drehte.
Hier ſah er, Anblick, der ihn kränkt!
Die, die ihn von ſich ſtößet,
Sanft an Elpinens Bruſt geſenkt,
Von Sprödigkeit entblößet.

Sie drückt und herzt und ſtreichelt ihn,
Und küßt ihn faſt zu Tode,
War gleich an Geiſt und Leib Elpin
Der Schönheit Antipode.
Ihm ſchenkte ſie ohn allen Zwang,
Und ohne zu erröthen,
Die Gunſt, um die ſie Tage lang
Apoll umſonſt gebeten.

Wie ward dem Gott der Lieder da,
Als es ſein Blick entdeckte,
Was hier am Silberbach geſchah!
Sein glühend Auge ſchreckte.
Er reißt, von Eiferſucht entbrannt,
Ohn' einiges Erbarmen
Den Jüngling mit gewalt'ger Hand
Aus ſeines Mädchens Armen.

Elpin erbebt, und wünſchet ſich
Die Fittige der Winde.
Apollo ruft: entferne dich,
Mein Freund, nicht ſo geſchwinde.

Du haſt, weſern ich was vermag,
Ein Veilchen hier zu bleiben.
Der Jüng'ling ächzt, ihn flieht der Tag,
Und ihn ergreift Betäuben.

Sein Fuß, der nicht entrinnen kann,
Pflanzt ſich im Boden feſte.
Er ſtreckt die Arme Himmelan,
Die Arme werden Aeſte.
Die Rinde, die den Mund umgiebt,
Erſtickt ſein Angſtgetöne.
Er iſt ein Lorbaum. Wie betrübt
Dieß Schauſpiel ſeine Schöne!

Sie ſtarrt ihn an, und athmet kaum,
Und ihre Thränen fließen;
Sie eilet hin zum theuren Baum,
Deckt ihn mit heißen Küſſen.
Zum Gott der Götter wendet ſich
Ihr Seufzer, ihre Klage;
Sie ruft! O Zevs, gewähre mich
Des Wunſches, den ich wage!

Zu holdem Mitleid rühret ihn
Der Schmerz, den ſie empfindet.
Sie wird zum Epheu, deſſen Grün
Den Lorbaum rings umwindet.
Mit offnem Munde ſteht Apoll
Und mit beſchämtem Blicke,
Und ſehnt, die Bruſt von Kummer voll,
Sich zum Olymp zurücke.

Die ihr mit unbelohnter Glut
Grauſame Schöne liebet,
Folgt nie dem Rath, den blinde Wuth
Verſchmähten Herzen giebet;
Will ſich auf ſeufzervolles Flehn
Die Sprödе nicht ergeben,
So laßt die ſtolze Närrinn gehn,
Und flieht zum Saft der Reben.

XXIX.

Der Marionettenſpieler *.

Ein Afterheld der deutſchen Bühne,
Sein Nahme thut nichts zum Verſtand,
War mit den Muſen ſehr bekannt,
So ſehr als Scavrons Roqurbrüne.

Er war, Parterr und Loge fühlte,
Das Schwein in dem verlohrnen Sohn.
Wißt auch, daß er als Knabe ſchon
Oft des Tobias Hündchen ſpielte.

Er war Marquis in Caprioln,
Hat brav wie Harlekin geſchmauſt;
Kennt' auch, als Teufel in dem Fauſt,
Den Doctor teufliſch hohn.

Doch, kennt ein großer Geiſt auch Grenzen?
Wie mancher iſt Original,
Und will aus Ehrſucht auf einmal
In einer fremden Sphäre glänzen.

Er denn, ſelbſt ewig Marjonette,
Ward Marjonetten Principal,
Sah Jahrmärkt, Meß und Carneval,
Viel Dörfer, groß und kleine Städte.

Ein

* Löwen.

Ein Bierfaß diente seiner Bühne
Zur Stütze; mannichmal zum Thron,
Auf dem der König * Agamon
Mit steifem Knie am Drath erschiene.

Oft lies er manchem im Vertrauen,
Wie schrecklich der Trojanische Brand
Durch Colofonien entstand,
Und den ** Trojanschen Esel schauen.

In** war sein Fall beschlossen.
Dem Musen ist seit langer Zeit
Ein ew'ger Tempel hier geweiht,
Den Bachus ja mit eingeschlossen.

Er nahm von seinen Schiebekarren
Aus einem Kasten voller Schmutz,
Dem Kayser mit dem Scaramutz,
Und die Prinzessinn mit dem Narren.

Drey Tage must' er sich versäumen;
Denn wist: es hatte kein Acteur
Vom Fahren Kopf und Füße mehr;
Selbst die Prinzessin must' er leimen.

* Agamon ward von ihm Agamemnon genannt.
** Troiarscher Esel hieß in seiner Sprache das Trojanische Pferd.

Doch seht! auf einem dürren Schimmel
Trompetet er nun durch die Stadt;
Und allen Pöbel, den sie hat,
Sieht man itzt gaffend im Getümmel.

Er schrie: „Es sey kund und zu wissen
Mit Obrigkeits Permission
Wird eine Haupt- und Staatsaction
Heut vorgestellt. — Hannswurst wird schließen.

Baniſe soll euch alle rühren;
Man führet sie zum Opfer hin.
Es wird sich auch der Harlekin
Besonders lustig distinguiren."

Um fünf Uhr, wenn in goldnen Salen
Das Schauspiel seinen Busch ausſteckt;
Mit Dramas, die ein Franzmann heckt,
Die deutschen Ouins den Kenner quälen:

Sah man den Pöbel in Carossen,
Und den zu Fuß, in großer Zahl,
Auf einem niedrig dunkeln Saal
Vor Marjonetten hingegossen.

Doch, nun entwickelt sich der Knoten
Von meiner Mordgeschichte bald.
O hört nur, mit wie viel Gewalt
Besoffene Studenten drohten.

Baniſe ſchien den Helden theuer.
Man both für ſie den halben Satz. —
Man widerſtritt; erfocht ſich Platz;
Man ſchimpfte; alles kam in Feuer.

Held Raufbold, den man ſtark teuchiret,
Grif mit dem Degen in der Hand
Den Schauplatz an, ſchlug, was er fand,
Und ward gercculich ſecundiret.

Wie Don Quichot die Marionetten
Des Meiſter Peters oranfom ſchlug;
Acteurs zerfetzte, Mohren trug,
Um Meliſandern zu erretten;

So drangen zehn Studenten-Degen
Hier grimmig ins Theater ein;
Der hieb dem Harlekin ins Bein,
Und warf ihn Chaumigrem entgegen;

Der fiel Baniſen in die Haare,
Die kaum ihr holzern Mäulchen ſchloß,
Aus dem ein Schwanen-Liedchen floß,
Dies: „Sollen nun die grünen Jahre.“

Wie fürchterlich! die Degen blinken,
Wie ſchnell iſt jeder Mord vollbracht?
Man ſah in ewig finſtre Nacht
Acteur, und Bühn und alles ſinken.

Ach! seufzte nach zween Augenblicken
Der nun verwandte Principal:
Wie grausam sich zu meiner Qual
Don Roderichs Gedanken * schicken!

„Ich war vor einer Viertelstunde
„Noch Herr von einer Monarchie;
„Nun hab ich nichts: und geh, wie sie,
„Und wie mein Harlekin zu Grunde."

Drauf sieht er unter den Ruinen
Banisens scharfen Opferstahl:
Komm, spricht er, du sollst meiner Qual
So wie der Dolch dem Cato, dienen!

Allein, indem er recht bedenket,
Sein nahes Ende, das ihm droht,
Sey kein Comedianten Tod;
Nicht der, wenn sich Hanswurst erhenket.

So dünkt ihm doch das Leben lieber;
Er gieng, zumal bey feiler Hand,
Und bey noch feilerem Verstand,
Er gieng und starb als Karrenschieber.

* Meister Peter, dessen Marionettenbude der tapfre Don Quichot in ein Chaos verwandelt hatte, seufzte eben so, und erinnerte sich dieser Worte des Don Roderichs: Gestern war ich König von ganz Spanien und heute habe ich keinen Daumen breit Land mehr.

XXX.

Die wohl ausgedachte Rache *.

Ihr Männer, hütet eure Frauen
Mit Vorsicht doch!
Schlimm sind die dummen, doch die schlauen
Sind ärger noch.
Dieß will ich euch anjetzt erzählen,
Was jüngst geschah,
Als Star die Hälfte seiner Seelen
Ihm untreu sah.

Es war die Hälfte seiner Seelen
Sein junges Weib;
Die wollte sich Leander wählen,
Zum Zeitvertreib.
Der Mann ging immerdar zum Schmause
Und sang beym Wein:
Indeß blieb Dorilis zu Hause,
Und war allein.

Ich bin allein! so seufzt' die Schöne;
Was fang' ich an?
Ich, die mich nach Gesellschaft sehne,
Was fang ich an?
Darzu kam ungefähr Leander,
Ich weis nicht wie.
Sie spielten lange mit einander.
Ich weis nicht wie.

Es

* v. Cronegk.

Es fand der Ehmann sein Vergnügen,
Sein frommes Schaf,
Sanft in Leanders Armen liegen,
In tiefem Schlaf
Nun laß ich jeden Ehmann rathen,
Was Star gedacht,
Als ihn dergleichen Frevelthaten
Bestürzt gemacht.

Er ruft: O Weh! was soll das heißen?
Und weint vor Schmerz.
O könnt' ich dir dein Herz zerreißen,
Dein falsches Herz!
Verführer! — Ach! ich kann nicht sprechen,
Vor Zorn und Wuth;
Und vor Begierde, mich zu rächen,
Kocht mir mein Blut.

Kommt, Furien, aus eurer Höhle,
Dem Schmerz geweiht!
Erfüllet meine ganze Seele
Mit Grausamkeit!
Ich eile, daß er nicht erwache,
Zu seiner Pein.
Groß war der Frevel, doch die Rache
Soll größer seyn.

Leander — ach! er ſtirbt, ich wette,
Durch Starens Wuth!
Doch nein — der Held ſteht noch am Bette
Leanders Hut.
Er nimmt ihn voll von Zorn und Haſſe,
Er ſpricht kein Wort,
Wirft ihn vom Fenſter auf die Gaſſe,
Und ſchleicht ſich fort.

XXXI.

Duell Amors *.

Zu Frau Cytherens Hochzeitfeyer,
Kam, eingeladen von Vulkan
Ein jeder ihrer alten Freyer,
Nunmehr zukünftiger Galan.

Da ſtand die lieblichſte der Bräute
Dem gräulichſten der Bräutigams,
Wohl abzuſtechen, an der Seite,
Er Nebbe ſie, und er im Wamms,

Braut Venus, in der Etikette
Gelehrter, als der Schmidt Vulkan,
Nahm itzt für ſich im Kabinette
Die Gratulationen an.

Indeß vom Schwall der Reverenze
Das Innre des Pallaſts erſcholl,
Gabs bey der Pforte blutze Tänze;
Denn Mars war auf den Bräutgam toll.

Gott Momus, der die Moysennaſe,
Kunſtrichterlich gerümpft, erhob,
Verlief Kupido'n hier die Straße,
Nach ſeiner Brüder Weiſe grob.

Recht

* Romanzen. Mitau, 1774.

Recht gränlich rief der wilde Kleine:
Ich bin, wie mich der Herr da schaut,
Vom Kopf herab bis auf die Beine,
Das einz'ge Kind der Jungfer Braut.

Nun mißt der Spötter von der Seite
Der ganzen winzichten Person
Geringe Läng und schmale Breite,
Und nickt! Dein Diener Jungfernsohn!

Der hitzigste gesammter Götter
Ergriff hier sein Geschoß geschwind,
Legt' an, drückt' ab, und schoß dem Spötter
Zwey seiner besten Augen blind.

Der vormals nie bezwungne Spötter
Kroch tappend nun vor Zevsen hin,
Und ächzte kläglich: Herr der Götter!
Dies that der Sohn der Buhlerinn.

Dem Donnrer zwar verdroß es wenig,
Den Tadler so gezähmt zu sehn,
Doch bald erwacht' in ihm der König,
Und ließ ein Blutgericht ergehn.

Dann hieß es: Klögern treu zu leiten,
Faßt Angeklagter Klögers Hand,
Und führet ihn dran, auf enge Zeiten,
Zur Strafe durch das ganze Land.

Wer

Wer ſolchen Richterſpruch verachtet,
Wird augenblicklich vogelfrey: —
Drum iſt, wo Amor übernachtet
Auch jedesmal der Geck dabey.

XXXII.
Die Gleichen*.

Zwey tapfre Junker waren.
Im ganzen weiten Land
Vor mehr denn hundert Jahren
Als Ritter wohl bekannt.

Auf einem dieser Schlösser
Gebahr sie die Mama;
Nie war die Freude größer
Beym gnädigen Papa.

Sie wuchsen, wie die Weiden,
Die nah am Bache stehn,
Und kannten schon in Scheiden
Nicht mehr die Schwerdter sehn.

Denn wild war ihre Seele,
Wie dieser Eichenwald;
Sie kannten jede Höhle,
Der Wölfe Aufenthalt.

Drauf zogen sie dem Türken
Gerade ins Gesicht:
Blut floß, so fließt aus Birken
Der Saft im Frühling nicht.

Doch

* Ungen. Anthologie der Deutschen, 3. Th. Leipz. 1772.

Doch schnell rief man: zu Hause!
Denn — welch betrübt Geschick! —
Todt brachte man vom Schmause
Den Herrn Papa zurück.

Sie sollten nun regieren;
Das wie entschied das Loos,
Hans soll hier residieren,
Und Görg' auf jenem Schloß.

Einträchtig lebten beide,
Wie Brüdern es geziemt;
So schön, wie einst ein Heide
Von Lebens Braut gerühmt:

Bis — trauervolle Stunde! —
Ein Schwein sich sehen läßt!
Gleich hielten's beider Hunde
An beiden Ohren fest.

Von einem dieser Ohren
Nimmt Hansens Dachs Besitz,
Das andre hat erkoren
Des Junker Görgen Witz.

Doch schnell entfloh die Wonne,
Die dieses Schwein erzeugt,
So wie — ja wie zur Sonne
Vom Thal ein Nebel steigt.

Mein iſt das Schwein, rief Görge,
Mein Spitz hat's attrapiert!
Wie, brüllte Hans, du Zwerge,
Mein Dachs hat's aufgeſpürt.

Sie brüllten, wie die Wogen,
Die Hunde bellten mit,
Bis ſie die Schwerdter zogen,
Und jeder näher ſchritt.

So ſehr die Schwerdter blitzten,
Als wären ſie geweiht,
So ſehr die Arme ſchwitzten,
Ward keiner doch verletzt;

Bis — thränenvoller Jammer!
Auf einmal jeder zielt,
Und beider Herzenskammer
Des Bruders Schwerdt durchwühlt.

Da hauchten ſie entſeelet
Die tapfern Seelen aus,
Wie die Geſchicht' erzählet,
Die letzte von dem Haus.

Ein Nachtquartier der Eulen
Sind ihre Schlöſſer nun,
Die ſie oft ſelbſt umheulen,
Wenn Dach und Menſchen ruhn.

XXXIII.

Honesta *.

Der Teufel kam vor vielen Jahren
Der Menschen Zustand zu erfahren
Herauf in einem irdschen Leib.
Er schafte, wie die Menschenkinder,
Sich Haus und Hof und Schaf und Rinder,
Er nahm sich gar ein Weib.

Honesta hieß die junge Schöne.
Oft schwoll auf ihrem Kopf die Mähne,
Und Wuth und Herrschsucht warf ihr Blick.
Sie trieb den Teufel recht zu paaren.
Wie sehnt er nicht zu seinen Schaaren,
Zur Hölle sich zurück.

Sie ließ ihm niemals, niemals Friede
Zuletzt ward er des Streitens müde
Und schlich im Stillen sich davon.
Und fuhr, als er sich weggestohlen,
Von seinem Schmerz sich zu erholen,
In einen Mastenfohn.

Hier konnt' er recht nach Wunsch regieren,
Er schrieb Satyren auf Satyren,
Voll Rachsucht, Neid und Menschenhaß.

Man

* Schiebeler.

Man ſtrebt umſonſt ihn zu beſchwören.
Der Teufel läßt ſich nicht bethören,
Und quält den Dichter baß.

Da kam mit Paucken und Trompeten
Ein Arzt zur Wohnung des Poeten;
Der Teufel fragt: Wer pocht ans Haus?
Der Arzt ſpricht lächelnd: Eine Dame,
Jung, ſchön, Honeſta iſt ihr Name.
Gleich zog der Teufel aus.

XXXIV.

Junker Hans aus Schwaben *.

Ein Junker aus dem Schwabenland
Kauft mit des Vaters Willen
Ein Fähnlein; im Soldatenſtand
Der Ehre Durſt zu ſtillen.

Die Poſt erſcholl: der Krieg iſt nah:
Hanns, den ſein Geld belebte,
Zog hin; es ſchrie die Frau Mama
Das Fräulein Schweſter bebte.

Bey ſeines Kraiſes Contingent
Stieg er zum Lieutnant plötzlich;
Und prügelte, beym Element!
Den Muſquetir entſetzlich.

Nach Sachſen ging der Schneckenzug
Die Feinde dort zu ſchauen.
Doch ihm, und manchem Schwaben ſchlug,
Das Herz vor Furcht und Grauen.

Bekandter iſt die groſſe Schlacht,
Als daß man ſie beſchreibe.
Hanns rief: Halt! richtet euch! gebt Acht!
Und habet Herz im Leibe!

Klein war dies Herz! sie wurden taub
Bey Müllers Hellen-Schlünden;
Sie zitterten wie Espenlaub,
Und flohn nach Rosbachs Gründen.

Da kam ein tapfrer Todenkopf
Dem Schwaben auf die Hacken;
Er spaltete des Junkers Zopf,
Und schlitzt' ihm beyde Backen.

Und überflügelt war ihr Heer,
Geschlagen, sonder Zweifel!
Und zitternd warfen sie Gewehr
Und Schnapsack zu dem Teufel.

Die Helden liefen; blutend lief
Ihr Leutnant in der Mitten.
Der Zopf war fort, das Maul hing schief,
Der Backe war zerschnitten.

Er kam, Gott und den Preussen Dank!
Noch mit geraden Beinen,
Als die Mama gleich Coffee trank,
Zu den geliebten Seinen.

Ach, Hännschen! rief ihr blasser Mund;
Ach! war der Schwester Schreyen.
Es heulten Wind- und Hünerhund,
Und Jäger und Lakayen.

Der Vater schrie: schon wieder da!
Wie, Junge! so zerfetzet?
Doch, so viel, wie bey Pultawa
Hat es dort nicht gesetzet.

Ach, was wird Fräulein Rosamund
Zu der Geschichte sagen!
Wird deine Tante wohl itzund
Sie dir zu geben wagen?

So klagt die gnädige Mama,
Nehmt, Mütter! dies zu Herzen,
Das Glück der theuren Söhne ja
Nicht selber zu verscherzen.

Nicht für den Staat, auch nicht fürs Feld
Muß euer Söhnchen lernen.
Wißt: euer Dorf ist ihm die Welt,
Sollt' er sich draus entfernen?

Was soll sich Fritzchen mit Latein
Den schwachen Kopf zerbrechen:
Lernt er zur Noth nur etwas fein
Französisch radebrechen.

Schläft nur das Junkerchen gesund;
Wenn er, wie sichs gebühret,
Die Bauren und den Hünerhund
Nur meisterlich dressiret.

Ein Held zu seyn, erfodert Muth,
Und kostet oft das Leben:
Doch dürstet eurem Sohn nach Blut,
Ihr könnt ihm Nahrung geben.

Er hetze manches wilde Schwein,
Mag Rehen Netze stellen,
Hol im Galop den Hasen ein,
Und lerne Füchse prellen.

Doch, soll er ja auf kurze Frist
Vom Hau'se sich entfernen;
So schickt ihn an den Hof und wißt,
Dort kann er Mores lernen.

Hof-Damen zeigen ihm die Spur
Galant- und feiner Sitten:
Denn hier wird von der Landfigur
Kein Ueberrest gelitten.

Drum gnäd'ge Mütter, denket ja
Weit adlicher und gröſſer:
Sonst gehts, wie Hannsens Frau Mama,
Euch allen auch nicht beſſer.

XXXV.

Akteon*.

Es war einmal ein Edelmann,
Akteon hieß sein Name,
Der war mit Liebe zugethan
Der allerschönsten Dame.

Doch ihrer Gegenliebe schien
Der Kavalier nicht würdig,
Die hohe Dame war von Wien,
Er, war von hier gebürtig.

Einst war ihr warm, da wollte sich
Die schöne Dam' erfrischen,
Sie zog ganz leicht sich an, und schlich
Zu abgelegnen Büschen.

Welch Mädchen kann der Neubegier
Der jungen Herrn entweichen?
Es wagt der junge Kavalier
Die Dame zu beschleichen.

Sie setzte sich an einen Bach,
Er — war so unbescheiden
Und sah, im Stillen, nach und nach
Die Dame sich entkleiden.

Nun

* Ungen. Almanach der deutschen Musen. 1773.

Nun stund sie wie die Venus da,
Ganz luftig, auf dem Sande
Des Bachs; doch eh sie sich's versah
Stund ihr Amant am Rande.

Was sollte sie in aller Eil
Zu allererst verstecken?
Bald griff sie nach dem Obertheil,
Bald nach den Unterrocken.

Zuletzt, um mit verstärktern Grimm
Ihn ewig zu bestrafen,
Stund sie ganz still, und ließ von ihm
Sich, wie sie war, begaffen.

Doch mit verbißner Scham empfand
Sie Lust zur Weiberrache,
Und schöpfte eine hole Hand
Voll Wasser aus dem Bache.

Sie sprützt, und spricht: ach hin und lern'
Nunmehr bescheidner handeln!
Es ist ein Spaas, euch junge Herrn
In Thiere zu verwandeln.

Und da wuchs ihm ein Hirschgeweyh
Auf seinem Scheitel prächtig;
Denn, solcher kleinen Hexerey
Ist jede Dame mächtig.

Kaum

Kaum fühlt er das Geweyh, so fühlt
Er schon davon die Güte;
Denn Hirschhorn wie wir wissen, — kühlt
Die Wallung im Geblüte.

Itzt hatt' er weiter keine Lust
Am Bache zu verweilen.
Er lief, und fieng mit voller Brust
Erbärmlich an zu heulen.

Zu jener Zeit, da gieng's noch schlimm
Bey Schmäusen und Visiten;
Wohin er kam, da ließ man ihm
Hof, Stadt und Land verbieten.

Kein seidner Strumpf, kein Gallakleid,
Kein Orden stund ihm ferner.
Itzt macht das keinen Unterscheid
Mit — oder ohne Hörner.

Für Gram starb drauf der Kavalier
Bey seinen Anverwandten;
Aus seinem Nachlaß haben Wir
Sein Hirschgeweyh erstanden.

XXXVI.

Graf Ludewig von Gleichen *.

Graf Ludwig, seines Dorfes Lust
Und jung an Muth und Kräften,
Ließ sich auf seine fromme Brust
Ein wollnes Kreutzchen heften.
Zu retten das gelobte Land
Aus wilder Saracenen Hand.

Der heilge Krieg, für Gott geführt,
Hat, reich an seltnem Reitze,
Graf Ludwigs edles Herz gerührt;
Er folgt dem heilgen Kreutze;
Sieht Palästina, betet, ficht,
Und — schlägt die Saracenen nicht.

Er wird gefangen; Fessel küßt
Der arme Graf von Gleichen;
Er muß, so gut er Graf auch ist,
Doch seinem Schicksal weichen.
In Sultans Garten muß, o Pein!
Der Graf ein Gärtnerbursche seyn.

Doch was geschicht? des Sultans Kind
Verliebt sich; will den Sclaven
Erretten; aber erst geschwind
Erobert seyn vom Grafen;
Und dann ihm folgen, und ihn freyn. —
Hierzu sprach Ludwig doch nicht nein?

Ich

* Löwen.

Ich bin, so rief der fromme Graf;
Vermählt, und habe Kinder.
O, schrie die Türkin: schöner Sclav!
Drum lieb ich dich nicht minder.
Denn mein Gesetz erlaubt dem Mann,
Daß er zwey Weiber nehmen kann.

Der Graf bedenkt sich doch wohl nicht? —
Wenn man des Sultans Glauben
Nicht stürzen kann; da ist es Pflicht
Die Tochter ihm zu rauben.
Und Gründe giebts im Ueberfluß,
Wo das Gewissen schweigen muß.

Zum Glück fällt ihm die Wahrheit ein:
Der Himmel ist sehr gnädig!
O Trost genug! Er schift sich ein,
Und segelt nach Venedig;
Und kommt durch Wind und Steuermann
Mit ihr in seiner Grafschaft an.

Allein zuvor gieng er nach Rom,
Wo Pabst Gregor regierte,
Und Aberglaube vor dem Tron
Die Ablaßkrämer führte:
Hier küßte Ludwig, wie man soll,
Gregors Pantoffel andachtsvoll.

Der heilge Vater willigt drein:
Zwey Weiber ſich zu nehmen.
Wie würde, wär dies allgemein,
Sich manches Weibchen grämen!
Doch wett ich auch: es hielt kein Mann
Beym Pabſt um ſolchen Ablaß an.

Itzt kam zu ſeiner erſten Frau
Der Graf mit ſeiner zweyten;
Und ihre Stern ſah nun genau
Gefahren, die ihr drohten.
Doch, Wunder! wie erklärt man dich?
Die beyden Weiber liebten ſich.

Sie theilten, Beyſpiel ſeltner Zeit!
Wenn es doch Folgen hätte!
Sie theilten ihre Zärtlichkeit
Gern mit des Grafen Bette.
Dies Bett, durch ſolch ein Wunder groß,
Steht noch zu Gleichen auf dem Schloß.

Weil alles ſtirbt; ſo ſtarben auch
Der Graf und ſeine Weiber:
Ein Grab umſchloß nach altem Brauch
Die drey entſeelten Leiber.
Dies alles, ſamt des Grafen Ruhm,
Lehrt Erfurts Epitaphium.

XXXVII.

Unter Chloens Fenſter geſungen von ihrem Liebhaber im Jenner beym Mondſchein *.

Sieh unter deinem Fenſter mich,
O ſtrenge Chloe, weinen!
Nicht eh' verlaß ich es, bis dich
Die Sonne wird beſcheinen.

Sie wird alsdann, wie itzt der Mond,
Voll Mitleid auf mich ſehen!
Sehn, wie der Scelz dein Herz bewohnt,
Und ich — ich will dann gehen.

Tief in den Wald, die Menſchen fliehn,
Unſinnig mich gebährden,
Nur Wurzeln eſſen, und verblühn,
Und ein Einſiedler werden.

Drum öfne, wo die Thüre nicht,
Das Fenſter nur! Mit Bücken
Laß mich dein holdes Angeſicht
Im Mondenſcheln erblicken.

Aus Liebe, weiſt du, ſchliff' ich ja
Die Spitz' an meinem Degen,
Und ſchwur: käm ein Verführer nah,
Ihn herzhaft zu erlegen.

Und

* Löwen.

Und doch verbeut dein Stolz, o Weh!
Dein Angesicht zu sehen;
Fliehst mich im May, läßt tief im Schnee
Mich hier im Jammer stehen.

Hör' nicht den Stolz; ach höre mich!
Laß mich nicht länger weilen!
Sonst möcht' ein Wolf, verläß ich dich,
Hier unterm Fenster heulen.

Versprichst du, strenge Chloe, mir,
Nicht ewig mich zu quälen;
So will ich die Geschichte dir
Von diesem Wolf erzählen.

* Ein alter Hunnenfürst, sein Nam'
Ist mir entfallen, zählte
Zwo Töchter; als das Alter kam,
Wo er sie gern vermählte;

Wo jeden die Versuchung plagt,
Der Fleisch im Busen fühlet,
Und statt der Puppe, die nichts sagt,
Mit der, die redet, spielet.

Um

* In des Deguignes allgemeinen Geschichte der Hunnen und der Türken steht diese Legende.

Um diese Zeit, der Lust so nah,
Und reif, sie zu genießen,
Sah man den himmischen Papa
In einen Thurm sie schließen.

Sie litten's gern; es wollte nie
Ihr Stolz auf Erden wählen;
Mit einem Gotte wollten sie
Zur Noth sich noch vermählen.

Da saßen nun, vertieft in Gram,
Die stolz verliebten Dinger;
Und, Jammer! keine Gottheit kam,
Und keine gabs geringer.

Doch nach fünf Jahren guckt betrübt
Die Jungfer von der Höhe;
Es deucht ihr, denn sie war verliebt,
Daß sie den Gott nun sähe.

Es war ein Wolf, der manche Nacht
Zum Schutz hieher geeilet,
Sich eine Grube hier gemacht,
Und seine Brunst geheulet.

Der Wolf sey, glaubt sie sicherlich,
Ein Gott — Ihn nicht zu missen,
Sich zu vermählen, läßt sie sich
Vom Thurm, und wird zerissen.

O Chlee! denk an meinen Harm,
Wag' nicht, ihn zu verlachen.
Das Fenster auf! spring mir in Arm!
Und nicht dem Wolf in Rachen!

XXXVIII.

Wettſtreit der Töchter des Königs Pierus mit den Muſen *.

Neun Töchter hatte Pierus,
Der Macedoner König.
Er freute ſich, wenn er ſie ſah,
Beym Jupiter! nicht wenig.

Er war der edlen Tonkunſt Freund,
Schlug ſelbſt die Silberſaiten,
Griff falſch, und dünkte ſich dabey
Der Orpheus ſeiner Zeiten.

Die Töchter ſangen oft dazu,
Erbärmlich anzuhören!
Ihm ſchien der heiſern Stimme Klang
Die Harmonie der Sphären.

Nie müde, ſeiner Eitelkeit
In ihnen liebzukoſen,
Goß er in ihre junge Bruſt
Den Stolz der Virtuoſen.

Die armen Mädchen fiengen an
Von Ruhmbegier zu lodern,
Und wagten es, zum Wettgeſang
Die Muſen aufzufodern.

* Schiebeler.

Voll hohen Mitleids sahn auf sie
Die lächelnden Camönen,
Und warnten vor dem nahen Fall
Die zu verwegnen Schönen.

Umsonst, zum Kampf trieb ihr Geschrey
Die friedlichen Göttinnen:
Die Wassernymphen waren hier
Des Streites Richterinnen.

Der hochmuthvolle Schwarm begann
Mit lügenhaften Zungen.
Er sang: Es habe Typhons Macht
Den Zevs zur Furcht gezwungen.

Rauh, wie der Eule Todtenlied
Und wie des Uhus Stöhnen,
Schallt' der entsetzliche Gesang,
Und alle Nymphen gähnen.

Der Musen eine sang darauf
Mit Philomelens Trillern;
Entzückend war ihr ganzes Lied,
Als wärs ein Lied von Hillern.

Sie schwieg. Ein laut Geklatsch erscholl
Von aller Nymphen Hände.
Man sah sie, höhnisch und erzürnt,
Sich zu den Mädchen wenden.

Sie riefen: Welche Raſereyn
Verdunkelt eure Sinnen?
Euch werd ein ew'ger Spott zum Lohn,
Betrogne Sängerinnen!

Sie ſprachens, und der Mädchen Blick
Umſtrömt ein dicker Nebel;
Die Arme werden Fittige,
Die Lippen werden Schnäbel.

Die neuen Vögel wollen ſchmähn,
Und plappern, ſtatt zu fluchen,
Und plappernd fliegen ſie davon,
Des Vaters Reich zu ſuchen.

An ihre Zahl erkennt er ſie,
Fängt gräßlich an zu klagen;
Zerreißt ſein Haar, zerrauft den Bart
Und will für Schmerz verzagen.

So ſtraft der Götter Rathſchluß ihn.
Kein Schluß war je gerechter,
Dem Stolz entſagen lehren ihn
Die Elſtern, ſeine Töchter.

Laßt, Künſtler, dieſes Beyſpiel euch
Zur ew'gen Warnung dienen.
Nie meſſe ſich, durch Hochmuth blind,
Ein Pradon mit Racinen!

XXXIX.

Die verliebte Verzweifelung *.

Ein deutsches Herrchen, jung und reich,
Ein Raub des Hypochonders, bleich,
Und vor den Jahren alt,
Gieng immer traurig und allein,
Schloß oft sich bey Romanen ein,
Und lief oft in den Wald.

Die Tante fühlt des Neffen Schmerz,
Den Bruder klagt der Schwester Herz,
Den Freund bedauft der Freund;
Die Mutter hat sich, tief gerührt,
Daß Fritz vielleicht sich krank studirt,
Die Augen roth geweint.

Und keiner wuste, wie der Gram
In eines Jünglings Busen kam,
Und keiner scheucht' ihn fort;
Sie weinten nur; dann gab sein Blick
Für Thränen Thränen oft zurück;
Allein er sprach kein Wort.

Die

* Löwen.

Die Nachbarn ſelber klagten ihn;
Es kam auch eine Nachbarin,
Und frug ihn um ſein Leid:
Doch, ihren Augen ſah man's an,
Sie frug den kranken jungen Mann
Mit vieler Schüchternheit.

Der arme Herr erhob ſein Haupt,
Und rief: wer hätte das geglaubt!
Auch du frägſt, was mir fehlt:
Was mir von meinen Lippen kam,
Mein heimlich Lied, mein ewger Gram
Sey dir hiemit erzählt.

Die ſchöne Feindin meiner Ruh,
Die Quelle meines Grams, biſt du;
Und täglich ſteigt mein Weh!
Dein Auge, das viel Pfeile ſchießt,
Dein Herz, das mir ſo grauſam iſt,
Das lieb' ich, — und vergeh!

Zuviel, rief ſie, geſtehſt du mir!
Nimm die Verzeihung, welche dir
Das Mitleid längſt erwarb.
Allein, verſprich, daß ich nie ſoll
Dein Leid mehr hören! Lebe wohl! —
Er bückt ſich, thats, und ſtarb.

XXXX.

An eines Freundes Hochzeitfeste *.

In jenem Lande, wo die Liebe
Den Kopf verrückt,
Und Sigisbees, Banditen, Diebe
Zur Hölle schickt.
Wo von Empfindung hingeriſſen,
Ovid, der Thor,
Wie Knaben in der Schule wiſſen,
Sein Glück verlor.

Dort ward ein Jüngling voller Feuer
Um Chloens Herz:
Allein ſie trieb, (hört, kühne Freyer!)
Mit ihm nur Scherz.
Ob ſie für einen andern brannte,
Das weis ich nicht.
Genug, es ſchmelz, ſo ſehr er brannte,
Ihr Herz doch nicht.

Er ſchlich oft bey des Mondes Glanze
Vor ihre Thür;
Und ſang die kläglichſte Romanze;
Sang: Gönne mir
Erhörung, Mond! grauſame Sterne,
Ach ſeht herab!
Der Mond war taub; grauſame Sterne
Sahn nicht herab.

Einſt

* Löwen.

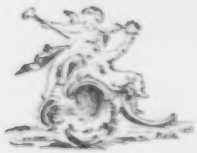
Einſt ſang er troſtlos in die Zitter:
Mir iſt gewis
Das Leben ohne Chloe bitter.
Der Tod nur ſüß.
Und voll Ekelſchmacks an einer Leiche,
Die er halb war,
Lief er — Gewis zum nächſten Teiche.
Ich dächte gar!

Zum Altar unſrer lieben Frauen
Nennt der Poet;
Keucht zur Ma Donna voll Vertrauen
Manch Stoßgebet.
Sie ſchweiget! — Er, denn nun wird gröſſer
Zum Tod die Luſt,
Stößt, was nicht viele thun, ein Meſſer
Sich durch die Bruſt.

Hier ſpiegle ſich. Der Folge wegen,
Manch Mutterkind.
Liebt wer unglücklich; nach dem Degen
Nicht zu geſchwind!
Er ſey wie ich, ein Freund des Lebens,
Es giebt, ſprach er:
Klopf ich an tenes Herz vergebens,
Der Herzen mehr.

Dich ließ, o Freund, bey deinem Werben,
Wie wir itzt sehn,
Dein Mädchen, o wie klug! nicht sterben;
Gedoppelt schön
Kann Deinem Wunsch Ihr Wunsch entgegen;
Mit Ihr sind Dein
Fleiß, Tugend, Anmuth — Gottes Segen
Noch oben drein!

Was fehlt nun Eurem Glücke weiter?
Wer dieses hat,
Schläft ohne Gram, erwachet heiter,
Und ißt sich satt.
Bleibt nur im Sturm und Sonnenscheine
Einander treu;
Und macht, daß Eure Ehe keine
Romanze sey.



XXXXI.

Mutterlehren an einen reiſenden Handwerksburſchen *.

Mein Sohn! ſprach Gertraud ſchwer von Jahren:
Du zeuchſt von mir.
Auf Reiſen wirſt du viel erfahren:
Ach, merk es dir!
Die Lehren aus der Mutter Munde
Schlag nicht in Wind!
Du biſt — geſagt zur guten Stunde! —
Ein Sonntagskind.

Führt einſt um Mitternacht die Reiſe
Dich durch den Wald,
So kreuze dich, und horche leiſe,
Wenn's Hifthorn ſchallt:
Dann muſt du dich zu Boden werfen:
Nur nicht verzagt,
So wird ſie dir nicht ſchaden dürfen,
Die wilde Jagd.

Der Böſe treibt bey manchen Tüffen
Auch oft ſein Spiel;
Drum wirſt du hübſch dich kreuzen müſſen;
Nie wird's zu viel!

Er

* Denis.

Er schreyt — so sagt mir meine Base;
Was willst du mehr? —
Er schreyt gewaltig durch die Nase
Am Ufer her.

Oft fährt er dir auf offnen Strassen
Die Post, mein Sohn!
Du mußt ihn immer fahren lassen:
Nur weit davon!
Man hört der Peitsche leibhaft Knallen,
Des Posthorns Ton;
Wer frevelt, muß in Sümpfe fallen;
Du nicht, mein Sohn!

Sollst du bey Nacht durch Felder reisen,
Nimm dich in Acht!
Da pflegt ein Licht den Weg zu weisen,
Das irre macht.
Oft tanzen sie, in bunter Menge,
Ums Hochgericht;
Entferne dich von dem Gepränge,
Und frevle nicht!

Auf Aeckern wird dir oft begegnen
Ein Feuermann;
Da hilft kein Beten und kein Segnen?
Er rauscht heran.
Du mußt ein ander Mittel suchen
In dieser Noth;
Ein Feuermann weicht nur durch Fluchen;
Verzeih dir's Gott!

Aus zweenen ſieht man Einen werden,
Aus Einem zween,
Die bald, mit zornigen Geberden,
Zum Kampfe gehn.
Es flammt! O welche Gegenwehre!
O welcher Kampf!
Der laue Chriſt — den Gott bekehre! —
Nennt's einen Dampf.

Erſcheint dir ein Palaſt von weiten
Im vollen Glanz;
Es iſt — o, laß dich's nicht verleiten! —
Ein Hexentanz:
Denn, würde dir dabey entrinnen
Ein Wort von Gott,
Gleich wäre der Palaſt von innen
Du tief im Koth.

Im Gaſthof iſt der Alp zu ſcheuen;
Er ſchleicht daher,
Und liegt er nun, man kann nicht ſchreyen;
Er drückt ſo ſehr.
Wirf, wenn er kömmt, geſchwind ein Küſſen
Vom Bett' ihm zu!
Er wird darauf ſich ſetzen müſſen;
Dann haſt du Ruh!

Mein Sohn, ich will dir nichts vergröſſern;
Doch hüte dich!
Itzt ſag' ich dir von alten Schlöſſern;
Dort zeigt es ſich.

Geſpen-

Gespenster ohne Kopf erscheinen,
Sechs Ellen lang;
Man hört um zwölf Uhr kläglich weinen
Im öden Gang.

Oft hört man an der Thüre klopfen;
Wer wird es seyn?
Man bebt und schwitzet grosse Tropfen,
Und ruft: herein!
Da kömmt's als ein Barbier ins Zimmer,
Und man erstarrt;
Mein Urgroßvater sagt' es immer;
Ihm scher's den Bart.

Wie wollen wir's auch anders haben?
Nur dieß bedenkt!
So mancher Schatz liegt hier begraben,
Und tief versenkt.
Drum hat der Böse seine Possen,
Und schreckt uns ab;
Doch, liebes Kind, bleib unverdrossen,
Und such und grab!

Oft' liegt ein Schatz auf freyen Wegen,
Und brennt wie Glut;
Flink drauf ein Heiligthum zu legen;
Dein ist das Gut!
Studierte wissen noch ein Mittel,
Ein schön Gebeth;
Ich glaube fast, daß auf dem Titel
Sankt Christoph steht.

Jüngſt hab' ich dir vom ſchweren Wagen,
Mein Sohn, erzählt;
Noch ſollt' ich dir vom Teufel ſagen,
Der Schildwach hält,
Von ſchwarzen Katzen mit drey Füſſen —
Doch, ſey's genug!
Du wirſt es ſelbſt erfahren müſſen;
Dann wirſt du klug.

Traun, Mutter! ſprach der Sohn vermeſſen:
Ihr ſeyd greiſt!
Doch habt Ihr Einen Geiſt vergeſſen,
Den Brandweingeiſt.
Ich ſeh, er fährt aus Eurem Munde;
Ich bin nicht blind,
Und wär ich auch — zur guten Stunde! —
Kein Sonntagskind.

XXXXII.

Leander und Jsmene*.

Seit Adam in den Apfel biß,
Glich unter allen Schönen,
Hier unterm Mond, das iſt gewiß
Kein Mutterkind Jſmenen.
Bey meiner armen Seel! es war
Ein Mädchen zum Entzücken,
Mit runder Bruſt, mit blondem Haar,
Und Adel in den Blicken.

Der Ganze Wuchs war Ebenmaaß,
Das Aug voll Himmelsbläue,
Die Wang — ein Chor von Scherzen ſaß
Darauf in bunter Reihe.
Der Mund, der tauſend Luſt verhieß,
War ſonder alle Mängel,
Und wenn ſie ſang, ſo klangs ſo ſüß,
Als ſäng' ein heiger Engel.

Die holde Schöne, denkt einmal,
That aber arge Thaten,
Und muß vielleicht im Pfuhl der Quaal,
Jetzt kochen oder braten.
Bekehrte, wie das Dorf erzählt,
Die Kühe des Magiſters,
Darob ſein Weibchen treflich ſchmählt,
Das Federvieh des Küſters.

Sie

* Ungen. Almanach der deutſchen Muſen. 1774.

Sie knüpfte manchem Ehepaar
Dem Neſtel, als ein Meiſter,
Und rief, wenns ihr gefällig war,
Ein Rudel Höllengeiſter.
Mitt, trotz dem beſten Poſtkurier,
Auf ihrem Beſenſtiele,
Und übergab den Winden ihr
Geringelt Haar zum Spiele.

Sie tanzte ſtets, am erſten May,
Mit Blumen in den Locken,
Den weißen Buſen ſchleyerfrey,
Im Reigen, auf dem Brocken.
Dann pflegt' er ſelbſt Herr Satanas
Den ſüßen Herrn zu ſpielen,
Und wenn ſie ſtand, und wenn ſie ſaß,
Nach ihrer Bruſt zu ſchielen.

Begierig küßt' er ihre Hand,
Als wollt' ers Händgen eſſen,
Und konnt', an des Kocytus Strand,
Die Schöne nicht vergeſſen.
Sandt' ihr ſo manches billet doux
Durch ſeine Hoſakeyen,
Schloß kaum die Augenwimpern zu,
Und träumte ſchon vom freyen.

Allein Jsmene lachte nur
Des grämlichen Pedanten,
Und ſuchte ſich, bald auf der Flur,
Bald in der Stadt Amanten.

Sie ſah einmal am Wieſenbach,
Wo manches Blümchen keimte,
Leandern, der im Schatten lag,
Und ſüße Träume träumte.

Er träumte von der Adelheit,
Mit der er ſich verſprochen,
Daneben von der Seeligkeit
Der erſten Flitterwochen.
Es ſollte ſchon die Prieſterhand
Am Altar ihn beglücken;
Man hieng ein langes, rothes Band,
Das Haar der Braut zu ſchmücken.

Schon an den bunten Flitterkranz;
Man ſtimmte ſchon zum Reigen,
Zum Menuet und Wirbeltanz,
Die Flöten und die Geigen.
Was meynt ihr wohl, die Unholdin
Trat vor den ſchönen Schäfer,
Zupft' ihn am Ohr und vorn am Kinn,
Und rief: wach auf mein Schäfer!

Sie hatte ſeines Mädchens Bild
Und Kleidung angenommen.
Leander ward mit Freud' erfüllt,
Und ſtotterte: Willkommen!
Er nannte ſie mein lieber Schatz,
Mein Engelchen, mein Kindchen,
Und gab ihr manchen Feuerſchmatz
Aufs kleine, rothe Mündchen.

Sie giengen endlich, Hand in Hand,
Der Kühlung zu genießen,
Zum Wald'. Ein schöner Wagen stand
Schnell neben ihren Füßen.
Ein Kutscher, mit besetztem Rock
Und grämlicher Geberde,
Saß majestätisch auf dem Bock,
Und lenkte stolz die Pferde.

Der Wagen war von Elfenbein,
Besetzet mit Opalen,
Kein Gallawagen ist so fein,
Die Zaubrin konnt's bezahlen.
Sie stiegen in den Phaeton,
Drauf rasselten die Schimmel
Stracks über Stock und Stein davon,
Mit donnerndem Getümmel.

Nun flogen sie gar Himmelan,
Ein Wunder anzuschauen;
Leandern, wie man denken kann,
Begonn darob zu grauen.
Wir wollen, wenn es euch beliebt,
Die Beute fliegen lassen
Und Morgen, wenn Gott Leben giebt,
Den Rest in Reimen fassen.

Der Wagen fuhr auf gutes Glück,
Bis daß der Himmel graute,
Und man, beym ersten Sonnenblick,
Ein grünes Eiland schaute.

Es lag in Südercean,
Seit lieben langen Jahren,
Es hatt' es noch kein Magellan,
Kein Dampier befahren.

Sie treten in ein Paradies,
Wo Freud' und Wollust lauschte,
In jedem Frühlingslüftgen blies,
In jeder Quelle rauschte.
Das war euch, traun, ein Lustgefild!
Rings lachten bunte Flächen,
Rings zitterte das goldne Bild
Der Sonn' in hundert Bächen.

Die Weste flüsterten vertraut,
Und ranbeten den Veilchen,
Wie der Geliebte seiner Braut,
Auf jeder Wiese, Mäulchen.
Es sahn, um jeden Silberquell,
Die Blumen ihre Wangen
In Fluthen, welche spiegelhell
Durch Auen flossen, hangen.

Musik entströmte sonder Rast
Den kühlen Rebanlauben,
Es herzten sich, auf jedem Ast
Des Hains, verliebte Tauben.
Es sprang, Potz Stern, da möcht ich seyn!
Im Schatten grüner Hecken,
Der feurigste Burgunderwein
In weite, goldne Becken.

Es ragt' ein prächtiger Palaſt,
Erbauet aus Türkiſen,
Mit Gold und Perlen eingefaßt,
Auf angenehmen Wieſen.
Die Treppen waren aus Agat,
Die weiten Flügelthüren,
Durch die man in den Palaſt trat,
Aus blitzenden Sapphiren.

Das Dach, und auch der Wetterhahn,
Wie man leicht kann erachten,
Von feinem Gold aus Indoſtan,
Beſetzet mit Smaragden.
Ein wunderbares Feenſchloß,
Bey dem wohl ſonder Zweifel,
Der es gebaut, viel Schweis vergoß,
Gott ſey mit uns, der Teufel.

Ein großer tapezierter Saal
Gieng mitten durchs Gebäude,
Mit Schildereyen ohne Zahl —
Die ſchönſte Augenweide! —
Von Raphael und Titian.
Hier eine nackte Lede,
Dort Vater Zevs mit ihr, als Schwan,
In einer Liebesfehde.

Der Großſultan, der Perſer Schach,
Im Zirkel ihrer Frauen,
Ein luſtig Karnevalgelag,
Gar lieblich anzuſchauen.

Der Muſelmänner Himmelreich,
Voll niedlicher Figuren,
Ein grüner Wald, im Wald' ein Teich,
Voll Badepoſituren.

Sie lebten hier, als Frau und Mann.
Am grünen Meergeſtade,
Und tranken, wenn der Tag begann,
Bald Thee, bald Schokolade.
Sie hielten im Gemäldeſaal,
Von dem wir euch erzählten,
Das Frühſtück und das Mittagsmahl,
Dem keine Reitze fehlten.

Die Speiſen kamen auf den Wink
Der Unholdin von ſelber,
Es flogen, wenn ſie ſchellte, flink
Gebratne Tauben, Kälber,
Kapaunen, Haſen auf den Tiſch,
Lampreten und Forellen,
Und ein poſſierliches Gemiſch
Von Auſtern und Sardellen.

Nicht minder kam, auf ihr Gebot,
Viel Backwerk angeflogen,
Paſteten, Torten, Mandelbrodt,
Daß ſich die Tafeln bogen.
Das große, goldne Deckelglas,
Gefüllet mit Tokaier,
Goß ihre Kehle weidlich naß,
Goß durch die Adern Feuer.

Sie ſpielten alle Nachmittag,
Nach eingenommnem Mahle,
In einer Sommerlaube Schach
Und aßen kalte Schaale:
Und giengen, wenn das Abendroth
Durch ihre Laube blinkte,
Zum Palaſt, wo das Abendbrodt
In goldnen Schüſſeln winkte.

Sie irrten, wenn der Mondenſchein
Den Wald mit Silber deckte,
Vertraulich durch den Myrtenhain,
Wo mancher Vogel hockte,
Und ſetzten ſich auf Immergrün,
Bedeckt von Myrthenäſten,
Durch die der ſchöne Vollmond ſchien,
Umſcherzt von lauen Weſten.

Sie ruhten, Bruſt an Bruſt gedrückt,
Und was ſie weiter thaten,
Der ſchöne Vollmond hat's erblickt,
Ich kann es nicht errathen.
Ein ſüßes, klatſchendes Geton
Scholl aus den Myrthenbüſchen,
Die Vögel ſangen wunderſchön
Ein Minnelied dazwiſchen.

Der Weſt, der im Geſträuche war,
Goß einen Blüthenregen,
Voll Abendduft, bald um ihr Haar,
Bald ihrer Bruſt entgegen.

Sie trippelten, mit trübem Blick,
Und Graß und Staub in Haaren,
Nach ihrem Zauberschloß zurück,
Wo weichre Polster waren.

Sie lasen wenn sie sich gesetzt,
Zur Zeit des Schlafenlegens,
Rosts schöne Macht, zu guter letzt,
Anstatt des Abendsegens.
Und schlüpften, wenn dies vollbracht,
Zum Ruhekabinette:
Wir wünschen ihnen gute Nacht,
Und gehen auch zu Bette.

So lebten, auf ihrer Burg,
Wie wir erzählt, die beiden,
Den May, den Junius hindurch,
In Herrlichkeit und Freuden:
Und schwammen hier in Ueppigkeit
Bis über beide Ohren,
Doch endlich floh die Trunkenheit,
Worinn er sich verloren.

Er hatte sich mit Zuckerbrodt
Den Magen überladen,
Ward bleich und hager, wie der Tod,
Es schwanden seine Waden;
Sein Auge wie Vergißmeinnicht,
Erlosch und wurde dunkel,
Er trug im kupfrigen Gesicht
Rubinen und Karfunkel.

Die Küſſe, Weine, das Konfekt;
Die Zuckerbiſſen alle,
Wornach er ſonſt den Mund geleckt,
Verkehrten ſich in Galle.
Der Vögel buhliriſches Koncert,
Das er, in Luſt verloren,
Mit ſolcher Wonne jüngſt gehört,
Miſtklang itzt ſeinen Ohren.

Nun floh er, mehr als Tod und Grab,
Den Palaſt und Iſmenen,
Schlich am Geſtade auf und ab,
Und weinte große Thränen.
O liebe, liebe Adelheit!
So rief er ſonder Ende,
Der ich mein treues Herz geweiht,
Und rang die welken Hände.

Wie magſt du, gute Seele wohl
Leanders Angedenken,
Mit lautem Schluchzen, einen Zoll
Getreuer Zähren ſchenken!
O könnt' ich dir den Thränenguß,
Dem Kerker hier entriſſen,
Durch einen warmen treuen Kuß,
Von deiner Wange küſſen!

O welch ein Unſtern! wehe mir!
Das Maſtvieh war geſchlachtet,
Der Pfarrer hatte ſein Gebühr,
Wornach er lang geſchmachtet.

Wir waren schon, ich armer Mann!
Vom Pfarrer aufgeboten,
Und dachten warlich nicht daran,
Was uns für Wetter drohten.

Schon gieng, mit manchem bunten Band
Am Hut, der Hochzeitbitter
Im Dorf herum, der Musikant
Probierte schon die Zitter.
Die Speisen, die wir angeschafft,
Sind nun schon längst verdorben;
Mein Liebchen ist wohl hingerafft
Von Schwermuth, gar gestorben.

Den guten Göttern mußte dies
Nun wohl zu Herzen gehen;
Drum flog ein Schiff heran und ließ
Die Flagge stattlich wehen.
Der Schiffspatron nahm ihn an Bord,
Und brachte in wenig Stunden
Ihn wohlbehalten an den Ort,
Wo ihn Ismene funden.

Madam stand unbeweglich da,
Als, fern am Horizonte,
Sie die geschwollnen Seegel sah,
Und es nicht wehren konnte.
Zerriß die Haare, weinte sich
Die Wangen bleich und hager,
Und wand die Hände jämmerlich
Auf dem verwaisten Lager.

Sie ritt mit thränendem Geſicht,
Auf ihrem Beſenſtiele,
Viel Länder durch, und fand ihn nicht,
Und ritt ſich manche Schwiele:
Und ward, wie männiglich bekannt,
Nach vielen Abendtheuern,
Zuletzt elendiglich verbrannt,
In Würzburg oder Bayern.

XXXXIII.

Adelstan und Röschen *.

Der schöne Mayenmond begann,
Und alles wurde froh;
Als Ritter Veit von Adelstan
Der Königsstadt entfloh.
Von Geigern und Kastraten fern,
Und vom Redutentanz,
Vertauscht' er seinen goldnen Stern
Mit einem Schäferkranz.

Der Schooß der Au, der Wiesenklee,
Verlieh ihm süßre Rast,
Als Himmelbett' und Kanapee
Im fürstlichen Palast.
Er irrte täglich durch den Hain,
Mit einer Brust voll Ruh,
Und sah dem Spiel, und sah dem Reihn
Der Dörferinnen zu.

Sah, unter niederm Hüttendach,
Der Schäfermädchen Preis;
Und plötzlich schlug sein Herzensschlag
Wol noch einmal so heiß.
Sie wurden drauf gar bald vertraut;
Was Wunder doch; er war
Ein Mann von Welt, und wohlgebaut;
Und Röschen achzehn Jahr.

Sie

* Hölty.

Sie gab durch manchen Thränenguß
Erweichet, ihm Gehör.
Zuerst bekam er einen Kuß,
Zuletzt noch etwas mehr.
Itzt wurde, nach des Hofes Brauch,
Sein Busen plötzlich lau;
Er saß nicht mehr, am Schlehenstrauch,
Mit Röschen auf der Au.

Des Dorfes und des Mädchens satt,
Warf er sich auf sein Roß,
Flog wieder in die Königsstadt,
Und in sein Marmorschloß.
Hier taumelt' er von Ball zu Ball,
Vergaß der Rasenbank,
Wo, beym Getön der Nachtigall,
Sein Mädchen ihn umschlang.

Und Röschen, das auf Wiesengrün,
Im Haselschatten, saß
Sah Mann und Roß vorüberfliehn,
Und wurde todtenblaß.
Mein Adelstan! ich armes Blut! —
Er sah und hörte nicht,
Und drückte sich den Reisehut
Nur tiefer ins Gesicht.

Sie zupft', auf ihren Hirtenstab
Gelehnt, am Busenband,
Bis er dem Roß die Sporen gab,
Und ihrem Aug' entschwand;

Und ſchluchzt', und warf ſich in das Gras
Verbarg ſich im Geſträuch,
Weint' ihrem ſchönen Buſen naß,
Und ihre Wangen bleich.

Kein Tanz, kein Spiel behagt ſie mehr,
Kein Abendroth, kein Weſt;
Das Dörfchen dünkt ihr freudenleer,
Die Flur ein Otternneſt.
Ein melancholiſch Hennchen zirpt
Vor ihrer Kammerthür;
Das Leichhuhn ſchreyt. Ach Gott! ſie ſtirbt
Des Dorfes beſte Zier!

Die dumpfe Todtenglocke ſchallt
Drauf in das Dorf. Man bringt
Den Sarg daher; der Küſter wallt
Der Bahre vor, und ſingt.
Der Pfarrer hält ihr den Sermon,
Und wünſcht dem Schatten Ruh,
Der dieſem Jammerthal' entflohn,
Und klagt, und weint dazu.

Man pflanzt ein Kreuz, mit Flittergold
Bekränzet, auf ihr Grab;
Und auf den friſchen Hügel rollt
So manche Thrän' herab.
Es wurde Nacht. Ein düſtrer Flor
Bedeckte Thal und Höhn;
Auch kam der liebe Mond hervor,
Und leuchtete ſo ſchön.

Vere

Vernehmt nun wie's dem Ritter ging!
Der Ritter lag auf Pflaum,
Um welchen Gold und Seide hing,
Und hatte manchen Traum.
Er zittert auf. Mit blauem Licht
Wird sein Gemach erfüllt,
Ein Mädchen tritt ihm vor's Gesicht,
Ins Leichentuch verhüllt.

Ach, Roschen ist's, das arme Kind,
Das Adelstan berückt!
Die Rosen ihrer Wangen sind
Vom Tode weggepflückt.
Sie legt die eine kalte Hand
Dem Ritter auf das Kinn,
Und hält ihr moderndes Gewand
Ihm mit der andern hin;

Blickt drauf den ehrvergeßnen Mann,
Den Schauer überschleicht
Dreymal mit hohlen Augen an,
Und wimmert, und entweicht.
Sie zeigte, wenn es zwölfe schlug,
Itzt alle Nächte sich,
Verhüllet in ein Todtentuch,
Und wimmert', und entwich.

Der Ritter fiel, in kurzer Zeit,
Drob in Melancholey,
Und ward, verzehrt von Traurigkeit,
Des Todes Konterfey.

Mit einem Dolch bewaffnet, floh
Er aus der Stadt, und lief
Zum Gottesacker hin, allwo
Das arme Röschen schlief;

Wankt an die frische Gruft, den Dolch
Dem Herzen zugekehrt,
Und sank. Folg! ruft ein Teufel, folg!
Und seine Seel' entfährt.
Der Dolch ging mitten durch das Herz,
Entsetzlich anzuschaun!
Die Augen starrten Himmelwärts,
Und blickten Furcht und Graun.

Sein Grab ragt an der Kirchhofmaur.
Der Landmann, der es sieht,
Wenn's Abend wird, fühlt kalten Schaur,
Und schlägt ein Kreutz, und flieht.
Auch pflegt er, bis die Hahnen krähn,
Den Blutdolch in der Brust,
Mit glühnden Augen umzugehn,
Wie männniglich bewußt.

XXXXIV.

Wandsbeck *.

Gesetzt du wärst, dich zu erfreun,
Und ob des Leibes Stärke,
In Hamburg (Fleisch und Fisch und Wein
Sind hier sehr gut, das merke!)

Und hättest Wandsbeck Lust zu sehn
Und bist nicht etwa Reiter,
So mußt du aus dem Thore gehn,
Und so allmählich weiter.

Zu Wagen kannst du freylich auch,
Das kann dir niemand wehren;
Doch mußt Du erst nach altem Brauch
Des Fuhrmanns Meynung hören.

Und wenn der nichts dagegen hat,
So hab' ich nichts zu sagen.
Reit' oder geh', doch in der That
Am Besten ists zu Wagen.

Nur

* Bode.

Nur ſiehe fleißig vor dich hin,
So wirſt du ſchaun und ſehen
Da einen Wald, wo mitten d'rin
Lang Thurm und Häuſer ſtehen.

Ad Vocem Thurm fällt mir gleich ein,
Daß einſt im Piſa-Lande
Mit dreyen Kindern jung und fein
Ein Mann von hohem Stande.

Verriegelt worden jämmerlich,
's iſt ſchrecklich zu erzählen,
Wie da der Alte mußte ſich,
Wie ſich die Kinder quälen.

Wer nicht verſteht Reim und Gedicht
Kann ihre Dual nicht forechen,
Sie ſaſſen da und hatten nicht
Zu beiſſen, noch zu brechen.

Und hatten Hunger — ach der Tod
War hier Geſchenk und Gabe.
Drey Tage lang hat Gaddo Brod,
Dann ſtarb der arme Knabe.

Um seine kleine Leiche her
Wankt Vater, wanken Brüder,
Und starben alle, so wie er,
Nur später — aber wieder

Zu kommen auf den Thurm im Wald,
Den du thust schaun und sehen,
So merke nun auch, wasgestalt
Mit dem die Sachen stehen.

Erst ist in ihm kein Hunger-Wurm;
Denn ist da, zweytens, Lehre,
Und kurz und gut, es ist der Thurm
Von unsrer Kirche, höre.

Wo unser Pastor Predigt hält,
Und unser Küster singet,
Und uns ein Wunsch nach jener Welt
Durch Mark und Beine dringet.

Ja Kirche und Religion —
Sie haben's groß Gezänke,
Viel haben's Schein, viel thren Hohn
Und lachen d'reb, man denke!

Und ist doch je gewiklich wahr,
Daß sie es nicht verstehen,
Und daß sie alle ganz und gar
Was d'rinnen ist nicht sehen.

Der Augenschein lehrts jedermann:
„Wer so viel schöne Gaben
„Für Ohr und Auge geben kann
„Muß auch was bessres haben —

„Der Mann mit Mond-Strahl im Gesicht
„Wird's suchen, und wird's finden,
„Doch jedem Narren muß man's nicht
„Gleich auf die Nase binden."

Schön ist die Welt, schön unsre Flur,
Und unser Wald vor allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen.

Und wer uns widersprechen will,
Der komm, und hör' und sehe,
Und sch' und hör' und schweige still,
Und schäme sich, und gehe!

Viel große Kunst ist zwar nicht hier,
Wie in Rom und Egypten;
Doch haben wir Natur dafür,
Die auch die Alten liebten.

Und der Lökt man hier ihren Lauf,
Und folget ihren Winken,
Und stutzet sie ein wenig auf
Zur Rechten und zur Linken.

Und so ward endlich unser Wald
Wo man bald Saat-Feld siehet
Bald wilder Wald-Wuchs ist, und bald
Ein Musa-Pisang blühet.

Und bald durch Oefnungen, mit List
Im Walde ausgehauen,
Die große Stadt zu sehen ist
Voll Männer und voll Frauen

Und bald, und bald — ein Dichter-Mann
Der würd es recht beschreiben,
Weil ich nun aber das nicht kann,
So muß ichs lassen bleiben.

Genug, ein jeder drängt heraus,
Zu leben hier und sterben,
Und baut sich hier ein kleines Haus
Für sich und seine Erben.

Die Mode, welche Städte zwängt,
Ist hier gehaßt, wie Schlangen,
Und hoch an unsern Eichen hängt
Bocks-Beutel aufgehangen.

Und wer hier kömmt, sey wer er sey,
Nur habe er Ducaten,
Ist ganz sein eigner Herr, und frey,
Und mag sich selber rathen.

Und singen, springen kreuz und queer,
Ohn allen Zwang und Wächter.
Auch sieht man hier von ohngefähr
Hammona's schöne Töchter,

Wenn sie in Negligen und Pracht,
Darinn sie Herzen nehmen,
Von Morgen an bis in die Nacht
Durch unsre Gänge strömen.

Und Tycho-Brah, — bald hätt ich gar
Herrn Tycho-Brah vergessen, —
Der hier vor mehr als hundert Jahr
Den Himmel hat gemessen.

Er selber war ist hier nicht mehr,
Er hat längst ausgemessen,
Doch sieht man noch zu seiner Ehr
Den Thurm, wo er gesessen.

Der Thurm ist uns ein Heiligthum
Vor dem uns Abends grauet.
Er war von vielem Alter krum,
Ist aber neu gebauet.

Daß er nicht thäte einen Fall,
Nun will er auch wohl stehen.
Wir aber wollen den Canal
Sammt Wendemuhr besehen.

Doch Freundinn Luna kömmt daher —
Empfangt mich Büsch und Bäume! —
Ihr einsam Zauberwerk ist mehr
Als hundert tausend Reime.

XXXXV.

Philaidilis *.

Philaidilis, die jüngſte
Schülerinn der Grazien,
Achtete ſich die geringſte
Von den ſchönen Sterblichen.

Demuth lehrte ſie zum Tempel
Ihrer Gottheit täglich gehn,
Allen Tugenden Exempel,
War ſie wohl ſo gut, als ſchön.

Gern ſah ſie in jene Welten;
Dieſe Welt war ihr voll Schmerz;
In den Spiegel ſah ſie ſelten
Nur ſo ſcharf, als in ihr Herz.

Welt! in dir iſt kein Vergnügen,
Denkt ſie ſtill, und ſagt es laut;
Sich und ſie will ſie beſiegen,
Von dem Himmel eine Braut.

* Gleim.

Sie beschließt dem Weltgetümmel
Zu entfliehn, in sich hinein,
Um auf Erden und im Himmel
Eine Heilige zu seyn.

Und seitdem, o Himmel! fielen
Ihre Locken ungerollt;
Ihren artigen Gespielen
Ließ sie Schmuck und Flittergold.

Ihren Anzug, ihr Geschmeide
Theilte sie den Armen aus;
Ihre Reden, ihre Freude
War der nahe Klosterschmaus!

Dichter sangen ihr Gesänge,
Dichtern hieß sie Lalage.
Liebesgötter eine Menge
Hüpften um die Grazie.

Seufzten, weinten, klagten, flehten,
Hielten ihre Hände fest:
Ihre Seufzerchen verwehten
Nicht der Nord und nicht der West.

Tief in sich hineingekehret
War umsonst die Schöne schön;
Dichter blieben ungehöret,
Liegesgötter ungesehn.

Fest dem schrecklichen Entschlusse
Nimmt sie nun die neue Tracht,
Und mit einem Liebeskusse
War die Heilige gemacht.

Pater noster gut zu beten
Lernte keine so geschwind;
Schwestern und Gewissensräthen
Folgete das gute Kind.

Und, in ihrer kleinen Zelle,
Vor sich einen Todtenkopf,
Droht ihr dennoch mit der Hölle
Pater Zirf und Pater Zopf.

Immer frömmer sie zu wissen,
Prüfen sie das gute Herz,
Nicht mit Puppen oder Küssen,
Nicht mit Zucker oder Scherz.

Ohne Noth auf ihre Stärke
Vorbereitet kommen sie,
Mit Empfehlung guter Werke,
Jener spät, dieser früh.

Einst an einem Sommermorgen,
Desto fleißiger zu seyn
In den frommen Seelensorgen,
Treten sie zugleich hinein.

Hingeworfen auf den Knieen
Liegen Paters, lieget sie;
Ihrer Wangen Rosen blühen
Schoner diesen Morgen früh.

Das Gebet wird angefangen:
Pater Zirf und Pater Zorf
Sehen ihre Rosenwangen,
Lieber, als den Todtenkorf.

Plötzlich aber störet Schimmer
Ihr Gebet, sie stürzen auf.
Amor steht in ihrem Zimmer!
Patres machen einen Lauf.

Machen Lerm; die Schweſtern kommen;
Alle ſehn den Sieger ſtehn
Auf dem Altar ihrer Frommen;
Aber ſie wird nicht geſehn!

Eine ſchleyerhelle Wolke
Hatte ſie der Zell' entführt,
Wunderbar dem blöden Volke,
Welches keine Schönheit rührt.

XXXXVI.

Der Riese und der Zwerg *.

Es traf, auf seinem Gange,
Ein Ries' ein Zwerglein an,
Und sprach: ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Komm her! Du bist mir besser,
Als jenes fette Schaf:
Heut mag ich dich nicht grösser;
Sonst stör' ich mir den Schlaf.

Indem er dieses sagte,
Haschte er und würgt' ihn schier,
Da schrie der Zwerg und fragte:
Was willst du denn von mir?

Du sollst, so mußt er hören,
Nach meinem Magen gehn.
So? sprach der Zwerg, der Ehren
Hätt' ich mich nicht versehn.

Doch

* Lichtwer.

Doch eh' ich armer Knabe
Dein Abendessen sey,
So stelle mir, zur Gabe,
Nur eine Bitte frey.

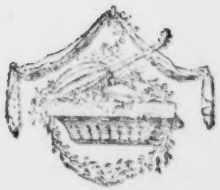
Und schwör', sie zu erfüllen.
Er schwört! Der Kleine spricht:
So höre meinen Willen,
Ich bitte, friß mich nicht.

Der Zwerg gieng schon zurücke
Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

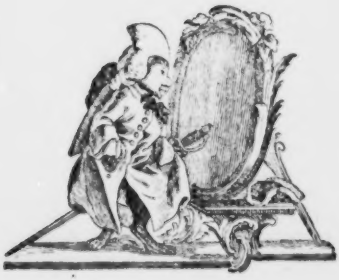
Ach! schrie' er, Wald und Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth,
Hier schwur mir dieser Riese,
Hier gibt er mir den Tod!

Der Ries, ein schlimmer Spötter,
Sprach: das bin ich gewohnt!
Der fürchtet keine Götter
Wer keines Menschen schont.

E N D E.

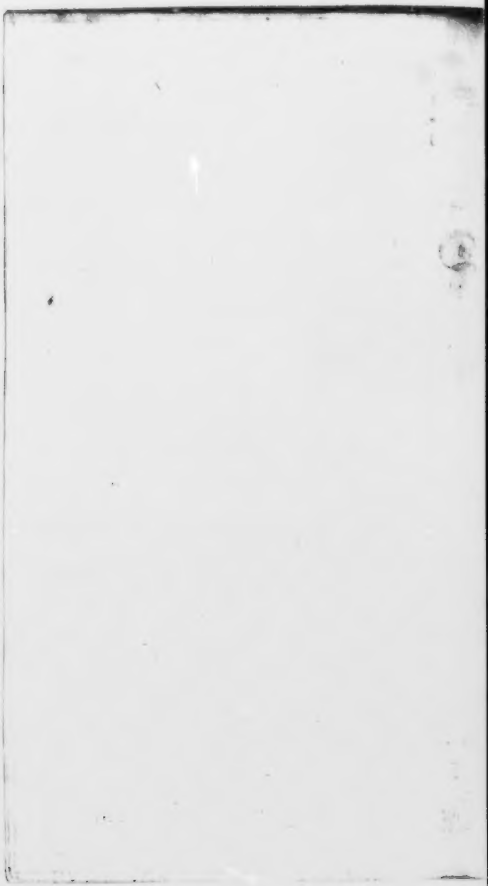


Romanzen der Deutſchen.



Zwote Abtheilung.

Leipzig,
bey Chriſtian Gottlieb Hertel.
1778.



Vorbericht.

Die gute Aufnahme, welche der erste Theil der Romanzen der Deutschen beym Publikum gefunden hat, ist die Veran-

laßung dieſer zwoten Sammlung. Da ſich noch immer einige unſerer beſten Köpfe, ein **Bürger, Gotter, Eſchenburg, Claudius, Kretzſchmann** und andere mit dieſer Dichtungsart beſchäftigen, und ſie der Vollkommenheit näher bringen, ſo glaubte der Verleger einigen Dank zu verdienen, wenn er die hie und da zerſtreuten guten Stücke ſammlen, und für die Freunde der tragikomiſchen Muſe eine vollſtändige Ausgabe der beſten deutſchen Romanzen veranſtalten ließ.

Man wird hier einige Stücke finden, welche die Liebhaber in der erſten Sammlung ungern vermißt haben. Die meiſten ſind nach der Ausgabe

der

der ersten Abtheilung erschienen. Hätte der Herausgeber alle seit 1774 gereimte Abentheuer und travestirte mythologische Märchen sammlen wollen, so würde dieses Bändchen zu einem dicken Buche aufgeschwollen seyn; Selbst von Löwen sind einige minder schöne Stücke zurückgeblieben. Vielleicht hätte der Sammler in seiner Wahl noch strenger seyn sollen; vielleicht hat er aber auch einige gute Stücke übersehen, die hier einen Platz verdienet hätten. Es ist unmöglich, den Geschmack aller Leser zu vergnügen.

So lange das Publikum aus Kennern und Nichtkennern, Virtuosen

und Dilettanten, aufgeklärten und der Sache unkundigen Lesern besteht, so lange muß ein Sammler fremder Arbeiten schon sehr zufrieden seyn, wenn die von ihm getroffne Auswahl von den Kennern im Ganzen gebilliget wird.

Ver-

Verzeichniß

der in dieſer zwoten Abtheilung befindlichen Romanzen.

Einleitung. Seite 1

I. Blaubart. Gotter. 3

II. Die verliebte Verzweiflung. von Hagedorn. 9

III. Der Fall der Götter. Geißler, Verfaſſer der Mietauiſchen Romanzen. 11

IV. Altisidorens Liebeserklärung an den groſſen Ritter Don Quixotte von Mancha. Kretzschmann. S. 16.

V. Eben derselben Abschiedsgesang. Kretzschmann. 20

VI. Narciß und Echo. Musenalmanach 1773. 22

VII. Männerbeute. Geißler. 25

VIII. Der Raubgraf. Bürger. 28

IX. Röschen, an einen Freund bey seiner Hochzeitfeyer. Geißler. 33

X. Der blindgewordne Anton. Löwen. 37

XI. Das Urtheil des Tiresias. Geißler. 39

XII. Amors Guckkaſten. Michaelis. 42

XIII. Phidile. Claudius. 45

XIV. Robert. Ein Gegenstück zur vorhergehenden Romanze. Bürger. 47

XV. Lukas und Hannchen. Eſchenburg. S. 49

XVI. Die verbotnen Verwandlungen. Wagner. geſungen am Neujahrstage. 52

XVII. Oldar und Kätchen. Schinck. 56

XVIII. Lord Heinrich. Eſchenburg. 64

XIX. Murat und Friederike. Ein Ungenannter. 67

XX. Der Bruder Graurock und die Pilgerin. Bürger. 85

XXI. Willibald, eine Ritterromanze. Göckingkiſcher Muſenalmanach. 91

XXII. Radegaſt und Adelgunde. Göckingkiſcher Muſencalender. 1776. 94

XXIII. Maria Germain. Geißler. 99

XXIV. Die Menagerie der Götter. Bürger. 102

XXV. Der Schmetterling. Andre. 105

XXVI. Das Eingebinde. Pfeffel. S. 106

XXVII. Tarquin und Lukretia. Göttingischer Musenalmanach. 108

XXVIII. Elisabeth. Küttner. 110

XXIX. Orpheus. Fr. Schmitt. 114

XXX. Die spröde Corinna. Löwen. 118

XXXI. Duill. A. T. G. 120

XXXII. Hans Nobert. Löwen. 123

XXXIII. Der Kampf der drey Horazier und Curiazier. A. T. G. 127

XXXIV. Der begeisterte Dichter. Löwen. 131

XXXV. Magister Knauth. Küttner. 133

XXXVI. Der geplagte Ehemann. Löwen. 140

XXXVII. Die Gräfin von der Elle. A. T. G. 144

XXXVIII. Das Nachtgespenst. Mad. Reichel geb. Schubart. 148

XXXIX. Das

XXXIX. Das unglückliche Paar. Gotter. S. 151

XL. Martin Tenzel. A. T. G. 153

XLI. Acteon. A. T. G. 157

XLII. Der deutsche Ritter. F. L. Gr. zu Stolberg. 161

XLIII. Harpagon. Löwen. 171

XLIV. Die Puppe. Göttingischer Musenalmanach. 173

XLV. Horst. Göttingischer Musenalmanach. 175

XLVI. Junker Veit. Löwen. 178

XLVII. Die gestrafte Sprödе. Jehre. 180

XLVIII. Der bestrafte Midas. 185

XLIX. Roſilde. Berger. 188

L. Foreſte. Berger. 195

LI. Perette. Weppen. 198

LII. Willibald und Adelſtein. Brown. 203

LIII. Adelheid. Dietrichs Muſenalmanach. 1778. 215

LIV. Zelmer. Wetzel. 221

LV. Die ſtolzen Weiber. Berger. 224

LVI. Vor dem Fenſter ſeiner Geliebten zu ſingen. Bürger. 227

Einleitung.

Als Thespis, von dem Glanze
Melpomenens beseelt,
Die simpelste Romanze
Vom Karrn heraberzählt,
Stand Griechenland und fühlte,
Und kam der Schönheit nah:
Bis Aeschyl besser spielte,
Und besser fühlt es da.

Homer, um dessen Wiege
Viel Städte procesirt,
Hat Mäuseschlacht und Siege
Romantisch aufgeführt.
Unsterbliche Gedichte
Sang einst Maronis Kind:
Und auch durch Mordgeschichte
Sang er sich groß — und blind.

Auch

* Löwen.

Auch in den kleinſten Städtchen
Hat ſeit des Griechen Zeit
Um die neun alten Mädchen
Sich mancher krank gefreyt!
Und ich? beſtrahlt vom Glanze
Des Helicons, ſing ich:
Buhlt jegliche Romanze
Melpomene, um dich!

I.

Blaubart. *

Blaubart war ein reicher Mann,
Hatte Haus, und Hof, und Garten,
Schmauste, zechte, spielte Karten,
Lebte wie der Tartar-Chan.

Stark war seines Körpers Bau,
Feurig waren seine Blicke,
Aber, ach! ein Mißgeschicke!
Aber, ach! sein Bart war blau.

Doch durch seines Goldes Kraft,
Trieb er jedes Herz zu Paaren,
Und schon zwanzig Weiber waren
Durch den Tod ihm weggeraft.

Er läßt, immerfort zu freyn,
Sich die Mühe nicht verdrießen,
Setzt, den Antrag zu versüßen,
Stets die Frau zur Erbinn ein.

Von zwey Schwestern der Galan
Wird er jetzo; Schmausereyen,
Schauspiel, Ball und Mummereyen
Stellt er ihrentwegen an;

Bietet ihnen Geld wie Heu. —
Einstens, als sie Kaffee trinket,
Spricht die jüngste: Hum! Mich dünket,
Daß sein Bart so blau nicht sey.

* Bottet.

Frisch gewagt ist halb gethan;
Hurtig muß ihn Trulle freyen;
Schauspiel, Ball und Schmausereyen
Gehen nun von neuem an.

Drauf führt er sein Weibchen fort;
Ein Kabriolet mit Sechsen
Bringt, als könnte Blaubart hexen,
Sie an den bestimmten Ort.

Gleich der Feen Königinn
Lebt hier Trulle, sonder Sorgen;
Vor dem Spiegel geht der Morgen,
Und beym Spiel der Abend hin.

An Tapeten, Kanapeen,
Schildereyn, Trümeaux und Vasen
Können Tanten sich und Basen
Stundenlang nicht müde sehn.

Dann kömmt der Bewundrung Reih
An den Schatz von Küch und Keller;
Unversuchet bleibt kein Teller,
Und kein Glas geht leer vorbey.

Ja man packt beym Lebewohl,
Um noch unterwegs zu naschen,
Mit Konfekt und Wein die Taschen,
Und die Mantelsäcke voll.

Unter manchem tiefen Knicks
Wird die ältre Schwester Aennchen,
Fromm und sittsam, wie ein Nönnchen,
Täglich Zeuginn ihres Glücks.

Da sah man kein bös Gesicht;
Täubchen! hieß es nur, und: Püppchen!
Dann und wann schlug Trull ein Schnippchen,
Doch er thät, als sähs nicht.

Es bewegt ihr Ehestand
Hagestolze selbst zum Neide;
Aber Leid folgt oft der Freude,
Großes Glück hat nicht Bestand!

„Ich verreise, sprach er einst,
Nimm die Schlüssel, liebe Trulle!
Zimmer, Kisten und Schatulle
Stehn dir offen, wenn du meynst.

Nimm dir einen Cicisbee,
Um dich zu desennüviren!
Spiel im Schachbrett, geh spatzieren,
Schaukle dich, und trinke Thee!

Flieh die schwarze Kammer nur,
Sonst ist dir der Tod geschworen!„ —
Noch schallt er in ihren Ohren,
So vergißt sie auch den Schwur;

Bricht vor Eile bald das Bein;
Krack! so springen alle Riegel,
Und der schwarzen Kammer Flügel
Oeffnen sich; sie wischt hinein.

Was sie hier für Greuel sah!
Blut in Strömen! todte Leiber!
Blaubarts alle zwanzig Weiber
Hiengen, wie Gewehre, da.

Hier verläßt sie Sprach und Muth.
Unter tragischen Geberden
Fällt ein Schlüsselchen zur Erden,
Und befleckt sich mit Blut.

Was sie sich für Mühe gab!
Zehnmal wischte sie, und rieb es;
Blutig war es, blutig blieb es,
Und das Blut gieng nimmer ab.

Noch vor Nacht kömmt ihr Barbar,
Fragt, mit aufgeworfnem Rüssel:
„Weib, wo hast du meine Schlüssel?„ —
Zitternd reicht sie sie ihm dar.

„Sind es alle? — Laß doch sehn!
Einer fehlet, schaff ihn wieder!„ —
Thränend stürzt sie vor ihm nieder,
Und bekennet ihr Vergehn.

„Gut! so weiset du dein Geschick!
Jene dort sind dein gewärtig.
Mache dich zur Reise fertig!
Dein ist noch ein Augenblick!„ —

Schleppt sie drauf mit eigner Hand,
In des Hofes innre Mauer,
Wo, in feyerlicher Trauer,
Ein verfallner Wachtthurm stand.

Trulle sträubt sich, zappelt, schreyt:
„Aufschub! Aufschub! Ich will sterben;
Doch, die Seele vom Verderben
Zu erretten, laß mir Zeit!„

Aennchen läuft, auf ihr Geschrey,
Athemlos zum nahen Thurme;
Schauet, ob dem armen Wurme
Hülfe noch zu schaffen sey.

Er, der auf und niedergeht,
Und den Hut ins Auge drücket,
Spricht, da er den Säbel zücket:
„Bet ein kurzes Stoßgebet!“

Trullen stockt des Blutes Lauf
Beym gezückten scharfen Säbel;
Schon umringt vom Todes Nebel
Seufzet sie zum Thurm hinauf:

„Schwester Aennchen, siehst du nichts?“ —
„Stäubchen, in der Sonne drehen,
Und des Grases Spitzen wehen;
Schwesterchen, sonst seh ich nichts!“

„Schwester Aennchen, siehst du nichts?“ —
„Stäubchen fliegen, Gräschen wehen.“ —
„Aennchen, läßt sich sonst nichts sehen?“ —
„Schwesterchen, sonst seh ich nichts!“ —

Trulle fragt ohn Unterlaß.
Aennchen ruft: „Sey guter Laune!
Dort, beym Hagenbuchenzaune,
Reitet man im starken Paß.

Jetzo sprengt man — — langt schon an!“ —
Trullens beyde Herren Brüder
Kamen von der Beitze wieder
Mit dem schönsten Auerhahn.

Blaubart kriegt den Tod zum Lohn,
Wird gekocht in heiſſer Lauge;
Trulle kömmt mit blauem Auge
Dieſesmal noch ſo davon.

Weiber bleiben wie ſie ſind;
Ihre Neugier auszurotten
Hilft nicht predigen, nicht ſpotten,
Predigt, ſpottet in den Wind!

II.

Die verliebte Verzweiflung. *

Gewiß! der iſt beklagenswerth,
Den ſeine Göttinn nicht erhört;
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß faſt immer ſchlaflos ſeyn,
Und weinen, girren, winſeln, ſchreyn,
Sich martern und dann ſterben.

Grauſame Laura! rief Pedrill,
Grauſame! die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut erblaſſen.
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauſes Dach hinauf
Und guckt dort in die Gaſſen.

Bald, als er Eſſen ſah und roch,
Befragt er ſich: Wie! leb ich noch?
Und zog ein Meſſer aus der Scheiden.
O Liebe! ſagt' er, deiner Wuth
Weih ich den Mordſtahl und mein Blut;
Und fieng an Brod zu ſchneiden.

Nach glücklich eingenommnem Mahl
Erwägt er ſeine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öfnet eine Flaſche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu ſeyn,
Sich noch die zweyte reichen.

* von Hagedorn.

Hernach verflucht er sein Geschick,
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch ach! was kann betrübter seyn!
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: Wer sich erstickt, der spart,
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh,
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu,
Und schläft bis an den Morgen.

III.

Der Fall der Götter. *

Längst war der Götter Kasse leer:
War sie verschenkt? verschmaußt?
Vom Oberkassendirekteur,
Dem Herrn Merkur, bemauſt?

Den Dichter kümmert dieses nicht:
Genug die Götterschaar
Verzog beklommen das Gesicht,
Und kratzte sich im Haar.

Gott Mars vergaß Vulkanens Frau,
Kupido Pfeil und Schuß:
Frau Juno den geliebten Pfau,
Und Zevs der Jo Kuß.

Cythere, Fleckchen zupfend, las
Den Tröster Seneka:
Und mit geborstnen Lippen saß
Silen, der Domherr, da.

So trauerten die Götter, da
Merkur, ihr Handlungsrath,
Mit zephirleichtem Entrechat
In ihre Mitten trat.

Messieurs und Damen, hub er an,
Ihr insgesammt seyd schön
Und witzig, trillert gleich dem Schwan
Und wißt euch flink zu drehn.

Drum

* Geißler, Verfasser der Mietauischen Romanzen.

Drum rath' ich, lieben Herrn und Fraun,
Zieht auf die Wandrung aus,
Laßt euch die Welt um Geld beſchaun,
Und ſammlet Haus für Haus.

Wahr iſts, ſprach Zevs, dein guter Rath
Erniedrigt unſern Stand:
Doch, wenn ſie keine Renten hat,
Iſt Würde leerer Tand.

Silen fiel augenblicklich bey:
Die andern folgten nach,
Bis auch der Damen Gleißnerey
Je, ja doch! nickend ſprach.

Und plötzlich ſtiegen ſie vom Thron
Der goldbeſtirnten Höh,
In allerhöheſter Perſon,
Herab in Korpore.

Herr Zevs, ihr Hauptmann, trat voran,
An ſeiner Seite gieng
Madame Juno, ſein Geſpan,
Das eiferſüchtge Ding.

Hierauf die andern — Paar für Paar!
In langen bunten Reih'n;
Vulkan, der ſchlecht zu Fuße war,
Hinkt' ämſig hinter drein.

Oft zwingt der Größte ſeinen Stolz;
Im Fall er haben will:
So ſtanden itzt auf Dielenholz
Olympens Fürſten ſtill,

Und ſpielten gar Komödie,
Von jenem Kritikus,
Der, als ein Eſel, in die Höh
Die Ohren tragen muß.

Aus war des Stückes letzter Akt!
Ein Wolkenphaeton,
Mit Gott und Göttinn wohl bepackt,
Fuhr ab, und fuhr davon.

Doch ſeht! als ihr Aphtomedon
Im Lenken was verſah;
Pump! lag der ſchöne Phaeton,
Mit allen Göttern da.

Und alle purzelten in Koth;
Zwar einzeln, Stück für Stück!
Doch ließ des Fatums Aufgebot
Selbſt Zevſen nicht zurück.

Zuerſt fiel eine Grazie,
Die auf die Füße kam:
Zwar that der Fall den Füßen weh,
Doch macht' er ſie nicht lahm.

Ihr Schweſterchen flog hinten nach,
That einen lauten Schrey,
Und — o! das arme Mädchen — brach
Das Rückgrad morſch entzwey.

Frau Juno ſchwebte lange Zeit,
Die Füß empor gekehrt!
Da ſah man manche Herrlichkeit,
Frau Mutter Junons werth.

Miß Betty half der gnädgen Frau
Nun vollends in den Lauf,
Kam hinter drein, und lag zur Schau,
Fiel Zevs nicht oben drauf.

Die schöne Venus baumelte
An ihrer rechten Hand,
Doch nicht die Füßchen in die Höh;
Das man sehr hoch empfand. —

An ihrer schönen linken hieng
Ihr liebes Söhnelein,
Das gräßlich an zu kreischen fieng,
Als bräch' es schon die Bein.

Pautz! kam ein lederner Apoll, *
An des von Delos statt,
Sein Kopf war Luft und Häckselsvoll,
Sein Kinnchen aber glatt.

Starr, unbeweglich lag er da,
Recht als im Ernste todt!
Ein Dichter, der ihn kommen sah,
Rief in der großen Noth:

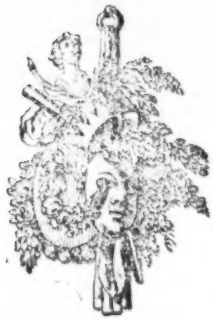
Hilf Himmel! Bruder Levermann!
Schnell Bader und Balbier
Mit einem Schnepfer! schnell heran!
Ich zahle gut dafür.

Ein

* Es war dieses ein ausgestopfter Apoll, der anstatt des wahren vom Himmel geworfen werden sollte.

Ein Apotheker ſprang herbey,
Nahm ſeinen Schnepfer raus:
Griff nach der Ader ernſt und treu,
Und traf ſie auf ein Taus.

Ob aber Blut gefloſſen iſt,
Erfuhr der Dichter nicht. —
Blut, oder keins — genug, hier ſchließt
Sich einmal ſein Gedicht.



IV.

Altisidorens Liebeserklärung an den großen Ritter Don Quixotte von Mancha. *

Du, der du schläfst, bis Morgens früh
Mit ausgestrecktem Beine,
Indeß ich, ach voll Angst und Müh,
Indeß ich, wie ein Kranich, hie
Vom Schlaf verlassen weine!

Du, dem kein Ritter ähnlich ist,
Den Mancha je gebohren;
Du, der du mir willkommen bist,
Als Honig der vom Aetna fließt,
Als Mosch und Gold der Mohren!

O höre, wie sich bis aufs Blut
Die arme Donna quäle:
Ach deiner schönen Augen Glut
Drang in die Nerven, kocht im Blut,
Zerschmolz mir Leib und Seele!

Du aber eilst Berg ab, Berg an
Nach manchem Abentheuer.
Du grausam schöner Rittersmann,
Du zündest alle Mädchen an,
Und löschest nie ein Feuer.

Sag

* Kretschmann.

Sag an, welch Ungeheuer hat
Zum Sohne dich erkohren?
Warſt du, den keine Donna beugt,
Im Zeichen des Saturns gezeugt,
Im Scorpion gebohren?

War dir ein Leu an Vaterſtatt;
Ein Drache dein Verwandter?
Kamſt du aus einer Bärinn Schooß;
Zog dich die Klapperſchlange groß;
Und ſäugte dich der Panther?

Ja, laß in allem Stolze dich,
O Dulcinea, ſchauen!
Wer gleichet dir an Tapferkeit!
Kein Jäger fieng, ſeit Nimrods Zeit,
Ein Thier mit ſolchen Klauen.

Und wollteſt du um einen Tauſch
Dieß hohe Glück vergeſſen;
Ich gäbe meine beſten Schuh,
Ein gut Paar Strümpfe noch darzu,
Und einen Rock mit Treſſen!

Gewiß, wenn mein Adonis nur
Sich ſeiner Sklavin gönnte;
Ich ſchenkt ihm, ohne Prahlerey,
So vielerley als mancherley, —
Dereinſt im Teſtamente.

Ein schöner Hut, ein Roquelaur
Mit Borten nicht zu wenig,
Staffirte meinen Ehrenheld;
Ihn schmückte Seide, Perl und Gold,
Wie einen kleinen König.

Ich wollt' ihn, wie Kleopatra
Den wackern Anton, schänen;
Als meinen Ritter zeigt' ich ihn;
Als meinen Fürsten ehrt' ich ihn;
Liebt' ihn wie meinen Götzen.

Auch bin ichs schon der Rede werth,
Daß sich ein Mann dran freue;
Ich bin ein Kind von guter Art;
Ich bin jung, liebenswürdig, zart;
Auch Jungfer, meiner Treue!

Ich bin sanft, wie ein Mayentag,
Und röthlicht, wie Aurore;
Ich bin wie eine Birke schlank;
Mein Haar, bey einer Elle lang,
Gleicht einem Silberflohre.

Mein Aug' ist schöner als Korall,
Mein Mund wie von Azure;
Und meiner Zähne weisser Glanz,
Ein jeder fest, ein jeder ganz,
Gleicht einer Perlenschnure.

Du höreſt meiner Stimme Klang;
Drum darf ichs nicht erſt ſagen,
Daß Lerchen ſelbſt ſo hoch und fein,
Die Nachtigallen ſelbſt ſo rein
Und ſo gelehrt nicht ſchlagen.

Ach, tauſend andre Gaben noch
Halt' ich anizt zurücke;
Talente voller Reiz und Pracht —
Genung, zu unſrer erſten Nacht
Wünſch' ich dir tauſend Glücke!

Drum ſchaue nicht, wie Nero that,
Mein Feu'r zum Zeitvertreibe:
Denn er (ſo ſagt die Chronik,) war
Ein ſchlimmer Bube ganz und gar:
Doch du, haſt Ehr' im Leibe!

V.

Altisidorens Abschiedsgesang an den unvergleichlichen Ritter Don Quixotte von Mancha. *

O schone die kaldaunenleere,
Verdorrte Flanke deiner Mähre!
Verzeuch und halt' die Zügel an:
Steig ab, o harter Rittersmann!

Ich bin ein Lamm, der Schäfer Freude,
Ein zartes Lamm, und — ohne Räude:
Ey warum flieht dein Heldenmuth
Vor mir gleich einer Natterbrut?

Bemerkst du nicht an meinen Wangen
Die Glut, die in mir aufgegangen;
Noch, die du häufig mir entwandt,
Die Seufzer, heisser als ein Brand?

Du aber eilst mich zu vergessen!
Dein Herz, von Grausamkeit besessen,
Ist schlimmer noch als Hannibals!
Wohlan; so zeuch, und — brich den Hals!

Wohlan, so möge Dulcinea,
Was mir geschieht, zehnfach geschehen;
Und dir bey Mond- und Sonnenschein
Kein Abentheuer günstig seyn!

So

* von ebendemselben.

So mögest du mit bloßen Füßen
Hiſpanien durchwandern müſſen,
Durch Stadt und Dorf, bis an das Meer,
Und alle Kinder hinterher!

Spielſt du; ſo ſey dein Spiel verloren,
Von Trümpfen leer und Matadoren;
Und ſpeiſeſt du; ſo breche dan
Dir noch das letzte Stiftchen Zahn!

Auf bloßer Erde ſollſt du ſchlafen!
Dich ſoll der Floh, die Wanze ſtrafen!
O Herz — feſt wider Hieb und Stich;
O Herz — der Henker hole dich!

VI.

Narciß und Echo. *

Das Fräulein Echo ſah einmal
Den Ahnherrn der Narciſſen,
Der manches Jungfernherzgen ſtahl,
In grünen Finſterniſſen,
Sich einer Badequelle nahn.
Stracks ſchielten Ihro Gnaden,
Als ſie den ſchönen Jüngling ſahn,
Nach ſeinen vollen Waden.

Der ſechzehn Ahnen Dunſt verſchwand
Gemach aus ihrem Hirne,
Sie bot ihm buhlriſch die Hand,
Wie eine Bürgerdirne.
Narciß drecht ihr den Rücken zu,
Und ſchreyt ihr in die Ohren:
Mamſellchen, laß ſie mich in Ruh,
Sie hat hier nichts verlohren.

Drauf ſchlich das Fräulein in den Wald,
Ihr Leben zu verweinen,
Sie ſtarb, und ihre Stimme hallt
Noch itzt in unſern Hainen.
Doch ſoll ſie, wie die Rede geht,
Eh' ſie im Herrn entſchlafen,
Die Götter haben angefleht,
Den Jüngling zu beſtrafen.

Der

* Muſen Almanach vom Jahr 1771.

Der letzte Seufzer ward erfüllt.
Er sah in einer Quelle,
Die silbern rann, sein eigen Bild,
Und liebt' es auf der Stelle.
Am Ufer lag er, wie bebert,
Und floß in Klagen über.
Sein Pfarrer las ihm oft den Text,
Mit vielem Ernst, darüber.

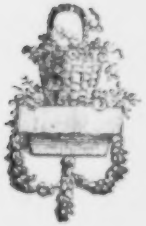
Was halfs? Narciß, der Starrkopf, blieb
Bey seinen sieben Sinnen,
Und lief, wie ein verjagter Dieb,
Sein Gucken zu beginnen,
So bald die liebe Sonne schien,
Zum Spiegel seiner Quelle,
Und sah, bedeckt vom Baldachin
Des Hains, in eine Stelle.

Er machte, wenn er nahe war,
Verliebte Reverenze,
Bot dem Phantom Geschenke dar,
Bald Sträußer, und bald Kränze.
Er reichte seiner Abgöttin
Einst eine Purpurrose.
Sie hielt ihm auch ein Röschen hin,
Und lächelte, die Lose.

Sein Röschen fiel ihm in den Bach,
Ich weiß nicht, wie's gekommen,
Stracks fiel das andre Röschen nach,
Doch kams nicht angeschwommen.

Er gab dem Bache Kuß auf Kuß.
So liebt' er, wie Poeten,
Ein Ideal, fern vom Genuß
Und den Realitäten.

Drauf machte' er, im Gehirn verrückt,
Das Ding noch immer bunter,
Und sprang, nachdem er gnug geguckt,
Husch, in den Bach hinunter.
Sein Name lebt, wie Doktor Duns
In dicken Folianten,
Im einem Blümchen unter uns,
Das Gärtner nach ihm nannten.



VII.

Männerbeute. *

Ein Ehmann, der am Stirnweh liegt,
Pflegt, wie ein Kind, das Zähne kriegt,
Sich schrecklich zu geberden:
Da wagt die Angst so manchen Streich,
Doch keinen tollern, als der euch
Jtzt soll erzählet werden.

Kornut, ein reicher Filz, bekam
Für Geld die reizendste Madam,
Als nur gemalt kann werden:
War ihre Mitgift gleich nicht groß,
Vergaß man doch in ihrem Schoos
Das Gold der ganzen Erden.

Doch als sein wucherischer Geiz,
Wie alles, auch Madamens Reiz,
Aufs Alter sparen wollte:
Nahm sie des Geldes Weise an,
Das, unbewußt dem theuern Mann,
Fein untern Leuten rollte.

Bald ward Kornut ein einzges Horn,
Von oben, unten, hinten, fern,
Und auch von beyden Seiten:
Zehn trug er, ohne sich zu scheun,
An statt der Finger, auch zwo Neyhn
Die Zähne zu bedeuten.

* Geißler.

Doch kamen seine Schwäger nicht,
Das wohlgehörnte Angesicht
Kornutens selbst zu schauen:
Man weiß ja wohl, der großen Welt,
Mit der es jeder Buhler hält,
Behagen nur die Frauen!

Bloß Timon hatt' ihm einst bey Nacht,
Der Ehre größte zugedacht,
Die Ehre — der Visite,
Und hatte, wie man sonst nicht pflegt,
So gar sein Beinkleid abgelegt,
Auf Frau Kornutens Bitte.

Kornut, der dieses theure Pfand
Der Freundschaft in der Stube fand,
That nun die Kammerrunde:
Da sah er denn den müden Gast
In süßer neidenswerther Rast
An seiner Gattin Munde.

Noch einmal sah er recht genau
Auf Hose, Buhler, und auf Frau,
Und nun — zog er den Degen:
Ihr Buhler, hört dieß Beyspiel an,
Und zittert, einen Ehemann
Zur Rache zu bewegen!

Gast Timons Hosen in der Hand,
Das Schwerdt auf seine Brust gewandt,
Rief er: — nun hört Kornuten: —
Erblasse

Erblaſſe ſtracks, du Ehrendieb,
Du Hörnerdrechsler, oder — gieb
Die Hoſe mir im Guten!

Der aufgeſchreckte Timon prieß
Des Freundes großes Herz, und ließ
Ihm dankbarlich die Beute:
Und Herr Kornut — man muß geſtehn,
Der Mann iſt höflich — dankte ſchön,
Und ſchlich damit bey Seite.

VIII.

Der Raubgraf. *

Ich weiß nicht weit von hier ein Land,
Da reist' ich einmal durch.
Am Weg' auf hohem Felsen stand
Vor Alters eine Burg.
Die alten Ruderа davon
Wies mir der Schwager Postillon.

Mein Herr, begann der Schwager Matz,
Mit heimlichen Gesicht,
Wär mir beschert dort jener Schatz,
Fuhr ich den Herrn wohl nicht.
Mein Seel! den König frag' ich gleich:
Wie theuer, Herr, sein Königreich?

Wohl manchem wässerte der Mund,
Doch mancher ward geprellt.
Denn, Herr, Gott sey bey uns! ein Hund
Bewacht das schöne Geld;
Ein schwarzer Hund, die Zähne bloß!
Mit Feueraugen, tellergroß!

Nur immer alle sieben Jahr
Läßt sich ein Flämmchen sehn.
Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,
Die Hebung wohl bestehn.
Um zwölf Uhr, in Walpurgis Nacht,
Wird der dem Unhold dargebracht.

Doch

* Bürger.

Doch merk' eins nur des Bösen List!
Wo noch zum Ungelück
Am Bock ein weisse Häärchen ist,
Alsdann ade, Genick!
Den Kniff hat mancher nicht bedacht,
Und sich um Leib und Seel gebracht.

Für meinen Part, mit großen Herrn
Und Meister Urian
Aeß ich wohl keine Kirschen gern,
Eins läuft verdammt oft an.
Sie werfen einem, wie man spricht,
Gern Stiel und Stein ins Angesicht.

Drum rath' ich immer: Lieber Christ,
Laß dich mit keinem ein.
Wenn der Kontrakt geschlossen ist,
So gilts dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauseln, glaube du,
Macht jeder dir ein X für U.

Goldmacherey und Lotterie,
Nach reichen Weibern freyn,
Und Schätze graben, frommet nie,
Wird manchem noch gereun.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,
Arbeite brav, und leb genau.

Ein alter Graf, fuhr Schwager Matz
Nach seiner Weise fort,
Vergrub zu Olims Zeit den Schatz
In seinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips,
Ein Kraut, wie Käsebier und Lips.

Der ſtreifte durch das ganze Land,
Mit Wagen, Roß und Mann,
Und, wo er was zu kapern fand,
Da machte' er friſch ſich dran.
Wips! hatt' ers weg, wips! gieng er durch,
Und ſchleppt' es heim auf ſeine Burg.

Und wenn er erſt zu Loche ſaß,
So ſchlug mein Graf von Ripé —
Hier that ihm ſelbſt kein Teufel was —
Gar höhniſch ſeinen Schnips.
Denn ſein verfluchtes Felſenneſt,
War, wie der Königſtein, ſo feſt.

So übt er nun gar lang und oft
Viel böſe Händel aus,
Und fiel den Nachbarn unverhoft
In Hof und Stall und Haus.
Allein der Krug geht, wie eins ſpricht,
So lang zu Waſſer, bis er bricht.

Das Ding verdroß den Magiſtrat
In jener Stadt gar ſehr.
Drum rieth der längſt auf klugen Rath
Bedächtlich hin und her,
Und rieth und rieth — doch weiß man wohl! —
Die Herren riethen ſich halb toll.

Da nun begab ſichs, daß einsmals,
Ob vielem Teufelsſpaß,
Ein Lumpenherzchen auf den Hals
In Kett' und Banden ſaß.
Schon wetzte Meiſter Urian
Auf dieſen Braten ſeinen Zahn.

Dieß Herrchen sprach: Hört, laßt mich frey!
So schaff' ich ihn herein,
Wohl! sprach ein edler Rath: es sey!
Und gab ihr oben drein
Ein eisern Privilegium,
Zu hexen frank und frey herum.

Ein närrscher Handel! Unsereins
Thät nichts auf solchen Kauf.
Doch Satans Reich ist selten eins,
Und reibt sich selber auf.
Für dießmal spielt die Lügenbrut
Ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

Sie schlich als Kröt' aufs Räuberschloß,
Mit losem leisem Tritt,
Verwandelte sich in das Roß,
Das Rips gewöhnlich ritt,
Und, als der Schloßhahn krähte früh,
Bestieg der Graf gesattelt sie.

Sie aber trug, trotz Gert und Sporn,
So sehr er schlug und trat,
Ihn über Stock und Stein und Dorn,
Gerades Wegs zur Stadt.
Früh, als das Thor war aufgethan,
Sieh da! kam unser Herrchen an.

Mit Kratzfuß und mit Reverenz
Naht höhnisch alle Welt:
Willkommen hier! Ihr' Excellenz!
Quartier ist schon bestellt.
Du hast uns lange satt gekuufft,
Man wird dich wieder knuffen, Schuft!

Dem

Dem Schnapphahn ward, wie sichs gebührt,
Bald der Proceß gemacht,
Und drob, als man ihn kondemnirt,
Ein Leckt ausgedacht.
Da ward mein Nips hineingesperrt,
Und wie ein Murmelthier genärrt.

Drob, als ihn hungern thät, da schnitt
Der Knips, mit Höllenquaal,
Vom eignen Leib' ihm Glied vor Glied,
Und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
Briet er ihm seinen Magen gar.

So schmaust' er sich denn selber auf,
Bis auf den letzten Stumpf,
Und endigte den Lebenslauf,
Den Nachbarn zum Triumph.
Das Eisenbaur, worinn er lag,
Wird aufbewahrt, bis diesen Tag. —

Mein Herr, fällt mir der Käficht ein,
So denk' ich oft bey mir:
Er dürfte noch zu brauchen seyn,
Und weiß der Herr, wofür? —
Für die französischen Raubmarquis!
Die man zur Ferme kommen ließ! —

Als Max kaum ausgeperorirt,
Sieh da! kam querfeldan
Ein Sansfacon daher trottirt,
Und hielt den Wagen an,
Und visitirte, Pack für Pack,
Nach ungestempeltem Taback.

IX.

Röschen, *

an einen Freund bey seinem Hochzeitfeste.

Vor Eurem Brautgemach allhier
Soll mein Gesang erklingen:
Ich hoffe doch, jetzt höret Ihr
Noch nicht die Sphären singen. —

Auf Erden lebte — wenn? und wo? —
Ist hier nicht Noth zu nennen:
(Wir Hauptgelehrten sprechen so,
Wenn wirs nicht sagen können.)

Auf Erden lebt ein schönes Kind:
Wer dem ins Auge kuckte,
Ward stracks auf beyden Augen blind,
Und schlich umher und — muckte.

Das Dingelchen war traun! gar hübsch,
Gar lieblicher Manieren,
Zu freundlich nicht, und nicht zu schnipp'sch,
Just, wie sichs will gebühren.

Blau war ihr Aug — ihr Händchen rund —
Ihr Busen voll und niedlich,
Und ach! ihr kleiner Rosenmund
Zum Kuß — wie appetitlich!

So

* Geißler.

So wie ums Blümlein auf der Flur
Die Bienen und die Käfer,
So ſumten — ohne Flügel nur —
Um Röschen her die Schäfer.

Doch Röschen wars nur eitel Scherz,
Sie ließ die Dinger ſummen,
Und pochend auf ihr reines Herz,
Die alten Tanten brummen.

Doch ſieh! einſt kam von ohngefähr —
Wär er doch dort geblieben!
Mit Poſt ein fremder Jüngling her,
Der wollte Röschen lieben.

Nahm Röschen freundlichſt bey der Hand,
Und gieng mit ihr ſpatzieren,
Und thät ihr, was ſein Herz empfand,
Gar ſchön verbuchſtabieren.

Der Jüngling ſchien dem Mädchen fein,
Zur heilgen Ehe tüchtig,
Auch miſchte Sympathie ſich drein,
Enun, das Ding ward richtig.

Nun übten ſich in Strasburgs Pas
Die jüngern Anverwandten:
Und Eins en fix probieren ſah
Man Onkels mit den Tanten.

Nun ward aus eichner Kiſten Nacht,
Manch Feyerkleid mit Spangen,
In hoher halbverſchoßner Pracht,
Ans Sonnenlicht gehangen.

Der Wunſch von Braut und Bräutigam,
Von Schwägern, Muhmen, Vettern,
Der Tag der Hochzeitfeyer kam,
Geführt von Liebesgöttern.

Man fuhr zur Trau — man ſetzte ſich
Um reich beladne Tiſche,
Trank viel und mannichfaltiglich,
Aß Torte — Braten — Fiſche.

Hienieden dauert leider nichts! —
Das Feſt gieng auf die Neige,
Schon kam die Brautnacht, mildern Lichts,
Auf monderhelltem Steige:

Und ſchon — ſchon gieng die Caravan,
Umlärmt von Wunſch und Scherze,
Zum heilgem Brautgemach — voran
Gott Hymen mit der Kerze!

Als auf ſie ein, in wildem Schwarm,
Verborgne Räuber drangen,
Und — Gott! — die ſtarre Braut dem Arm
Des Bräutigams entrangen.

Fort eilten ſie — fort zum Rival
Mit ihr auf ſchnellen Pferden:
Ach! Röschen, ach! rief ihr Gemal,
Und ſank — entſeelt zur Erden.

Heil Dir, o Freund, Du hältſt Dein Glück,
Dein Mädchen feſt in Armen,
Und fragſt viel nach des Neides Tück
Und meinem Leichenkarmen.

Drum, lieben Kinderchen, zur Eh'
Viel tauſend Heil und Segen!
Die Sage von des Ehſtands Weh
In Form zu wiederlegen.

Liebt Euch fein zärtlich und dabey
Mit immer gleichem Feuer,
Und zur Romanzenſängerey
Gebt nie ein Abentheuer.

Schlaft wohl und ſonder Kümmerniß,
Denn Hymen ſorgt als Wächter:
Noch einmal: Schlummert ſanft und ſüß,
Und zeuget Söhn und Töchter!

X.

Der blindgewordene Anton. *

Was nach des Schickſals Zorngerichte
Den kühnſten Freyer treffen kann,
Das hör' er hier in der Geſchichte
Des blindgewordnen Anton an.

Er lebte zu den ſeltnen Zeiten,
Als Zevs noch mit den Menſchen ſprach;
Der Pferdefüßler manchen Leuten
Bald Schätze gab, bald Hälſe brach;

Zur Zeit, da er, trotz Schloß und Riegel,
In Kammern ſchlich, wo er gequält,
Das that, was zu dem Mann vom Hügel
** Herr Nebhun, ſo wie folgt, erzählt.

„Als einſt ins Bett ein Ehebrecher
„Zum Weibchen ſeines Freundes kroch,
„Ward Satan ſchnell des Hahnreys Rächer,
„Und ſchlüpfte durch das Schlüſſelloch.

„Er faßt den Sünder bey den Haaren,
„Auf den er mit Gebrüll ſich ſchmiß,
„Man ſah durchs Schlüſſelloch ihn fahren,
„Wo er in Lüften ihn zerriß.

„Noch ſteht dies Haus, das ſchon ſo lange,
„Kein Chriſtenmenſch bewohnen will!
„Gott ſey uns gnädig! mir wird bange!“
Doch was macht Anton? — Nebhun, ſtill!

* Löwen.

** In der Geſchichte Tom. Jones, 12. Kap. 8. Buch.

Ums Herz Selindens und um Segen
Hört man ihn zum Olympus flehn:
Es soll, so rief ihm Zevs entgegen,
Doch nur um diesen Preis, geschehn:

Wer untreu wird, Olymp und Hölle,
Stimmt in des Zevs Orakel ein;
Wer untreu wird, soll auf der Stelle
Blind! — Anton hör': blind soll er seyn!

Wer wird ein Auge gern verlieren,
Geschweige beyde? Warlich nein!
Und er gelobt, mit vielen Schwüren,
Selinden ewig treu zu seyn.

Wie, ewig? bleibt sein Weib Selinde
Stets reitzend, jung, verliebt und neu?
Und welcher Mann bleibt seinem Kinde
Wohl immer neu, und stark und treu?

Genug er schwur: Nur sie empfahe
Mein Herz, das sonst kein Reitz entzückt;
Allein man rückt der Untreu nahe,
Je näher man der Ehe rückt.

Er hat Selinden kaum vier Wochen,
So — seht nur, wie wir Männer sind!
Ist Zevs verschmäht, der Eyd gebrochen,
Und unser armer Eymann blind.

Wer will, mag hieraus sich erbauen;
Doch jetzt sind die Orakel stumm;
Wir Männer liefen sonst — ihr Frauen,
Mit Gunst! — auch ihr lieft blind herum.

XI. Das

XI.

Das Urtheil des Tireſias. *

Auf matronalſchen Zeitvertreib
Hausmütterlich befliſſen
Hielt Zevſens angetrautes Weib
Nicht viel von ſchnöden Küſſen.
Zum mindſten ſtellte ſie ſich ſo,
Und Zevs, ihr Eheſchatz, war froh,
Daß ſie ſich alſo ſtellte. —

Einſt aber kam er, wohlbezecht,
Als Ehmann ſie zu herzen,
Um durch den Nichtbrauch dies ſein Recht
Nicht gänzlich zu verſcherzen.
Doch weil der Herr von Heben kam,
So ſträubte ſich und ſchmitt Madam
Verzweifelte Geſichter.

So wild itzt, gnädige Madam?
Wild, wie ein Leu beym Raube?
Und einſt, in gleichem Fall, ſo zahm
Als eine Venustaube?
So quälte Zevs das gute Weib,
Und ſchloß es, bloß zum Zeitvertreib
Holdſelig in die Arme.

* Geißler.

Frau Zevsinn, roth ob solchem Hohn',
Gleich ihrem Scharlachmieder,
Schlug, so wie dort vor Priams Sohn,
Die keuschen Augen nieder.
Doch bald warf sie die Nas' empor
Und ließ das Trommelfell im Ohr
Des Mannes lieblich tönen.

Nun stritt man sich: Ob Mann, ob Weib,
Bey süßem Lippenspiele,
In höh'rem Maas, an Seel und Leib,
Der Liebe Reue fühle?
Herr Zevs, ein trefflicher Galan,
War für die Frau'n, wie sein Gespan,
Frau Juno, für die Männer.

Doch da die zwistigen Parthey'n
Durch Worte nichts entschieden,
Ließ mans für izt Problemchen seyn,
Und küßte wieder Frieden.
Auf Morgen aber ward zum Spas
Der Zwittermensch, Tiresias,
Als Schiedsmann eingeladen.

Tiresias, ein Wunderthier,
Ein Knabe, frisch geboren,
Als Jüngling aller Damen Zier,
Und Ritter nun in Sporen;
Er hatte, recht für diesen Zwist,
Auf beyderley Manier geküßt,
Als Büschen und als Mädchen.

Das Streitſchwerdt an der Seite, kam
Er muthig angeſchritten,
Trat zwiſchen Monſieur und Madam
Als Schiedsmann in die Mitten;
Itzt trug man ihm den Handel vor,
Er nahm Tabak, er ſpitzt' ein Ohr,
Und ſprach nunmehr, wie folget:

„Zu wenig bin ich, hohes Paar!
„Solch einen Zwiſt zu ſchlichten,
„Doch ſie, die ſonſt auch Göttinn war,
„Die Wahrheit mag euch richten:
„So wiſſt dann, daß als Weibchen ich
„Zum Sammelplatz mich allzeit ſchlich,
„Als Mann zum öftern fehlte.

Verblinde! rief Saturnia,
Du Läſtrer und nicht Richter!
Gleich ſtand der Arme blinzend da,
Und rieb die Augenlichter.
Herr Schiedsmann, miſchte Zevs ſich drein,
Geht hin! die Kunſt zu prophezeyh'n
Schenk ich euch ſtatt der Augen.

Da gieng der Zeichendeuter hin,
Und ſagte wahr aus Taſſen,
Und mußte jeder Schönen drum
Ein Männchen ſchauen laſſen.
Er richtete die Prophezeyh'n
Sehr ſchlau nach ſeinem Urthel ein,
Und unerfüllt blieb keine.

XII.

Amors Guckkaſten. *

Kind Amor war des Schieſſens müde,
Hieng ſeinen Bogen an die Wand;
Und gab dem armen Volkchen Friede,
Das ſeinem Scepter wiederſtand.

Blieb, ſtatt durch alle Welt zu ſtreifen,
Bequemer in der Einſamkeit:
Und kürzte, bald mit Gläſerſchleifen,
Und bald mit Schnitzeln ſich die Zeit.

Was kann ein Gott zu Stande bringen!
Eh noch ein Mond den andern ſah,
Stand ihm von tauſend Wunderdingen
Ein vollgepfropfter Kaſten da.

Der Alte, mit der Waſſerwaage,
Thät warlich keinen ſolchen Satz,
Als Vetter Amor, nach der Sage,
Für Freuden über dieſen Schatz!

Zu allen Göttern, für Entzücken,
Lief unſer kleiner Archimed,
Den Wunderkaſten auf dem Rücken,
Und zeigte ſeine Rarität.

Das

* Michaelis.

Das hieß dem Himmel Freude machen!
Wer Augen hatte sah hinein;
Und Bachus selbst vergaß, für Lachen,
Darüber einen Römer Wein! —

Apoll gerieth ins Dichterfeuer,
Griff nach dem ersten besten Stab:
Und sang, die ganzen Abentheuer,
Im Baß, nach Momus Tactschlag, ab.

Was nicht der Götter Lustgetümmel,
Das machten Phöbus Stanzen licht;
Und ihm die Junafern in dem Himmel,
Ein treflich grämliches Gesicht.

Kaum aber rief, bey einer Pause,
Herr Momus vollends: Kinder her!
So stübten alle aus dem Hause,
Als wenn ein Molch im Kasten wär.

Wer wird nicht einem schönen Fuße,
Zumal ein Gott, die Flucht verzeihn! —
Cupido saß, in guter Muße,
In kurzem drauf, an einem Hayn;

Er hört was durch die Bäume rauschen! —
„Hun, denkt er, daß mich Psyche traf!
„Die muß ich doch einmal belauschen!„ —
Und, wie gerufen, kam der Schlaf.

Sie sieht den Kasten — sieht Cupiden —
Wer ist von aller Neugier leer? —
Nach ausgespähtem Landesfrieden,
Gehts glücklich übers Guckglas her! —

A — h! hi ha! — schöne Raritäten!
Zuerst repräsentirten sich —
Und abermals — Hilf dem Poeten,
Freund Amor! und ermuntre dich! —

Da sieht er! — Psyche! — aufs Gewissen!
Du hast s gesehn! — Gesehn — nun ja! —
„So komm nur, komm! und laß dich küssen —
„Und — Hymen ist doch wieder da? — „

Sie wurden Mann und Frau: und küßten.
Die andern Spröden folgten nach,
Sahn sämmtlich durch das Glas: und büßten
In Hymens Joch Cupidens Schmach.

Der Schalk mit seiner Kunstmaschine
Trat drauf zu uns die Reise an:
Und lockte Schüchterne und Kühne
Ans Guckglas, und vom Glas zum Mann!

Was hinterm Glase steckt, weiß Hymen! —
Das weiß ich: Mädchen werden rar!
Und keine kann genug es rühmen! —
He, kleine Losen! — ist es wahr?

XIII.

Phidile. *

Ich war nur sechszehn Sommer alt,
Unschuldig, und nichts weiter,
Und kannte nichts als unsern Wald
Als Blumen, Gras und Kräuter;

Da kam ein fremder Jüngling her;
Ich hatt ihn nicht verschrieben,
Ich wuste nicht wohin, woher;
Der kam, und sprach vom Lieben.

Er hatte schönes langes Haar
Um seinen Nacken wehen;
So einen Nacken, als der war,
Hab ich noch nie gesehen!

Sein Auge, himmelblau und klar,
Schien freundlich was zu flehen;
So blau und freundlich, als das war,
Hab ichs noch nie gesehen!

Und sein Gesicht — wie Milch und Blut,
Nie hab ichs so gesehen;
Und was er sagte, war sehr gut,
Nur konnt ichs nicht verstehen.

Er

* Claudius.

Er gieng mir allenthalben nach,
Und küßte mir die Hände;
Bald seufzt er: O! bald seufzt er: Ach!
Und drückte sie behende.

Ich sah ihn oftmals freundlich an,
Und fragte, was er meynte,
Da fiel der junge schöne Mann
Mir um den Hals, und weinte —

Das hat mir keiner noch gethan,
Doch war mirs nicht zuwider,
Und meine beyden Augen sahn
Auf meinen Busen nieder.

Ich sagt ihm nicht ein einzigs Wort,
Als er ichs übel nähme,
Kein einzigs — und er flohe fort! —
Wenn er doch wieder käme!

XIV.

Robert.

Ein Gegenstück zu Claudius Romanze: *

Phidile.

Ich war wohl recht ein Springinsfeld,
In meinen Jünglingstagen,
Und that nichts lieber's auf der Welt,
Als reiten, fischen, jagen.

Einst zogen meine Streifereyn,
Weiß nicht auf welche Weise,
Doch war es recht, als sollt' es seyn,
Mich ab von meinem Gleise.

Da sah ich übern grünen Zaun
Im lichten Frühlingsgarten,
Ein Mädchen, reizend anzuschaun
Der Schwesterblumen warten.

Ein Mädchen, so von Angesicht,
Von Sitten und Augenstrahlen,
Von Wuchs und Wesen, läßt sich nicht
Beschreiben und nicht mahlen.

Ich freundlich hin, sie freundlich her,
Wir mußten beyd' uns grüßen,
Und fragten nicht wohin? woher
Wir wären? wie wir hießen?

Sie

* Bürger.

Sie schmückte grün und roth den Huth,
Brach Früchte mir vom Stengel,
Und war so lieblich, war so gut,
So himmlisch, wie ein Engel.

Doch wußt ich nicht, was tief aus mir
So seufzete, so bebte,
Und unter Druck und Küssen ihr
Was vorzuweinen strebte.

Ich konnte weder her noch hin,
Nicht weg, nicht zu ihr kommen;
Auch lags nicht anders mir im Sinn,
Als wär' mir was genommen.

Mich dünkt' ich hatt' ihr tausendviel,
Weiß Gott all was? zu sagen,
Doch konnt' ich, welch ein Zauberspiel,
Nicht eine Silbe wagen.

In holder Unschuld frug sie: Was?
Was ich wohl von ihr wollte?
Ach! Liebe! rief ich, als mirs naß
Von beyden Wangen rollte.

Sie aber schlug den dunkeln Blick
Zum schönen Busen nieder,
Und ich verschüchtert floh zurück,
Und fand sie noch nicht wieder.

Wie konnte wohl dieß eine Wort
Dieß Wörtchen sie betrüben? —
O blöder Junge! wärst du dort,
Wärst du doch dort geblieben.

XV.

Lukas und Hannchen. *

Kein Reiz war auf der ganzen Flur
So schön, als Hannchens Blick,
Solch sanftes Antlitz glänzte nie
Der Silberbach zurück,
Bis, vor verschmähter Liebe Schmerz,
Das Rund der weissen Hand,
Der Lippen Roth, der Augen Feu'r,
Der Wangen Purpur schwand.

Saht ihr die bleiche Lilie,
Wenn Regen sich ergießt?
So stirbt, erblaßt, dies Mädchen hin,
Bis sich ihr Leben schließt.
Seht sie, und traut der Schäfer Schwur,
Ihr Schönen nicht, gleich ihr!
Und ihr, treulose Schäfer, lernt
Des Meineids Strafen hier!

Dreymal hört sie, in Graun der Nacht,
Der Sterbeglocke Zug,
Und, wie am Fenster dreymal drauf
Des Raben Fittig schlug.
Leicht konnt ihr ahndungsvolles Herz
Den ernsten Wink verstehn;
Matt redet sie die Mädchen an,
Die weinend um sie stehn:

„Den

* Eschenburg.

„Den Ruf hör' ich — ihr hört ihn nicht —
Der mir den Abschied heißt;
Die Hand seh ich — ihr seht sie nicht —
Die bald mich von euch reißt.
Es tödten Trug und falscher Schwur
In früher Jugend mich;
War's meine Schuld, daß seine Braut
Weit reicher war, als ich? "

„Ach Lukas! thu ihr nicht den Schwur!
Ist dieser Schwur nicht mein?
O Mädchen, nimm nicht seinen Kuß,
Denk nicht, ganz sey er dein!
Dort am Altare schwöret ihr
Euch morgen ewge Treu;
Verliebtes Mädchen, falscher Mann!
Wißt, Hannchen ist dabey."

„Freundinnen, traget meine Baar
In ihren Hochzeitzug;
Er sey in seinem Brautgewand',
Und ich im Leichentuch! — "
Sie sprachs, und starb. Die Baare trug
Man in den Hochzeitzug;
Er war in seinem Brautgewand',
Und sie im Leichentuch.

Wie schlug da, Lukas, dir das Herz!
Dein Zug, der Zug der Braut,
Drang dicht um Hannchens Baare sich,
Und jeder weinte laut.

Erstarrt

Erſtarrt ſtand Lukas; Schaam und Reu
Betäubten ſein Gefühl;
Sein Auge deckte Todesnacht,
Er lebte — ſeufzte — fiel!

Der Braut — ach nicht mehr Braut — entſank
Das Kleid der Feyer da,
Als ſie, an Hannchens Baar geſtreckt,
Todt den Geliebten ſah.
Nun ſenken in das friſche Grab
Die Schäfer ihren Freund;
Da modert der Geliebten Staub,
Den eine Gruft vereint.

Oft ſtellen Treuverlobte ſich
Bey dieſer Gruft hier ein,
Mit Kränzen, die die Liebe wand,
Den Raſen zu beſtreun.
Doch bleib an dem geweihten Platz
Meineid'ger Hirt nicht ſtehn,
Denk an den Tod, den Lukas ſtarb,
Und fürcht', ihn hier zu ſehn!

XVI.

Die verbotenen Verwandlungen. *

Vom Himmel hoch sah Jupiter,
Der Vater aller Zauberer,
Einst auf dieß Rund der Erden;
Und sah die halbe weite Welt,
Durch schwarze Zauberkunst verstellt,
Zum Thier, zur Pflanze werden.

Sah hier die schöne Cynthia,
Weil sie Aktäon badend sah,
Durch ein Geweyh sich rächen;
Und dorten Stutzer ohne Zahl,
Im Herzen leer, am Witze schaal,
Ihr Bild — Narcissen brechen.

Dann sah' er auch — ihr Spröden lacht! —
Miß Echo durch der Liebe Macht
An einer Schwindsucht sterben;
Und dachte gleich im finstern Sinn,
Wie wen'ge werden fernerhin
Sich diesen Ruhm erwerben!

Dieß alles sah der große Mann
Mit racheschwangern Augen an,
Und stampfte mit den Füßen;
Und donnert ein quos ego — her,
Und sprach, kein Gott erkühn' sich mehr,
Die Menschen umzugießen.

Gleich

* Wagner.

Gleich war der Circen Wiſſenſchaft,
Der Zauberer Verwandlungskraft,
Wie von dem Schlag gerühret;
Und ſeit der Zeit ſieht niemand mehr —
Wenn er auch noch ſo närriſch wär —
Sich metamorphoſiret.

O Vater Zevs! o großer Gott!
Wie klug iſt nicht dieß dein Verbot!
Es bringt dir ewig Ehre:
Wär' das Verwandeln noch im Brauch,
Wer weiß was ich, wer weiß was auch
Mein lieber Leſer wäre!

Doch welch Geſetz iſt wohl ſo klar,
Das nicht durch einen Commentar
Sich könnt' erklären laſſen?
Man fragt nicht lang, ob es auch will?
Es muß — wie eine Hauspoſtill —
Auf jeden Fall ſich paſſen.

Drum wagte — wie die Chronik lehrt —
Ein Zauberer ſichs unbeſchwert
Auch dieſes zu verdrehen;
Vom Leib nur, wie Liongock ſpricht,
Iſt Jupiters Verbot, und nicht
Vom Geiſte zu verſtehen.

Kaum hatt' er dieſes ausgedacht,
So ſah man grauenvolle Nacht
Den Erdball überdecken;
Auf Schwefelwolken ſtolz einher —
Getragen kam der Zauberer; —
Mit ihm kam Angſt und Schrecken!

Zur Seite saß ihm bittrer Haß,
Und, wo er hintrat, welkten Gras
Und Blätter weg und Blüthe;
Er haucht die Seelen an, und gleich
Entwich ins finstre Schattenreich,
Was noch von Tugend glühte.

Der größten Laster schwarze Schaar
Die vorhin angekettet war,
Erschien an ihrer Stelle;
Verläumdung, Rachgier, Bosheit, Neid
Blieb nun der armen Sterblichkeit
Zum einzigen Gefälle.

Die Menschenliebe floh davon,
Der Vater stürzte seinen Sohn,
Der Oheim seinen Neffen;
Das Reich der Freundschaft war zerstört,
Zevs sah sich, nur zum Schein verehrt,
Von Menschenkindern äffen.

Hier stieß sich Jupiter das Haupt —
Weil Wuth ihn des Verstands beraubt —
An des Olympus Decken;
Zerquetschte das Gehirne sich
An einem Fixstern jämmerlich;
Das war ein großes Schrecken!

Gleich trat statt Bluts — das sonsten fließt —
Die Weisheitsgöttinn, wohl bespießt,
Gepanzert aus der Wunde,
Und lächelte Vernunft ihm ein:
So lehrte stets sich gleich zu seyn,
Gottscheden Adelgunde.

Der

Der Mensch sey einmal doch im Jahr —
Murrt jetzo Jovs — gut, wie er war
In seinen ersten Zeiten;
Da sey er mild, gefällig, treu,
Gefühlvoll, menschlich, und dabey
Ein Feind von Grausamkeiten.

Schnell war, was Jupiter gedacht,
Auf späte Zeiten wahr gemacht:
Am ersten Januare
Ist jeder freundlich, liebreich, gut —
Vergißt die Wünsche, die er thut,
Den zweyten Tag im Jahre.

Ein Mährchen ist kein Lehrgedicht! —
Drum nutzet diese Mordgeschicht
Zur Besserung eurer Sitten;
Dann will ich gern ein Lügner seyn,
Mein Liedchen dem Vulkanus weihn,
Und um Verzeihung bitten.

XVII.

Oldar und Kätchen. *

Ein König schon bey Jahren
Vermählte sich,
Trotz seinen grauen Haaren,
Recht säuberlich
Mit einem schönen Mädchen
Von seiner Art:
Ihr Nam' war, dünkt mich, Kätchen;
Sie war sehr zart.

Wie Hyacinthen blühen,
So blühte sie,
Wie junge Rosen glühen,
So glühte sie.
Ihr Auge strömte Wonne
Von Reiz umkränzt;
Sie strahlte wie die Sonne
In Purpur glänzt.

Peters, so hieß der alte König, liebte sie wie sein Leben, und glaubte der glücklichste Mann auf dem Erdboden zu seyn: Aber Kätchen

Seufzt oft in bangen Klagen:
O wehe mir!
Bestimmt zu Trauertagen
Sitz ich nun hier;

Ich

* Schink.

Ich muß der Jugend Blüthe
Dem Alter weihn,
Und ihm muß mein Gemüthe
Ergeben seyn.

Der Liebe süße Freuden
Entfernen sich;
Und ach in bangen Leiden
Verzehr ich mich!
Mein Leben fließt mit Jammer
Und Kummer hin:
Ich klag in meiner Kammer;
Die Freuden fliehn.

Also klagte die arme junge Frau. Acht Tage waren schon verflossen, und sie hatte sich ihre kleinen Aeugelein ganz roth geweint, als sie in ihren Schloßgarten gieng, um in der Einsamkeit zu klagen. Da begegnet ihr der Ritter Oldar; sie stutzte.

Es glühten seine Wangen
Im Jugendglanz,
Die Liebesgötter sprangen
Um ihn im Tanz:.
Sein Reiz fieng zu behagen
Den Mädchen schon:
Er war, es kurz zu sagen:
Schön wie Adon.

Der Ritter hatte die Dame schon lange geliebt, sie ihn auch: welch ein Glück, daß sie sich hier trafen. Noch wußte Oldar nichts von der Vermählung der Dame; er war erst gestern von

den Kreuzzügen zurückgekommen, und da er Thränen in Kätchens Auge sahe, so ward er bewegt:

Was weinst du, trautes Mädchen,
Hub Oldar an;
Sag mir, du süßes Kätchen,
Sag mir was kann
Dich so zu Thränen zwingen?
Was mag es seyn,
Daß helle Zähren dringen
Vom Auge dein?

Laß mich, o laß mich wissen,
Du trautes Herz,
Warum die Zähren fliessen
Und deinen Schmerz?
Denn wiß (du mußt es hören)
Ich liebe dich;
Und diese deine Zähren
Betrüben mich.

Die Königin klagte ihm ihr ganzes Unglück und bat ihn, indem sie ihn mit ihrer feinen Hand sanft drückte, ihr Elend zu erleichtern. Und was that Oldar? Er küßte ihre Marmorhändgen und deklamirte:

Sieh hier bey dieser Zähre,
O Königinn!
Bey meiner Liebe schwöre
Ich treuen Sinn;

Dir will ich mich ergeben,
Mich ganz dir weihn,
Mein Herz, mein ganzes Leben
Soll deine seyn.

O komm du mein Entzücken,
Umarme mich!
Dich an die Brust zu drücken
Hauch schallich ich.
Komm laß mich Wonne trinken
Aus deinem Blick;
Dein sanftes Augenwinken
Ist Götter Glück.

Die junge Königin stand nicht lange an, den Ritter zu erhören; sie lief ihm in die Arme, küßte ihn und merkte gar bald, daß seine Küsse von ganz andrer Art wären, als die ihr ihr alter Peters gäbe. Kätchen fieng an zu glühen, Oldar nicht weniger, und sie wurden bey dieser zärtlichen Pantomime so rasch, daß sie, sie wußten selbst nicht wie, auf einen Rasen niedersanken.

Auf sanften Rasenbetten
Lag er und sie,
Und kleine Amoretten
Umflogen sie;
Die kleinen Götter lächeln
Voll von Gefühl,
Und kühle Winde fächeln,
Im Amorspiel,

Um Oldar und um Kätchen,
Die ſanft da lag,
Umſcherzt von Zephyretchen
Der Liebe pflag,
Bis die, die ſich vergnügten,
Von Luſt berauſcht,
Im ſanften Traum ſich wiegten,
Vom Schlaf belauſcht.

O warum ſchliefen ſie doch ein? Denn Peters, dem es ganz ungewöhnlich am Vorderhaupt zückte, gieng in den Garten hinunter, ſein Kätchen zu ſuchen, und rief durch die langen Gewölbe nach ihr:

Wo biſt du denn mein Täubchen,
Mein Kätchen ſchön!
Komm doch, du liebes Weibchen,
Und laß dich ſehn!
O komm, du meine Treue,
Dein Peter ruft!
So tönet ſein Geſchreye
Hin durch die Luft.

Indem kam er an eine dicht zuſammen gewachſne Jaſminlaube — er ſahe ſie beyde voll von den Freuden der Liebe ſüß ſchlafen; Kätchen hatte ihren weiſſen Arm um ihren Liebling geſchlungen. Da fieng Peters an zu glühen: ein ſchreckliches Donnerwetter zog ſich über die Falte ſeiner Stirne herauf, ſeine Muſkeln fiengen an zu ſchwellen und machten das erbärmlichſte Mienenſpiel.

So

So muß ich es denn sehen,
Hört man ihn schreyn,
Muß ich mit Hörnern gehen
Und Hahnrey seyn?
Es treffe Fluch, Verderben
Den Zeitvertreib!
Beym Herkul, du sollst sterben,
Untreues Weib!

Er fuhr auch wirklich mit der Hand nach dem Busen und langte einen Dolch hervor, das arme Kätchen, die eben mit ihrem Ritter erwacht war, zu durchstechen. Hier winkte die Dame dem Ritter zu entwischen; sie aber fiel auf ihre schöne Knie, und hub kläglich an:

Wie? und du willst mich tödten,
O mein Gemahl?
Und nimmst, ohn zu erröthen,
Den blutgen Stahl,
Und willst damit durchbohren
Mein treues Herz?
O weh, ich bin verlohren!
Ach welch ein Schmerz!

Was fehlt dir dann, mein König,
Was fehlet dir?
„Sah ich etwa zu wenig? “
Antwort' er ihr.
„Ich sah ihn bey dir liegen;
„Dich drauf bedacht,
„Dich mit ihm zu vergnügen:
„Es sey vollbracht! “

Eben

Eben wolle er sie durchstoßen, sie aber hielt ihn zurück, indem Silberthräuchen ihre Wangen herabflossen, und schluchsend sagte sie:

Nun gut, so will ich sterben.
Durchbohre hier!
(Sie wies auf die Brus)
Den Dolch mit Blut zu färben
Gefället dir.
Färb ihn mit deinem Blute,
So keusch, so rein!
Durchstich mit frohem Muthe
Das Herze dein!

Hier, wo sich Veilchen gatten,
Sieh selbst es an,
Hier teuschte dich mein Schatten,
Als wärs ein Mann:
Da, siehst du etwas liegen,
Mein bestes Herz?
Mein theuresses Vergnügen,
Wars nicht dein Scherz?

Der gute Kénia glaubte Madam Kätchen und umarmte sie zärtlich. Oldar und Ketchen kamen noch oft zusammen. Er stand dabey, und da seine Augen immer dunkler wurden, glaubte er immer Kätchens Schatten zu sehn. Nun lieber Leser merke dir noch den locum communem

So knirscht noch oft in unsern Zeiten
Ein Ehemann,
Trift er bey solchen Lustbarkeiten
Sein Weibchen an:

So

Er knirscht — doch eine Thrän' im Blicke
Verscheucht den Zorn,
Und eine große Staatsperücke
Bedeckt sein Horn.

XVIII.

Lord Heinrich. *

In England war vor langer Zeit
Lord Heinrich wohl bekannt,
Kein Ritter, ihm an Ruhme gleich,
War durch das ganze Land.
Für Ehre nur, durch Muth erkämpft,
Entbrannten seine Triebe,
Und keines Mädchens Reiz bewog
Sein kaltes Herz zur Liebe.

Ein schön'res Kind, als Kätchen, ward
Im Dorfe nie gesehn;
Der Morgen ist so heiter nicht,
Die Rose nicht so schön.
Ihr Stand war niedrig; doch vermocht
Sie jeden zu entzücken;
Kein Jüngling, der sie sah, entgieng
Der Macht in ihren Blicken.

Doch matt wird bald des Auges Glanz,
Die Wange welk und bleich,
Und all' ihr Liebreiz stirbt dahin,
Nicht mehr sich selber gleich;
Kein Mittel hilft, und Niemand weiß
Den Ursprung ihrer Plage;
Mit Seufzern, Thränen, kurzem Schlaf
Verlebt sie Nächt' und Tage.

Einmal

* Eschenburg.

Einmal im Traume ſchrie ſie laut:
Ach Heinrich! ich vergeh!
Verlaſſnes Mädchen! — — O daß ich
Nie meine Qual geſteh!
Das iſt der armen Mädchen Pflicht,
Die Wahrheit zu verſtecken,
Eh will ich ſterben tauſendfach,
Als meine Lieb' entdecken.

Und eine Freundinn hört' ihr zu,
Und lief zu Heinrichs Haus;
Nun, Mylord, ſprach ſie, haben wir,
Was Kätchen quält, heraus.
Noch keiner wußte, was ſo ſehr
Das arme Kind betrübe;
Sie ſagt's im Traum, und liegt nun da,
Und ſtirbt — für Sie — aus Liebe!

Und in des edeln Heinrichs Herz
Drang Lieb' und Mitleid ein.
Unglücklich Mädchen! rief er aus;
Doch iſt die Schuld nicht mein.
Zu blödes Kind! o! wenn ich je
Dein Herz errathen hätte! — —
Ich rette dich — — Und, wie ein Pfeil,
Flog er zu ihrem Bette.

Wach auf! ſo rief er, liebevoll,
Wach auf! dir ruft dein Freund.
Hätt' ich dein liebend Herz gekannt,
Du hätteſt nie geweint!

Dein Heinrich ruft dir; komm, laß ſich
Dem Reiz aufs neu beleben!
Ich ſchütze vor Verzweifelung
In meinem Arm dein Leben.

Sie hob, durch ſeine Stimm erweckt,
Ihr ſinkend Haupt, blickt' auf
Zum längſt geliebten Jüngling hin,
Und fuhr vom Lager auf,
Und rief, indem ſie ſeinen Hals
Mit brünſt'gem Arm umfaßte:
„Du willſt mich lieben? — willſt du das,
„Mein Heinrich?“ — und erblaßte.

XIX.
Murat und Friederike. *

I.

So reizend, wie kaum Eva war,
Als ſie des Gatten Rippe,
Mit goldbeglänzten krauſen Haar,
Mit roſenfarbner Lippe,
Mit Lächeln einer Göttlichen,
Halbträumend noch entſchlüpfte,
Und dann zu ihrem ſchlafenden
Gebieter tanzend hüpfte;

So reizend — wo nicht reizender! —
War Fräulein Friederike;
Ihr Auge war entzückender,
Als Charitinnen Blicke;
Ihr Wuchs wie eine Ceder ſchlank,
Ihr Mund wie Abendröthe,
Und ihre Stimme glich dem Klang
Von Friedrichs Zauberflöte.

So heiter, wie am Horizont,
Von Wolken unverdunkelt,
Der volle glanzumſtrahlte Mond
In Sommernächten funkelt;
Raſch, wie der ſchnellſte Silberbach
In Tempens Luſtgehölzen,
Wenn von dem jüngſten Frühlingstag
Des Winters Bande ſchmelzen;

* Ein Ungenannter.

Empfindsam bey der Unschuld Flehn,
Und schwach für Amors Waffen,
War, wie die Brust Cytherens, schön,
Friedrickens Brust geschaffen;
Der Schöpfung bestem Meisterstück,
Zum Siegen auserkohren,
Gebrach nur noch ein einzig Glück;
Denn — sie war arm geboren.

Und dennoch, wo ihr Glanz sich wies,
Ward er der Herzen Sieger;
Der Spieler, der sein Spiel verließ,
Der zahmgemachte Krieger,
Der Stutzer, der sein Spiegelglas
Und seine Toilette,
Ja, selbst sein hohes Ich vergas,
Trug willig ihre Kette;

Der Dichter, der die Göttinn sah,
Und für die Göttinn brannte,
Schwur: daß Mylady Cypria
Als Tochter sie erkannte;
Und rief den ganzen Helikon,
Mit Flöten und mit Geigen,
Apollen und Apollens Sohn
Zu seines Schwures Zeugen.

Kurz! Wo sie gieng, und wo sie stand,
Da fuchten Schmeichlerhaufen
Durch Schmuck und Perlen, Spitz und Band
Ihr Herzchen zu erkaufen;

Und

Und mancher edler Junker schwur
Sich Liebe zu erwerben;
Wo nicht, auf thaubethränter Flur
Zu Füßen ihr zu sterben.

Und dennoch — wie die Chronik spricht —
Hat keiner sich erstochen;
Noch tagescheu für'm Sonnenlicht
In Höhlen sich verkrochen.
Es ist auch, traun! ein eignes Ding,
Der Welt sich zu empfehlen;
Fast immer, junger Schmetterling,
Fehlt dir der Muth der Seelen.

Doch ach! Der Liebe Königinn
Herrscht unter jeder Zone,
Schlüpft bis zur Bettler Hürde hin,
Und glänzt auf Cäsars Throne;
Singt mit dem Mönche, trotz Casteyn!
Die trauervollen Horen;
Und öffnet seiner heissen Pein
Des Nonnenklosters Thoren.

Sie, die am fernem Norderbelt
Des Lappen Herz regieret,
Vor der umsonst die neue Welt
Sich selbst infibuliret:
Sie, mächtiger als Großsultan,
Und wüthender als Tieger,
Sie — spiegle, wer sich spiegeln kann! —
Ward auch Friedrickens Sieger.

Graf Murat, schön wie Morrhens Sohn,
Und nach Pariser Sitten,
In Gang und Tanz, und Spiel und Ton
Neumodisch zugeschnitten,
Buntfarbig, wie der Colibri,
Und leicht, wie Zephirwehen,
Kam, sahe, staunte, liebte sie,
Und wagt es zu gestehen.

Friedricke hört den Knienden
Mit Götternamen schmeicheln;
Wie süß sind seine Lockungen!
Wie neu sein modisch Heucheln!
Gern flöhe sie; doch ach! Ihr Blick
Verräth des Herzens Kämpfe;
Schnell eilt die Schüchternheit zurück,
Wie leichter Nebel Dämpfe.

Hier könnt' ich euch die Seligkeit
Des ersten Kusses schildern;
Doch leider! meiner Wenigkeit
Gebricht's an sanften Bildern;
Ihr Mädchen und ihr Bübchen, wißt,
Auch ohne mich zu fragen,
Wie süß man liebt, wie süß man küßt;
Was könnt' ich Neues sagen?

Doch ach! Friedrickchen wußte nicht,
Wie viel ein Mädchen wagte,
Das ihres Lieblings Bitte nicht
Den ersten Kuß versagte;

Ihr Herzchen, frey und teutsch und gut,
Bereit ihn zu beglücken,
Ließ von der Wollust heiß'ster Glut
Sich nur zu bald berücken.

Mit jedem Morgen heischt er mehr,
Und heischt als Ueberwinder;
Mit jedem Morgen spüret er
Den Widerstand gelinder;
Die schöne Alabasterhand,
Die oft ihn abgehalten,
Verlernt den keuschen Widerstand,
Und läßt den Frevler schalten.

Ihn schalten? Mädchen, o! wie viel
Kann dieses Wort bedeuten.
Es ist des Stutzers letztes Ziel,
Es hat der Seligkeiten,
Es hat der Wollust tausendfach;
Doch dem zu raschen Glücke
Schleicht oft die lahme Reue nach,
Und Ekel bleibt zurücke.

Einst als der Graf mit jeder Kunst
Der Tugend Bollwerk stürmte,
Und stolz durch ihre Gegengunst,
Auf Bitten, Bitten thürmte,
Wirft sie sich zitternd auf die Knie
Zu des Geliebten Füßen;
Schön wie Madonna glänzet sie,
Und ihre Thränen fließen.

„O bey dem Gott, der tödten kann!
„Geliebter Murat, höre
„Mitleidig dieses Flehen an,
„Und schone meiner Ehre!
„O wüßtest du, wie viel dieß Herz,
„Dieß bange Herz erlitten,
„Erweicht durch deiner Freundin Schmerz,
„Vergäßest du dein Bitten.

„Was räumt ich deinem Flehn nicht ein?
„Benetzt von deinen Küssen,
„Glaubt ich, — ein Gott mag mir's verzeihn! —
„Den Himmel zu genießen;
„Noch schätz ich deine Zärtlichkeit
„Für's Glücke meiner Jugend;
„Doch — o! beym Herrn der Ewigkeit! —
„Nur schone meiner Tugend!

„Ich fühl' es selbst, ich bin zu schwach,
„Und kostet es mein Leben,
„Ich kann — trotz Abndung ewger Schmach! —
„Ich kann nicht widerstreben.
„Doch Fluch dir! Fluch vom Rächerthron!
„Wenn, Räuber meiner Ehre,
„Einst des betrognen Mädchens Lohn
Ein spöttisch Lächeln wäre! "

Starr strömt sein Blick zur Erde hin,
Voll stürmischer Bewegung
Erbebt das bange Herz in ihm,
Und fühlt des Mitleids Regung.

Ein

Ein Mädchen, ganz von Falschheit rein,
Schön, thränend ihm zu Füßen,
Würd', und wär auch sein Busen Stein,
Den Stein erweichen müssen.

Doch Tugend kann den Bösewicht
Zwar schnell genug erschüttern;
Allein, sie gleicht dem Sonnenlicht
In starken Ungewittern;
Zwar bricht es durch, doch bald verhüllt
Es eine dicke Wolke,
Und neuer Schreckensdonner brüllt
Herab zum bangen Volke.

Auch er — so sehr den Männern Muth
Bey Weiberthränen fehlet, —
Fühlt bald von heuser Wollust Glut
Sein rauhes Herz gestählet;
Wie schön ist sie! Wie süß der Lohn
Besiegter Unschuldsthränen!
So kann sich nach der Lorbeerkron
Kein Weltbezwinger sehnen.

Bundbrüchig häuft er Schwur auf Schwur,
Wie ganz sein Herz ihr eigen;
Ruft selbst den Schöpfer der Natur
Zu seines Meyneids Zeugen;
Erzwungner Zähren Heucheley,
Der Lockung Zaubertöne,
Und tausend süße Tändeley
Berücken bald die Schöne;

Mit Künsten, die die Höll' erschuf,
Weckt er der Menschheit Triebe;
Und ihres innern Zeugen Ruf
Schweigt vor der mächt'gern Liebe;
Der Tugend letzter Seufzer flieht
Vom küsseheissem Munde;
Der Odem stockt, die Wange glüht,
Es schlägt die Schäferstunde.

II.

Ein Sprichwort sagt: wer einmal fehlt,
Wird leicht auch wieder fehlen;
Wer ein vergnügtes Stündchen zählt,
Will mehrere noch zählen.
Das Mädchen, das jetzt zwangvoll küßt,
Wird morgen selbst uns necken,
Und, wenn ihr Günstling schläfrig ist,
Ihn aus dem Schlummer wecken.

Ob niemals diese Regel trügt,
Dieß mag Erfahrung lehren;
Genug! unsre Miß war kaum besiegt,
So trocknen ihre Zähren.
Sie liebt den, der ihr Kränzchen nahm,
Mit täglich stärkrer Liebe;
Fühlt keine Furcht, fühlt keinen Gram,
Als, ob er zärtlich bliebe.

Ach! nur zu bald verschwand der Traum
Von ihres Lieblings Treue;
Bald machte die Entzückung Raum
Der grenzenlosen Reue.

Er,

Er, dem kein Wunsch mehr übrig bleibt.
Den man jetzt selber lockte,
Ihn gern mit Küssen weiter treibt,
Wenn er im Tändeln stockte,

Er, buhlender als Mayenluft,
Sonst treu, wie Jno's Hüter,
Und lieblicher als Rosenduft,
Spricht jetzt als ein Gebiether;
Küßt mit dem halben Feuer nur,
Und küßt mit kaltem Munde,
Versäumt, trotz Handschlag, Kuß und Schwur,
Oft die bestimmte Stunde.

Um sie vergaß er Spiel und Schmauß,
Bewohnte nur ihr Zimmer;
Jetzt flattert er von Haus zu Haus,
Nach jedes Balles Schimmer;
Lobt jedes Nymphchen, noch so dumm,
Und zupft am Palatine,
Nur bey Friedricken sitzt er stumm,
Mit einer Festtagsmine.

Noch hofft sie; noch entschuldigt sie
Den werthen Ungetreuen,
Und sucht durch unbelohnte Müh
Sein Feuer zu erneuen.
Umsonst! Sie seufzt, sie fleht, sie klagt;
Doch ach! sie klagt dem Winde,
Und lautes Stadtgerüchte sagt:
Graf Murat liebt Selinde.

Frey-

Friedricke hört's, und Höllenwuth
Stürzt auf die Aermste nieder;
Es strömt der Rache heiss'sie Glut,
Durch die erstarrten Glieder.
Ein Donner, der den Sünder trifft,
Kann tödtender nicht strahlen;
Und Welschland schafft durch Natterngift
Nicht schmerzensvollre Qualen.

Verschmäht, entehrt, der Neider Spott,
Der Bosheit Hohngepränge,
Ist jeder Tag ihr mehr, als Tod,
Wird ihr die Welt zu enge;
Die Hölle, die im Herzen glüht,
Malt sich in jedem Blicke;
Und von bethränter Wange flieht
Die Purpurglut zurücke.

Wann rings umher die Erde ruht,
Nimmt nur ihr Gram kein Ende;
Noch strömet die gesalzne Fluth,
Noch ringt sie ihre Hände,
Zerreißt ihr adlerschwarzes Haar
Mit Furiengeberden,
Und flucht der nahenden Gefahr,
Gebärerin zu werden.

Wenn Müdigkeit ihr Auge schließt,
Sieht sie in dunkeln Grotten
Den Frevler, der Selinden küßt,
Und hört sich laut verspotten;

Springt

Springt von dem Lager wild empor,
Und ihre Fantaſieen
Sehn rings um ſich ein Geiſterchor,
Die Feuerfunken ſprühen.

„Ja! ja! ich folge! Höll und Tod,
„Ich folge eurem Rufen!
„Zwar euer Kleid iſt blutig roth,
„Und ſchwarz des Grabes Stufen;
„Doch mehr, als Feuerflammenſchmerz
„Tobt rufendes Gewiſſen;
„Ha! ſchlage zu, zerrüttes Herz!
„Bald wirſt du Ruh genießen.

„Du Ewiger, ſiehſt meine Pein,
„Und eilſt nicht mich zu retten?
„Hörſt wundgerufner Lippen Schreyn,
„Und brichſt nicht meine Ketten?
„Bey dir ſchwur mir der Böſewicht;
„Was ſäumſt du ihn zu fodern?
„Was ſäumt dein ſtrafendes Gericht
„Den Blitz herabzulodern?

„Ihn ſchonſt du? Nur auf mich ergießt
„Dein Zorn ſich, Weltregierer?
„Wenn die Verführte ſtrafbar iſt,
„Wie mehr noch der Verführer!
„Er, in dem Arm der Buhlerinn
„Und ich, verſchmäht, entehret:
„Ach! Thränen ſtrömt zur Hölle hin,
„Wenn mich kein Himmel höret!

„Hin

„Hinweg, du schwarzer Geisterschwarm,
„Ich opfre euch mein Leben;
„Und dann, dann laßt uns Arm an Arm,
„Den Böſewicht umſchweben.
„Denn plagt ihn, wie ihr mich jetzt plagt,
„Zerfleiſcht das Ungeheuer!
„Und wann er lang genug gezagt,
„Verſchling ihn, ewig Feuer! “

Sie ſprichts, und der Verzweiflung Qual
Stärkt ſie mit wildem Muthe;
Sie ſtößt ins Herz den Mörderſtahl,
Und badet ſich im Blute.
Ihr Geiſt, der durch den Körper bricht,
Verſchmäht des Lebens Bürde,
Und noch im kalten Antlitz ſpricht
Die heiſſe Rachbegierde.

III.

Indeſſen ſchwärmt in guter Ruh
Graf Murat um Selinden;
Setzt hart der ſtolzen Feſtung zu,
Und weiß zu überwinden;
Durch manches reiche Gallakleid,
Durch manche Serenade,
Zwingt er der Schönen Sprödigkeit
Zur endlichen Chamade.

Wer könnte ſeinem Purpurmund
Ein Küßchen wohl verſagen?
Welch Mädchenherze wird nicht wund,
Wenn Stutzer knieend klagen?

Dann

Dann schmäle Tante, droh Papa!
Mit spottendem Gelächter
Entführt Madame Copria
Die unerfahrnen Töchter,

Zwar mancher ungebetne Freund
Umschwärmt am Tag' Selinden;
Doch Murat weiß, wann Luna scheint,
Ihr Schlafgemach zu finden.
Was zwänge nicht das falbe Gold?
Dukaten her! Ich wette;
Dann führ ich Könige im Sold,
Und Päbste an der Kette.

Und überhaupt — das Sonnenlicht,
Man hat es oft erhoben;
Doch soll es, wie Herr Naso spricht,
Kind Amor selten loben;
In dunkler Grotten Aufenthalt
Läßt manches gut sich handeln;
Manch Mädchen, sonst wie Marmor kalt,
In Fleisch und Bein sich wandeln.

Zwar in Selindens Busen wohnt
Ein Herz, das edel denket;
Ein Küßchen, das den Schmeichler lohnt,
Sonst wird ihm nichts geschenket;
Doch er, allein, zur Nacht, geliebt!
Ha! wenn er hier nicht sieget,
Dann zweifl' ich, daß es Fälle giebt,
Wo Unschuld unterlieget.

Einſt, als ihr Auge ſchmachtender
Auf den Verführer blickte,
Und ihre Wange glühender
Sich an die ſeine drückte,
Nützt er, zum Siege längſt bereit,
Die flüchtigen Sekunden,
Und ſchon iſt ihre Schüchternheit
Zur Hälfte überwunden.

Schon weicht für ihm das Buſenband,
Schon ſchwellt der Lilienhügel
Sich hoch empor; und ſeiner Hand
Giebt Liebe, Muth und Flügel.
Kein ſchmeichelnd Flehn, kein bittend Drohn,
Setzt ſeiner Kühnheit Schranken;
Graf Murat kennt die Mädchen ſchon
Zu gut, als jetzt zu wanken.

Kaum kann ſie noch ein ſanftes Ach!
Aus vollem Buſen ſtammlen;
Kaum, vor dem Frevler viel zu ſchwach,
Die letzten Kräfte ſammlen;
Sein iſt der Sieg; ihr eigner Mund
Geſteht des Herzens Schwäche;
Vergönnt, von innern Flammen wund,
Daß er das Röschen breche. —

Vom Kampfe matt, von Küſſen warm,
Und warm von Hymens Streite,
Ruht ſchamroth in des Frevlers Hand
Die ſchwergehaſchte Beute,

Sieht

Sieht auf das Blümchen, früh gepflückt,
Mit halber Reu hernieder,
Doch ihres Lieblings Kuß erstickt
Des Herzens Stimme wieder. —

Auf einmal scheint des Zimmers Grund
Ein Schwefelblitz zu theilen;
Tief aus der Hölle schwärzstem Schlund
Ertönt ein ängstlich Heulen;
Es bebt die Wand, der Boden bebt,
Zertheilt sich in zwey Klüfte,
Und eine Flammensäule hebt
Aus ihm sich in die Lüfte.

Erstaunt springt Murat wild empor,
Halbtodt sinkt er zurücke;
Denn aus den Flammen tief hervor
Erhebt sich Friedericke;
In ihrer Hand ein bloßer Dolch —
Eilt seiner Brust entgegen;
Und eine Stimme: Folg mir! Folg'!
Ertönt gleich Donnerschlägen.

Der Graf sieht, als vom Blitz gerührt,
Im Schwefelflammenschimmer
Friedricken, die sein Schwur verführt,
Im schrecklichlichten Zimmer.
Es höret sein geschrecktes Ohr,
Gleich dem Gesang der Eulen,
Tief aus dem Schlund ein Geisterchor
Entsetzlich ihn umheulen.

„Mir nach!“ sprach denn die Schreckgestalt,
„Ha! mir, durch dich Verdammte!
„Der Abgrund heult, dein Grablied schallt,
„Umsonst dies Licht nicht flammte.
„Ich komm, und diese Schaar mit mir,
„Um dich schon hier zu quälen,
„Da, falsches Ungeheuer! dir
„Reu' und Gewissen fehlen.

„Mein Blut, und Ungebohrner Blut
„Schreyt auf von deinen Händen:
„Er, dessen Rache lang' geruht,
„Will unser Schreyen enden.
„Bring Thränen deiner Buhlerinn!
„Bring Schwüre, die mich beugten!
„Vielleicht, daß sie den ernsten Sinn
„Des Richters auch erweichten!“

So donnerte das Schreckgesicht.
Durch ihren blutgen Schleyer
Brach sich ein weisses Schwefellicht;
Ihr Auge glich dem Feuer;
Ein jedes ihrer Wort' umhallt
Ein donnergleiches Sausen;
Wie wenn zur Nacht im dichten Wald
Decemberwinde brausen.

Geduldig, wie ein Opferthier
Des letzten Streiches harret,
Liegt Murat hingestreckt vor ihr,
Und jede Ader starret;

Obgleich von bängster Ahndung schwer
Die Augen sich verdunkeln,
Sieht er doch rings um sich ein Heer
Verdammter Schaaren funkeln;

Hört schon der Hölle Jubellied
In seinen Ohren schallen;
Rafft zitternd sich empor, und flieht;
Doch lauter Flüche hallen
Ihm schrecklich nach. Wohin er flieht,
Hüllt Nacht des Frevlers Blicke,
Und tief in diesen Nächten glüht
Die blutge Friedericke.

„Ja, reif bin ich der Höllen Glut!
„Reif Qualen, die nicht enden!
„Nimm, Rächer, hin mein falsches Blut!
„Nimm's hin von meinen Händen!
„Ich brauche deines Donners nicht;
„Will selbst, kann selbst mich fällen!
„Kann selbst vors schreckende Gericht,
„Du Ewiger! mich stellen. "

So ruft er schäumend; stürzt ins Schwerdt;
Nah an des Todes Pforte
Sind Flüche, ganz der Hölle werth,
Des Frevlers letzte Worte;
Noch soll oft um sein düsters Grab
Die schwarze Seele weilen;
Und wann ins Schattenreich hinab
Die andern Geister eilen,

Trotz Hahnenruf, trotz Glockenton,
Durch löwengleiches Brüllen
So manchen kühnen Adams Sohn
Mit bleicher Angst erfüllen;
Doch dann, umringt vom Geisterschwarm,
Erscheint Miß Friederike,
Und schleudert ihn mit stärkerm Arm
In seine Gruft zurücke.

XX. y

Der Bruder Graurock und die Pilgerin. *

Ein Pilgermädel, jung und schön,
Wollt' auf ein Kloster zu.
Sie zog das Glöcklein an dem Thor;
Ein Bruder Graurock trat hervor,
Halbbarfuß ohne Schuh.

Sie sprach: Gelobt sey Jesus Christ! —
In Ewigkeit! sprach er.
Gar wunderseltsam ihm geschah;
Und als er ihr ins Auge sah,
Da schlug sein Herz noch mehr.

Die Pilgerin, mit leisem Ton,
Voll holder Schüchternheit:
Ehrwürdiger! O meldet mir,
Weilt nicht mein Herzgeliebter hier,
In Klostereinsamkeit? —

Kind Gottes, wie soll kenntlich mir
Dein Herzgeliebter seyn?
Ach! an dem gröbsten härnen Rock,
An Geissel, Gurt und Weidenstock,
Die seinen Leib kasteyn;

* Bürger.

Noch mehr an Wuchs und Angesicht,
Wie Morgenroth im May,
Am goldnem Ringellockenhaar,
Am himmelblauen Augenpaar,
So freundlich, lieb und treu! —

Kind Gottes, o wie längst dahin!
Längst todt und tief verscharrt!
Das Gräschen säuselt drüber her;
Ein Stein von Marmel drückt ihn schwer;
Längst todt und tief verscharrt!

Siehst dort, in Immergrün verhüllt,
Das Zellenfenster nicht?
Da wohnt' und weint' er, und verkam
Durch seines Mädels Schuld, vor Gram,
Verlöschend wie ein Licht.

Sechs Junggesellchen, schlank und fein,
Bey Trauersang und Klang,
Sie trugen seine Bahr' ans Grab,
Und manche Zähre rann hinab,
Indem sein Sarg versank. —

O weh! o weh! So bist du hin?
Bist todt und tiefverscharrt? . . .
Nun brich, o Herz! die Schuld war dein!
Und wärst du, wie sein Marmelstein,
Wärst dennoch nicht zu hart! —

Geduld, Kind Gottes! Weine nicht!
Nun bete desto mehr!
Vergebner Gram zerspellt das Herz;
Das Augenlicht verlischt von Schmerz.
Drum weine nicht so sehr! —

O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Verdamme nicht mein Lied!
Denn meines Herzens Lust war er;
So lebt und liebt kein Jüngling mehr,
Auf Erden weit und breit!

Drum laß mich weinen immerdar,
Und seufzen Tag und Nacht,
Bis mein verweintes Auge bricht,
Und lechzend meine Zunge spricht:
Gottlob! nun ists vollbracht! —

Geduld, Kind Gottes! Weine nicht.
O seufze nicht so sehr!
Kein Thau, kein Regentrank erquickt;
Ein Veilchen, das du abgepflückt;
Es welkt, und blüht nicht mehr.

Huscht doch die Freud' auf Flügeln schnell
Wie Schwalben, vor uns hin.
Was halten wir das Leid so fest,
Das, schwer wie Bley, das Herz zerpreßt?
Laß fahren! Hin ist hin! —

O nein, Ehrwürdiger, o nein!
Gieb meinen Gram kein Ziel!
Und litt' ich um den lieben Mann,
Was nur ein Mädchen leiden kann,
Nie litt' ich doch zu viel!

So seh ich ihn nun nimmermehr?
O weh! nun nimmermehr? —
Nein, nein! Ihn birgt ein düstres Grab;
Es regnet drauf, und schneyt herab,
Und Gras weht drüber her. —

Wo seyd ihr Augen, blau und klar?
Ihr Wangen, rosenroth?
Ihr Lippen, süß wie Nelkenduft?
Ach! alles modert in der Gruft;
Und mich verzehrt die Noth! —

Kind Gottes, härme so dich nicht,
Und denk, wie Männer sind,
Den meisten wehts aus Einer Brust
Bald heiß, bald kalt; sie sind zur Lust
Und Unlust gleich geschwind.

Wer weiß, trotz deiner Treu und Huld,
Hätt' ihn sein Loos gereut.
Dein Liebster war ein junges Blut,
Und junges Blut hegt Wankelmuth
Wie die Aprilenzeit. —

Ach nein, Ehrwürdiger, ach nein!
Sprich dieſes Wort nicht mehr!
Mein Trauter war ſo lieb und hold,
War lauter, ächt und treu, wie Gold,
Und aller Falſchheit leer! —

Ach! iſt es wahr, daß ihn das Grab
Im dunkeln Rachen hält?
So ſag ich meiner Heimat ab,
Und ſetze meinen Pilgerſtab
Fort durch die weite Welt.

Erſt aber will ich hin zur Gruft;
Da will ich niederknien;
Da ſoll von Seufzerhauch und Kuß,
Und meinem Tauſendthränenguß,
Das Gräschen friſcher blühn. —

Kind Gottes, kehr' allhier erſt ein,
Daß Ruh und Koſt dich pflegt.
Horch, wie der Sturm die Fahnen trillt,
Und kalter Schloſſenregen wild
An Dach und Fenſter ſchlägt!

O nein, Ehrwürdiger, o nein!
O halte mich nicht ab!
Machs thun, daß Regen mich befällt!
Wäſcht Regen aus der ganzen Welt
Doch meine Schuld nicht ab! —

Heida! Feins Liebchen, nun kehr' um!
Bleib hier, und tröste dich!
Feins Liebchen, schau mir ins Gesicht!
Kennst du den Bruder Graurock nicht?
Dein Liebster, ach! . . . bin ich.

Aus hofnungslosem Liebesschmerz
Erkohr ich dieß Gewand.
Bald hätt' die Klostereinsamkeit
Mein Leben und mein Herzeleid
Ein hoher Schwur verbannt;

Doch Gott sey Dank! Mein Probejahr
Ist noch nicht ganz herum!
Feins Liebchen, hast du wahr bekannt?
Und gäbst du mir wohl gern die Hand?
So kehr ich wieder um. —

Gottlob! Gottlob! Nun fahre hin
Auf ewig Gram und Noth!
Willkommen, o willkommen Lust!
Komm, Herzensjung', an meine Brust!
Nun scheid' uns nichts, als Tod!

XXI.

Ritterromanze. *

Willibald, ein junger Ritter,
Tummelte sein muntres Roß
Täglich an der Morgensonne,
Und des Herzens höchste Wonne
War ihm Schwerdt und Mordgeschoß.

Wildes Anfalls, wie ein Tyger,
Focht er oft; sein blankes Schwerdt
Flog umher wie Wetterflamme!
Stütze war er seinem Stamme
War des Ritternamens werth.

Mariana, schlank, wie Rebe,
Gab dem Ritter längst ihr Herz,
Blondes Haars und offner Stirne,
Weihete der edlen Dirne
Willibald sein Heldenherz.

Freyer, stolz auf Glanz der Ahnen,
Hatten oft um sie gefreyt:
Aber, trotz des Ahnenflitters
Achtete sie keines Ritters
In der Gegend, weit und breit.

Willi-

* Göckingkischer Musenalmanach v. J. 1776.

Willibald ritt einst auf Fehden. —
Mariana hielt ihn tod;
Viermal sieben lange Tage
Scholl um ihn die Trauerklage,
Weinte sie die Augen roth.

Robert tröstete die Dirne:
„Nimm mein Herz und meine Hand!“
Ach! noch flossen Sehnsuchtszähren
Ihrem Willibald zu Ehren —
Und dann nahm sie Roberts Hand.

Endlich kam nach manchem Siege
Ritter Willibald zurück,
Sah in Ritter Roberts Arme,
Seine Schöne. Bleich von Harme
Flucht' er seinem Mißgeschick.

„Robert! feiger Frauenräuber!
Wehe deinem Weiberfieg!
In dem Thale, wo die große
Linde ficht, wart' ich zu Rosse
Deiner, Robert!“ — Robert schwieg.

Mariana schwur dem Ritter
Roberts Unschuld hundertmal,
Schwur es kniend ihm; — voll Grimme
Hört er nicht der Unschuld Stimme,
Flog, wie Blitz, hinab ins Thal.

Stumm,

Stumm, die Schreckensbothſchaft ahnend,
Härmete die Dirne ſich;
Und da ſcholl's: zu dieſer Stunde
Stürzt ein Held an ſeiner Wunde,
Ritter Robert, und erblich.

Athemlos ſank Mariana
An die väterliche Bruſt.
Erſt bey ſpäten Mondenſchimmer
Traf ſie Willibald im Zimmer
An der väterlichen Bruſt.

„Ritter! rief der graue Alte,
Unſchuld rächet Roberts Tod!
Wiſſet, viermal ſieben Tage
Scholl um Euch der Tochter Klage,
Euch vermeintem Fehdetod!

Drauf bot ſeine Hand dem Mädchen
Ritter Robert, ihrer werth.“ —
Willibald fühlt kalten Schauer,
Sieht des alten Vaters Trauer,
Sieht's und ſtürzt ſich in ſein Schwerdt.

XXII.

Radegaſt und Adelgunde. *

Der edle Ritter Radegaſt,
Ein Rieſe von zwölf Ellen,
Der manchem Ritter aufgepaßt,
Deß Haupt er thät zerſchellen,
An manchem Felſen rauh und hart,
Der edle Mann mit ſchwarzen Bart,
Der Rieſe von zwölf Ellen.

Der ritt einſt früh, eh noch der Tag
Am Horizont' erwachte,
Bereit zu Hieb und Ritterſchlag,
Auf Fehden aus, und dachte:
„Ha! wie ich längſt ſchon Meinhardt
Den alten Gecken weibiſcher Art,
Den Ritterzwerg! verachte!

Stets war er mir im Aug' ein Dorn,
Ich ſtreb's bey meiner Lanze,
Bey meinem tapfern Schwerdt und Sporn!
Er muß zum Rittertanze!
Aufs Pferd! du Räuber meiner Braut!
Laß ſehn, ob dir vor Blut nicht graut?
Komm! Brich mit mir die Lanze!

Er

* Göckingkiſcher Muſenalmanach v. Jahr 1776.

Er dacht's und fühlte Heldengrimm,
Sein Roß ihn auch, und schäumte,
Und wieherte mit Ungestüm,
Und stampft', und sprang und bäumte,
Und lief durch dick und dünn zum Wald,
Lief hin zum stolzen Aufenthalt
Des Meinhardts, und schäumte.

Der Ritter brach in Stürmen los;
Doch Meinhardt sah fröhlich
In seiner Adelgunde Schooß,
Und preß sich dreymal selig,
Und spottete nach seiner Art
Des Rasen mit dem schwarzen Bart,
Aus seinem Fenster schmälig.

Drob wurde Ritter Nadegast
Noch mehr erbost, und rannte
Ans große Thor vom Feenpallast
Auf seinem Rhadamante,
(So hieß sein Roß) mit großer Wuth,
Daß einen solchen Heldenmuth
Noch nie die Erde kannte.

Auf, sprang im Augenblick am Thor
Der große dicke Riegel,
Und unser Rittersmann verlor
Vor Schrecken fast den Zügel;
Denn sieht da! eine Drachenbrut,
Hilf Himmel! durstig, wild nach Blut!
Und gräuliches Gefügel!

Dieß

Dieß alles lag' im Hof' umher.
Des Ritter Heldenmähre
Entsazte sich darob so sehr,
Daß es kein Wunder wäre,
Wenn sie dießmal hätt' mit Verlaub
Den guten Herrn herab zum Staub'
Entrückt der Sattelsphäre.

Doch unser Ritter Nadegast
Erholte sich und lachte;
Großmüthig thät er, wie ein Gast,
Der sein Visiten machte,
Trabt ein, stieg ab, hofiert mit Fleiß
Dem alten Drach' und Wolfsgeschmeiß,
Das wild das Schloß bewachte.

Die Drachen thäten auch galant,
(Hübsch war es anzuschauen)
Und leckten gar des Ritters Hand,
Der sonder Furcht und Grauen
Mit Bestien, Drachen, aller Art,
Sich in Gesprächen, hochgelahrt,
Gar freundlich thät erbauen.

Hu! dachte Ritter Melonhardt,
Der dieß vom Fenster schaute,
Das ist kein Spaß! und er erstarrt
Vor Schrecken, denn ihm graute
Ob einem solchen Wundersmann,
Der sich, (was traun! nicht jeder kann!)
Mit Drachen gar erbaute.

Wie

Wie freute sich des Zufalls nicht
Das Fräulein Adelgunde,
Denn wißt, das alte Fratzgesicht,
Sir Melynhardt zur Stunde,
Da sichs das Fräulein nicht versah,
Kam diesem guten Kinde nah,
Und nahm sie fort zur Stunde.

Das dritte Jahr gieng schon ins Land,
Da sie in diesem Schlosse
Von allen Menschen weit verbannt,
Der alten Karabosse
Zur treuen Aufsicht anvertraut,
Den Räuber nur im Schlosse schaut,
Und Drachen vor dem Schlosse.

„Ach! denkt das Fräulein, wär' er schon,
Schon hier, der Ritter, gerne
Flög ich mit ihm behertzt davon,
Weit von hier in die Ferne!
Sie dacht's und augenblicklich trat
Ins Zimmer Nadegast, und that
Was Fräulein wollten gerne.

Großmüthig schenkt er Melynhardt
Das Leben. — Adelgunde,
Erkannt' ihn gleich am schwarzen Bart
Und aufgeworfnem Munde;
Sie wurden beyde bald vertraut,
Der Ritter führte seine Braut
Heim auf sein Schloß zur Stunde.

Ihr Herrn! wollt ihr in unſrer Zeit
Noch Liebesritter machen:
Nur nicht verzagt! ſeht ihr auch heut
Bewahrt von alten Drachen,
Was ihr ſo brünſtig ſucht; die Zeit
Und Witz, und Geld und Artigkeit,
Kann alles möglich machen.

Ihr Mädchen! die ihr oft verwahrt
Von Drachen, ängſtlich trauert,
Klagt nicht, daß man euch jung und zart
In ewge Zellen mauert!
Bald führt ein Ritter euch davon
Und ſpricht dem alten Drachen Hohn,
Der, klagt ihr, euch belauert.

XXIII.

Maria Germain. * **

Einſt lebt' in Frankreich, zu Vitry,
Ein ſchönes Kind, Germain Marie;
Wen Füßen leicht, und leicht von Sinn
War ſie der Bälle Königinn.

Sie lebte zwey und zwanzig Jahr,
Als ſie noch Jungfer blieb und war,
Und jeder zählte ſie mit Recht
Zum liebenswürdigern Geſchlecht.

Denn nach geputzten hübſchen Herrn
Sah ſie, gleich andern Mädchen, gern:
Sie liebte Schokcholatenſchaum,
Wie Spiel und Scherz und Morgentraum.

Zwar hatte ſie nach Männerart
Am Jungfernkinnchen einen Bart:
Doch ſtill! — weil mich ein Mädchen zupft,
Das ſich ein glattes Mäulchen rupft.

Auch raubt' er ihrem Angeſicht
Die weſentlichern Reize nicht:
Wer deren Käufer wollte ſeyn,
Bekam das Bärtchen oben drein.

* Geißler.

** Montagne verſichert, dieſes Mädchen geſehen und dieſes Lied gehört zu haben, in ſeinen Eſſais im 20 Kap des 1. B. nach Peter Coſtens Ausgabe, auf der 141. S.

Einſt hielt man einen groſſen Ball
Mit Pauken und Trommetenſchall:
Man tanzte kühn, und hüpfte frey,
Da nicht mehr zählend: Eins, zwey, drey.

Da ward gewalzt! da ward battirt!
Da ward die Kreuz und Queer ſpaziert!
Trotz einer Katze ſetzte man
An allen Wänden hoch hinan!

Mariechen, denn ſie war dabey,
Hob ſich im Springen ziemlich frey,
So, daß man ihre Knie beynah,
Zum mindeſten die Waden, ſah.

Doch einmal wußte ſie ſo ſchön
Sich in die Lüfte zu erhöhn,
Daß — ſich der Heft des Rockes bog,
Und dieſer in den Saal hinflog.

Da trat ſie nun! — war anzuſehn,
Als wollte ſie ſich baden gehn!
Ihr Weisgerband war ziemlich dünn,
Auch hier und dort ein Rißchen drinn.

Stracks ſchlug man eine Damenburg
Um ſie, da kam kein Blickchen durch,
Wenn Germains Feindinn, Katharis,
Den Stutzern keine Lücken ließ.

Doch so, wie Schäfchen sich zerstreun,
Mischt Räuber Wolf sich ihnen ein,
So riefen alle Damen: Je!
Und wie der Blitz, weg waren sie!

Bald schlossen, mit gar anderm Fleiß,
Um sie die Stutzer einen Kreis:
Und sieh, — da ward es offenbar,
Daß Marie Mann geworden war.

Des Landes Töchter singen noch:
Ihr Mädchen, springet nicht zu hoch!
Ach denkt bey jedem kühnen Schritt,
Was jene Marie drüber litt.

XXIV.

Die Menagerie der Götter. *

Wie hier an Affen, Papageyn,
An Kakadu und Raben,
Hofherrn und Damen insgemein
Sich Tagelang erlaben.

So hegt auch mancher Gott sein Thier
Selbst in der Himmelsstube.
Zevs dahlt mit seinem Adler schier,
Wie ein Quintanerbube.

Der darf in Kabinet und Saal,
Auf Stuhl und Tafel springen,
Und keck ein ganzes Göttermahl
Ambrosia verschlingen.

Allein, wer so viel frißt, der muß,
Mit Gunst! auch viel hofiren;
Drum möchte Juno voll Verdruß
Ihm oft den Steiß verschnüren.

Dagegen kann ihr Pfauenpaar
Sich desto baß erfreuen.
Doch schmälet Zevs, und das ist wahr,
Daß sie abscheulich schreyen.

Mit Täubchen kürzt an ihrem Plaz
Sich Cypria die Stunden;
Ihr Knab läßt flattern einen Spaz
An langen Zwirn gebunden.

Mit

* Bürger.

Minerva kömmt durch ihre Gunſt
Noch dem Olomy zu Statten,
Denn ihre Eule fängt mit Kunſt
Die Himmelsmäuſ' und Ratten.

Apoll hält dieſen Tand für ſchwach,
Nähet ſich vier ſtolze Schimmel,
Und gallopiret Tag für Tag
Durch den gebähnten Himmel.

Auch ſagt man, hält er einen Schwan,
Deß wunderbarer Schnabel
Trotz Nems Kaſtraten ſingen kann;
Doch halt' ich dieß für Fabel.

Loäus läßt den Wagen gar
Von zahmen Tygern führen,
Und ohne Sorge vor Gefahr,
Sich durch die Welt kutſchiren.

Vor Plutons ſchwarzer Thüre bellt
Der größte Bullenbeiſſer,
Und macht die Qual der Unterwelt
Durch ſein Geheul noch heiſſer.

Vor allen Thieren groß und klein,
Die ſich bey Göttern mäſten,
Behagt Silenus Eſelein
Noch meinem Sinn am beſten.

Es iſt fürwahr ein feines Vieh,
Von ſondrer Zucht und Ehren,
Und läßt von vorn und hinten nie
Was unverſchämtes hören.

Mit sich und seinem Herrn vergnügt,
Geduldig allerwegen,
Nimmt es vorlieb, so wie sichs fügt,
Mit Marzipan und Schlägen.

Es weiß zum Keller hin und her
Den Weg von selbst zu finden,
Und braucht man gar nicht drüber her
Den Reuter fest zu binden.

Piano klimmts den Berg hinan,
Piano gehts bergunter,
Und wirft den alten trunknen Mann
Kein einzigmal herunter.

So einen Esel wünscht' ich mir!
Silen, wirst du einst sterben,
So laß das gute Biederthier,
Laß, Vater, laß michs erben!

XXV.

Der Schmetterling. *

In einem Thal, bey einem Bach,
Da flog ein bunter Schmetterling.
Ein Mädchen, das ihn gerne fieng,
Das lief dem bunten Thierchen nach.

Es lief dem bunten Thierchen nach;
Doch unversehns blieb im Gesträuch
Sein Fuß verwickelt, und sogleich
Fiel's arme Mädchen in den Bach.

Das arme Mädchen fiel in Bach,
Und schrie; gleich lief auf sein Geschrey
Ein hübscher wackrer Pursch herbey,
Der zog es eiligst aus dem Bach.

Er zog es eiligst aus dem Bach.
Das Mädchen nahm aus Dankbarkeit,
Ihn mit nach Haus; und seit der Zeit
Läuft's keinem Schmetterling mehr nach.

* J. Andre.

XXVI.

Das Eingebinde. *

Frau Löwin kam im Cedernwald,
Mit einem Knäblein wohlgestalt
Ins erste Wochenbette.
Da war im ganzen Reich kein Thier,
Das nicht dem Prinzen, oder ihr
Was eingebunden hätte.

Der Esel trat zuerst herbey,
Und sang mit bardischem Geschrey,
Ein Lied zu beyder Lobe,
So gar gedruckt verehrt' er's ihr.
Gut, sprach sie, dieß ist zart Papier,
Tragt's in die Garderobe.

Drauf goß der Tiger wohlgemuth
Drey Löffel voll von seinem Blut
Dem Löwchen in den Rachen:
Nun kannst du kalt auf Leichen stehn,
Rief er, und ohne wegzusehn,
Der Unschuld Thränen lachen.

Herr Fuchs strich seinen Schwanz mit Lust
Dem Kind auf Stirne, Mund und Brust,
Und sprach: Erlauchter Knabe,
Dir bring ich den Machiavell
Gebunden in ein Lammes-Fell,
Zur treuen Opfergabe.

Gleich

* Pfeffel.

Gleich einem Stuzer baſſamirt,
Ließ nun der Geißbock, hochfriſirt,
Sich mäckernd alſo hören:
Nimm ihn die Kunſt, zum Zeitvertreib
Der Witwe Kind, des Armen Weib,
Hochfürſtlich zu entehren.

Das nöthigſte Geſchenk, verſetzt
Der Salamander, kömmt zuletzt:
Hier bring ich Molchpomade!
Nur brav das Herrchen mit geſchmiert,
Auf daß ihm, wenn es einſt krepirt,
Kein Höllen-Feuer ſchade.

XXVII.

Tarquin und Lucrezia. *

Da, wo der Tiberſtrom ſein Gold,
Durch Au'n, die immer grünen,
In hundert Labyrinthen rollt,
Vertieft' ich mich, eh' ich's gewollt,
In ſchaudernden Ruinen.

Da fand ich eine Schilderey,
Halb durch die Zeit verzehret,
Ich rieth nicht lange, was es ſey,
Auf einem Täfelchen dabey
War alles ſchon erkläret.

Ach! es war die Begebenheit
Lucrezens mit Tarquinen;
Ich ſinge ſie der künftgen Zeit,
O möcht' ich ihre Dankbarkeit,
Für meine Müh verdienen.

Gefühlvoll war Lucrezia,
Wenn Pflichten ſie nicht banden;
Tarquin entbrannt', als er ſie ſah,
Nur war ihr Unglück, ſiehe da!
Daß ſie ſich nicht verſtanden.

Berauſcht von kühnen Phantaſeyn,
Geſalbt wie Nachttiſchhelden,
Drang er einſt in ihr Zimmer ein;
Vorzimmer pflegten nicht zu ſeyn,
Auch ließ man ſich nicht melden.

Sie

* Göttingiſcher Muſenalmanach vom Jahr 1770.

Sie ſetzt ſich bald in Poſitur,
Und eilt mit matten Schritten,
Nach ihrer Schelle; hätt' er nur
Nicht ſelber insgeheim die Schnur,
Zum Unglück, abgeſchnitten.

Er ſchwört ihr ungefälſchte Treu,
Er ſtellt ſich rein und ehrlich,
Und ſinkt auf ſeine Knie dabey;
Man ſagt, in dieſer Stellung ſey
Ein Jüngling ſehr gefährlich.

Sein Frevel ſteigt zu größrer Höh;
Sie ſchreyt ſich außer Oden,
Und zittert, fällt aufs Kanapee;
So ſchwer iſts, daß man feſte ſteh
Auf unbedecktem Boden.

Wenn wir die Ehrfurcht ſo entweihn,
Schweigt nie ein Mädchen ſtille;
Doch der muß doppelt ſtrafbar ſeyn,
Dem ihre Blicke nicht verzeihn
In des Vergnügens Fülle.

Zu Tode will Lucrezia
Vor Reu und Schaam ſich quälen:
Es glückt ihr; lebloß liegt ſie da!
Ach! unter unſern Weibern ſah
Man nie ſo ſchwache Seelen.

XXVIII.

Elisabeth. *

Ein Mädchen lief wohl in den Wald,
Sie war just sechzehn Sommer alt,
Und rosicht auf den Wangen,
Sie hatt' ein treflich Augenpaar
Und leicht geringelt seidnes Haar
Um weisse Schultern hangen.

Unschuldig war sie wie ein Lamm,
Doch schlau; sie flog dem Bräutigam,
Dem trauten Ernst entgegen;
Der Waldsteg führt' an einen Teich;
Dort wollte sie sich ins Gesträuch,
Ihn froh zu schrecken, legen.

Entzückt sah hier Elisabeth
In umgekehrter Majestät
Den Wald im Teiche schweben!
Von fern sah sie den Bräutigam;
Ihr Herz hub, als er näher kam,
Vor Freuden an zu beben.

Hurr! zischt sie aus dem Strauch hervor —
Doch plötzlich stieg ihr Haar empor
Als Wilibald sich zeigte!
Es war ein pudelnärrisches Ding,
Ein junger Herr und Dichterling,
Der liebeind sich verneigte.

„Ha!

* Küttner.

„Ha! ſchrie er mit verliebtem Sinn,
„Diana, rüſt'ge Jägerin,
„Willkommen aus dem Bade!
„Wo haſt du Bogen, Pfeil und Spieß?
„Du ſchweigſt? So biſt du doch gewiß
„Die reizendſte Najade?

„Ich irre — Deiner Schönheit Glanz,
„Dein Wuchs verräth die Venus ganz,
„Komm, ſprich: ſey mein Adonis!
„Dir ſchaff' ich jeden Zeitvertreib,
„Und koſtet's mir auch Seel und Leib,
„Und müßt' cediren bonis.

Drauf legt das ſüße Herrchen, keck
Die Hand an Werk; Sie ſtößt ihn weg,
Wie jeder leicht kann glauben.
Entflammt will nun Held Willibald
Dem keuſchen Mädchen mit Gewalt
Ihr beſtes Kleinod rauben.

Je mehr ſie weint und fleht und ringt,
Je ſtärker ſie der Faun umſchlingt;
Kaum kann ſie ſich verhegen.
Zwar thut ſie tapfer Widerſtand,
Doch iſt des Ehrenräubers Hand
Ihr merklich überlegen.

Was nun zu thun in dieſer Noth?
Sticht ſie ſich auf gut römiſch todt?
Das muß ſie laſſen bleiben, —

Kein

Kein Dolch ist da zu dieser Frist;
Doch half ein Bischen Frauenlist
Weit mehr, als Drohn und Sträuben.

Was, sprach Sie freundlich, „lieber Mann,
„Hab ich doch dir zu Leid gethan,
„Daß ich hier soll ertrinken;
„Gäh ist der Damm; wir glitschen ab,
„Und finden beyd ein schlammicht Grab,
„Wenn wir im Teich versinken.

„Dort über'n Damm im Birkenhain,
„Dort ladet sanftes Mooß uns ein,
„Dort deckt uns dicht Gesträuche.
Er hilft ihr auf; Sie reißt sich loß,
Versetzt ihm einen kräftgen Stoß,
Und patsch! liegt er im Teiche.

Indeß Elise schnell entwich,
Stack unser Ritter jämmerlich
Bis unterm Arm im Schilfe.
Zum Glück war Ernst schon nah am Teich;
Der Fall wird kurz erzählt, und gleich
Eilt man dem Faun zu Hülfe.

Er saß, als man zum Teiche kam,
Am Strande schon, und schabt den Schlamm
Von Strümpfen, West' und Hosen.
„Bon jour Herr Flußgott — oder Pan —
„Hub unser Mädchen spöttelnd an
„Dem Täucher liebzukosen.

„Und

„Und wenn du gar Neptunus biſt,
„Sprich wo dein mächtger Dreyzack iſt?
„Wo hält dein Muſchelwagen?
„Mach mich zur Meeres Königin;
„Wink nur; gleich wird mich ein Delphin
„Zu deiner Grotte tragen.

Als Schlammgott muß er vom Rival
Auch manche beiſſende Moral
Noch eben drein verſchlingen,
Beſchämt nimmt Wilibald die Flucht —
Die ſich im Ernſt zu retten ſucht,
Wird keiner leicht bezwingen.

XXIX.

Orpheus. *

Vom Orpheus Lied, ihr Schönen,
Habt ihr gehört vielleicht,
Und wie von seinen Tönen
Selbst Pluto ward erweicht,
Und wie der Gattin Seele
Erkaufte sein Gedicht,
Doch was ich euch erzähle,
Das, wett' ich, wißt ihr nicht.

Ums Leben, wie man saget,
Kam er gar jämmerlich,
Und wie? — dieß bitt' ich, fraget,
Wenn ihr's nicht wißt, nicht mich. —
Ich halt's für eine Mähre
Erdacht zu eurer Schmach,
Mir liegt an eurer Ehre,
Drum sag' ich es nicht nach.

Genug, er kam ums Leben,
Wie? thut zur Sache nichts:
Und eilte zu entschweben
Den Wohnungen des Lichts,
Und eilt ins Reich der Schatten
Nun wieder frölich hin,
Der Treuen sich zu gatten,
Die ihn nicht mehr wird fliehn.

Nah

* Fr. Schmitt.

Nah schon der Hölle wieder,
Erblickt ihn mittleidsvoll,
Und eilt zu ihm hernieder
Sein Vater, Gott Apoll.
Sohn, sprach er, Sohn verweile,
Du sollst nicht mehr zurück
Ins Reich der Schatten; theile
Mit mir der Gottheit Glück.

Komm! zu den Götter Sphären
Erhebe dich mit mir!
Und flammen von Altären
Soll künftig Opfer dir!
Ein Gott warst du auf Erden,
An Tugend und an Ruhm:
Zum Gotte sollst du werden,
Nicht sehn Elysium.

Elysium nicht sehen?
Sprach Orpheus ganz betrübt,
Willst du auch die erhöhen,
Die ich allem geliebt? —
O ja! denn wer verdienet
Mehr den Olymp, als sie?
Und wenn ich ihn verdienet,
So ist's allein durch sie.

„Von Sterblichen gezeuget
„Ist nur Euridice,
„Und zum Olympus steiget
„Nie eine Sterbliche.

„Ihr ist des Glücks gemessen,
„So viel sie fähig ist.
„Sie mußt du nun vergessen,
„Da du vergöttert bist.

Vergessen? rief er kläglich,
Vergessen sollt ich sie?
Unmöglich! Nein, unmöglich!
Das kann, das werd ich nie!
Der Eumeniden Heulen
Wär mir der Sphärenklang,
Kann sie mein Glück nicht theilen,
Der Nektar Schwefeltrank!

Sie glaubt ich zu erlangen,
Wie süß war mir der Tod!
Nun wäre mein Verlangen
Getäuscht; und ich nur — Gott?
So deinen Sohn bestrafen,
Das, Phöbus, wirst du nie!
Mach ewig mich zum Sklaven,
Nur laß, nur laß mir sie!

So sprach der treue Barde
Und eilte schnell davon.
Umsonst rief Phöbus: Warte!
Verschmähst du deinen Lohn?
Den ließ ihn Liebe finden.
An seiner Gattinn Brust,
Gönnt er, in stillen Gründen,
Den Göttern ihre Lust.

Wie? nur für eine ſchmachten?
(So hör ich manche ſchreyn)
Und Götterglück verachten?
Das heiß ich raſend ſeyn!
Die Armen! Sie verſtanden
Das Glück der Liebe nie!
Wie ſollten ſie? Sie fanden
Ja eine — — nie.

XXX.

Die spröde Corinna.

Es war ein schönes Mädchen,
Corinna hieß das Kind,
Spröd'; wie im kleinsten Städtchen
Des Pfarrers Töchter sind.

Es pflanzten sich in Menge
Verehrer um sie her:
Doch gab aus dem Gedränge
Nicht einem sie Gehör.

Der, so sagt die Geschichte,
Lag oft aufs Knie vor ihr;
Der leverte Gedichte;
Und strohr an ihrer Thür.

Sie ließ den Treusten wimmern;
Verwarf des Reichsten Geld;
Warf tief aus ihren Zimmern
Spott auf die junge Welt.

Wie kams? Die Jahre zogen
Ihr Furchen hier und dort;
Wie Sommervögel flogen
Die jungen Freyer fort.

Gleich

* Löwen.

Gleich Schwalben wird ein Freyer
Die kalte Gegend fliehn;
Und gern auf Abentheuer
Von Sonn' zu Sonnen ziehn.

Drum, Mädchen! nutzt die Triebe,
Die euch der Jüngling weyht,
Der Jugend paßt die Liebe,
Dem Alter Sprödigkeit.

XXXI.

Duill.*

Zur Zeit, als noch Karthago stund,
Lag Rom in steten Kriegen;
Man balgte sich, wie Katz und Hund,
Schlug Menschen todt, wie Fliegen;
Denn keiner ließ den andern vor,
Rom und Karthago war im Flor,
Und keines wollte weichen.

Zu Lande war verschiedentlich
Der Sieg auf beyden Seiten;
Doch auf dem Meere sicherlich
Sah man die Römer leiden.
Denn wißt, zu jener punischer Zeit
War See und Schiff von Rom noch weit;
Das waren böhmische Dörfer.

Wie kount' es also anders seyn,
Sie mußten manches leiden.
Doch endlich fiel's den Römern ein
Im Meere mit zu streiten.
Ja nu, wo aber Schiffe her?
Und wenn die sind, wo Ruderer?
Das war ein andrer Knoten!

Zum

* A. L. S.

Zum Glücke war zur ſelben Zeit
Duill, ein Mann vom Geiſte,
Der half aus der Verlegenheit,
Und machte ſie bald dreiſte;
Er ließ ſich Bäum' und Breter hau'n
Und jedes mußte helfen bau'n.
Da hobelten die Römer!

Die Kaſten waren bald gemacht,
Weil ihrer viele waren;
Dann wurden ſie ins Meer gebracht,
Und nun gieng's an ein Fahren.
Das Lenken gieng zwar ziemlich ſchwer,
Doch freylich, auf dem offnen Meer
Fährt man nicht, wie auf Teichen.

Der Sieg war ſchon bey jedermann
Gewiß, man that recht dicke;
Man neckte ſich, fieng Händel an,
Und von dem Augenblicke
Gieng's friſch und tapfer in die See,
Die Weiber ſchrieen ach und weh!
Und wollten mit zu Schiffe.

Die Feinde lachten ſich halb todt,
Als ſie die Flotte ſahen.
„Sagt nur, was treibt euch denn vor Noth?
„Ihr ſollt es ſchon empfahen!
„Mit euren Kaſten kommt ihr weit!
„Ihr ſeyd wahrhaftig nicht geſcheut!
„Wollt ihr muthwillig Prügel?„

So höhnten sie die Römer aus
Und ließen sie marschiren;
Allein es ward bald Ernst daraus,
Nun war's nicht ums Vexiren.
Man zauste sich treflich rum;
Die Römer waren nicht so dumm,
Sie hatten große Hacken:

Mit diesen häckelten sie bald
Der Feinde Schiffe feste,
Aus war nun Spott und auch Gewalt,
Die Feinde kriegten Gäste,
Die sprungen ungestüm ins Schiff,
Und was ein jeder Römer griff,
Das hielt er fest beym Leder.

Da kam auch keine Seele los,
Sie wurden all' tranchiret.
Nun thaten erst die Römer groß,
Daß sie so triumphiret;
Drauf nahmen sie mit Haut und Haar
Die ganze Flotte, wie sie war,
Und schleppten sie nach Hause.

XXXII.

Hanns Robert. *

Es lieget tief in Schwabenland
Ein alt verwüstet Schloß;
Durch Spuckereyen itzt bekannt,
Und sonst durch Rauben groß.
Es war, so lehrt die Chronik dich —
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Es war im zehnten Seculo
Ein jeder Edelmann
Zugleich ein Gauner; eben so
Wie einst Lips Tullian,
Der ritterlich das Land durchstrich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Hört weiter an: zu reisen war
Um diese Zeit kein Spaß.
Auch selbst ein Pilgrim lief Gefahr;
Und mancher biß ins Gras,
Wenn er dem Räuber nicht entwich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Und es begab sich, daß einmal,
Als noch das Faustrecht galt,
Das manchen Sohn der Mutter stahl;
Durch räubrische Gewalt
Ein junger Schwabe hier erblich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Er

* Löwen.

Er kam zehn Feldwegs über Land,
Versehn mit Schild und Speer,
Vom gnädigen Papa versand,
Die Braut zu holen her.
Doch, Himmel! was ereignet sich!
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Vorbey mußt er ein Gräflich Schloß;
Schnell sprengt des Schlosses Graf
Auf ihn mit schwerer Lanze loß,
Die doch, zum Glück! nicht traf.
Ach, schone! ruft der Junker, mich!
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Es schickt zur Fräulein Adelheit
Mein gnädiger Papa
Mich, seinen Sohn, Hanns Robert: Heut
Hol ich ihr Herz, ihr Ja.
Ha! ruft der Graf: Sie wär für dich?
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Sturb Hund! — Doch, nein, damit ihr's wißt,
So roh war nicht der Graf.
Er sprach: wenn du ein Ritter bist,
Und sie verdienst; nun, brav!
Erwirb sie dir, und wehre dich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Gesagt, gethan: dem Herkul gleich
Focht jeder Riesen Arm:
Ein Hieb schickt in das Schattenreich
Den Junker noch ganz warm.
O Braut, welch eine Post für dich!
Ma Bonne! ach! wie fürcht' ich mich!

Sein Gaul, wie man leicht denken wird,
Kehrt um, kömmt dieſesmal
Allein, und ohne, daß er irrt,
In ſeines Junkers Stall.
Doch, wie entſetzt der Alte ſich!
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Er nahm, ſo bald er es erfuhr,
Und er erfuhr es bald,
Sein mächtig Schwerdt, ſaß auf, und ſchwur:
Noch heute ſey er kalt!
Kalt! ſchrie ſein ganzes Dorf, durch dich!
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Als Amazonin kam zugleich
Die Braut des Roberts an.
Du giengſt, ſchrie ſie, ins Schattenreich,
Mein Robert! nur voran.
Ich folge dir und räche dich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Der Streit hub an: und Roberts Heer
Schleift alles, ſchreit: Triumph!
Ein Schwab'; es giebt der Schwaben mehr,
Mäht von des Grafen Rumpf
Des Grafen Kopf mit einem Strich!
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Es kam noch, denn die Mordgeſchicht
Verlör ſonſt ihren Ruhm,
Das ganze Dorf, das Vieh nur nicht,
Braut, Vater, alles um.
Und Schwabens Henela, durch dich!
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Es ſpuckt, weil es zu ſpucken pflegt,
Wenn man wo Blut vergoß;
So bald die Geiſterſtunde ſchlägt,
Noch itzt um dieſes Schloß.
Dem Wandrer iſt es fürchterlich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Tief von der Ferſe, hoch zum Zopf
Bebt, wer hier nächtlich reiſt,
Der Graf zu Pferd, und ohne Kopf,
Und Hunde, wie es heißt,
Mit feurigem Rachen zeigen ſich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Und viele ſehen ganz genau
Um das zerſtörte Schloß
Miß Adelheid, als weiſſe Frau
Oft klein, oft Rieſengroß.
Mit lauten Seufzern zeigt ſie ſich.
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

Hört nun die nützliche Moral:
Reiſ't nicht um Mitternacht:
Weil dann, ſammt der Geſpenſter Zahl
Der Gott ſey bey uns wacht.
Dafür behüte mich und dich —
Ma Bonne! ach, wie fürcht' ich mich!

XXXIII.

Der Kampf der drey Horazier und Curiazier. *

Nach Numa's Tod bekam das Reich
Hostil mit Haut und Haar.
Kaum hatt' er es, so zeigt' er gleich,
Wes Geistes Kind er war.
Vom Numa ganz das Widerspiel,
Hielt' er vom Sitzefleisch nicht viel,
Noch weniger vom Frieden.

Hostil, der Name giebt es schon,
War voll von Krieg und Schlacht,
Drum bot er jedem Nachbar Hohn,
Und trotzte seiner Macht.
Soldaten hatt' er abgericht't,
An großer Menge fehlt' es nicht,
Noch auch an Flint' und Säbeln.

Nun hatte zu derselben Zeit,
Wie die Geschichte sagt,
Mit Alba, Rom beständig Streit,
Im Punkt' der Obermacht.
Das war, wie man leicht glauben kann,
Hostilius, dem Kriegesmann,
Auf seine Mühle Wasser.

Nicht

* A. T. G.

Nicht lang' so gieng der Teufel los,
Die Römer rückten vor;
Aus Alba kam auch Klein und Groß,
Im leicht und schweren Corps.
Man stellte sich in Positur,
Und fehlte weiter nichts, als nur
Die Hälse sich zu brechen.

„Nun fochten sie?“ Bey Leibe nicht,
Denn ein Albanscher Mann,
Trat vor mit Ernste im Gesicht,
Sprach: „Römer hört mich an!“
Er! da war alles Mäuschenstill,
Und der Albaner war das Ziel,
Auf den ein jeder blickte.

„Heut ist der Tag, der unser Wohl
„Und unsern steten Streit
„Auf einmal ganz entscheiden soll,
„Ihr seht's, wir sind bereit;
„Doch sprecht! was soll dieß ganze Heer?
„Wir machen unsre Städte leer,
„Wenn wir die Köpf' uns waschen.

„Ich dächte so: man suchte zwey
„Bis drey aus uns herfür,
„Die machten's aus, wer stärker sey,
„Ihr Römer, oder wir.“
Gut, sprach der röm'sche General,
Stellt ihr nur Dreye an der Zahl,
Für unsre will ich sorgen.

Da traten auf zum blut'gen Spiel
Die drey Horazier,
Von den Albanern auch so viel,
Die Curiazier,
Das waren, wie nicht unbekannt,
Tergemini (zu deutsch genannt
Drillinge) zwoer Mütter.

Nunmehro gieng's mit Ernst zur Schlacht,
In beyder Heer Gesicht,
Man haute sich aus aller Macht,
Und schont' einander nicht.
Nach einer Weile, pumpf, da fiel
Ein Römer, müd von diesem Spiel,
Und streckte alle Viere.

Doch dieses gieng noch an; allein
Bald kam der andre nach,
Da war's als schlüg' der Donner ein,
Bey'n Römern; au weh! ach!
Schrien sie in Tönen mancherley.
Was macht denn Einer gegen Drey?
Nunmehr sind wir verlesen!

Doch seht, bald wandte sich das Blatt,
Der Letzte war ein Fuchs,
Er sah die Gegner waren matt,
Drum zog er aus; da flugs
Ihm die Albaner hinterher:
Doch liefen sie nicht gar zu sehr,
Sie waren stark verwundet.

Der, der nun noch der Stärkſte war
Und Sieger wollte ſeyn,
Lief ziemlich, und bey einem Haar,
Holt' er den Römer ein;
Der Andre hinkte nach von fern,
Der Dritte wär' gelaufen gern,
Doch kount' er nicht vom Flecke.

Als ſie ein Eckchen fortgedrollt,
So blieb der Römer ſtehn,
Empfieng den, der ihn nachgewollt,
Mit ſeinem Pallaſch ſchön,
Er gab ihm Eins aufs Cranium,
Da purzelt er ſich um und um,
Und liegt noch heut zu Tage.

Dann gieng er auf den Andern loß
Und machte' es eben ſo,
Nun ward das Herz den Römern groß,
Laut ſchall ihr Jubile!
Beym Dritten ſetzt's nicht viel zu thun,
Er gab ihm Eins und ließ ihn ruhn;
Dann gieng er ſeiner Wege.

So end'gte ſich die Tragödie,
Und die Albaner ſahn,
Daß nun nichts weiter half, weil ſie
Den Vorſchlag ſelbſt gethan.
Sie packten ihre Lümpchen ein,
Und wanderten mit Groß und Klein
Nach Rom, als Unterthanen.

XXXIV.

Der begeiſterte Dichter. *

Ein Geiſt, den man ſchon viele Jahre
Gedruckt in Krämer-Buden fand,
Der bey dem Altar und der Bahre
Im Sold als Tagelöhner ſtand;

Verſtieg ſich, weil er viel geſchmieret,
Zur Evopee zum Trauerſpiel,
Und ſang, wie's Dichtern itzt gebühret,
Auch in Herametern ſehr viel.

Zwar trafen ſchreckliche Gerichte
Des ſtrengen Tadels ſeinen Witz;
Es donnerte auf die Gedichte,
In jede Zeile ſchlug ein Blitz.

Vom Tadel wund, gieng es dem Sänger
Wie dem, den die Tarantel ſticht:
Der tanzet heftiger und länger,
Der ſchrieb ein längeres Gedicht.

Er hat trotz allen Herz-Bezwingern
Erbärmlich Mitleid oft erweckt:
Denn in drey nervicht langen Fingern
Saß viel Begeiſtrung, viel Affect.

Itzt, da die Heldin ſeiner Bühne,
Auf ſeinen Wink, affectenvoll,
Mit einer Eumeniden Mine
Die Haare ſich ausraufen ſoll;

* Löwen.

Itzt, itzt wird sein Affect auch größer —
Der Kiel wird stumpf — er nimmt voll Muth
Sein wohlgespitztes Federmesser — —
Und die Begeisterung will Blut!

Der Stahl, geschärft auf blanken Leder,
Fuhr aus der Scheide wild heraus;
Fuhr durch die Nase von der Feder,
Von dort ins Aug', und stieß es aus.

Laß dies Exempel viele rühren,
Mein dichterreiches Vaterland!
O habt, kein Auge zu verlieren,
Affect im Kopf; nicht in der Hand.

XXXV.

Magiſter Knauth. *

„Du ſollſt und mußt, das ſag ich dir,
„Ein Herr Magiſter werden,
„Dann trinkſt du täglich Wein und Bier
„Und fährſt mit raſchen Pferden.
„Ein reiches Weib, nebſt Hof und Haus
„Wird dir zu Theil, als Prieſter,
„Und jeder ruft beym Hochzeitſchmauß:
„Willkommen, Herr Magiſter!

„Da ſetzt es Kuchen, Fleiſch und Fiſch,
„Du kannſt es kaum verhegen;
„Man pflanzt dich oben an den Tiſch
„Und brauchſt nicht aufzulegen.
„Du darfſt, o Fritz, iſt das nicht ſchön?
„Kein Wort umſonſt verlieren,
„Und kriegſt, hat eine was verſehn,
„Gern doppelte Gebühren.

„Poſtillen giebts, drum läßt fürwahr
„Die Arbeit ſich noch leiden,
„Dein Vater ritt ſie dreyßig Jahr,
„Drum kannſt auch du ſie reiten.
„Den G — und U — — darfſt du nur
„Zur Abwechslung ergänzen,
„So haſt du noch, glaub's ohne Schwur,
„Viel Zeit herum zu ſchwänzen.

* Küttner.

„Der Decem mit dem Uebermaaß
„Wird reichlich dir geschüttet,
„Und jeder Gang, Fritz, merk dir das,
„Zum Kranken wird vergütet.
„Auch ist der Klingelbeutel dein
„Zur lieben Kirmeßfeyer,
„Und deine Frau kriegt oben drein
„Speck, Butter, Wurst und Eyer.

„Da kannst du denn in stolzer Ruh
„Mit die Confratres schmaußen, —
„Man ißt, man trinkt und pflegt dazu
„Die Ketzer zu zerzausen;
„Fritz merk dir diese Lection,
„Mach's Leben dir nicht bitter,“
So sprach zu ihrem einzgen Sohn
Die weiseste der Mütter.

Frau Knauthin hieß das kluge Weib,
Pfarrwittwe seit sechs Jahren;
Sie liebte Schmauß und Zeitvertreib
War weis' und hocherfahren.
Drum spart sie weder Geld noch Müh
Ihr Fritzchen zu bereden,
Dereinst im Sold der Homilie
Die Kanzel zu betreten.

Drauf kriegt ihn Don Orbilius
In seine römsche Klauen;
Nun wurd ihm der Donatius
Mit Ruthen eingehauen;

Der Backel schärft ihm den Verstand;
Den Fleiß nicht zu vermindern,
Hatt' er bald Wunden in der Hand,
Bald Schwielen auf dem Hindern.

Noch selbst beym dritten Punschen Krieg
Verflucht er Roms Trophäen;
Denn der durch Blut erkaufte Sieg
Kam Knauthen hoch zu stehen.
Sein eigen Blut floß in der Schlacht.
Bey Plautus besten Scenen,
Wo Rom sich einst halb todt gelacht,
Vergoß er bittre Thränen.

Doch jedes Ding währt seine Zeit.
Auch Fritz entwuchs der Ruthe.
Nach überstandnen Herzeleid
Ward ihm recht wohl zu Muthe.
Ein weiser Mann, er hieß Cäcil,
Ein Jünger vom E — — —
Weckt bald in Knauthen das Gefühl
Des Pulchri et Honesti.

Er lernt ihm Roms und Griechenlands
Erhabne Geister kennen,
Vom Feuer des Trojanschen Brands
Fühlt Knauth sein Herz entbrennen,
Ihn reizt Homer durch Sprach und Plan
Laut schimpft er dessen Tadler.
Mit Pindarn fliegt er himmelan
Hoch, auf dem lyr'schen Adler.

Hinſchmelzt ſein Herz beym Sophokles,
Wenns Flaccus ſanft erhitzet;
Es zittert, wenn Demoſthenes
Vom Rednerſtuhle blitzet.
Mit Cäſarn haut er oft den Feind
In hunderttauſend Stückchen,
Und baut mit Plato, ſeinem Freund
Manch ſeltſam Republikchen.

Auch pflag er mit Anakreon
Tibullen und Properzen
Im Myrthenhain, am Helikon,
Manch Stündchen zu durchſcherzen.
Die Neuern waren ihm ſo lieb
Als Griechen und Lateiner,
Von Deutſchlands beſten Köpfen blieb
Ihm ungeleſen keiner.

So zog mit Kenntniß wohl bepackt,
Knauth auf Akademien!
Wie ward ſein Kopf dort vollgeſackt,
Wo alle Künſte blühen!
Doch declamirt' aus voller Bruſt
Auch mancher arme Peter,
Was Knauth viel beſſer längſt gewußt,
Herab von dem Catheder.

Flieh, ſprach Knauth zu ſich ſelber, flieh
Den Schwätzer! Ruit hora!
Ich lob mir die Philoſophie
Und die Humaniora.

Die beſten Lehrer wählt' er ſich
Nachenfert ihnen ſehnlich
Und eh ein Luſtrum noch verſtrich,
Ward er den Meiſtern ähnlich.

Drauf machte Knauth ein niedlich Buch,
Swar ſchön von Kern und Schale,
Beſcheiden nannt ers nur: Verſuch!
Doch lobtens die Journale;
Auch ſchrieb, (es muß, ich ſag es keck,
Nichts ſchlechtes ſeyn geweſen,)
Die allgemeine Bibl'othek:
Sie hab es gern geleſen.

Darob begann des Jünglings Ruhm
Zu blühn an allen Enden;
Manch Winkelexegetikum
Laß er den Herrn Studenten.
Man ließ ihm weder Raſt noch Ruh,
Er mußte promoviren,
Auch gab man ihm noch Geld dazu
Sich zu habilitiren.

Als dieß die Frau Mamma erfuhr,
Schrieb ſie an Knauthen kläglich:
»Pfarr ſollſt du ſeyn, dieß war mein Schwur,
»Dieß bat ich Gott tagtäglich.
»Itzt trägt man dir ein Pfarramt an,
»Sey Pfarr! ſonſt werd ich ſterben,
»Vor Gram ſterb ich, und werde dann
»Dich ohne Gnad enterben.

Bey dieser Nachricht überfällt
Ihn Furcht und kaltes Grausen.
Was ist zu thun? Knauth hat kein Geld,
Die Wechsel bleiben außen.
Der kindlich frommen Liebe Pflicht
Muß, denkt er, dich bewegen,
Drum reis't mit Thränen im Gesicht
Knauth schnell der Pfarr entgegen.

Des ward die Mutter hocherfreut
Sammt allen Anverwandten;
Laut preisen Knauths Gelehrsamkeit
Die Oheims und die Tanten;
Auch sprach ein wackrer Edelmann,
Des Candidaten Pathe:
„Gern nehm ich Sie zum Pfarrer an;"
Und Knauth dankt für die Gnade.

An heilger Stätte soll mein Held
Nun die Gemeinde lehren;
Magister Fritz, schrie alle Welt,
Wird recht sich lassen hören!
Es soll so gar der künftge Hirt
Ein Buch geschrieben haben,
Wohl uns, daß uns ein Pfarrer wird
Von solchen seltnen Gaben!

Gepredigt hatte Knauth noch nie,
Als einmal auf dem Lande,
Doch kam die Pred'gt mit leichter Müh
Auf dem Pappier zu Stande;

Sie war nicht wortreich, trivial,
Und [illegible], wie manche Predigt,
Doch seufzte Knauth: hätt' ich Sie mal
Mich ihrer doch entledigt!

Der Sonntag kömmt! die Glocke schallt!
Sein Blut fängt an zu kochen;
Knauth fühlt mit stürmischer Gewalt
Sein Herz im Leibe pochen.
Itzt tritt er Leichenblas hervor,
Ihm zittern alle Glieder,
Die Rede stockt — ihm klingt das Ohr —
Und sinnloß stürzt er nieder —

Die Mutter fiel für Schrecken um,
Wie jedermann kann denken,
Auch thät das Auditorium
Sich herzlich drüber kränken.
Balbier und Doctor kam geschwind
Dem Kranken beyzuspringen,
Ob beyde todt geblieben sind?
Das kann ich euch nicht singen.

Eins weiß ich. Wenn Philologie
Nicht Knauthen hätt' verführet;
Hätt' er statt der Theologie
Bloß Homilie studiret;
Durch Schreyn probirt des Dorfs Geduld,
Postillen ausgeschrieben;
Dann frisch gepaukt aufs Kanzelpult —
Er wär nicht stecken blieben.

XXXVI.

Der geplagte Ehemann. *

Ach, hört mit Furcht und Grauen
Ihr guten Männer, an,
Wozu die Wuth der Frauen
Euch alle reitzen kann.

Glaubt nicht, daß ihr auf Erden
Stets euren Himmel habt,
Wenn euch bey viel Beschwerden
Der Kuß der Schönen labt.

Quält in dem Weltgetümmel
Den Mann des Ehstands Pflicht;
So glaubt, der gute Himmel
Schloß seine Ehe nicht;

So glaubt, er kaufte theuer
Den kurzen Zeitvertreib;
So glaubt, zum Fegefeuer
Ward ihm sein liebes Weib.

In Ehevrüfungsstunden
Hat mancher Hahnrey oft
Beym Trost, den er empfunden,
Auf Rache mit gehofft.

Er dacht' an seine Brüder,
Und an der Ehe Lauf,
Und setzte manchem wieder
Zwölfend'ge Hörner auf.

* Löwen.

Drum

Drum nehmt geplagte Männer,
Geduld und Tröstung wahr:
Zankt eure Frau im Jenner;
Zankt ihr im Februar.

Hat sie im Merz von Ränken,
Das starre Köpfchen voll;
Greift im April zu Schwänken,
Und macht im May sie toll.

So standhaft wechselt immer.
Merkt diesen kurzen Rath:
Thut nie, was einsten schlimmer
Ein armer Ehmann that.

Er, der bey grauen Haaren
Ein rasches Mädchen nahm,
Und nunmehr schnell erfahren,
Wie man zu Hörnern kam;

Er glaubte, da zur Rache
Sein Alter ihn gelähmt,
Es sey sein schöner Drache
Durch Schmeicheln leicht gezähmt.

Allein, wie grimmig flogen
Nicht oft dem armen Tropf,
Der schrecklich sich betrogen,
Die Schlüssel nach dem Kopf.

Sie droht', er mußte fliegen,
Und kommen, wenn sie rief,
Und unter'm Stuhle kriechen,
Saß ihr das Kopfzeug schief.

Zehn scharfe Nägel fuhren
Ihm öfters durch den Bart,
Und hinterliessen Spuren
Von ihrer Gegenwart.

Einst, schrecklich ists zu sagen!
Wollt' er das erstemal
Zu widersprechen wagen,
Da sah er seine Qual.

Mir, rief sie: mir zu wehren!
Und ich, ich schwiege still?
Dein Wunder sollst du hören.
Ein Wort ist genug: ich will!

Schon kammen ihre Nägel;
Ein Wörtchen sprach er nur,
Als schnell in die Perüque
Glas und Pantoffel fuhr.

Er schwieg, und lief verzagt
Fünf Treppen unters Dach;
Da hat er viel geklaget. —
Ihr Brüder! klagt ihm nach!

„Ach, ist ein Mann auf Erden
„Wohl so geplagt als du?
„Erst muß ich Hahnrey werden,
„Dann Prügel noch dazu!

Er dachte drauf mit Schmerzen
An alle seine Noth,
Und fühlte Wuth im Herzen,
Und knirschte, und lief den Tod.

Der Tod, der ungebeten
Oft kömmt mit Ungeſtüm,
Kroch doch in dieſen Nöthen
Nicht unters Dach zu ihm.

Und weil er nicht gekommen,
So hat er wehmuthsvoll
Gar den Entſchluß genommen,
Den keiner nehmen ſoll.

„Der, welcher ſich erhenket,
„Schloß er, fühlt keine Pein.
„Mein Weib, wenn man's bedenket,
„Wird ſtets mein Henker ſeyn.

„Was acht' ich denn der Qualen
„Von einem Augenblick?
„Da ſchon zu tauſendmalen —
„Komm her, geliebter Strick!

XXXVII.

Die Gräfin von der Elle. *

Es war einmal ein Jüngferlein,
Von etwa achtzehn Jahren,
Dem Dinge fiel's (wie vielen) ein,
Sich mit was Rechts zu paaren.
Sie war gar schön vom Angesicht,
An Gaben fehlt' es ihr auch nicht,
Nur noch an einem Titel.

Sie putzte sich nach Herzens Lust,
Den andern oft zum Possen,
Bedeckte sparsam ihre Brust —
Ihr Jungfern macht nicht Giessen!
Denn manchmal that sie's mit Zilee, —
Und drunter stieg was in die Heh,
Das — Chaperaus gerne sahen.

Ihr Kopfzeug zum frisirten Haar,
Ja, wie heißt's nun mit Namen?
Genug daß er à la mode war,
Nach den Pariser Damen;
Und alle Tag' ein ander Kleid,
Das machte vollends großen Neid
Bey andern Ihres gleichen.

Nun

* A. L. G.

Nun stelle man sich vor, was da
Vor häuf'ge Frever kamen;
Der Eine schwänzte Chapeau bas,
Der Andre kam gefahren,
Der Dritte kam mit dem Ichann,
Und Junggesell so gut als Mann,
Doktoren mandelweise.

Doch diese waren alle nicht,
Vor ihren Reiz geschaffen.
Ich, sprach das englische Gesicht,
Ich nehm mir einen Grafen,
Der Titel geht zur Noth noch an;
Mit einem simplen Edelmann
Iß mir nicht viel gedienet.

Und einen Doktor? geht mir geht,
Was hat denn der zu sagen,
Dergleichen liebe Dignität
Sieht man fast trödeln tragen.
Es schmeichelte sich mancher doch,
Allein die Nas' stund ihr zu hoch,
Es setzte viele Körbe.

Den Frevern ärgert' es gar sehr,
Ein jeder sann auf Rache,
Er dachte hin, er dachte her,
Doch ward die ganze Sache,
Durch einen fremden Edelmann,
Graf von der Elle, abgethan,
Da war das Lied vom Ende.

Das war gar ein geriebner Mann,
Der wußte sich zu tragen,
Er machte Cour und kam bald an,
Und kurz in ein'gen Tagen,
So hieß es: „Jungfer die und die,
„Heyrathet, nun bedenken Sie,
„Den Grafen von der Elle.“

Die Jungfer war auch herzlich dumm,
Daß sie sich nicht befragte,
Woher, und was er wär'; kurzum
Der Hochmuthsgeyer plagte,
Sie gar zu sehr: sie säumte nicht,
Und ließ, in aller Welt Gesicht,
Sich mit dem Grafen trauen.

Nun hieß es: Ihro Excellenz!
Und sie fuhr mit sechs Pferden.
Man machte ihr den Reverenz,
Mit mehreren Geberden.
Doch in der Stadt gieng ein Gerücht,
Der Graf wär' gar von Adel nicht,
Es wär' ein Vagabunde.

Als es kam vor der Gräfin Ohr,
Hätt' sie sich bald zerrissen,
Sie kriegte ihren Grafen vor,
Und fragt' ihn aufs Gewissen,
Und sehet, da beicht' er ängstiglich:
Mein liebes Kind — ich — habe dich —
Ich — bin — ein armer Schneider.

Potz alle — ach! das war ein Stoß! —
Sie sank in Ohnmacht nieder.
Graf Schneider selbst stund sinnenloß,
Doch rafft' er sich bald wieder,
Und nahm sein Eau de Luce Glas,
Macht ihre Nas' und Schläfe naß,
Da kam sie wieder zu sich.

Hierauf gerieth sie in die Wuth
Und laß ihm das Kapitel:
„Du Hund, Betrüger, Teufelsbrut!“
Und mehr dergleichen Titel,
Zuletzt sollt' er zum Teufel gehn,
Allein er that es nicht, blieb stehn,
Und ließ sie raisonniren.

Wollt' sie nun übel oder wohl,
Sie mußt' ihn schon behalten,
Weil sie nun Frau war. Dieses soll
Euch Jungfern, jung und alten,
Ein Beyspiel seyn; bey Leibe nicht!
Seyd auf den Titel so erpicht,
Denkt nur an jene Gräfin!

XXXVIII.

Das Nachtgespenste. *

Ihr Leutgen hört doch an!
Die klägliche Geschichte.
Nehmt ein Exempel dran.
In A — — — ist sie geschehn,
Da ließ sich ein Gespenste sehn,
Halb Kater und halb Hund.

Es g'schah des Abends spät
Gleich, da ein Donnerwetter
Am lieben Himmel steht.
Der Lampenputzer kam gerannt,
Laternen wurden angebrannt,
Wie zu geschehen pflegt.

Da sah man's hell und klar;
Der alte Nachbar Schuster
Ward es zuerst gewahr,
Und lief mit ganz erschrocknem Sinn
Zum klugen Nachbar Küster hin,
Erzählt ihm das Gesicht;

Drauf kam ein ganzer Hauf
Von alten weisen Bürgern
Und sperrt die Mäuler auf,
Die schlichen hin, und liefen schnell,
Wie vor dem Teufel in der Höll,
Wenn es sich sehen ließ.

Den

* Mad. Reichel geb. Schubert.

Dem einen ſchien es ganz
Als wie ein groſſer Budel
Mit einem langen Schwanz.
Der andre hat gewiß geſehn,
Wie feurig ſich die Augen drehn,
So wie beym Katzenvieh.

Es lief ganz wunderbar
Die Mauer auf und nieder,
Die bey der Kirche war.
Doch manchmal ſprangs zur Seite naus,
Da riß der ganze Haufe aus
Und war vor Angſt halbtodt.

Die ganze Menge ſah
Nun auf den Nachbar Küſter,
Der ſtund ganz ernſthaft da.
Ach! ſprach er endlich, ja, ich ſeh's,
Allein das iſt doch curieux,
Denn ich begreif es nicht.

Ein Geiſt der muß es ſeyn,
Sprach drauf der Meiſter Schlöſſer,
Das ſieht man deutlich ein.
Denn ſeht es ſpringt ja hin und her,
Und iſt ſo lang und groß und ſchwer,
Und tritt doch leiſe auf.

Ach! ſprach die Nachbarin,
Ach welch ein groſſer Jammer!
Wie ich erſchrocken bin!

Wenn's nur vor unſre arme Stadt
Nichts böſes zu bedeuten hat,
Das ſchreckliche Geſpenſt.

Drauf fieng die ganze Schaar
Erbaulich an zu beten,
Wie ſie verſammlet war:
Daß ihnen doch der böſe Feind,
Der's übel mit den Menſchen meynt,
Nicht möchte Schaden thun.

Allein, hört, was geſchicht.
Der arge Tauſendkünſtler
Läßt ſeine Mucken nicht;
Hört nur, was er vor Poſſen trieb:
In einen großen Molkendieb
Verwandelt er ſich gleich;

Und dann ſchlich er behend
Hinein in die Laterne,
In der ein Lämpgen brennt.
Und warf den Schatten um ſich her,
Als wenn's ein großer Körper wär,
Das war der ganze Spaß.

XXXIX.

Das unglückliche Paar. *

In unſerm ganzen Dorf war ſie
Das reizendſte Geſicht;
Kein Jüngling blühte ſo wie Er,
Mein Lukas ſelber nicht;
Und beyde waren fromm und gut
Von Kindesbeinen an,
Und beyde ſich, wie Engel rein,
Mit Liebe zugethan.

Schon aufgebothen waren ſie,
Ja, ſchon zum drittenmal,
Und morgen ſollte Hochzeit ſeyn;
Beſtellt war Bett' und Mahl.
Da giengen ſie noch Tags vorher
Hinaus und gruben Leim,
Und ach! ſie kamen dießmal nicht
Von ihrer Arbeit heim.

Denn über ihrem Haupte bricht,
Das hohle Land bricht ein,
Begräbt ſie — ängſtlich hört man noch
Sie unterm Schutte ſchreyn;
Zu ſpät. Man zieht ſie todt hervor
Auch noch im Tode ſchön;
Lautweinend kommt das ganze Dorf
Sie noch einmal zu ſehn.

* Gotter.

Ein Hügel deckt sie nun, ein Sarg
Verschliesset ihr Gebein;
Der Kirchthür gegen über blickt
Der goldne Leichenstein.
Beym Aus- und Eingang seh ich ihn,
Und sieh mit nassem Blick
Verdien ich, Himmel, wohl von dir
Ein günstiger Geschick?

XL.

Martin Tenzel. *

Durchs leidge Spiel hat mancher sich
Sein Unglück zugezogen.
Der Eine spielt zu sicherlich,
Und husch! ist er betrogen;
Der Andre spielt in Tag hinein,
Kommt dann in Beutel Mondenschein
So geht er hin und henkt sich.

Ja oft fängt Einer Händel an
Und bringt sich in die Hitze,
Das ist nun auch nicht gut gethan,
Da heißt es: fort und sitze!
So giebt es Fälle tausendfach,
Die laufen all' auf Weh und Ach!
Wo nicht auf Mord und Todschlag.

In einem Dorfe wohnt' ein Mann,
Der hieß sich Martin Tenzel,
Mit dem fieng keiner etwas an,
Stets hatt' er beyde Wenzel;
Die Karten packt' er meisterlich,
Und im Betrügen ließ er sich
Von keinem etwas lehren.

* A. L. B.

Er saß von Früh bis in die Nacht
In seines Dorfes Schenke,
Da hätt' ihn niemand weggebracht;
Kurz, er trieb seine Ränke,
Und fegte manchen Beutel aus,
Dabey stieß er viel Flüche aus,
Und gieng in keine Kirche.

Der Pfarrer gab sich alle Müh,
Des Bessern ihn zu lehren;
Allein er war und blieb ein Vieh,
Und ließ sich nicht bekehren.
„Martin, die Strafe bleibt nicht aus!“
„Herr Pfarr, scheer er sich in sein Haus!
„Was hat er mir zu sagen?“

Der Krug geht, wie das Sprüchwort spricht,
(Es trifft sich alle Tage)
So oft zum Wasser, bis er bricht.
Nun hört, was ich itzt sage;
Geschehen ist es sicherlich,
Und wer's nicht glaubt, erkund'ge sich,
Im Allerley wird's stehen —

Des Sonntags war's um Mitternacht,
Als er mit Einem spielte,
Den hatt' er schon so teig gemacht,
Daß er sich leichte fühlte.
Auf einmal pocht es an der Thür;
„Herein!“ da trat ein Mann herfür
Mit einem Requelaure.

Man

Man glaubt', er käme von der Reiſ'.
Martin ließ ſich nicht irren;
Allein dem andern ward ganz heiß,
Es fieng was an zu girren:
Ha! dacht er, richtig iſt es nicht,
Drum hielt er es für ſeine Pflicht,
Bey Zeiten ſich zu drollen.

Hierauf bot ſich der Fremde an
Mit Martin Eins zu wagen,
Das ließ er, wie man denken kann,
Sich nicht erſt zweymal ſagen.
Der Fremde zog den Beutel vor,
Und keine Stunde war's, verlor,
Er mehr als zwanzig Thaler.

Von Ohngefähr ſo fiel ein Stich
Aus Martins Hand herunter,
Er war nicht faul und bückte ſich;
Der Blitz! da ſah er Wunder!
Der Fremde hatt' ein Pferdebein.
Ah! fieng er gräßlich an zu ſchrey'n,
Und ſtürzte von dem Stuhle.

Die Magd, die noch beym Ofen ſaß,
Und voller Schlaf ſtets nickte,
Erſchrack, daß ſie den Schlaf vergaß,
Bey dieſem Schrey, und blickte
Zu Martin hin. „Das Gott erbarm!“
Da ward ihr kalt, bald wieder warm,
Den Hals hatt' er gebrochen.

Der Fremde war weg, wie ein Licht.
Sie ſchrie das Haus zuſammen,
Daß all', — unmöglich war es nicht —
In bloßem Hemde kamen.
Da ſahn ſie das Spektakel an,
Und als ſie auf den Tiſch hinſahn,
Lag Taubenkoth ſtatt Geld da.

Und in dem Hauſe war ein Stank,
Der dauerte viel Wochen;
Ja, ein'ge wurden davon krank,
Bis daß er ſich verrochen.
Man zeigt noch, bis den heutgen Tag,
Den Fleck, wo Martin Tenzel lag,
Als er den Hals gebrochen.

XLI.

Akteon. *

Ein Thal, es malt's Signor Ovid,
Das voller Anmuth lachte,
Wo die Natur faſt Kunſt verrieth,
Die ſie hier zeigte, machte,

Daß es Diana ſich ſo gar
Zum Aufenthalte weihte,
Wenn ſie erhitzt vom Jagen war,
Nach ausgeſpürter Beute.

Zur Rechten rauſcht' ein kleiner Quell,
Der formte ſich zum Teiche,
Und war als wie Kryſtall ſo hell;
Rundrum da ſtund Geſträuche.

In dieſem Waſſer pflegte ſie
Sich manchmal auch zu baden,
Nahm mit ſich ihre Nymphen, die
Mit ihr ein gleiches thaten.

Eins Tags, als der Herr Bruder gar
Zu ſehr ihr Hitze machte,
So rief ſie ihre Nymphen Schaar:
„Ihr Kinder, ich verſchmachte!

„Es iſt ja faſt nicht auszuſtehn!
„Wir wollen uns abkühlen.
„Kommt, kommt wir wollen baden gehn,
„Den Schweiß uns abzuſpülen.“

Den

* A. T. G.

Den armen Dingern war auch heiß,
Es ließ sich keine bitten.
Sie schlenderten, auf ihr Geheiß,
Ihr nach mit matten Schritten:

Und dann, nachdem Dianen sie
Den Gürtel aufgeschlossen,
Ins Wasser, husch! bis übers Knie,
Doch nicht mit Badehosen.

Zum Unglück gieng zur selben Zeit
Aiteon, Kadmus Enkel,
Wo Miß Diane war nicht weit
Davon in seine Sprenkel.

Da hörte er die Nymphen Schaar
Ein Wasserliedchen singen;
Er sah sich um, und sah so gar
Sie in dem Wasser springen.

Sie planscherten in guter Ruh,
Und schwammen wie die Fische;
Sie glaubten, niemand sähe zu,
Doch er schlich durchs Gebüsche,

Und kam bald zu den Badenden,
Verbarg sich hinterm Busche;
Der Bliz! was kriegt er da zu sehn!
Wie wässert' ihm die Gusche!

Diana saß gleich an dem Rand
Und ließ die Queel sich reichen;
Da sah er Was — ward ganz entbrannt,
Und raschelt' in den Sträuchen.

Die Nymphen spitzten all' ihr Ohr,
Und seht, sie rochen Lunde,
Sie sah'n — „Dort guckt ein Mann hervor!“
Schrien sie aus Herzens Grunde.

Da rannten, voller Angst und Schreck,
Als wenn's der Böse wäre,
Die Nymphen über andre weg,
Der kreuze und der quere,

Und alle auf Dianen loß,
Umringten sie so dichte,
Daß man von ihr sonst nichts, als bloß
Den Kopf zu sehen kriegte.

Diane ward blutfeuerroth,
Wußt' nicht, wie ihr geschehen,
Und ärgerte sich bald halbtodt,
Daß er sie so gesehen.

Akteon blieb indessen stehn,
Fieng herzlich an zu lachen,
Trat näher zu, und wollte sehn,
Was sie noch würden machen.

Da ward Dianens Wuth entbrannt,
Und machte die Déesse:
Sie schöpfte Wasser mit der Hand,
Und sprützt' ihm in die Fresse.

Auf einmal dehnte sich sein Kopf
Und kriegte Hirschgeweihe,
Sein Hals zog sich zum langen Kropf:
So gieng es nach der Reihe,

Bis daß der Hirsch mit Haut, und Haar
Sich in natura zeigte,
Nun stand er, wie zu glauben war,
Und fühlte sich ganz leichte.

Diane sprach: „nun kannst du gehn;
„Dir kann es gar nicht fehlen.
„Erzähle was du hast gesehn,
„Ich will dir's noch befehlen!“

Er sperrte seine Schnautze keck
Auf, wollte noch was reden,
Allein die Sprache blieb ihm weg;
Vor diese war gebeten.

Bald drauf sah' er sein Konterfey,
Wie's ihm das Wasser malte;
Da ächzt' er laut im Hirschgeschrey,
Lief hin und her im Walde.

Wie seine eignen Hunde dann
Das Leder ihm zerbissen,
Das schreibt Ovid der Ehrenmann;
Sucht, wenn ihr es wollt wissen.

XLII.

Der deutſche Ritter. *

Hört, ihr lieben deutſchen Frauen,
Die ihr in der Blüthe ſeyd,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich ſelbſt nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken ſollt ihr ſchauen,
Wie ein Ritter ſonder Glimpf
Nächte ſeines Bettes Schimpf.

In den alten Biederzeiten,
Da noch Keuſchheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittersmann von weiten,
Der zum Kaiſer ſollte reiten,
Von Navarra's Fürſt geſandt,
In das heilge deutſche Land.

Einſt, da Strom und Sturmwind brauſte,
Und ſein Roß ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein deutſcher Ritter hauſte,
Deſſen Hof der Sturm durchſauſte,
Und der Ulmen Haupt zerzauſte;
Freudig führte er ſein Roß
An das hochgethürmte Schloß.

Laut

* F. L. Gr. zu Stolberg.

Laut klopft' er ans Thor, es klappen
Ihm die Zähn', er war erstarrt,
Denn der Winterfrost war hart.
Bald erschienen edle Knappen,
Forschten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten seinen treuen Rappen,
Führten dann bey Fackelschein
Ihn in den Palast hinein.

Herzlich, nach der Deutschen Weise,
Gieng auf ihn der Deutsche zu:
Komm geneuß bey mir der Ruh,
Nach der schweren Winterreise,
Und erfrische dich mit Speise.
Sieh', es glänzt von Reif und Eise
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch ist deine Hand erstarrt.

Bey der krummen Hörner Schalle,
Führt' er den erfrornen Mann,
Einen Windelsteig hinan,
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter standen alle
Aus gegossenem Metalle,
Schön gewappnet ohne Zahl,
In dem ungeheuren Saal.

Hier heißt er das Mahl bereiten,
Und schon sitzen sie am Tisch;
Unsre Helden trinken frisch,
Aus Pokalen und aus breiten

Tum-

Tumlern, nach dem Brauch der Zeiten:
Rheinwein und Tokayer gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welscher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre sich.
Stumm und langsam feyerlich,
Kömmt ein Weib in schwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geschmuck und Seide,
Abgehärmt von bittrem Leide,
Mit geschornem Haupte, schön
Wie der blasse Mond zu sehn.

Grauen überfiel und Beben
Den Navarrer, er ward blaß,
Ihm entsank ein Doppelglas,
Und er zweifelte, ob Leben
Wär' im Weibe, ob sie schweben,
Senken oder sich erheben
Würde, ein Gespenst der Nacht,
Das dem Arm des Grabes lacht.

Aber näher kam sie ihnen,
Setzte nun sich an den Tisch,
Aß zween Bissen Brodt und Fisch.
Und sie schellte; da erschienen,
Mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen.
Einem winkt sie, er versteht
Ihren Jammerblick, und geht.

Und schon hält er in der Linken
Einen Schädel, spült ihn rein,
Giesset Wasser dann hinein,
Hälts ihr schweigend dar zu trinken.
Ach! sie läßt die Augen sinken,
Sieht den nassen Schädel blinken,
Starret vor sich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

Ich beschwöre dich, zu sagen,
Hub der fremde Ritter an,
Was hat dir dieß Weib gethan?
Wie kannst du mit diesen Plagen
So sie martern? wie ertragen
Ihrer Thränen stumme Klagen?
Sie ist schön, wie Engel sind,
Und geduldig, wie ein Kind.

Fremdling, sie ist schön! Ich baute
Auf die Schönheit all' mein Glück,
Weidete an ihrem Blick,
Wenn sie bey der sanften Laute
Fromm und liebend auf mich schaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Ich ihr ohne Zweifel an,
War ein hochbeglückter Mann!

Ihre schönen Augen logen!
Wer ergründet Weibessinn?
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,

Den

Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat ſie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu
Blieb ſich immer gleich und neu!

Als ich einſt von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück;
Ach! da ſah mein erſter Blick,
Der ſie fand, nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm ſich,
Doch ihn traf der Todesſtich!

Aber ſie fiel mir zu Füßen,
Flehend: Herr, erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eiſen möcht' ich küſſen,
Das da ſoll mein Blut vergießen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugeſellt!

In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seele noch,
Und das Bild der Höllen brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und fachte
Meines Zornes Glut; ich ſprach:
Büßen ſollſt du meine Schmach;

Aber nicht mit deinem Leben!
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
So du führeſt zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben,
Magſt du nach dem Heile ſtreben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
Aber Jammer, Angſt und Noth
Geb' ich dir bis an den Tod!

Da thät ich ihr Haupt beſcheren,
Nahm ihr Gold und Edelſtein,
Hüllte ſie in Trauer ein,
Ungerühret von ihren Zähren.
Welche Schmerzen ſie verzehren,
Magſt du von ihr ſelber hören.
Faſſe dich, und folge mir
Hier durch dieſe Seitenthür.

Und er führet ihn ein lange,
Steile, dunkle Trepp' hinab.
Ach du führſt mich in ein Grab!
Rief der Ritter, und ward bange. —
Graut dir ſchon vor dieſem Gange?
Aber horch dem leiſen Klange
Einer Laute! Bey dem Klang
Singt ſie ihren Bußgeſang.

Halt! Nun ſind wir an der Schwelle!
Rief der Deutſche, ſtieß ans Schloß.
Raſſelnd ſprang die Feder loß,
Und ſie ſahn ſie in der Zelle.

Von

Von den Augen ſtürzt die helle,
Gottgeweihte Thränenquelle,
Fließet aus zerknirſchtem Sinn
Auf das offne Pſalmbuch hin.

Ach! wie iſt ihr Schickſal bitter!
Ruft der Gaſt, und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein
Der geſtrenge deutſche Ritter.
Wie getroffen vom Gewitter,
Sieht er hinter einem Gitter,
O wer hätte das geglaubt?
Ein Gerippe ſonder Haupt.

Als der Fremdling ſich ermannte,
Sprach der Deutſche: Sieh den Mann,
Der dieß Weib hier liebgewann,
Erſt für ſie im Stillen brannte,
Dann ſein Feuer ihr bekannte,
Den ſie ihren Trauten nannte,
Der mit ſeiner Frevelthat
Mir mein Bett beſchimpfet hat!

Das iſt nun ihr gröſtes Leiden,
Daß ſie ihren Ehemann,
Der ſolch Leid ihr angethan,
Muß beſtändig um ſich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonſt, nun möcht ſie gern ihn meiden;
Doch ſie ſieht ihn, und beym Mahl
Iſt ſein Schädel ihr Pokal.

Ehe sie das Weib verlassen,
Wünscht der Fremdling ihr Geduld,
Und Erlassung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelassen,
Mit gesenktem Blick, und blassen
Lippen: Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn!
Dener Magd ist recht geschehn!

Freundlich wünschte sie den Rittern
Gute Nacht. Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angst erschüttern
Den Navarrer, sie verbittern
Ihm den dunkeln Weg, es zittern
Seine Kniee, banger Schweiß
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in ein Zimmer.
Bang und kummervoll durchwacht
Er die lange Winternacht.
Ach! er sah ihr Bildniß immer,
Wie sie bey der Lampe Schimmer
Spielte, sang und weinte. Nimmer
Ward wohl je ein Weib gesehn,
Das so elend war und schön.

Bey der goldnen Morgenröthe,
Thät er seine Rüstung an,
Gieng hinein zum deutschen Mann,
Nahm ihn bey der Hand, und flehte,

Daß

Daß er, eh der Gram sie tödte,
Aus dem Jammer sie errette;
Sprach es, schwang sich auf sein Roß,
Und verließ das alte Schloß.

Jahre währten ihre Leiden;
Ihre helle Thräne sank
Täglich in den bittern Trank.
Abgestorben allen Freuden,
Thät sie jedes Labsal meiden,
Thät an ihrem Gram sich weiden,
Sang den frommen Bußgesang
Täglich bey der Laute Klang.

Endlich rührt' ihr leises Stöhnen
Und ihr demuthvoller Schmerz
Des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
Leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer stummen Dulderinn
Jeden felsenharten Sinn.

Sieh, er ließ sein rasches Dräuen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen solches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen,
Nahm sie in sein Bett von neuen,
Thät sich weidlich mit ihr freuen,
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter, zart.

Unſre Frauen zu belehren,
Hab' ich ſolches kund gemacht,
Und in ſaubre Reimlein bracht;
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und ſich täglich bey uns mehren.
Tauſend Schädel, die wir ſehn,
Sollten auf dem Schenktiſch ſtehn.

XLIII.

Harpagon. *

Herr Harpagon, — — —
Hat endlich ſich vergeben.
Glaubt es, wär er nicht wirklich todt;
So wär er noch am Leben.

Des Hauſes Eingang ward verwehrt
Nur Freunden, Feind, und Dieben.
Wenn man es rein ihm ausgeleert;
So wär ihm nichts geblieben.

Sein feſt- und tägliches Gericht
War einfach und nicht theuer:
Doch that er ſiets, o harte Pflicht!
Zum Eyerkuchen — Eyer.

Gieng er aufs Land, wie er oft that,
Allein, vom Neid geplaget,
Da hätte man ihn in der Stadt
Vergebens ausgefraget.

Er hieß den Arzt, der zu ihm kam,
Zum Henker griechiſch wandern.
Doch der Rhabarber, den er nahm,
Half ihm, und keinem andern.

Wohl

* Löwen.

Wohlfeile Zeit, dies Schreckwort raubt
Dem Wucherer schnell das Leben.
Hätt' er nicht Gift genommen; glaubt,
Nie hätt' er sich vergeben.

Er fuhr zur Unterwelt! dort mag
Er wuchern! doch vergebens!
Wißt noch: Es war sein Todestag
Der letzte seines Lebens.

XLIV.

Die Puppe. *

Es war einmal vor Jahren
Ein Mädchen, jung und ſcheu,
Stolz, thörigt, doch erfahren
Im Putz und Tändeley;
Sie blüht' im Flügelkleide
Schön, wie ein Röschen ſchön,
Und ihre gröſte Freude
War die, ſich ſelbſt zu ſehn.

So bald vom Oſt der Morgen
Ihr Lager nur beſchien,
Da riefen ihre Sorgen
Sie ſchon zum Spiegel hin.
So nahm mit jedem Tage
Ihr junger Reiz mehr ein,
Doch ihre ganze Sprache
Blieb immer ja und nein.

Einſt als in einem Kreiſe
Sie von Geſpielen ſaß,
Und ſtumm nach ihrer Weiſe
Ihr Ja und Nein ermaaß;
Auf Putz und ſüße Mienen
Und neue Bänder ſann,
Da hub alſo von ihnen
Die ſchlauſte lächelnd an:

„Nein

* Göttingiſcher Muſenalmanach.

„Nein, in vollkommnern Grade
War nie ein ſchön Geſicht!
Sprecht Schweſtern, iſts nicht Schade,
Daß dieſes Bild nicht ſpricht?
Und alle Mädchen lachten,
Benickten, was ſie ſprach,
Und giengen heim, und machten
Ihr gleich die Puppe nach.

XLV.

Horſt. *

Hart am Strand der Weſer hatte
Seine Burg der Ritter Horſt. —
Alles hatt' er ſich erfochten,
Land, von Bächen wohl durchflochten,
Und den ſchönſten Eichenforſt.

Speer und Roß noch zu beflügeln,
Zog er einſens aus zur Jagd;
Uebte ſich und ſeinen Knaben
Bald im Werfen, bald im Traben,
Weidlich bis gen Mitternacht.

Seinen Wurfſpieß auf der Schulter,
Und die blut'ge Beute dran,
Ritt er wohlgemuth nach Hauſe,
Als urplötzlich ein Geſauſe
Durch der Eichen Wipfel rann.

Aengſtlich fuhr ſein Hengſt zuſammen,
Schweif und Mähne rauſchten auf;
Selbſt ſein Hund ſchien was zu wittern,
Heulte laut und ſprang mit Zittern
Auf den hohen Hengſt hinauf.

Vater!

* Göttingiſcher Muſenalmanach.

Vater! — rief der Knabe — Sieh doch,
Wer an jener Eiche ſitzt!
Ach! er ſpielt mit ſeiner Lanze!
Und die Spitze, und der ganze
Schaft iſt noch mit Blut beſprützt!

Warte — ſagte Horſt — und ſtürzte
Wüthend auf den Fremden ſich.
„Du da! Was haſt du mit Waffen
Hier in meinem Forſt zu ſchaffen?
Willſt du Fehde haben? Sprich!„

„Keine Fehde! ſprach der Fremde,
So du deutſches Herzens biſt.
Friede unter dieſer Eiche!
Friede über dieſer Leiche!
Die uns beyden heilig iſt.„

„Kennſt du Siegmar? Hermanns Vater?
Wo ich ſitze — iſt ſein Grab!
Ich bin Flavus! — Wenn ichs ſage,
Horch! — dann rauſcht die Weſer Klage,
Rauſcht die Eiche Fluch herab.„

„Wodan wills ſo! — Fluch ſoll immer
Ueber meinem Haupte ſeyn.
Bis ich Hand und Lanze wieder
Von dem Blute meiner Brüder
Abgewaſchen, gern und rein.

„Sieh!

„Sieh! hier bin ich! und ich gieße
Meine heißen Thränen drauf!
Sieh! ich ſauge und ich lecke
Alle Nacht die blutgen Flecke,
Und — ich lecke ſie nicht auf!“

Kaum noch hatt' er dieß geſprochen,
Als ſchon Wodans Adler kam,
Ihn mit ſeinen Krallen packte,
Daß ihm jeder Knochen knackte,
Und hinab nach Naſtrand nahm.

Knabe! ſagte Horſt, geſchwinde
Nimm das Schwerdt in deine Hand!
Und dann ſchwör mir nach: Ich weihe
All mein Blut, mit deutſcher Treue,
Dir mein deutſches Vaterland!

XLVI.

Junker Veit.

Ein Kind von achtzehn Jahren,
Schön wie ein Frühlingstag,
Unschuldig, unerfahren,
Wie man gefallen mag,
Begegnete, kein Mensch gieng mit,
Dem gnädgen Junker, welcher ritt.

Er hielt, und stieg gar eben,
Wie er es oft gethan,
Von seinem Fuchs. Mit Beben
Sah sie den goldnen Mann.
„Küß mich!„ Aus Ehrfurcht für dem Stern
Rief sie: Gern, gnädger Junker, gern!

Und doch fliegt sie zurücke;
Ich, schrie er: blödes Ding!
Ich, Närrchen! mach dein Glücke,
Und schenk dir Uhr und Ring;
Nimm diesen Ring! Reizt er dich nicht?
Nun kömmt die Sprache. Hannchen spricht:

Mein Bruder, müßt ihr wissen,
Ist in dem Thal uns nah.
Ach, säh er mich euch küssen,
Gleich sagt' ers dem Papa.
Besteigt, damit es nicht geschieht,
Den Hügel. Fort, eh er uns sieht.

Er

Er gaft mit weiten Blicken:
Es war ein einzger Sprung,
Mit dem ſie auf den Rücken
Von Junkers Fuchs ſich ſchwung.
Lebt wohl, mein Junker! Habt mich lieb!
Sie ritt davon, der Junker blieb.

Dies, Mädchen, dient zur Lehre,
Wie man Verführer prellt,
Und Jungferſchaft und Ehre,
Wenn man nur will, erhält.
Doch ritten wohl zu unſrer Zeit
Die guten Kinder nicht ſo weit.

XLVII.

Die gestrafte Spröde. *

Ihr spröden Mädchen, höret an,
Und zittert, wenn ihrs höret,
Wie sich die Liebe rächen kann,
Wenn man sie nicht verehret.

In einer Stadt in Griechenland
Lebt' eine junge Spröde;
Von ihrem keuschen Jungfernstand
War lange Zeit die Rede.

Emire war so jung als schön,
Allein von strengen Sitten;
Selbst kein Studente von Athen
War wohl bey ihr gelitten.

Sie glaubte, daß der Freundschaft Scherz
Ihr statt der Liebe diene,
Und übergab ihr fühlend Herz
Der schönen Euphrosine.

Der Freundin Brüder waren schön,
Jung, zärtlich, wohlerzogen;
Manch Mädchen, das sie kaum gesehn,
War ihnen schon gewogen.

Allein,

* Lehre.

Allein, Emire liebte ſie,
Wie Schweſtern Brüder lieben,
Ihr kleines Herz empfand noch nie
Die Macht von Amors Trieben.

Ein Corybant kam einſt ins Haus,
Daß er ſie an ſich locke,
Doch unſre Spröde lacht ihn aus
Mit ſeinem Pfaffenrocke.

Ein alter runzelvoller Greiß
Vergaß des Alters Wehe,
Und wünſchte ſich der Mädchen Preiß
Zum Stand der heilgen Ehe.

Emire ſah ihn grauſam an,
Verwarf des Alten Bitten,
Kein Prieſter und kein alter Mann
War wohl bey ihr gelitten.

Ein Stutzer, der die Grauſamkeit
Emirens fühlen müſſen,
Erſtach ſich bey Gelegenheit
Zu dieſer Spröden Füßen.

Ein andrer, den ihr ſtolzer Sinn
Nicht ohne Grund verdroſſen,
Ward raſend — gieng verzweifelnd hin
In Krieg, und ward erſchoſſen.

Noch einen dritten wieß sie ab,
Nach ihrer alten Mode;
Da diesem nichts mehr Hofnung gab,
So heult er sich zu Tode.

Allein, die Liebe zaudert nie,
Sie weiß sich schon zu rächen,
Und straft gewiß, spät oder früh,
Der Sprödigkeit Verbrechen.

Der alte wohlbetagte Greiß
Ließ sich nicht mehr verführen;
Doch gab er noch mit allem Fleiß
Besuche bey Emiren.

Sein junger und geistreicher Sohn
War reizend zum Gefallen,
Und es gefiel auch Ktesiphon
Den jungen Mädchen allen.

Einst nahm er diesen jungen Herrn
Mit zu der keuschen Spröden;
Emire sah ihn, sah ihn gern,
Doch hört sie ihn nicht reden.

Ach! dachte sie, was für ein Mann!
Schön, wie ich keinen sahe!
Allein, daß er nicht sprechen kann,
Das geht mir warlich nahe.

Doch eh ein Monath noch verschwand,
Sah sie den Jüngling wieder,
Er sprach, und sprach mit mehr Verstand
Als Euphrosinens Brüder.

Doch sprach er nicht ein einzig Wort,
Vom Reize unsrer Sprödeu,
Gieng, ohne sie zu lieben, fort,
Und ohne sich zu tödten.

Ja, sprach Emire, sonder Scherz,
Der Jüngling weiß zu leben;
O! hätt ihm Zevs ein zärtlich Herz
Statt so viel Witz gegeben.

Einst war die Schöne ganz allein
Bey ihrer Euphrosine,
Und schnell trat Kteſiphon herein
Mit seiner sanften Miene.

Kaum als er Euphrosinen sah,
Fühlt er in seinem Herzen
Der Liebe Reiz; Er that galant
Und wußte fein zu scherzen.

Er sagt' ihr Treu und Liebe zu,
Und was sein Herz empfunden;
Emire, ach! was dachtest du,
Wie war dein Stolz verschwunden!

Nun kanntest du der Liebe Frucht,
Doch sonder ihre Freuden,
Stolz, Mißgunst, Gram, und Eifersucht,
Verdoppelten dein Leiden.

Drauf ward Emirens Freundschaft lau
Die sonst ihr Herz beseelet;
Denn Euphrosine ward zur Frau,
Und Ktesiphon vermählet.

Ihr Glück, ihr einzger Wunsch war ganz
Verloren für Emiren;
Mit Schmerz sah sie den Hochzeitkranz
Der Freundin Schläfe zieren.

Ach, rief sie oft, sonst dacht ich nie,
Daß so die Liebe quäle;
Nun herrscht sie mit Melancholie
Durch meine ganze Seele.

Wie Leute, die's mit angehört,
Erzählet haben sollen,
Hat sie, von Träumen oft bethört,
Den Jüngling haben wollen.

Ihn oft in ihrem Arm gedacht,
An ihre Brust gedrücket,
Bis sie, zu neuem Gram erwacht,
Sich schnell getäuscht erblicket.

Sie war, was kränkt wohl je so sehr!
Nicht mehr der Schmuck der Schönen,
Und der Gespielen Neid nicht mehr,
Nicht mehr des Jünglings Sehnen.

Nun suchte sie der Liebe Brand
Bald hier bald da zu stillen;
Doch selbst der plumpe Cornbant
Entzog sich ihrem Willen.

Früh, eh die Zeit es noch geboth,
Verblühten ihre Wangen;
Bald war ein Mann, bald war der Tod
Ihr sehnliches Verlangen.

Ihr folgte wohlverdiente Schmach;
Bald war sie frech, bald blöde;
Und alle Kinder schrien ihr nach:
Dort läuft die alte Spröde.

Wie viel sie Jahre noch gelebt,
Verschweigt uns die Geschichte;
Doch, Mädchen, zittert und erbebt
Vor solchem Zorngerichte.

Noch ist es Zeit; Geht, liebt, und küßt,
Daß Hymen euch entzücke,
So lieb euch euer Leben ist,
Reizt ja nicht Amors Tücke.

XLVIII.

Der bestrafte Midas.

Apollen zu beschämen
Durch Lieder und Gesang,
Und Nymphen einzunehmen
Durch seiner Pfeife Klang;
Saß auf des Tmolus * Spitze
Der ungezogne Pan,
Und fieng mit schwerem Witze
Ein Lied zu pfeifen an.

Bedeckt mit Laub und Eicheln
Horcht Tmolus aufs Geschrey,
Und, ungewohnt zu schmeicheln,
Lacht er der Stümperey,
Und wendet froh als Richter
Sein waldicht Angesicht
Hin zu dem Gott der Dichter,
Zu hören, was er spricht.

Von majestätischer Länge
Umfloß ein Purpurrock
Den Vater der Gesänge;
Und um die Locken bog
Sich blühend, gleich dem Dichter,
Ein ew'ger Lorberzweig;
Ihm lächelte der Richter
Und Phöbus sang so gleich.

Durch

* Tmolus, ein Berg in Lydien.

Durch süße Silberſaiten
Hüpft trillernd ſein Geſang,
Und laut von allen Seiten
Schallt Beyfall ihm, und Dank.
Nur Midas, aufgeblähet
Vom Geiz, hat kein Gefühl,
Er lobt den Pan, verſchmähet
Apollens Saitenſpiel.

Doch bald beſtraft den Thoren
Der Gott für dieſen Hohn.
Zwo lange rauche Ohren
Trug er mit Schimpf davon.
O! wär der Gott der Dichter
So ſtrenge wie zuvor;
Wie mancher Verſerichter
Bekäm ein langes Ohr.

XLIX.

Rosilde. *

Der Mond gieng auf, Rosilde saß
Im Kämmerchen und harrte,
Und guckte durch das Fensterglas,
Obs Gartenpförtchen knarrte,
Da sollt ihr Buhle kommen her.
Geschmückt mit Waffen und mit Wehr,
Weit über Meereswogen
Ihr Gatte war gezogen.

Still alles war, kein Blättchen rauscht,
Kein Gartenpförtchen knarrte,
Sie zürnt und glüht, und guckt und lauscht,
Gieng hin und her und harrte:
Urplötzlich horch! das Posthorn tönt!
Der Sturmwind saust, der Boden dröhnt.
Rosilde hört mit Zagen
Eilf Uhr die Glocke schlagen.

Und donnernd rollts herein zum Thor,
Daß Schloß und Riegel sprangen;
Und schnell die Stiegen kömmt empor
Trap, trap ein Mensch gegangen.
Und horch! des Saales Pförtchen schwirrt,
Und rauschend, rauschend kömmts geklirrt!
Zum starren Marmorbilde
Ward Buhlerin Rosilde.

Ganz

* Berger.

Ganz leise pocht es an die Thür,
Dann trat es in das Stübchen,
Dann pocht es an die Kammerthür
Und rief, thu auf mein Liebchen.
„O Himmel! Männchen! Gott! wie sehr
„Hab ich geschwitzet, Gott, woher?
„Noch zittern mir die Glieder,
„Ists möglich, kömmst du wieder?

Holla, was machst du, Liebchen, sag,
Bist mir auch treu geblieben?
Hast Buhlerey und Lustgelag
Entsagt, wie du geschrieben?
„Gehalten hab ich dir den Bund,
„Den, Schätzchen, einst mit Hand und Mund
„Laut vor des Himmels Ohren
„Am Altar ich beschworen.

Holla! mein Kind, ich wittre Spur
Von buhlerischen Küssen!
Hast nicht gehalten Pflicht und Schwur,
Wirst, Liebchen, büssen müssen!
„Ich schwör beym Himmel über mir,
„Bey Gott im Himmel schwör ich dir!
„Hab, seit du fortgezogen,
„Der Liebe nicht gepflogen!

Schwört Liebchen noch! „Ward untreu ich,
Will ewig seyn verloren!„
Schwört Liebchen noch? Gott rette dich,
Hast, Liebchen, falsch geschworen!

„Grau-

„Grausamer, warum quälst du mich?
„Wärd unsren ich, so müsse mich,
„Eh sich die Wolken röthen,
„Des Himmels Rache tödten —

Wohlan, schön Liebchen, folge mir
Zum herrlichsten Banquette!
„Wie, Schätzchen, heute noch von hier?
„Noch vor der Morgenröthe?
„Jens weit von hier? Am Meeresstrand.
Herzliebchen her die kleine Hand!
Horch, wie die Rappen scharren
Und Ax und Räder knarren!

„O! Schätzchen, bleib, der Sturmwind saust,
„Gewitterwolken ziehen!
„Horch! wie von fern der Donner braust,
„Sieh, wie die Blitze glühen!
Laß Donner brausen, Blitze glühn;
Laß eben hin, laß unten hin
Des Himmels Veste zittern
Und Erd und Abgrund schüttern!

Gehorsam schlich und schwankete
Nosilde fort mit Zagen,
Ein Schwarm Bedienten horrete
Rund um den schwarzen Wagen.
Sechs Rappen bäumten, schnoben Gluth;
Steif saß, mit langem Bart und Hut
Mit Gold gesticktem Rocke
Ein Kutscher auf dem Bocke.

Im

Im Hui hinein auf ſamtnen Sitz
Roſilde ward geſchwungen.
Und huſch! ihr Männchen, wie der Blitz
Kam hinterher geſprungen.
Und Burr! wie Blitz und Donner flog
Der Wagen über Stein und Stock,
Durch Graben, Sumpf und Hecken
Giengs im Galop mit Schrecken.

In bange Todesnacht gehüllt
Stehn Himmel, Mond und Sterne.
Gleich tiefen Orgelpfeifen brüllt
Der Donner in der Ferne.
Und Feuer hier, und Feuer dort!
Und dönnernd flog der Wagen fort!
Mit ſchlängelndem Gefieder
Fliegt Blitz die Räder nieder!

Und überall hauſt Nacht und Sturm
Vom Donnerſtrahl begleitet.
Und horch! und horch! dort auf dem Thurm
Die Todtenglocke läutet!
Sieh da! ſieh Geiſterſchaaren ziehn!
Horch! langſam oben überhin
Den Donner rollend brauſen,
Den Sturm in Wirbeln ſauſen!

O weh, o weh! Roſilde rang
Die Hände, ach! verloren!
Holla, Holla! wird Liebchen bang?
Hat Liebchen falſch geſchworen?

„O

„O Schätzchen, nein, der Sturm, die Nacht
„Und Blitz und Schlag und Donner macht
„Entsetzen mich, und zagen,
„Laß halten, ach! den Wagen.

Nicht halten, Kind! Fort Rappen, fort
Beflügelt eure Füße!
Auf Kutscher, auf zum Tanze fort,
Rasch über Berg und Flüße!
Und sausend, sausend gieng der Zug!
Und Blitz und Donner heult' und schlug
Mit schlängelndem Gefieder
Rund um den Wagen nieder!

Horch, Hörnerschall, horch Jagdgeschrey
Aus rauher Jäger Munde!
Horch, Hussa, Hussa! jagts herbey
Tief aus des Waldes Grunde!
Waldjäger her! mit Roß und Sporn
Mit mir zum Fest! stoßt in das Horn!
Geschmückt mit grünen Zweigen
Tanzt mit in Wirbelreigen.

Und trampelnd aus dem Wald hervor
Mit Tannenreisern plötzlich
Gestürzet kam ein Jägerchor,
Und tobete entsetzlich.
Laut schmetternd tönt des Hifthorns Schall,
Und Todtenangst und Höllenqual
Rostilden durch die Glieder
Fuhr zickzack auf und nieder.

Wird Liebchen bang? Holla! der Lauf
Bald, bald wird er sich schließen:
Wird Liebchen bang? auf, Kutscher, auf,
Auf laßt die Zügel schießen.
Und sausend, sausend gieng der Zug,
Und Blitz und Donner heult' und schlug
Mit schlängelndem Gefieder
Rund um den Wagen nieder.

Horch, hurra, hurra, Schifferkling
Aus hohlen, rauhen Hälsen!
Horch, Wuthgeheul, horch, Todtensang
Auf Klippen und auf Felsen,
Sieh da! sieh da ein Flammenheer
Walzt über Wasserfluthen her,
Laut donnernd gehn die Wogen
Empor zum Sternenbogen.

Auf Schiffer auf, mit mit zum Tanz,
Zum festlichen Bankuete!
Beym Pfeifenklang, beym Lampenglanz
Tanzt bis zur Morgenröthe.
Und sausend flog ein Schif ans Land,
Und hurra, hurra, kams gerannt.
Wild schnaubend immer weiter
Flog, Wagen, Roß und Reuter.

Burr, still blieb Roß und Wagen stehn
Hart an des Kirchhofs Mauer,
Hohläugigt hundert Männer gehn
Heraus in schwarzer Trauer,

Und jeder grinſ't mit nacktem Zahn
Die Buhlerin Roſilde an.
Aus Gruft und Grab zum Reigen
Empor die Todten ſteigen.

Und ſchnell verſchwand Roſildens Mann;
Im Todtentempel fiengen
Beym Todtenmahl die Geiſter an
Den Rundgeſang zu ſingen.
Und Orgelſchall, und Glockenklang,
Und Wuthgeheul, und Todtenſang
Statt Paucken, Horn und Geigen
Beflügelte den Reigen.

Und jeder bot der Buhlerin
Zum Tanz die kalten Hände,
Und ſchleudert hin und her und hin
Roſilden an die Wände,
Und liebgekoſt, und liebgeherzt,
Und rumgetanzt, und rumgeſcherzt
Wohl über Leichentrümmer
Ward bey der Amoeln Schimmer.

Und horch! den Hahn! horch Seigerſchlag!
Bald wird der Tag beginnen!
Im Hui war Tanz und Luſtgelag
Und Sang und Klang von hinnen.
Roſilde bis an frühen Tag
Zerſchmettert an dem Altar lag;
Dann ward mit Sang und Klagen
Zu Grabe ſie getragen.

L. Fo:

L.

Forelle. *

Forelle war ein ſchönes Kind,
Alt ſechzehn volle Jahr;
Schlank war ihr Wuchs, ein Spiel dem Wind
Ihr braunes Ringelhaar.
Sie floh die Welt, ihr Aufenthalt
War die beblümte Au;
Ein friedſam Thal, ein dunkler Wald
Bedeckt mit Himmelblau.

Im Veilchenthal am klaren Bach
Saß, ſich beſpiegelnd, ſie;
Aus ihren blauen Augen ſprach
Stolz und Melancholie.
Doch ach! der Wangen Noth verſchaft
Dem Mädchen Freunde nicht,
Mit Pünktchen von Maßholderſaft
Beſprengt ſie ihr Geſicht.

Und ſetzet ſich in Sonnenſchein
Auf einen Hügel hin,
Die bunten Pünktchen trocknen ein
Am Buſen und am Kinn.
Verliebt in ſich, hört ſie den Klang
Der Abendglocke nicht,
Sieht nicht der Sonne Untergang
Beym vollen Mondenlicht.

* Berger.

Doch macht der Blätter Rascheln bang
Dem Mädchen, furchtsam schoß
Ihr Blick nach dem Geräusch, da sprang
Ein Räuber auf sie los.
Im grünen Haselschatten lag
Nicht fern vom Bach, in Ruh
Der Junker Hecht den ganzen Tag,
Und sah Forellen zu.

Nun da die stille Nacht begann,
Die Flur entvölkert ruht,
Nennt er den kleinen Berg hinan
Mit einer Brust voll Gluth.
Schnell, wie der Wind, flog durch den Hain
Forelle — Hecht ihr nach;
Dich, Mädchen, hohl ich noch wohl ein,
Der wilde Junker sprach.

Des Mädchens flügelschnellen Lauf
Verzogerte kein Stock,
Die Wurzeln hielten sie nicht auf,
Nicht ihr damaßner Rock;
Zerrissen ward er mit Gewalt,
In der Verzweiflung Wuth;
Auch gieng verloren in dem Wald
Des Junkers Federhut.

Ein Fels, hoch wie der Königstein,
Verschloß des Mädchens Lauf.
Umsonst, sie klimmt beym Mondenschein
Mit Hand und Fuß hinauf.

Und

Und zitternd, wie ein Espenlaub
Blickt schüchtern sie zurück —
Ach Gott! da sieht sie sich ein Raub
Im nächsten Augenblick.

Ihr blaues Aug starrt himmelan,
Sie fleht in dieser Noth:
Gebt mir, zu fliehen, freye Bahn,
Ihr Götter, oder todt —
Sie sprachs — da schnappt des Junkers Hand
Nach ihrem Rock, doch ach!
Sie ließ dem Räuber das Gewand
Und sprang vom Fels in Bach.

Vom blinden Ungestüm entbrannt,
Stürzt sich in seichten Bach,
Des Mädchens Rock noch in der Hand,
Der Junker wüthend nach.
Verwandelt wurden sie behend
In Fische vom Geschick,
Hecht und Forelle fort genennt
Bis diesen Augenblick.

LI.

Perette. *

Man weiß, die guten Feen sind
Den Kindern sehr gewogen,
Drum ward von Fee Mab ein Kind
Der Mutter auch entzogen;
Ein Mädchen niedlich vom Gesicht,
Perette hieß es, falls mich nicht
Mein Währmann hat belogen.

Der Fee Mab Erziehungsplan
War nach der Etikette,
So daß wohl Basedow daran
Nichts auszusetzen hätte.
Zu allen ohne Zwang geführt,
Was junge Frauenzimmer ziert,
Ward Fräulein von Perette.

Sie war nunmehr just sechzehn Jahr,
Und konnte nähen, sticken,
Ja zeichnen konnte sie so gar
Filet wie Kanten stricken.
Sie kleidete sich mit Geschmack,
Sie nahm mit Anstand Schnupftabak
Und tanzte zum Entzücken.

Sie

* Weppen.

Sie war ſo häußlich, als galant;
Einſt, ohne ſie zu quälen,
Hieß Fee Mab ſie einen Stand
Fürs künftige zu wählen.
O wähle, ſprach ſie, ſelbſt für mich,
Doch, liebe Fee, ich bitte dich,
Mich noch nicht zu vermählen!

So ſehr gefiels Peretchen hier,
Geliebkoßt von den Feen,
Du mußt, ſprach Mab darauf zu ihr,
Auch andre Mädchen ſehen;
Die ich erzog als Fee Mab,
Und ihnen hübſche Männer gab;
Sollſt drum auf Reiſen gehen.

Auf Reiſen gehn? Kein Menſch wird das
Als Klugheit an ihr preiſen.
Die Fee redet wohl im Spaß?
Nein, nein, es wird ſich weiſen.
Verwandelt ward das arme Ding
Durch ihre Kunſt in Schmetterling,
Und ſo muß ſie nun reiſen.

Im Hui giengs über Fluß und Wald,
Und über Thal und Hügel,
Und kam zu Frau Honeſta bald
Mit Hülfe leichter Flügel,
Als eben Frau Honeſta ſaß
Und Schmolkens Abendandacht las,
Vor ihrem großen Spiegel.

Sie ſprach von Tugend und von Pflicht
Mit jedem Zeitkunde;
Und für ihr heiliges Geſicht
War jedes Lächeln Sünde.
Wer dieſe fromme Frau erblickt,
Preißt ihren Ehmann höchſt beglückt,
Nur nicht das Hausgeſinde.

Er, der nie Eyferſucht gelernt,
War ſeiner Handlung wegen,
Als Miß Perett' erſchien, entfernt.
Sie las den Abendſegen
Erſt laut; dann rief ſie leiſ': Herein!
Und ſchloß ſich mit dem Diener ein,
Die Rechnung nachzulegen.

Beſtürzet flog Perette fort
Durch eines Fenſters Ritze,
Und kam an einen andern Ort,
Zu Phrynens Ritterſitze,
Die eben aufgeſtanden ſaß
Und galliſche Romanen las,
Verbrämt mit falſchem Witze.

Ein Kammermädchen war bemüht
Sie nach der Kunſt zu ſchmücken.
Bald kömmt ein junger Herr, und ſieht
Sein Glück in ihren Blicken:
Sie ſpricht mit ihm von Schauſpiel, Ball,
Cadeaux, Concert und Carneval,
Und Klubbs und Pickenicken.

Als Kammerjungfer und Friseur
Mit ihren Putz und Haaren,
Nach drey vier Stunden à bon' heur
Nun endlich fertig waren.
Entfernt sie beyd', und säumet nicht
Dem jungen Herrn, der viel verspricht,
Ihr Herz zu offenbahren.

Sie eilt, was der Roman erzählt,
Von schlauer Kunst zu lieben,
(Bloß daß sie nicht romantisch quält)
In Praxi auszuüben.
Allein ihr unbelebter Mann
War ohne Wissen neben an
Im Kabinet geblieben.

Er donnerte im ernsten Ton
Nicht nach der Franzen Sitte:
Perette flog so scheu davon,
Als wenn sie selber litte;
Und kam, noch stets als Schmetterling,
In ein Gebäud, ein Mittelding
Von Hause und von Hütte.

Hier wohnte die gelehrte Frau,
Die sich Alzinde nennet,
Die jeden Fixstern sehr genau
Nur ihren Heerd nicht kennet.
Kömmt hungrig ihr Gemahl zu ihr,
So zeigt sie ihm ein seltnes Thier,
Das Büffon so benennet.

Wer sie besucht, den bittet sie
So gleich auf ein Gerichte
Metaphysik, Astronomie,
Moral, Naturgeschichte;
Dabey dient Muschel und Insect
Und Petrefactum zum Confekt,
Auch Griechische Gedichte.

Perette war noch nicht so klug
Hieran Geschmack zu finden,
Darum verließ sie schnell genug
Zu ihrem Glück Altzinden;
Denn sie verfolgt' das arme Ding,
Weil noch kein solcher Schmetterling
War weit und breit zu finden.

Umsonst, entflohen war ihr Raub
Durch plötzliches Verschwinden,
Hin in ein Haus voll Schmutz und Staub,
Das heißt zu Frau Phrginden.
Da war kein Stall, da war kein Loch,
Das sie geduldig nicht durchkroch,
Ein Hünerey zu finden.

Jedoch, ihr Gatte, den sie sich
Aus eigner Wahl erkohren,
Lebt' auch so fein und säuberlich,
Als wie für sie gebohren;
Nichts war für diesen Sonderling
Zu schmutzig, sauer und gering.
Gieng nur kein Deut verlohren.

Perette hatte bald dieß satt,
Zur Reinlichkeit erzogen.
Nachdem sie noch durch manche Stadt,
Durch manches Dorf geflogen,
Kömmt sie zur Fee Mab zurück,
Erzählet alles Stück für Stück,
Gleich mir, nichts zugelogen!

Nach welchem Muster willst du dich,
Sprach Fee Mab, nun bilden?
Nach keinem, sprach sie, bild ich mich,
Noch eher nach den Wilden.
Ist das die Frucht von deiner Müh,
O Fee Mab, womit du sie
Gesucht so schön zu bilden?

Mab sprach, die alle, die du sahst,
Liebt ich als gute Kinder,
Und die Erziehung die du hast,
Die hatten sie nicht minder.
Doch seit ich ihnen Männer gab,
Nahm alles gut' an ihnen ab —
Sind auch die Männer Kinder?

Nun liebes Mädchen ziehe dir
Aus diesem Beyspiel Früchte;
Bleib fromm; Perrettchen schwur es ihr
Mit redlichem Gesichte.
Doch ob Perrettchen in der That
Als Frau stets Wort gehalten hat,
Davon schweigt die Geschichte.

LII.

Wilibald und Adelstein. *

Es war einmal ein Edelmann,
Der hat ein Töchterlein;
Der Edelmann hieß Wunderstan,
Die Tochter Adelstein.

Die Tochter war wohl hübsch und fein
Und hatte hohen Muth,
Auf ihren lichten Wängelein
War ein gesundes Blut.

Kohlpechschwarz war ihr schönes Haar,
Ihr Aug, wie reife Schleen,
Im ganzen Böhmerlande war
Kein schöneres zu sehn.

Von weit und breit, von nah und fern
Kam mancher Edelmann,
Kam mancher von den großen Herrn
Zum alten Wunderstan.

Und warb, und warb ums Töchterlein
Wohl manches liebe Jahr,
Und sah nach vielem Werben ein,
Daß nichts ihm möglich war.

Denn

* Brown.

Denn ſtolz war Fräulein Adelſtein
Und hatte hohen Sinn,
Und ſah auf aller Ritter Freyhn
Nur über Achſel hin.

Und träumte wohl zu jeder Friſt
Vom Prinz mit Leut und Land,
Und meynte, wer kein Prinz nicht iſt,
Erwirbt nicht meine Hand.

Und wär auch wohl in der Provinz
Kein Mann ſo ſchön als er,
So groß, ſo reich — iſt er kein Prinz,
Er kriegt mich nimmermehr.

Einſt aber da ſie ganz allein
Am Tulpenbeete ſaß,
Und bey dem lieben Mondenſchein
Sich und den Prinz vergaß.

Da kam der Ritter Wilibald,
Ein munterer flinker Herr,
Nicht mehr zu jung, noch nicht zu alt,
Am Tulpenbeete her.

Der warb, und warb um ihre Hand
Wohl manches liebe Jahr,
Und ſahe, wenn ein Jahr verſchwand,
Daß nichts ihm möglich war;

Jetzt legt ers ihr so nah ans Herz,
Daß er ihr Herz gewann;
Sie sah ihn an, ihr schlug das Herz,
Sie nahm den Rittersmann.

Der Mond, der Nachtigall Gesang
Macht ihr die Brust so warm,
Ihr ward so angst, ihr ward so bang,
Sie nahm ihn in den Arm.

Drauf sprach der Ritter Wilibald:
„O schönes Fräulein, du,
„Du meines Herzens Aufenthalt,
„Du meines Lebens Ruh!

„Ach! ändert sich dein Lieben nicht,
„Bleibst du mir zugethan?
„Und hältst du, was dein Mund verspricht,
„Und bleib ich dein Galan?

„Noch fürcht' ich, Fräulein Adelstein,
„Du hältst mir nicht dein Wort,
„Wenn ich werd in der Fremde seyn,
„Ist deine Liebe fort.

„Da kommt ein andrer, führt dich hin,
„Weit über Berg und Thal,
„Ein reicher Graf, der nimmt dich hin
„Zu seinem Ehgemahl.

O süßer Ritter zage nicht,
Kein andrer nimmt mich hin,
In Ewigkeit das nicht geschicht,
Weil ich dein eigen bin.

Und wär auch wohl in der Provinz
Kein Mann so groß als er,
Wär er ein Graf, wär er ein Prinz,
Er kriegt mich nimmermehr.

„Herzliebste, gieb mir deine Hand,
„Du wollst mein eigen seyn,
„Dieweil ich zieh in fremdes Land
„Weit in den Krieg hinein.

Hier, Ritter, hast du meine Hand,
Ich will dein eigen seyn;
Kein Herr im ganzen Böhmerland
Kriegt Fräulein Adelstein.

Und werd ich eines andern Frau,
So fahr zur Hölle ich
Am Hochzeittage! Ritter, schau!
So hoch verschwör ich mich.

Auf dich wart ich zwey Jahre wohl,
Und solltens drey auch seyn;
Hier ist mein Ring, dein Fräulein soll
Nie einen andern freyn.

Des ward der Ritter hoch erfreut,
Er meynt, im ganzen Reich
Sey ihm, an Glück und Seligkeit
Kein Fürst, kein Herzog gleich.

Drauf gab sie ihm, er ihr die Hand,
Viel Küsse oben drein,
Drauf zog er fort ins Türkenland
Weit in den Krieg hinein.

Da focht er viel mit hohem Muth,
Da hieb er treflich ein,
Da schont er nicht sein junges Blut,
Des Fräuleins werth zu seyn.

Und wo er gieng, und wo er stand,
Lag sie ihm nur im Sinn,
Und ins geliebte Böhmerland
Flog mancher Seufzer hin.

Doch ach! kaum war ein Jahr vorbey,
Da kam ein edler Mann,
Ein Graf, gefällig wie der May,
Zum alten Wunderstan.

Er kam mit Diener, Kutsch und Pferd,
Mit Gold und Edelstein,
Mit vielem Geld und geldeswerth,
Sein Töchterlein zu freyn.

Das däucht dem Alten treflich gut,
Ob ſeiner Adelſtein,
Und gieng zur Tochter wohlgemuth,
Zum lieben Töchterlein.

Schau auf, ſchau auf, mein Töchterlein,
Sieh, ich bin alt und ſchwach,
Der Graf begehret dich zu freyn,
Gieb ſeinem Werben nach.

Er iſt ein edler Degenknopf,
Bekannt im ganzen Reich,
An Würde, Reichthum, Herz und Kopf
Iſt ihm kein Ritter gleich;

Dein Bräutgam zog ins Türkenland
Weit in den Krieg hinein;
Was wartet auf ihn deine Hand?
Schau auf, mein Töchterlein.

Dem Fräulein giengs behaglich ein,
Sie folgt dem Vater bald,
Und ſäumte nicht den Graf zu freyn,
Vergaß auch Wilibald.

Der Alte gab ein groß Banquet,
Er hat ins ganze Land
Nach mancher leckern Rarität,
Viel Bothen ausgeſandt.

Von weit und breit, von nah und fern
Kam mancher Edelmann,
Kam mancher von den großen Herrn
Zum alten Wunderkan.

Und wollt sein schwarzbraun Töchterlein
Im Hochzeitkranze sehn,
Und mit der frölichen Adelstein
Zum Traualtare gehn.

Doch als die aufgeblähte Braut
Am Traualtare saß,
Und nur auf ihren Grafen schaut
Und Wilibald vergaß;

O weh! o weh! hört was geschicht,
Ihr Jungfern merkts euch fein;
Und brecht den Schwur der Liebe nicht,
Wenn ihr wollt glücklich seyn.

Sieh, Hurlepurl, ein Wirbelwind
Kommt, dreht sich wie ein Tanz
Um Wundersians treuloses Kind;
Weg war der Jungfernkranz!

Und als sie drauf vorm Altar stand,
Der Pfarr den Segen gab,
Sprang ihr von der treulosen Hand
Der goldne Trauring ab.

Ihr schlug das Herz, durch Mark und Bein
Fuhr ihr der Schrecken bald,
„O räch dich nicht an Adelstein
„So schrecklich, Wilibald!

Allein vollendet ward die Trau,
Der Hochzeitschmauß hub an,
Sie war des Grafens liebe Frau,
Er war ihr lieber Mann.

Und nun giengs an den Hochzeitreyhn,
Es scholl im ganzen Saal
Viel Kling und Klang, Flöt und Schalmeyn,
Trompet und Pauckenschall.

Heidideldum! was tanzten nicht,
Von nahen und von fern,
Mit schön und garstigem Gesicht,
Für Damen und für Herrn!

Hast! wie giengs wohl rechts und links
Die Kreuz und in die Quer,
Saal auf Saal ab, bald rechts bald links,
Wie lustig giengs da her!

Und husch, wie giengs durch alle Reyhn;
Als zum Trompetenklang
Der Graf mit seiner Adelstein
Das alte Liedlein sang:

Als Großpapa sein Weibchen nahm,
War er ein Bräutigam,
Ein Bräutigam, ein Bräutigam,
Als er sein Weibchen nahm!

Doch in der besten Fröhlichkeit
Giengs klapp klapp an der Thür,
Und hui! da kam in rothem Kleid
Ein fremder Cavalier.

Und da er kam, da schnob das Roß;
Und alle sahn auf ihn;
Das Vieh im Stalle riß sich loß,
Und Katz' und Hunde schrien.

Er gieng zur Fräulein Adelſtein,
Verneigt ſich ſchön und tief,
Und ſchwieg noch, als er ſchon die Reyhn
Im Tanz mit ihr durchlief.

Haſt! wie giengs wohl rechts und links,
Die Kreuz und in die Queer,
Saal auf Saal ab, und rechts und links,
Wie luſtig giengs da her!

O weh! o weh! hört was geſchicht,
Ihr Jungfern, merkts euch fein,
Und brecht den Schwur der Liebe nicht,
Wenn ihr wollt glücklich ſeyn.

Denn als er nun zum drittenmal
Den Saal mit ihr durchwallt,
Da ſchallts durch den erhellten Saal
Ganz dumpfig: Wilibald!

Und Wilibald! und Wilibald!
Scholls draußen in der Luft,
Und in dem Hochzeithaus war bald
Ein ekler Leichenduft.

Und ſeht, der ſchöne Cavalier
Nimmt Fräulein Adelſtein
Beym Arm, und wird zur Stunde hier
Ein gräßlich Todtenbein.

Zum Ziegenſchwanze ward ſein Zopf,
Die Hände Adlerklaun,
Das Bein ein Pferdefuß, am Kopf
Ein Ochſenhorn zu ſchaun.

Und um ihn her ward ein Geſtank
Und wilde Schwefelgluth,
Und um ihn hölliſcher Geſang
Von Untreu und von Blut.

„Nun folg mir ſchöne Adelſtein!
„Was ſtehſt du ſtumm und bleich?
„Du wollteſt Wilibalds nicht ſeyn,
„So komm in unſer Reich.

„Du ſchwurſt ihm: Bleib ich dir nicht treu,
„So fahr zur Höllen ich
„Am Hochzeittage in der Reyh
„Der Untreu'n ſichtbarlich.

„Schau, du biſt eines andern Weib,
„Schau, ſchau, nun hohl ich dich
„Am Hochzeittage; künftig bleib
„Bey mir nun ewiglich.

„Glück zu! ſo ſingt zum Hochzeittanz,
„Ihr Fiedler, ſpielt uns auf!
„Wo iſt dein Ring? wo iſt dein Kranz?
„Ich hob dir beydes auf.

„Nun komm mein ſchwarzbraun Mägdelein,
„Was zagſt du dena ſo ſehr?
„Komm fort, komm mit mein Adelſtein,
„Denn darum komm ich her.

Da fuhr er huſch! wie Wirbelwind,
Mit ihr zum Schorſtein ein,
Weg war Herr Wunderſams ſein Kind,
Weg Fräulein Adelſtein.

Mit Knall und Schall, mit dumpfen Ton,
Mit Stank und Schwefelduft,
Auf'm Besenstiehl zog er davon
Wohl mit ihr durch die Luft.

Als das der Graf ersah, da griff
Er rasch zum Mordgewehr,
Und stach sichs durch die Brust, da lief
Sein Blut in Strömen her.

Der Alte schrie, wiewohl zu spat:
O weh! mein Adelstein!
Ach wer ein Herz im Leibe hat,
Erbarm sich ihr und mein!

Drauf schwieg der Mann, drauf starb der Mann,
Für Gram ums Töchterlein,
Der Vater der hieß Wunderstan,
Die Tochter Adelstein.

LIII.

Adelheid. *

Allein auf seiner Ahnen Schloß,
Von Söhnen längst verlassen,
Schon alt, mit seiner Tochter bloß
Ein Ritter lebt. Ihn hassen
Die Nachbarn alle, die vor ihm
Sonst zitterten, und suchten Grimm
Nunmehr ihn zu verderben.

Schnell so nach ihn um Mitternacht
Ein Waldgraf überziehet;
Er nimmt sein Schwerdt beherzt, doch ach!
Sein Arm sinkt schwach, verglühet
Ist meine Kraft! flieh, Tochter, flieh!
Rief er, mein Arm ist kraftlos, sie
Sind endlich Ueberwinder.

Nein, schwur sie, Vater! nein, ach nein!
Laß alles dich umziehen,
Ich bleib; mich liebt ein Tapfrer rein,
Laß mich zu dem itzt fliehen,
Zu Hülf' ihn rufen, denn sein Arm
Scheut nicht Gefahren, nicht den Schwarm
Der Feinde, uns zu retten.

* Dietrichs Musenalmanach 1778.

Im Dunkeln, eh der Morgenstrahl
Sich auf Gebirgen zeigte,
Schwang sie sich auf ihr Roß; und stahl
Sich durch den Feind — erreichte
Schön den Geliebten, eh die Nacht
Verdeckt war, fleht ihn, von der Macht
Der Feinde sie zu retten.

Die Seinen schnell versammlend, schwang
Er sich zu Roß, und trafe
Früh vor dem Schloß noch ein, umrang
Die Feinde noch im Schlafe,
Und machte, Trotz der Uebermacht,
Gefangen Groß und Klein, und brachte
Sie Aselherdens Vater.

„Nimm hin, mein Kind, mein Haab und Gut,
Naht er ihm froh entgegen,
Errettet hat es uns dein Muth,
Genießt es nun im Segen,“
Und Adelheid gab ihm die Hand,
Nahm ihre Perlenschnur und wand
Sie um sein Siegeszeichen.

Und Sieger und Besiegte froh
Bey festlichen Gelagen,
Der ewgen Fehden müde, so
Sich Hand in Hand vertragen,
Daß sie erst manches Stückfaß Wein
Verzechen, und im Zechen fein
Aus Feinden Brüder werden.

Der

Der Wildgraf aber Adelheid
Allmählich selber nimmet,
Durch Schwüre und durch Eitelkeit
Des Vaters Gunst gewinnet;
Und um ihn her mit Schmeicheln ist,
Bis dieser gar sein Wort vergißt,
Das er gethan dem Ritter.

Schnell, wie Aprillenstrahlen oft
Sturm decket, so verschwanden
Des Armen Freuden. Unverhofft
Sprach er: Nun rett aus Banden
Der Saracenen (soll ich dir
Auch Vater seyn) drey Söhne mir;
Sey Adelheidens würdig;

Ihr blondes Haar zerraufend, fiel
Die Arme vor ihm nieder.
„Ach Vater, hin ist hin! wer will,
Schrie sie, wer will dir wieder,
Die Kerker, Wachen, dunkle Nacht
Umgeben, durch des Schwerdtes Macht
Auf Erden wohl befreyen?„

Doch er stracks muthvoll seinen Zug
Beginnt, ruft voller Freuden:
Mein' Liebchen nicht! ist Glücks genug,
Den Tod für dich zu leiden.
Drauf fliegt er über Land und Meer,
Findt aber Thürm' und Kerker leer,
Nur ihrer Gräber Hügel.

Schlau zwingt man nun, der Tück erfreut,
Durch Drohung und Karessen,
Die so gekränkte Adelheit
Den Armen zu vergessen,
Setzt ihr durch Flucht und Kerker zu,
Läßt Tag und Nacht ihr keine Ruh;
Sie muß zuletzt sich geben.

Und Mörder schickt nunmehr der Graf
Dem Ritter schlau entgegen.
Er reitet Nachts durchs Holz; husch! traf
Ein Pfeil ihn schnell. Gelegen
Ein Klosterbruder just noch kam,
Ihn gütig aufhob, mit sich nahm
Und nach dem Kloster brachte.

Nun graußts der Armen, alle Ruh
Aus ihrer Seele flieht,
Sie thut des Nachts kein Auge zu,
Und früh, im Traume, sieht
Sie todtenblaß ihn, sieht, ach! wie
Die Perlen rollen, welche sie
Ihm gab, und Thränen werden.

Einst als das liebe Morgenroth
Durch ihre Fenster lachte,
Rief sie: Scheu Arme nicht den Tod,
Gefahren nicht, verachte
Was um dich! — und verkleidet, treu
Ihn suchend, gehts die Lombardey
Hindurch, in Wald und Wüsten.

Spät

Spät setzt sie einst sich kummervoll
Vor einer Kirche nieder.
Die Thür gieng auf, die Glock erscholl
Vom Thurm, und Sterbelieder
Ertönten durch des Klosters Gang,
Und Paar und Paar kam mit Gesang
Ein Leichenzug gezogen.

„So tapfer stritt ein Ritter nie,„
Scholl dumpf aus dem Gebeule.
„Ein Ritter? ists der Meine (schrie
Sie ferne schon) so eile
Ich nach!„ Sprang muthvoll, da sie nah
Nun auf dem Sarg sein Wappen sah
Ins offne Grabes Höhle.

Der letzte Seufzer, den sie thut,
Dringt zu dem Vater schnelle,
Hier fällt ihm nunmehr Sinn und Muth,
Er muß so fort zur Stelle,
Zieht mit dem Graf, dem auch die Qual
Zu schwer wird, über Berg und Thal,
Sein liebstes Kind zu suchen.

Doch ach! je näher sie so zu
Der Armen Grabe ziehen,
Wirds jedem bänger; Hülf und Ruh
Vergebens suchend, fliehen
Sie, gleich Besiegten aus der Schlacht,
So ohne Rast nun Tag und Nacht,
Und können sie nicht finden.

Spät

Spät kommen sie um Mitternacht
Vors Kloster, wo die Arme
Begraben liegt; das Thorweg macht
Von selbst sich auf; im Arme
Des Ritters ruft: „Kommt Reuter! 'rein,
„Ist kühl, still, hier soll wohl euch seyn!„
Zu beyden Adelheide.

Tod sinkt der Graf hin! Schnell entschwirrt
Vorm Vater, durch die Mauer,
Der Ritter mit ihr — rasch rasch klirrt
Das Thor zu; kalter Schauer
Befällt ihn; Sie verfolgend, bang
Geht er durch einen düstern Gang
Nach bis zu ihrem Grabe.

„Sieh todt uns so vereint!„ so ruft
Ihm jedes noch entgegen.
Ihr Stein weicht, wie ein Blatt, die Gruft
Thut sich nun auf; sie legen
Sich Hand in Hand vor ihm hinein,
Und unterliegend seiner Pein
Sinkt er dahin und stirbet.

LIV.

Zelmor. *

Ein junger Hirte ſaß
Am kleinen Waſſerbache;
Sein Auge war von Thränen naß,
Sein Buſen voller Schmerzen.

Er ſang ſich ſein Gefühl,
Und ſein Gefühl war Liebe:
Von Lieb' erklang ſein Saitenſpiel,
Von Lieb' und ſchwerem Grame.

Er liebte ſehr; doch ach!
Er hatte nichts zu lieben!
Er ſang den Berg, den kleinen Bach;
Sonſt Niemand konnt' ihn hören.

Da kam ein Mädchen, ſchön,
Wie eine Königstochter,
Blieb ſtaunend an dem Abhang ſtehn,
Und horcht' auf ſeine Töne.

„O Jüngling, ſprach ſie dann
Mit ſchmelzendem Accente,
Und eine ſanfte Thräne rann
Ihr von der Roſenwange.

„Wenn eine Harmonie,
„Die Geiſt und Saiten ſtimmet,
„So hilf, ach hilf mit frommer Müh
„Mir meinen Vater retten!

„Die

* Wezel.

„Die schwerste Krankheit schließt
„Ihm bald die Augenlieder.
„Ohn ihn ist Erd und Himmel wüst,
„Ohn ihn kann ich nicht leben.

„Vier Tag und Nächte schweift
„Mein Fuß durch diese Gegend;
„Wo nur ein kleiner Schaumbach läuft,
„Such' ich den Hirten Zelmor.

„Der Hirt ist weit bekannt
„Durch Rath und Heilungskünste,
„Wie mancher Vater lebt im Land,
„Den er den Kindern schenkte!

„Bist du der Wundersmann
„Mit Weisheit so begabet,
„So nimm dich meines Vaters an,
„Und fordre, was dir lüstet!

„Ich will dir Jahre lang
„Dafür als Sclavinn dienen,
„Nicht Arbeit scheun, nicht Müh und Zwang;
„Nur rette meinen Vater.

Ich, sprach der Jüngling, ja!
Ich bin der Kranken Helfer.
Jetzt leider! selbst dem Tode nah,
Durch schweren Herzenskummer.

Komm führe mich zu ihm,
Des schönsten Kindes Vater!
Stärkt mich der mächtge Karinim, *
So sey ihm gleich geholfen.

Mit

* Ein Zauberer, von dem er die Kunst zu heilen empfangen hatte.

Mit Zittern gieng er ihr
Mit manchem Ach! zur Seite,
Sah Erd und Himmel nicht vor ihr
Auf sie allein geheftet.

Durch manch belebend Kraut
Heilt er den kranken Vater;
Und Lust und Wonne tönte laut
Aus jedem seiner Diener.

Da sprach das schöne Kind:
„Du bist mein Herr geworden,
„So bald der Morgen neu beginnt,
„Zieh ich mit dir als Sclavinn.

Nein, sprach er, liebes Kind,
Nein, ich, ich will dir dienen!
So lang ein Morgen neu beginnt,
Sollst du mein Herz regieren.

Sie reicht ihm drauf die Hand
Mit schamhaft scheuem Blicke;
O! was er da bey sich empfand!
Das, Hörer, müßt ihr fühlen.

LV.

Die ſtolzen Weiber. *

Daß mancher ſich zu Tode kränket
Um Ehr und Ruhm,
Das iſt nun, wenn mans recht bedenket,
Von Herzen dumm,
Doch laſſen Weiber ſich verblenden,
Daß ſie voll Wuth
Deswegen kratzen mit den Händen
Sich bis aufs Blut:

Dann muß man bey dergleichen Sachen,
Wie's oft geſchieht,
Sich vollends gar zu Tode lachen,
Wenn man's ſo ſieht.
Jüngſt gieng ich einmal in den Tempel
Und ſaß und ſang,
Da ſah ich gleich ein ſolch Exempel
Auf meiner Bank.

Zwo Weiber ſah ich, ſich entfärben,
Bald blau, bald roth,
Ich dachte gar, ſie würden ſterben
Den ſchnellſten Tod.

Doch

* Berger.

Doch bald verstand ich die Geschichte,
Sie schlugen sich —
Mit Fäusten immer ins Gesichte
Recht grimmiglich.

„Wie? über mich willst du dich setzen?
„Im Kirchstuhl hier?
„Du wirst dich doch nicht höher schätzen,
„Da kömmst du mir!
„Ist nicht dein Mann nur ein — — — ?
„Und meiner ist
„Hier bey dem Gotteshause Küster,
„Singt und verließt.

Vergebens ruft der Herr Magister:
Es ziemt sich nicht;
Es hört die stolze Frau vom Küster
Nicht was er spricht.
Man hohlt drey Mann Soldatenwache,
Die kam kehend,
Und machte dieser Weiberrache
Gar bald ein End.

In einem finstern Thurm verschlossen,
Da saßen sie,
Das hat die Küsterfrau verdrossen,
Ich weiß nicht wie.
Drauf mußten sie sich unterziehen
Der Kirchenbuß,
Und dreymal in der Kirche knien
Am Kanzelfuß.

Und jeder Chriſt ſprach eine Lehre
Den Weibern vor,
Ich that es auch bey meiner Ehre,
Und ließ ins Ohr
Der Weiber dieſe Worte tönen:
Dieß iſt der Lohn
Für ſolche hochmuthsvolle Schönen,
Und gieng davon.

LVI.

Vor dem Fenſter der Geliebten zu ſingen. *

Trallorum larum! höre mich!
Trallorum larum! Leyer!
Trallorum larum das bin ich,
Schön Liebchen dein Getreuer.
Hüll auf den hellen Sonnenſchein
In deinen zwey Guckäugelein.

Durch Nacht und Dunkel komm ich her
Zur Stunde der Geſpenſter,
Es leuchtet längſt kein Lämpchen mehr
Durch ſtiller Hütten Fenſter.
Nichts wachet mehr, was ſchlafen kann,
Als ich, und Uhr, und Wetterhahn.

Auf ſeiner Gattin Buſen wiegt
Sein müdes Haupt der Gatte;
Wohl bey der Henne ſchläft vergnügt
Der Hahn auf ſeiner Latte;
Der Sperling unterm Dache ſitzt
Bey ſeiner trauten Sie anitzt.

Wann? o wann iſt auch mir erlaubt,
Daß ich zu dir mich füge?
Daß ich in ſüßer Ruh mein Haupt
Auf deinem Buſen wiege?
O Prieſterſtand! wenn führeſt du
Mich meinem liebſten Liebchen zu?

Wie

* Bürger.

Wie wollt ich dann herzinniglich
Wie lieb, wie lieb dich haben!
Wie wollt ich, o wie wollt ich mich
In deinen Armen laben!
Geduld, die Zeit schleicht auch herbey,
Ach! Trautchen, bleib mir nur getreu.

Nun lorum larum, gute Nacht!
Dein Herzchen zu bewahren
Empfehl ich dem, der dahin tracht,
Daß wir kein Leid erfahren!
Ade! schleuß wieder zu den Schein
In deinen zwey Guckäugelein.

Der

Winter,

Eine

moralische Betrachtung

von

C. C. L. Hirschfeld.

Neue verbesserte Auflage.

Leipzig, 1775.
Bey Siegfried Lebrecht Crusius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Sie sind verschwunden, die reitzenden Tage, und unterlassen uns, ausser dem süßen Andenken, sie genossen zu haben, nichts als Bilder der Vergänglichkeit. Das Land selbst hat keine Annehmlichkeiten mehr, da seine Bewohner wieder die Städte bevölkern, und ihre Sommerhäuser, vom Nebel bedeckt und von rauhen Winden bestürmt, einer öden Einsamkeit überlassen. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert, und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume mehr blühet, über Felder, wo keine Spur der Erndte mehr ist, und über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblichen ist! In der Luft ist das Concert der Vögel verstummt; und ihre Stille wird etwa nur von dem Gekrächze der Krähen, oder von dem Geschrei der Zugvögel unterbrochen, die wärmern Gegenden entgegen fliegen.

Die Wälder erheben überal ihre falben Häupter, und stürmische Nordwinde treiben die abgerissenen Blätter weit von den Aesten weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Heerden mehr besucht, und von keinem Geblöcke mehr belebt; auf ihren dunklen Abhängen trauret der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Blumenplätze der Gärten liegen zerstört; die Bäume haben ihre Früchte abgeliefert; und die Weichlinge unter den Geschlechtern der Blumen verschließen sich wieder in gewärmten Gewächshäusern, gleichwie keine Schöne es mehr wagt, sich der rauhen Luft anzuvertrauen und in den entblätterten Alleen zu wandeln. Wie melancholisch liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen, und der Hauptschmuck des Feldes, das Grüne, in ein mattes Gelb übergegangen ist, und überal die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen! Die Wolken,

ken, die sich näher zur Erde herabsenken, sind vom kalten Regen geschwängert; ein dicker Nebel ist der Gefährte des Morgens, und langsam steiget der Tag durch die Frühstunden, wie auf Stuffen, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnet wird.

Dis sind freilich Auftritte der Natur, die sich uns jedesmal bei dem Anfange des Winters zeigen. Aber wie abgemessen ist nicht immer die Zeit ihrer Erscheinung! Wie genau sind nicht die Monate der Ruhe für die Erde bestimmt, worin sie sich gleichsam von der Mühe, womit sie den Menschen und den Thieren ihre Nahrung aus ihrem Schoß hervorarbeitete, wieder erholet und neue Kräfte sammlet! Welcher Geist der Weisheit und der Ordnung läßt sich hier nicht in der Regierung des Weltgebäudes sehen, worin alle Theile so genau mit einander zusammenhängen, und jede Scene zu der Zeit und auf die Art abwechselt, wodurch die Vollkommenheit des

Ganzen erhalten wird! Da die ganze Natur lauter Uebereinstimmung ist, soll denn der Mensch, der ein Theil von ihr ist, die Harmonie des Ganzen stören? Soll er es nicht vielmehr für seine wahre Bestimmung halten, durch den rechten Gebrauch seiner Kräfte in dem Kreise, worin er stehe, die Vollkommenheit des Ganzen befördern zu helfen, und das an dem Plane der ewigen Weisheit auszuführen suchen, was zu seiner Sphäre gehöret?

Wie geschäftig ist nicht die ganze Natur, die Absichten ihres Urhebers, und den Nutzen des Menschen zu befördern! Wie reich war nicht der Frühling an aufkeimenden Saamen und Blüten, und welche Menge von Früchten hat der Sommer zur Reife gebracht, und der Herbst uns einsammeln lassen! Nun hat die Erde auf dieses Jahr ihre großen Bestimmungen erfüllet; nun bereitet sie sich wieder zu einer kurzen Ruhe. So ist die Natur in allen Monaten des Jahres geschäftig, und selbst ihre

ihre ſcheinbare Ruhe iſt eine verborgene Wirkſamkeit, und eine Vorbereitung zur neuen Schöpfung. Aber wie mancher unthätige Menſch vernünftet, unbelehrt von der weiſen Natur, den größten Theil ſeines Lebens in einer völligen Geſchäftloſigkeit? Die Annäherung des Winters iſt eine neue Epoche für die Natur und für den Menſchen; und die Veränderung der Jahreszeit wird jederzeit für ihn ein wichtiger Abſchnitt ſeiner Tage. Und ſolte er nicht ihr, wie der Landmann ſeine Garben überzählt, auch die Tugenden überdenken, die er eingeſammlet hat, oder die er hätte einſammlen können?

Wir blicken in die verfloſſenen Tage des Frühlings und Sommers und Herbſtes zurück; und unſere erſte Empfindung iſt Freude und Dankbarkeit gegen den Urheber unſers Lebens. Wie oft hat nicht ein begeiſterndes Gefühl des Vergnügens ſich in unſre Seele gegoſſen, wenn wir die Anmuth des Frühlings ſahen, wenn Berge

und Thäler vor uns grüneten, wenn wir die Lerche in beglänzten Wolken, und die Nachtigal in dunkeln Gebüschen singen und oft ihre Töne in das sanfte Gemurmel eines nahen Baches wischen hörten, wenn die Abendwinde uns auf kühlen Flügeln aus Gärten und Wiesen süße Gerüche entgegen brachten, wenn die Morgenröthe unter dem Gesang der Vögel aus der Dämmerung hervorglühete, oder die entweichende Sonne die Wälder und Hügel mit einem hellen Purpur überstreute? So mancher Tag ist uns unter den Freuden der schönen Natur, oft in einer ländlichen Hütte, oft unter den grünen Umschattungen der Linden, oft an dem Ufer eines geschwätzigen Baches, oft unter den Düften der Orangerie, und oft auf freien Spatziergängen, in der Begleitung geselliger Freunde und munterer Schönen vorübergeflohen. So viele Güter haben uns die Gärten und Felder, außer den Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft geliefert. Können wir

wir uns der verflossnen Monate erinnern, ohne uns noch von frohen Empfindungen erfüllet zu fühlen, und ohne dem Vater der Natur zu danken, der das Jahr mit seinem Gute gekrönet hat? Können wir wohl mit unsern Blicken in die Landschaft hinausirren, ohne hier in einem Thale, wo wir die Reitze des Sommerabends genossen, dort an einem Hügel, wo wir im frohen Gespräch saßen, und neben uns die munitern Heerden weiden sahen, hier an einem Walde, der uns in der Hitze des Mittags mit seinen Schatten kühlte, dort in den weiten Feldern, wo das Getraide für uns reifte, oder an jenen Bergen, wo der Weinstock gedieh, mit einem geheimen Entzücken zu verweilen?

Welche Mannichfaltigkeit ist nicht auf dem weiten Schauplatz der Natur ausgebreitet, und wie sehr ist nicht dadurch für die Erhaltung unsers Vergnügens gesorgt! Nachdem wir uns an der Menge der reitzenden Scenen in den Tagen des

Frühlings und des Sommers gesättiget haben, und ihre längere Gegenwart unsern Geschmack ermüden würde; so läßt der Winter seine Auftritte folgen, die nicht weniger mannichfaltig sind, wenn sie uns gleich oft einförmig zu seyn scheinen. Ein Geist, der weiter als sein Auge urtheilt, findet überal Abwechselung und Mannichfaltigkeit; und eine Untersuchung, die nicht bey den Oberflächen der Dinge stehen bleibt, wird durch Entdeckungen belohnt, die ihre eigenthümlichen Reitzungen haben. Viele angenehme Betrachtungen kan uns die Jahreszeit, der wir entgegen eilen, liefern, wenn wir uns nicht mit den gewöhnlichen Einsichten, die der große Hauffe von ihr hat, begnügen, sondern mit den Blicken eines geübtern Geistes in die Gegenstände eindringen, die sie uns vorstellet. Man urtheilt zu übereilt, wenn man glaubt, daß uns der Winter nicht eben, wie die andern Jahreszeiten, anmuthige Unterhaltungen geben könne; und man kennet ihn nur

halb,

halb, wenn man ihm bloß eine rauhe Gestalt und lauter Beschwerlichkeiten zuschreibt. Und wenn er auch in Vergleichung mit den übrigen Jahreszeiten ein widriges und trauriges Ansehen hat, so wird doch dieses durch die Vorstellung des algemeinen Nutzens und der unentbehrlichen und wichtigen Vortheile, die dadurch erhalten werden, aufgeheitert werden müssen. Sollten also wir, die wir einen so nahen Antheil an der Veränderung der Jahreszeiten nehmen, sie ganz ohne alle Betrachtung der Vortheile, die uns eben dadurch der Regierer der Natur schenkt, antreten? Da solte man am wenigsten die Trägheit oder Unachtsamkeit der Menschen vermuthen, wo es darauf ankomt, die Erde, die sie bewohnen, und die Veränderungen, die sich in der Natur vor ihren Augen zutragen, kennen zu lernen.

Eben die Geschwindigkeit, womit die Jahreszeiten nach einander abwechseln, solte ein neuer Antrieb für den weisen Theil

der

der Menschen sein, sie nicht ohne nützliche Betrachtungen vorüberfliehen zu lassen. Wie oft hören wir nicht bei dem Eintritt des Herbstes die Klage, daß die schönen Monate des Jahres so bald verschwunden sind? In der That eilet unser Leben, wie ein Waldstrom über abhängige Felsen, durch die Abschnitte des Jahres mit jähen Fällen hinunter, und nichts als das Andenken eines weisen Genusses kan uns bei dem schnellen Fortlauf der Zeit aufrichten. Wie viele Winter haben wir nicht schon erlebt, die uns zuweilen zu lange zu dauren schienen, und die uns doch zu keiner Untersuchung ihrer Vortheile veranlaßt haben? So verschwindet diese Jahreszeit vor uns hin, ohne daß unser Geist über sie Betrachtungen anzustellen pflegt, die uns ein Unterricht zur Weisheit und Tugend werden. Lernet, verständige Menschen, auf die täglichen Auftritte der Natur aufmerksam sein, die so nahe vor euren Augen sind, die so geschwinde vorübergehen, und

die

die ihr nicht unbetrachtet verschwinden sehen können, ohne die Würde der Vernunft zu beleidigen.

Die angenehmen Monate des Jahres machen in jedes empfindende Herz einen so tiefen Eindruck, daß wir sie nicht ohne eine geheime Wehmuth und ohne eine Art der Betrübniß ansehen können, wenn sie uns verlassen. Wir lernen den Sommer als einen Freund betrachten, mit dessen sanften Reitzen wir almählig so vertraut, und von dem Genuß so durchdrungen werden, daß unser Herz an seinem Abschied Antheil nimt, und wenn er von uns verschwunden ist, sich gleichsam einer stillen Trauer zu überlassen anfängt. Ich weis nicht, ob dies die Empfindung eines jeden ist; aber ich weis, daß sie zärtlichen Herzen eigen, und daß sie eine Art einer billigen Dankbarkeit gegen die wohlthätige Natur ist. Mit dieser Empfindung verbindet sich ganz gewöhnlich die Aussicht in die Rauhigkeiten und Beschwerden des nahen Winters;

Winters; und wie leicht wird nicht dadurch die Seele ihrer Heiterkeit beraubt, und von dunkeln Vorstellungen umwölkt? Aber es ist der Ruf der Weisheit, die Wolken der Seele zu zerstreuen, die sich vor ihr bei der Ankunft des Winters zusammenziehen. Und wenn uns das Oede, das Traurige, und das Beschwerliche dieser Jahreszeit mißfält, so sind wir es uns selbst schuldig, einen Versuch zu machen, wie weit wir es durch vernünftige Betrachtungen mindern können. Anstat uns über die Unbequemlichkeiten des Winters zu beschweren, lasset uns die Natur in ihrer rauhen Zeit aufmerksam betrachten, und sehen, ob nicht ihre Beschwerlichkeiten sowohl für uns, als für das Ganze nothwendig sind, und ob wir nicht dadurch weit wichtigere Vortheile erhalten. Wer die Natur als ein Weiser betrachtet, für den vermindert sich ihre rauhe Gestalt, und für den wird sie selbst in den Auftritten, worin sie andern mißfält, Anmuth. Er erblickt im Sturm

und

und im Regenwetter, im Frost und im Schnee lauter Ordnung, Weisheit und Wohlthätigkeit, und aus diesen Entdeckungen gießet sich Bewunderung und Fröhlichkeit in sein Herz über.

Die andern Jahreszeiten haben wegen der Milde und Wärme des Himmels, und der mannichfaltigen Annehmlichkeiten des grünenden Feldes so viele Anlockung, daß wir uns gern der freien Luft anvertrauen, und uns ganze Stunden in den Gärten und Lustplätzen des Landes aufhalten. Aber der Winter verschließt uns wieder in unsre Wohnungen, und nöthiget uns auf eine gewisse Art, uns mehr, als sonst, ruhigen Betrachtungen zu widmen. Ihm solten wir von der Muße der langen Abende, die er uns schenkt, die ersten Früchte zu einem Opfer bringen.

2.

So oft unser Blick in die Gegenden hinaus irret, die Ihr das Gebiete des Winters sind; so oft entdeckt er immer neue Verwüstungen, unter welchen selbst die traurigen Ueberbleibsel des Herbstes almählig unkenntlich werden. Noch vor kurzer Zeit war das verblaichende Laub der Wälder noch hin und wieder vom dunkeln Grün durchwebt; die Gärten hatten noch einige Herbstgewächse, woran die Frucht unter verwelkenden Blättern reifte; und auf den Beeten trauerten noch einige Spätlinge der Blumen in matten Farben. Aber wie entblättert stehen jetzt die Wälder, und heben ihre nackten Zweige zu den regnichten Wolken empor! Wie ausgeleert und öde liegen die Gärten, wo überal dürre Blätter den Boden decken, unter dem Fuße emporrauschen, und ein Spiel der Winde werden! Nachdem der Winter seine Regierung angetreten hat, scheint er als ein

Tyran

Tyran es sich zu einem frohen Geschäffte zu machen, alles wieder umzuwerfen, was sein Verfahr, der wohlthätige Sommer, angebauet hatte, und nichts übrig zu lassen, was das Andenken jener angenehmen Zeit wieder erregen könte. Sein verheerender Hauch durchwühlet die stolzen Gipfel der Eichen, und entreißt dem niedrigen Weinstock das letzte zitternde Blätchen.

Wo ist itzt das Lustrevier, in welchem Flora ihre Kinder versamlete? Wo liegen itzt die Beeten, auf welchen die zahlreichen Familien der Tulpen geboren wurden, und in tausendfarbigem Schmucke glänzten? Wo sind itzt die schönen Gebüsche, in welchen die Rosen glüheten, die den bunten Schmetterling oft liebkosend um sich her gaukeln sahen, oder in ihren Knospen die Biene beherbergten, dann gegen den Stral der Morgenröthe sich enthülten, und den kleinen Gast, vom Thau erfrischt, im Glanze des frühen Lichtes davonschwärmen ließen? Wo war es, wo die von der feu-

ſten Hand der Natur gebildete Nelke und die Lilie blühten, und den Reichthum ihrer ſüßen Gerüche rings um ſich her im ganzen Garten verbreiteten? Wo ſind itzt alle dieſe reitzenden Geſchlechter, ſchöne Chlorinde, die Sie an jedem Morgen beſuchten, die Sie oft ſo geſchäfftig mit Waſſer erquickten, und die oft Ihrem Buſen einen duftenden Straus gaben? Alle dieſe Ihre Lieblinge ſind vor Ihren Augen verblühet, und kaum bezeichnet noch ein welkes Blat den Ort, den ſie zierten; nichts iſt mehr von allen Schönheiten Ihres Gartens übrig, als Sie ſelbſt. Warum hebt ſich Ihre Bruſt in wehmüthigen Seufzern, da Sie ihre Blumenbeete öde vor ſich liegen ſehen? Lernen Sie das entbehren, was Ihnen die Natur nicht länger vergönt; und ſich mit dem begnügen, was Sie haben genießen können. Wie manchen Monat haben Sie nicht die Annehmlichkeiten der Blumenflur genoſſen; wie oft hat nicht Ihr Auge ſich an den Reitzen ihrer Farben ergötzt, und

mit

nen welchen Wohlgerüchen sind Sie nicht erquickt worden? Dies war der Genuß, den Sie aus der Hand der Natur empfingen, und dessen Andenken noch eine geheime Wollust ist. Könten Sie wohl mehr begehren, ohne gegen die Güte des Sommers undankbar zu scheinen? Glücklicher als viele Ihrer Gespielinnen, die so oft vor dem Spiegel vergessen, daß sie mehr als Blumen seiu solten, haben Sie selbst viel höhere Reitze, als diejenigen sind, deren Verlust Sie im Garten bedauren; nicht sowohl, weil sie längere Reitze ganzer Jahre der Jugend sind, sondern weil sich in ihnen die Güte Ihres Herzens und jede seine Empfindung der Seele bildet, die einst noch ihren Rest verschönern wird. Indem Sie an den zerstörten Blumenbeeten traurig auf und nieder gehen, und nach Schönheiten suchen, die nicht mehr sind, indem alsdann die Phantasie Ihnen dunkle Bilder vormalet und das Herz stille Wehmuth wird; so dürfen Sie nur an die Reitze Ihrer

rer Seele denken, um sich bei den Auftritten der Vergänglichkeit, womit Sie umgeben sind, wieder aufzuheitern. Ja, Chlorinde, der Gedanke an Ihre innern Schönheiten hält Sie für alles schadlos, was Sie von außen verlieren können; und Sie sind zu weise, als daß Sie in Dingen, die so leicht als eine Blume vergehen, Ihre ganze Zufriedenheit setzen solten. Was sind die Scenen der Welt anders, als Blumen, die nach einander hervorkommen, und wieder verschwinden? Giebt ihnen die schimmernde Farbe, womit sie uns in die Augen fallen, einen dauernden Werth? Nichts, was nur von außen glänzt, und flüchtig verschwindet, ist des Wunsches des Weisen werth; es ist ein Vorrecht der Thoren, ihre Glückseligkeit in Gegenständen zu setzen, die ausser ihnen sind, und die oft noch eher als sie selbst vergehen. Wenn die Ergötzungen, die wir aus dem Anschauen und aus dem Besitze der angenehmen Güter der Welt

schö-

schöpfen, auch eine Aufheiterung unsrer Tage sind; so sind sie doch nicht die wahre Glückseligkeit selbst, die unser Geist begehrt.

Indem wir in diesen Betrachtungen umher irren, wird der weite Himmel mit Wolken umzogen, und gießet ganze Fluthen auf die Erde herab. Sehr sind die kalten Regen, die sich bey dem Anfange des Winters oft ganze Wochen hinter einander ergießen, von den sanften Sommerregen, die dem Menschen Erfrischung und Munterkeit und der ganzen Natur Anmuth gaben, unterschieden; aber noch immer sind sie Werkzeuge der Fruchtbarkeit. Sie erweichen die von der Hitze ausgedörrte Erde wieder, damit die Wurzeln der mannichfaltigen Pflanzen mit neuen Säften erfüllet werden, um nicht im strengen Froste völlig zu vergehen, und damit die Wintersaaten gedeihen können. Die Einrichtungen der Natur, auch wenn sie uns unangenehm und beschwerlich vorkommen, haben ihre weisen und wohlthätigen Absichten;

und kein Vorfal des Lebens kan so widrig scheinen, der nicht eine gewisse Beziehung auf unsern wahren Nutzen hätte. — In welcher melancholischen Gestalt erblicken wir nicht die Natur bei den Winterregen! Die Sonne ist verhüllet, und der Himmel scheint nur eine einzige große Wolke zu sein; von allen Seiten her ist die Aussicht eingeschränkt; alles lieget in einer traurigen Finsternüß, und in banger Erwartung. Die Heiterkeit der Seele verschwindet, und jeder Blick, der durch das Fenster dringt, umhüllet sie mit dunkeln Vorstellungen und Bildern der Melancholie. Nun fangen die Stürme an zu heulen, und der Vorläufer des Regens, der steinigte Hagel, rasselt auf den Dächern und auf den Gassen, und lagert sich in fürchterlichen Haufen vor der Hütte des Landmans, und vor den Palästen der Großen. Endlich ergießen die Wolken ihre nasse Last; das herabströmende Wasser verzehret bald den Hagel, der als ein erlegter Tyran ohnmäch-

tig

tig auf dem Boden liegt und aufgehört hat zu schrecken; es rauscht durch die Canäle der Stadt und erfüllet die Gassen mit wilden Bächen. Die Luft scheint ein unerschöpfliches Behältniß von Wasser zu sein; ganze Tage hinter einander ergießt sich der Regen mit brausenden Güssen, und noch immer ziehen schwangere Wolken am düstern Himmel herum. An den kahlen Bergen und Felsen plätschert das Wasser zu den nahen Flüssen herunter, schwellet sie an, und treibt sie aus ihren Ufern, die sie mit einem wilden Geräusche verlassen, indem sie zu Verwüstungen ausbrechen und die aufgelaufene Saat mit Kies und Schlam überdecken. Jeder kleiner Bach scheint ein Strom zu werden; die niedrigen Wiesen und die Wege schwimmen unter einander, daß das Auge nicht mehr unterscheiden kan, wo der Landman mähete, und wo der Reisende ging. Vergebens sucht die Heerde, die noch den Rest des Grases samlete, den Schatten der Eiche zu einer Decke; ganz

triefend von den Fluten der Wolken eilt sie im lärmenden Gedränge und mit einem klagenden Gebläke den sichern Ställen zu, wo sie Kopf an Kopf steht, und über das unfreundliche Wetter, das sie von der magern Weide trieb, still zu trauren scheint, indessen daß noch ein einsam verirrtes Schaf ächzend umherläuft und allen dürren Gesträuchen entgegen jammert. Das Federvieh flattert den Scheunen und Dächern zu, und faltet seine nassen Flügel zusammen. Die Waldvögel trauren in den Höhlen der Bäume; kein Gesang, keine fröhliche Stimme läßt sich hören; und wenn noch ein Ton erschalt, so ist es ein trauriges Geschwirre, das die Rauhigkeit der Natur anzuklagen scheint. Der Landman, der vom Felde in seine Hütte zurückeilte, sitzt gebückt am wärmenden Feuer, und trocknet, halb vom dicken Rauch eingehüllt, seine durchgenetzten Kleider; oft kommen seine Nachbarn zu ihm, um an der geringen Wärme Theil zu nehmen, und frohe

Ge-

Gespräche unterhalten sie; oft bringen sie ihm Nachrichten von dem Schaden, den seine Heerde oder sein Feld erlitten, und versprechen ihm, edler als ein Fürst, Mitleiden und Beistand. Geselligkeit und wahre Freundschaft mindern jede Widerwärtigkeit, und machen die niedrigsten Hütten zu ehrwürdigen Tempeln. Wenn der Sturm seine kümmerliche Wohnung entdachet, und der arme Landman nun der ganzen Wuth der Luft ausgestellet wird; wie geschäfftig wird alsdann nicht das Dorf zur Wohlthätigkeit, und welches rührende Schauspiel der helfenden Sorgfalt, die einer für den andern hat! Stolz und Neid und Weichlichkeit benehmen die Lust, andern zu helfen; je mehr Aufrichtigkeit und Einfalt bei den Menschen wohnet, desto mehr ist es auch zu Dienstleistungen aufgelegt.

Wie heftig tobt nicht in den Wäldern der Sturmwind, beuget die schlanken Aeste der Buchen, oder stürzt die hohe Eiche nieder, die ihr Haupt in die Wolken hob, und

und der weder Zeit noch Gewitter geschadet hatten! Da liegt sie nun, noch niedriger, als die Gebüsche, über welche sie so sehr erhaben war, mit ihren ausgebreiteten Armen auf die Erde hingestreckt; aber wer bewundert nicht noch ihre Größe, die bei ihrem Fall nichts verlohr, wie der Mann von Verdiensten, aus seiner äußern Würde herabgestürzt, in den Augen der Vernunft nicht kleiner wird? Nicht nur auf dem Lande, auch auf dem Meere übt der Sturm seine tyrannische Wuth aus. Das Meer brauset in fürchterlichen Bewegungen, die Wellen stoßen und jagen sich mit einem wilden Ungestüm, thürmen sich bald den Wolken entgegen, und sinken bald zu einer ungeheuren Tiefe nieder. Wie manche Seele empfindet vielleicht itzt die ganze Angst des Todes, indem das schwache Schiff, in der Hand des Sturms, bald durch die Wolken fähret, bald wieder in schwarze Abgründe hinunterschwebt! Und doch sind die Stürme bei allen Verwüstungen, die sie oft ausbreiten,

breiten; wichtige Wohlthaten der Natur. Sie zertheilen die schädlichen Dünste, die sich bei langen Regenwettern über die Erde zusammenziehen, nehmen der Luft den giftigen Saamen ansteckender Krankheiten, und erfrischen den menschlichen Körper. Und wenn sie auch Verheerungen anrichten, wie klein sind denn nicht diese in Betrachtung der algemeinen Vortheile, die das Ganze empfängt? Wenn auch oft einige Theile leiden, weil die Volkommenheit des Ganzen nicht anders erhalten werden kan, so ist es doch nicht weniger Weisheit und Güte, die unsre Welt regiert. Sol der Urheber der Natur die Gesetze ändern, die er ihr einmal vorgeschrieben hat, weil sie seinem großen Plane angemessen waren? Sol er dem Sturm gebieten, nicht zu toben, damit nicht eine schwache Hütte umgeworfen werde, und indeß die Luft von ihren Dünsten ungereinigt lassen, die in einem ganzen Erdstrich tödliche Krankheiten ausbreiten? Was würdet ihr von einer

solchen

solchen Regierung denken, ihr, die ihr so gern die Natur tadelt, weil ihr zu blödsichtig seid, das Ganze zu übersehn, und nur bei einem kleinen Theile, bei euch selbst, stehen bleibt? Wenn ich auch leide, so denkt der Weise, wenn ich auch aus der Unfreundlichkeit der Witterung einige unangenehme Empfindungen ziehe, wenn ein Gewitter, oder ein Sturm meiner Wohnung, meinem Felde oder meiner Heerde schadet; solte ich denn wider den Regierer der Natur mich empören? Was bin ich doch gegen das Ganze? Was ist mein Verlust gegen die großen Vortheile der Begebenheiten in der Natur, woran so viele tausend Menschen Antheil nehmen, und woran ich selbst bei meinem Schaden zugleich Antheil nehme? Bin ich nicht der Weisheit des Vaters der Natur Bewunderung, und seiner Güte Dankbarkeit schuldig, daß alle seine Einrichtungen das abgemessene Wohl der Welt befördern? Und wenn mir aus den Auftritten der Natur

ein

ein Uebel widerfährt, es sei auch noch so klein, geschieht denn das ohne seine Mitwirkung, und ohne seine Absicht? Und kan diese eine andre sein, als mir ein kleines Uebel zur Quelle eines Glücks zu machen? —

Endlich zertheilen sich die Wolken wieder, nachdem sie ihren reichen Wasservorrath ausgeschüttet haben, und Heiterkeit breitet sich wieder am Himmel aus. Erfreuend ist der Anblick der Sonne, wenn sie einige Tage hinter finstern Wolken verborgen gewesen. In den Tagen des Sommers werden wir ihrer freundlichen Gegenwart gewohnt; aber im Winter gönt sie uns seltner ihren Besuch, und wir lernen ihn schätzen, wenn wir ihn haben entbehren müssen. So gefallen uns oft erst manche Güter des Lebens, nicht, wenn wir sie besitzen, sondern wenn wir sie verlieren. Wir schlummern, wenn wir sie vor uns haben, und erwachen, wenn sie verschwinden. Wir werden erst durch den Verlust auf das

auf-

aufmerksam, was wir besessen haben, und die Empfindung, die wir über die Entfernung eines ungenutzten Gutes verspüren, wird uns ein heimlicher Vorwurf unserer Unachtsamkeit. Glücklich, wenn uns die Abwesenheit eines Gutes eine Lehrerin zur weisen Anwendung wird, sobald wir es wieder erlangen.

Wenn sich auch der Himmel nach langen Umwölkungen wieder aufheitert; so bleibt doch die Erde in ihrer traurigen Gestalt. Matt senket die Sonne ihre Strahlen herab, und leer von Reitz und Leben bleibt alles unter ihrer Beleuchtung. Sie scheint keinen Gefallen mehr an der verblüheten Erde zu finden, und sie nur mit einer Art von Gleichgültigkeit zu erhellen. Dunkel ist ihr Aufgang im Nebel, den sie immer erst bekämpfen muß, und kurz ihre Gegenwart. Auf eine ähnliche Art, um die Scenen der Natur als Lehrerinnen der Weisheit anzusehen, leuchten oft die Strahlen des Geistes, ohne das Herz zu erwärmen;

men; und so sieht der Mensch oft die Freude gleichsam nur in der Ferne, wenn der Winter des Lebens und Unfälle ihn hindern, sie zu empfinden, und wenn auch ihr Schimmer ihm gefällt, so ist er doch unfähig, sie zu schmecken.

Unbeständig ist die Heiterkeit des Himmels in diesen Tagen, und wenig kan man sich auf seine heuchlerische Freundlichkeit verlassen. Wenn er auch gleich einige lächelnde Blicke umherstreuet; so ist er doch bald wieder von Wolken überdeckt, die drohend umherziehen, oder sich mit ungestümen Gewittern ergießen. Wie oft vernichtet nicht der Mittag die Hoffnung eines schönen Tages, den uns der Morgen ankündigte? Und doch trauen wir immer seinem freundlichen Versprechen wieder, und glauben bei jeder kleinen Erhellung, daß die feuchte Finsterniß, die sich über uns ausgebreitet hat, wieder verschwinden werde. So ist der Mensch in ähnlichen Auftritten. Er wird über jede ihn anlächelnde Heiterkeit des

Glücks entzückt, und er vergißt, daß sein Vergnügen von klugem Mistrauen begleitet sein müsse. Er wird getäuscht, und hofft doch immer wieder. Das Glück mag ihm auch noch so oft empfindliche Beweise der Untreue geben, so ist er doch bei jeder neuen Aussicht wieder lauter Freude und Zuversicht. So blendet das Glück den Jüngling und den Mann von einer Hoffnung zur andern, geht oft ihren Wünschen in vollem Glanze auf, und verschwindet mitten in seiner Heiterkeit; sie stehen mit starren Blicken, sehen da die dunkle Wolke, wo lauter Licht war, und ihr schmachtendes Auge wartet auf neue Erhellungen, die entweder nicht erscheinen, oder doch eben so flüchtig wieder vergehen.

Nachdem die Sonne den Tag über mat durch Nebel und Wolken geschimmert, bald ihr Angesicht verhüllet, und bald wieder der Erde einige heitere Blicke gegeben; so geht sie mit einer stillen Eilfertigkeit nieder. Oft schleicht sie unter der Bedeckung grauer

Wolken

Wolken am Horizonte hinunter, daß kein Auge sie bemerkt; oft bezeichnet eine geringe Röthe den Weg, auf welchem sie hinabgezogen ist. Kein frohlockender Gesang der Vögel begleitet ihren Abschied, und keine Flöte schallet von den Hügeln, auf welche sie ihre letzten Strahlen wirft. Ihr Abzug ist ohne alle Feier; Stille und Trauer herrscht durch die weite Natur. Kaum ist sie entwichen, so geht die feuchte Dämmerung in eine kalte Finsterniß über, und bald sind Himmel und Erde lauter Nacht. Alles ist in eine undurchdringliche Dunkelheit eingewickelt; kein Gestirn glimt am umwölkten Himmel hervor; selbst das blasse Horn des Mondes ist verstreckt. Nur der Schein der Lampen flimmert die langen Gassen der Stadt, als eine gestirnte Aussicht, hinauf; ihr mattes Licht durchirret die Finsterniß, und erleichtert sie halb zur Dämmerung. Langsam rücken die unerheiten Stunden zur Mitternacht hinauf, die hin und wieder manchen schwärmenden Schmaus, aber weit seltener den stillen Fleiß eines Weisen endigt.

3.

Die mannichfaltigen Luftbegebenheiten, die sich während des Winters in der Atmosphäre vor unsern Augen zutragen, müssen eben sowohl unsern Verstand zum Nachdenken auffodern, als sie die Einbildungskraft des Dichters und des Künstlers beschäfftigen. Wird es wohl für ein vernünftig denkendes Wesen genug sein, sie blos zu empfinden, blos ihre nützlichen Wirkungen zu genießen, blos sich bei ihrem Anblick in der Natur, und in den glücklichen Nachahmungen der Kunst zu freuen? Fordern sie ihm nicht durch die Empfindung ihrer Schönheit, oder doch durch den Genuß ihres Nutzens auch eine Untersuchung ihrer Natur ab? Und muß diese ihm nicht Vergnügen für ihm selbst und Bewunderung für den unendlichen Regierer der Natur einflößen? Sind die Lufterscheinungen etwa unsrer Betrachtungen unwürdig, weil sie gewöhnlich sind? Der Naturforscher

breitet

breitet gleichsam, als ein Herold der Religion, die Vollkommenheit des erhabensten Wesens aus; und die Ordnung und Weisheit und Wohlthätigkeit in den Werken der Natur bewundern, ist Gottesdienst, oder wem dies Wort nicht gefält, Erfüllung der Absichten ihres Urhebers, die er hatte, als er sie und den Geist des Menschen hervorrief. Sehr eingeschränkt aber ist die Zahl derer, die eine richtige Einsicht in die Natur haben, weil die Menschen entweder zu träge, oder durch die Geschäffte des Lebens zu zerstreuet sind, sie sich zu erwerben, oder weil man die Naturlehre zu sehr in die Dunkelheit der Schulsprache hüllt, als daß sie allen verständlich sein könte. Welches Verdienst würde nicht der Mann haben, der uns ein kurzes Handbuch von den vornehmsten Gegenständen der Natur, in deutlichen und lehrreichen Erklärungen, mit einer socratischen Leichtigkeit und in einer verständlichen und einnehmenden Sprache lieferte, und der die Austheilung eines

solchen Buches unter den Landgemeinden besorgte, wo es gleich nach den Schriften der Offenbarung den ersten Rang haben, und von den Geistlichen oft empfohlen werden müßte.

Unsre Erde ist die Wohnung vernünftiger Wesen, die, in der Hülle eines Körpers gekleidet, hier einige Jahre der Vorbereitung zu höhern Bestimmungen leben, und die indessen der Mittel ihrer Erhaltung bedürftig sind. Die Erde, auf der sie wohnen, ist auch zu ihrer mütterlichen Mährerin verordnet, und deswegen mit mannichfaltigen Früchten, die sie aus ihrem Schooß erzeuget, von der Hand des Schöpfers besäet worden. Würde sie aber die Früchte, die nothwendigen Nahrungsmittel der Menschen, hervorbringen können, ohne durch Thau und Regen befeuchtet zu werden? Jederman kent den Einfluß der Dürre auf den Erdboden. Ist nicht unsre Erhaltung der vornehmste Zweck der Befruchtung der Erde durch den Regen? Aber die

die Weisheit des Regierers der Welt verbindet mehrere Zwecke, die er einander unterordnet, und ihre glückliche Erreichung wird die Ordnung und das Wohl des Ganzen. Müssen nicht auch die Thiere, die nicht nur des Menschen, sondern auch ihrer selbst wegen da sind, auf dem Boden der Erde ihre Nahrung suchen? Auch für sie ergießen sich die Wolken, und beleben die Erde zur Fruchtbarkeit. Allein worin besteht nun die weise Haushaltung der Natur, die den Menschen und die Thiere durch die Hervorbringung der Erdgewächse ernähret? Und wie bildet sie zu ihren wohlthätigen Absichten den Regen?

Um unsre Erde ist von allen Seiten bis auf eine gewisse Höhe ein dünnes durchsichtiges Wesen ausgebreitet, welches die Atmosphäre oder das allgemeine Behältniß der Ausdünstungen ist, die von der Erde aufsteigen. Diese Dünste sammeln sich bald in dicke, bald in dünne Wolken, die den Himmel mit ihren Gestalten und Farben

schmäcken, und in Thau, in Nebel, in Regen und in Schnee und Hagel aufgelöst, der Erde das wiedergeben, was von ihr aufgestiegen ist, und sie dadurch befruchten. Was würden nicht die häufigen Ausdünstungen und Dämpfe, die täglich aus den Körpern emporsteigen, endlich in der Atmosphäre bereiten, wenn sie nicht davon durch die wässerichten und feurigen Lufterscheinungen gereiniget würde? Welche sorgfältige Oeconomie finden wir nicht in den Werkstätten der Natur! Eben die wässerichten Theilchen, die sich durch die Ausdünstung zu verlieren scheinen, verwahret und samlet sie wieder in der Luft, und giebt sie bald in kleinen Tropfen, bald in vollen Güssen, bald in leichten Flocken dem Erdboden wieder, nachdem es seine Bedürfnisse erfordern. Alles ist mit weiser Sparsamkeit angeordnet; in ihrem Ueberfluß herscht keine Verschwendung. Selbst die Ausflüsse, die uns unmerklich sind, verwandelt sie in neue Quellen der Fruchtbarkeit.

keit. Vergebens aber würden die Dünste aufziehen, und Wolken am Himmel erscheinen, wenn nicht die Natur zugleich die Winde verordnet hätte, die Wolken nach gebenen Gesetzen der Weisheit umher zu führen, und die Gegenden zu wässern, die der Befeuchtung bedürftig sind. Hier würde ein Land mit ewigen Regen überschwemmet werden, und dort ein anders in einer traurigen Dürre liegen bleiben, seine Bäume, sein Gras und sein Getraide sterben sehen, wenn die Winde nicht die Wolken herumtrieben, und ihnen gleichsam die Reviere anwiesen, die sie begießen sollen. Er, der weise Regierer der Natur, läßt die Wolken nicht immer fest stehen, wie ein gegossener Spiegel; er kehret sie, wohin er will, daß sie schaffen alles, was er ihnen gebeut, auf dem Erdboden. Er spricht zum Schnee, so ist er bald auf Erden, und zum Platzregen, so ist der Platzregen da mit Macht. Die Winde rauben den Seen und Flüssen eine Menge wässerichter Theile, jagen sie

vor sich her, und theilen sie im Regen in verschiedenen Gegenden aus.

Nicht nur durch Ruhe, auch durch viele Feuchtigkeit muß die Erde, die von ihrer Fruchtbarkeit erschöpft ist, wieder erquickt werden. Die Wolken gießen durch wiederholte Regen Leben und Kraft wieder in die matte und dürre Erde, und dadurch verbreitet sich die befruchtende Feuchtigkeit in die tiefen Höhlen bis zu den verborgensten Wurzeln der Pflanzen. Daneben breitet die Nässe unter dem abgestreiften Laub und Blättern, die überal den Boden überdecken, Fäulniß aus, und düngt mit dem, was der Schmuck des Sommers war, wieder die Erde. Die häufigen Winterregen füllen wieder die Urnen der Flüsse, und ersetzen den Abfluß der Quellen auf den Bergen. Niemals ist die Natur müßig; ihre Wirksamkeit ist oft zwar verborgen, aber sie geht unaufhörlich fort. Indem sie aus den Wolken beständig Regen ausschüttet, so sorgt sie für die Fruchtbarkeit des Jahres,

und

und bereitet die Schätze des künftigen Sommers. Wenn dann die Hitze der Sonne mit Dürre drohe, so ergießen sich die reichen Quellen wieder, die sich von den Winterregen gesamlet haben, tränken die Wiesen und Thäler, und verschönern sie zu einem frischen Grün. So klug sorgt der Vater der Natur für das Künftige, und was uns nur Unbequemlichkeit und Verwüstung zu sein scheint, das ist der Same der Schönheiten und Güter, womit der kommende Frühling und Sommer prangen. So zahllos die Tropfen sind, die sich aus den Wolken ergießen, so zahllos sind auch die Wohlthaten, die er dadurch allen Geschöpfen erweiset.

Die Dünste, die sich oft in Regen auflösen, breiten sich nicht weniger in dunkeln Nebeln über die Erde aus, und geben uns, außer der gelinden Feuchtigkeit, womit sie die Felder benetzen, auch ein belustigendes Schauspiel für das Gesicht. Wenn das Auge am Morgen die Landschaft zu überschauen

durch

durch die Fenſter dringt; in welcher grauen Verwirrung hat alsdann der Nebel alles eingehüllt, und wie ſind Himmel und Erde mit einer einförmigen Decke überzogen! Die Sonne iſt ſchon aufgegangen; aber kein Stral dringet durch die falbe Dunkelheit, ihre Gegenwart anzukündigen. Lange arbeitet ſie, den Nebel zu zerſtreuen, der vor ihr nicht weichen will, und nach dem Streite vieler Stunden bringt ſie ihn erſt zur Flucht. Luft und Erde liegen unkenntlich in einer Hülle gewickelt, und das Auge irret mühſam von einer Seite zur andern, ohne die Gegenſtände unterſcheiden zu können. Es ſuchet nach den Dörfern und Thürmen umher, und wird unwillig, daß es ſie ſelbſt am Tage nicht ſehen ſol. Wo ſind itzt die Flüſſe, die Hügel, die Wälder? Die ganze weite Landſchaft ſcheinet ein leeres Behältniß zu ſein; alle ihre Gemälde ſind ausgeſtrichen. Die Einbildungskraft dringt in den dicken Nebel ein, und ſchafft ſich bald romanhafte Geſtalten, bald lehrreiche

reiche Bilder. Sie macht sich die Zeit gegenwärtig, wo die Sonne der Wissenschaften unter dem undurchdringlichen Nebel der Unwissenheit und des Aberglaubens noch verhüllet war. Sie sieht die ganze öde Dunkelheit, womit der Verstand der Menschen umgeben war, die traurige Verwirrung, worin Wahrheit und Irthümer unter einander lagen, und die eingeschränkte Aussicht des Geistes, der kaum die Dinge erkante, die ihm am nächsten waren. Sie bildet sich den Nebel nicht so dichte ab, als er in der Ferne zu sein scheint, und geht zu den Auftritten des menschlichen Lebens über, die nicht mehr dunkel und traurig sind, wenn wir sie in der Nähe sehen. Wir erblicken aus der Ferne oft das Uebel, das andern begegnet; und es scheint uns eine Wolke zu sein, die jedem Muthe und jeder Standhaftigkeit undurchdringlich ist. Allein, indem wir selbst zu ihr hinangetrieben werden, so finden wir, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung schien; es geht

ein

ein Weg hindurch, und das Auge entdeckt einen Durchgang, den es vorher nicht vermuthete. Indem die Einbildungskraft aus den Scenen der Natur in solche Vorstellungen hinübergeret, so fangen die Stralen der Sonne an, mächtiger zu wirken, und den Nebel von der Erde zu verjagen, die er unter seine Herrschaft gezwungen hatte. Nun schweifen sie auf und niederwallend umher, von einem Gipfel des Berges zu dem andern; und senken sich bald in die Thäler, und erheben sich bald wieder in die Höhe, gleich den Wogen eines aufrührischen Volkes, das bei der majestätischen Ankunft seines Herrn unschlüßig, wohin es sich wenden sol, hin und her fliegt. Indem sie in dampfendem Gedränge umherziehen, hier die Stirne eines Waldes, und dort das Haupt eines Thurmes verlassen, so steigen die Gegenstände der Schöpfung wieder aus der einförmigen Verdüsterung hervor, und die Landschaft eröffnet dem Auge almahlig ein Schauspiel

nach

nach dem andern. Welche Gestalten begegnen dem Blicke bei jedem Umherzug der Nebel, und in welchem abändernden Gemische ragen die mannichfaltigen Vorwürfe der entweichenden Dunkelheit hervor! Ein blitzender Stral bricht nach dem andern durch die feuchte Dämmerung. Bald erblicken wir eine lichte Erhellung, bald wird das Dunkel nur in einen durchsichtigen Schleier verwandelt. Nun erscheinen die Dörfer und die umliegenden Hügel und Wälder wieder; nun heitert sich die Ferne dem Auge auf; und kenbar wälzet der Fluß seine Wellen, von welchen eine rauchende Wolke nach der andern emporwallet. Das Antlitz der Sonne wird immer heiterer; das Gewölbe des Himmels kleidet sich wieder in eine bläulichte Klarheit; und ein kleiner Nachzug der Nebel schwebt in zerstreuten Haufen umher, und samlet sich in der Ferne am niedrigen Horizont in graue Gewölke.

4.

4.

Wenn auch die Regen und Nebel die Befruchtung des ganzen Pflanzenreichs sind, so scheinen sie doch, indem sie einigen Thieren einen völligen Untergang drohen, einen nicht geringen Theil ihrer Wohlthätigkeit zu verlieren. Wenn Stürme und Ungewitter über die weiten Felder dahin toben, und den entblätterten Wald durchstreichen, wenn die Nässe überal unter dem welkenden Grase Fäulniß ausbreitet, und die Luft vol feuchter Finsterniß ist; wo sollen alsdenn so viele Heere von Insekten, Gewürmen, Vögeln und andern Thieren ihre Nahrung und ihre Wohnung finden? Wie viele kleine Bewohner der Blätter lebten nicht von den Pflanzen, die itzt verdorret sind, und von dem Laube, das itzt abgefallen ist! Wie viele Geschlechter der Vögel fanden nicht unter den dunkeln Schatten der Wälder ihren Schutz und ihre Nahrung! Wo ist aber itzt, da der Wald entlaubt und öde

steht,

steht, da die Verwesung auf allen Fluren und Hügeln herscht, da die Luft lauter Sturm und Regen ist, wo ist itzt der Aufenthalt so vieler befiederten Sänger, von deren Melodien kein Ton mehr gehöret wird? Sind sie nicht vielleicht von dem verwüstenden Sturm und Regen niedergeschlagen, oder vielleicht von Kälte und Mangel der Nahrung getödtet? Und scheint nicht die Natur, indem sie das Leben einiger ihrer Geschöpfe nur durch den Untergang der andern erhält, Unordnung und Widerspruch zu sein?

So würde ein Mensch denken, der, mit den gewöhnlichen Schranken der Einsicht zufrieden, sein Urtheil von dem ersten Anschein bestimmen läßt, der nicht die Geduld hat, der Natur auf ihren geheimen Wegen zu folgen, und die weise Haushaltung zu bemerken, womit sie nicht nur das Ganze in seiner Harmonie, sondern auch alle Theile erhält. Nur einige Betrachtungen sind nöthig, um die Vorsorge der

Natur zu erkennen; und wer kan sie erkennen, ohne sie zu bewundern?

Nachdem die Schwalben noch den letzten Tag ihres Aufenthalts bei uns in labyrinthischen Umherwälzungen die Luft durchschwärmet, und versamlet zu sein schienen, um von der verblüheten Erde Abschied zu nehmen; so waren sie bald darauf entwichen, daß das Auge sie auf allen Seiten vermißte. Welcher Instinkt lehret sie so genau den Tag ihrer Entfernung, und führet sie in die Klüfte und Höhlen, wo sie in eine matte Fühllosigkeit, und in einen langen Schlummer versinken? Hier liegt das fromme Geschlecht gleichsam, wie im Grabe, aus welchem es einst der wärmende Frühling wieder weckt; Fuß an Fuß, und Kopf an Kopf ruhen sie neben einander, hören nicht die heulenden Stürme, empfinden nicht Kälte, nicht Mangel, und haben keine Bedürfnisse; verborgen den menschlichen Blicken schlummern sie, und indessen schlägt in den kleinen Herzen der

Puls

Puls des Lebens unbemerkt fort. Was für eine besondre Art der Erhaltung! Da die Natur so erfindsam ist, tausend andern Geschöpfen im Winter ihre nöthige Nahrung zu verschaffen, so scheint sie uns, indem sie die Schwalben in einen Schlummer fallen läßt, unterrichten zu wollen, daß ihre Vorsorge nicht an einerlei Mittel und an eine einförmige Art der Haushaltung gebunden sei. Wie wird indessen das Leben der Schwalben während ihres Winterschlafes unterhalten? Wird es vielleicht aus einer innern Quelle genähret, oder erhält es sich durch einen unvermerkten Zufluß der Nahrung von aussen her?

Aber wenn auch Thiere auf die Verordnung der Natur in einen Schlummer versinken; so sol doch nicht der Mensch sich während dieser Zeit einer völligen Unempfindlichkeit überlassen. Für ihn behält die Welt unter allen Jahreszeiten, selbst wenn die einfarbige Decke des Schnees alles umhüllt, selbst wenn Stürme und Regen

alles umwühlt haben, noch eine unendliche Menge von Gegenständen, die seine Betrachtung auffordern; für ihn ist niemals eine Zeit, die ihm erlaubte, sich der Fühllosigkeit des Herzens und dem Schlummer des Geistes zu übergeben. Verfließt denn wohl für einen Timon der Winter nützlicher, als für eine schlafende Schwalbe? Vom Morgen bis an den Abend sitzt er traurig in dem Kerker seines Zimmers eingeschlossen, gibt zwar, indem er ißt, trinkt und raucht, Merkmale des thierischen Lebens von sich, aber indem er nie denkt, kein Zeichen eines vernünftigen Geistes. Seine Tage sind so dunkel, wie der Morgennebel, der noch den Mittag zu verhüllen droht, und kein vom Sturm verwüstetes Feld kan so öde, als seine Seele, sein. Der Nebel verschwindet wieder, und das Feld heitert sich wieder bei einem freundlichen Sonnenblick auf; aber sein Geist bleibt immer von Dumheit umwölkt, und unerheit von dem Stral eines edlen Vergnügens. Fragt nicht

nach

nach seinen Beschäftigungen; diese sind Verpflegungen des Leibes, die er mit den Thieren gemein hat. Fragt nicht nach seiner Bibliothek; diese ist der Calender, oder ein schmutziger Roman, den er, von den Wolken der Tabakspfeife eingehüllt, zu lesen anfängt, und aus Trägheit eben so geschwind wieder weglegt. So sitzt er ausgestreckt in seinem weichen Lehnstuhl, ein Mensch blos nach der Gestalt, eine Seele, die für einen Körper mit vier Beinen gemacht zu sein scheint. Indem der Sturm seine Fenster erschüttert und der Regen an den Scheiben herabplätschert, indem ihn alles erinnert, daß die ganze Natur für den Nutzen der Menschen in Bewegung sei, und daß vielleicht keiner auf dem Erdboden so wenig, als er, ihre Vorsorge verdiene; so schlummert seine Seele in ihrer Gedankenlosigkeit fort, keiner unterrichtenden Vorstellung sich bewußt, und zu niedrig für jede vernünftige Betrachtung. O Timon! du bist unempfindlicher, als die

schlummernde Schwalbe. Ihr Schlaf ist ein gütiges Geschenke der Natur, und der deinige ein Raub, den du an ihr begehst.

Eben diesen Winterschlummer, den die Natur den Schwalben schenkt, gibt sie auch den Fliegen, Raupen und Ameisen, und einigen andern Thieren. Die Ameisen, von denen man so lange geglaubt, daß sie auf den Winter Vorrath einsamleten, werden durch die geringste Kälte in eine Erstarrung gelegt, worin sie bis zum Frühling bleiben. Wozu solten ihnen also ihre von den Fabeldichtern gepriesene Vorrathskammern helfen, da die Natur dafür gesorgt hat, daß sie keiner Nahrung bedürfen? Die Körner, die sie im Sommer mit so vieler Einsigkeit einsamlen und die sie als keinen Mundvorrath gebrauchen, verwenden sie als Materialien bei dem Bau ihrer Wohnungen. Nicht weniger genießen die Schildkröte und das Murmelthier den Winterschlaf. Dieses, das in den Alpen seine eigentliche Heimath hat, begiebt sich schon

um

um die Zeit des Octobers in sein Winterquartier, und verschließt es in der Absicht, darin die rauhe Jahreszeit über zu bleiben. Diese Winterwohnung ist mit so vieler Kunst und Vorsicht angelegt, daß man sie nicht genug bewundern kan. Sie ist unten am Berge gebauet, und einem großen Gange ähnlich, wovon das eine Ende zwei unterschiedene Arme macht. Diese haben ihre eigene Oeffnung, und laufen in eine Höhle aus, die das eigentliche Wohnzimmer des Murmelthiers ist. Einer dieser Arme geht unter dem Wohnzimmer längst der Abschüssigkeit des Berges weg, und ist eine Art von Schleuse, wodurch die Unreinigkeit abgeleitet wird; die andere geht über dem Wohnzimmer weg und dienet zum Eingang. Das Zimmer selbst ist an dem Boden mit Moos und Heu dick ausgelegt; und auf diesen Betten finden die Einwohner der Alpen sie oft neben einander schlafen. Sie sehen gleichsam ihren tiefen Winterschlaf, worin sie nichts nöthig haben, vor-

her, indem sie auf keinen Mundvorrath denken, sondern nur für die Auskleidung ihrer Höhle sorgen.

Auf diese Art erhält die Natur im Winter einige Geschöpfe, ohne daß sie ihnen eigentlich eine Nahrung geben darf. Und da wir wissen, daß die Schwalben meist von den Fliegen und Mücken im Sommer leben und sie diese Art der Nahrung nicht im Winter bei uns finden würden, so sehen wir auch die Weisheit der Natur in dieser Einrichtung. Andern Thieren weiset sie in den Klippen, Bergen, Höhlen der Erde und Rinden der Bäume ihre Winterwohnungen an, und läßt sie entweder vorher ihre Nahrung einsamlen, oder hat dafür gesorgt, daß sie sie gleich in der Nähe finden können. Indem der Biber sich in seiner kunstreichen Wohnung verbirgt, so schläft der Schmetterling in seiner Schale, mit warmen Faden umwebet.

Vornehmlich aber äußert sich in den Wanderungen der Vögel eine ganz besondere

Sorg-

Sorgfalt der Natur für die Erhaltung ihrer Geschöpfe. Einige ziehen nur aus einem Lande in das andre; andre unternehmen eine weite Reise über das Meer. Ist der Tag gekommen, an welchem sie ihren Aufenthalt zu ändern pflegen, so versamlen sie sich in Schaaren, und scheinen erst Berathschlagungen über ihre weite und beschwerliche Reise anzustellen, die Straße zu verabreden, die Anführer zu erwählen, oder ihren Zug in gewisse Schwadronen abzutheilen. Wenn alles zum Abzug vorbereitet ist, so wird das Zeichen zur Aufflucht gegeben, und in dem Augenblick erhebt sich die ganze Völkerschaft mit einem frohlockenden Getöse zu den Wolken hinauf, und fängt an, seinen rauschenden Flug durch die Luft fortzusetzen. Wer kan alle Wanderungen zählen, die bei dem Eintritt des Winters in den verschiedenen Erdstrichen geschehen? Wie groß ist überdies nicht oft die Entlegenheit der Oerter, wohin die Zugvögel ihren Weg nehmen! Die Wachteln z. B.

ziehen im Frühling aus Afrika nach Europa, weil alsdann der Sommer bei uns mäßiger ist; beim Ausgange des Herbstes kehren sie wieder über das mittelländische Meer dahin zurück, um in Egypten und der Barbarey eine eben so mäßige Luft zu genießen. Indem sie in ganzen Schaaren fortziehen, so sind sie auch mehr für den Wind gesichert, der sie sonst, wenn sie einzeln flögen, leicht zerstreuen könte. Weder die Dunkelheit der Nächte, noch Stürme und Regen führen sie von der richtigen Straße. Sie entdecken, indem sie hoch in der feuchten und unruhigen Luft schweben und unter sich das wallende Meer nicht fürchten, von Ferne die Inseln, wo sie ausruhen können; und ein frohlockendes Geschrei schallet von Volke zu Volke unter dem forteilenden Heere. Nun gelangen sie zu den erwünschten Ruheplätzen, und wie ein Wolkengebirge, dunkel gleich der Nacht, fallen sie nieder, und suchen und finden die Speise, womit sie sich zur Fortsetzung der Reise erfrischen;

gestärkt fliegen sie wieder auf, und verfolgen in gleicher Ordnung ihre Straße. So versamlen sich die Kraniche in langen Reihen hinter ihrem Wegweiser, und ziehen nach den Ufern des rothen Meeres. Da leben sie nun unter einem bessern Himmel und genießen eine erquickende Wärme, die sie hier nicht fanden. Die Nachtigal, deren süße Melodien hier schon lange nicht mehr gehöret werden, singt sie itzt in südlichen Gegenden, und entzückt vielleicht itzt ein zärtliches Paar auf seinem Spaziergange.

Diese Wanderschaft der Vögel verdienet gewiß unsre ganze Bewunderung. Welcher Trieb bringt sie zusammen, und lehret sie allemal die gesetzte Zeit, daß sie ihren Aufenthalt ändern müssen? Wer zeiget ihnen die Straße und welcher Kompaß dient ihnen zur Richtung, daß sie ihre Bahn nicht verlieren? Zwar kan die Aenderung der Witterung und der Mangel der Nahrungsmittel für sie eine Erinnerung sein, einen andern Aufenthalt zu

suchen.

suchen. Allein, wer sagt es ihnen, daß sie in andern Gegenden bessere Witterung und Nahrung finden können, und wer weist ihnen diese Gegenden? Durch welche Sprache erklären sie sich die Absicht, ihren Aufenthalt mit einem bessern zu verwechseln? Und vermindert allein ihre gesellige Versammlung die Furcht, die sie vielleicht bei der Unternehmung ihrer Reise verspüren? Hat nicht vielleicht der Grad der Wärme oder der Kälte auf den Abzug der Vögel einen Einfluß? Sagt ihnen vielleicht die Witterung, daß in andern Gegenden die Nahrungsmittel auf sie warten, die ihnen zuträglich sind? Oder führet sie vielleicht ein günstiger Wind auf die neue Straße, schweit gleichsam ihre Flügel als Segel, und bringt sie über die Wellen der Luft zu den Gestaden, wo die Natur gütiger für sie gesorgt hat? Und hilft nicht vielleicht ein forttreibender Wind ihrem ermüdenden Fluge, besonders wenn ihr Weg über das Meer gehe?

Wir mögen diese Fragen häufen, worauf die Naturforscher nicht allemal zu antworten wissen; so müssen wir doch in den Wanderungen der Vögel eine Vorsehung bewundern, deren Anschauen das menschliche Herz mit Vertrauen und heiterer Zuversicht erfüllet. Welche Wege gehet sie nicht, um einigen Geschlechtern der Vögel Erquickung und Unterhalt zu geben! Solte also der Mensch, ihr Liebling, sich nicht als einen vorzüglichen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und Güte ansehen? Die Erde ist überal des Herrn, und wenn er seine wohlthätigen Absichten, die er über uns hegt, vermöge der Gesetze der Natur, und des bestimmten Laufes der Begebenheiten an diesem Orte nicht erreichen kan, so führet uns seine Hand in andre Gegenden, wo er uns seine Güter ertheilt. Die Wege, auf welchen er die Menschen zu ihrem Glücke in andre Gegenden versetzt, sind oft wunderbarer, als die, auf welchen er die Zugvögel führet.

Erfindsam ist die weise Natur in der Anordnung der Mittel zu ihren wohlthätigen Absichten, und was sie hier durch Vernunft und Ueberlegung erreicht, das führt sie dort durch Instinkt und dunkle Gefühle aus. Und mit wie vieler Weisheit hat sie nicht in dem Thierreiche die verschiedenen Triebe ausgebreitet, wodurch jedes zu seiner Erhaltung aufmerksam und zu seiner Vollkommenheit geschickt gemacht wird? Diese Triebe sind gleichsam die Auslegr der Gesetze der Natur, die sie von ihren Geschöpfen beobachtet wissen will; und der Gehorsam, der ihnen in dem ausgebreiteten Reiche der Thiere geleistet wird, wird die Harmonie in einem Theile der Schöpfung.

5.

5.

Nachdem die Wolken mit langen Regen die Erde durchgewässert und stürmende Winde die feuchten Decken vom Himmel wieder abgewälzet haben; so fängt die Kälte an, die klare Luft einzunehmen, und der Frost die Nächte mit einem durchdringenden Schauder zu begleiten. Die dicken Dünste, die oft einen so nachtheiligen Einfluß in die Gesundheit haben, zerstreuen sich wieder, und Leben und Munterkeit kehret in alle Glieder zurück. Wie verändert liegt die Landschaft am Morgen hin und wieder in dem weißen Schmuck des Reifes eingekleidet, und wie schimmert sie in dieser Pracht unter dem frühen Lichte des Tages! Die weite Fläche des Landes ist mit einer blitzenden Weiße überzogen; die Bäume scheinen die Blüthe des Frühlings nachzuahmen, und die Gebüsche zitternde Federn zu tragen; die Hügel erscheinen unter verschiedenen Gestalten und Farben; und die Scheiben unser

rer Fenster malen uns Blumen und Landschaften vor, oder romanhafte Bilder, die die Einbildung belebt, und die der heitere Morgenstral mit Röthe und Feuer durchgießt. Allein flüchtig sind die Schönheiten, die der Reif über das Feld verbreitet und bald zerschmelzt er von der Wärme der Sonne, und wird Nutzen, nachdem er Anmuth gewesen ist.

Aber welches Schauspiel hat nicht noch die Nacht hier gebildet! Wie ist die Fläche des Wassers mit einer blauen Rinde überzogen, und der Boden, der noch am Abend vom Regen durchweicht und schlüpfrig war gehärtet! Der feierliche Eintritt des Winters, der, indem er sich uns in Regen und Stürmen näherte, sich noch eine Weile hinter der Gestalt des Herbstes verbarg, um uns nicht auf einmal mit seiner wilden Rauhigkeit zu erschrecken. Wenn er uns vorläufig einige Spuren des nächtlichen Frostes gezeigt und zarte Gewebe von Eis über dem stillen Teiche ausgebreitet hat, das gleich

der

der Mittag wieder zerstörte; so fängt er an seine Macht, die Erde zu versteinern und die Ströme zu fesseln, ganz zu gebrauchen, und das Auge erstaunt am Morgen über die Veränderung, die das Werk einer einzigen Nacht ist. Ein heftiges Blasen der Nordwinde tobt über den Erdboden hin; ihre Kälte, die sie aus ihrer Heimat bringen, oder aus den Gegenden, die sie durchstreifen, mit sich fortnehmen, wird durch die Abwesenheit der Sonne verstärket; die Feuertheilchen, die die Wärme und Flüßigkeit des Wassers ausmachen, verlieren sich, oder werden dichter in einander gezogen; die Bestandtheile des Wassers berühren sich, schließen an einander, und werden hart. Dies ist die Schöpfung des Eises. Es ist allerdings eins der wunderbarsten Schauspiele, daß über das Wasser, auf welchem heute der Kahn ruderte, in wenigen Tagen belastete Wagen fahren, oder die frohe Jugend da, wo die Wellen schlugen, spielt. Die jährlichen Auftritte der Natur machen

zuletzt sehr geringe Eindrücke auf uns; wir achten nicht mehr auf sie, je länger wir ihrer gewohnt werden, und wir fangen an uns zu überreden, daß das, welches wir oft sehen, auch unsrer Aufmerksamkeit weniger würdig sei. Allein, wenn ein Mensch, unter dem heißen Erdgürtel erzogen, auf einmal in dieser Jahreszeit in unsre Gegenden versetzt würde; mit welcher Neugierde und mit welchem Erstaunen würde er nicht die Veränderung betrachten, die der Hauch des Winters mit dem Wasser vornimt? Verliehrt etwa das Schöne und Wunderbare dieses Schauspiels dadurch in der That etwas, daß wir es jeden Winter sehen?

Vergebens ist das rauschende Getöse der Flüße. Allmählich beeisen sich die Ufer; jede Nacht vermehrt die Verhärtung und erweitert das Gebiete des Frostes; der Strom wird langsamer, und das Rauschen dumpfer; die schwimmenden Eisklumpen stoßen an einander, verbinden sich, und überdecken das Wasser von einem Strande

zu

zu dem andern, wie mit einem kristallenen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht, oder unwillig in leisen Klagen murmelt. Und was für schöne Schauspiele giebt nicht der Frost dem Auge! Der See gleicht einem glatten bläulichten Spiegel, auf welchen das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen; eine sanfte Brechung der Stralen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche, indessen daß die Ufer von den Schatten der danebenstehenden Bäume geschwärzt werden. Bald malt die Sonne auf dem Eise ihr Bild als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie den ganzen kristallenen See in einem rothen Feuer brennen, daß das Auge kaum die Blendung ertragen kan. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufe schwebt auf tönenden Schleifschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell, wie der Flug eines Pfeils, umher, macht hier eine hurtige Biegung, und fliegt dort wieder in

einer langen Strecke fort, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; ein andrer jagt in rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit und Scherz und Gelächter herschen unter den kleinen zerstreuten Schaaren. Auf dieser Seite lenkt der Landman, der die Schätze des Feldes und der Wälder der Stadt bringet, seinen Wagen über die gefrorne See, um, gutthätig gegen seine Rosse gesint, ihnen den Weg zu verkürzen; da zieht der schwere Wagen knarrend über die neue eisigte Straße, und die Pferde schlagen mit ihrem Huf auf das feste Wasser.

Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannichfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen; der Wasserfall scheint nur zu rauschen, und Tropfen starren an Tropfen, indem sie fortfließen wollen; die vom Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen und bilden an den

Wän-

Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dann tönet die Erde unter dem Schritte des Reisenden, und jeder Schal bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Stralen des Mittags auf die versteinerte Erde herab; kaum fühlet sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen, und bezwingt das, was die milde Sonne aufgelöset hatte, wieder unter seine rauhe Herschaft.

Allein der Südwind erhebt sich und alle Werke des Frostes sind zerstöret: die festen Eisklumpen zerschmelzen wieder in flüßiges Wasser. Diese Verwandlungen nimt der Winter oft und schnel vor, um durch die Abwechselung sowohl für unser Vergnügen, als für den Unterhalt der Thiere und den Wachsthum der Saaten zu sorgen. Einfallende Regen lösen den Schoos der Erde

wieder, und die Bewohner des Feldes freuen sich, daß Quellen sich für ihren Durst wieder eröffnen, und das Gras nicht mehr vom Reif bedeckt, noch vom Frost eingewurzelt ist. Alsdan vernichtet oft die Nässe eines Tages, was die Kälte ganzer Wochen gebauet hatte; bis der Frost plötzlich wieder zu herschen anfängt, oder von Nacht zu Nacht Schauder ausbreitet, und almählich seine Herschaft befestiget. Hat er sich ihrer wieder bemächtiget, so verdoppelt er seinen Grim, legt Erde und Wasser in härtere Fesseln, und scheint nichts zu vergessen, was ihn in dem ewigen Besitze seiner Gewalt erhalten könne. Dann wird der Erdboden ein Fels, der unerweichlich ist; die Flüsse werden bis an den Grund eine eiserne Masse; und alle Pflanzen scheinen einem Tode übergeben zu seyn, von dem sie nichts wieder befreien kan.

Alsdann macht die Begierde nach dem Unterhalt die Thiere so gesellig, daß sie zu uns in unsre Scheuren und Häuser unter einem

einem gewissen Gastrechte kommen, und ihre Furchtsamkeit verlernen. Selbst der Hase, uneingedenk der Stricke, der Hunde und der Feuerröhre, die auf ihn lauren, schleicht sich in unsre Gärten ein, und sättiat sich sorglos von den Kohlblättern, die für unsre Tische gepflanzt wurden. Zu theuer muß er oft diesen kleinen Raub mit seinem Leben bezahlen. Wie zappelt er nicht in seinem Blute unter kläglichem Seufzen über den unbarmherzigen Menschen, der ihm das Leben nimt, das ihm schon der Hunger halb geraubt hatte, für dessen Erhaltung er die öde Wüste verlassen und oft lange gesucht hatte, ehe er ein bewohntes Revier fand? Oft aber komt ein verirter Hause von Vögeln zu den Hütten des Landmannes, flattert an die Fenster und scheint um eine gütige Berherbergung zu bitten, oder schwärmt zu dem wärmenden Heerd näher hin, oder pickt und sucht auf der Diele umher, und wundert sich über die unbekante Wohnung. Der menschliche Wirth sieht

die kleinen unschuldigen Gäste freundlich an, wirft ihnen Brosamchen hin, die sie umherhüpfend aufsamlen, und gönt ihnen gern ihre Freiheit, wofür sie ihn bald wieder mit ihrem Besuch vergnügen.

Indeß daß der Frost seine mächtigen Einflüsse ausbreitet, so steht der Himmel, so weit er sich wölbt, von der Klarheit des Tages übergossen und tief mit seinem eignen Blau gefärbt. Wie erfreuend ist es nicht, den Himmel in dieser reinen Helle zu erblicken, frei von den falben Wolken, die ihn verdunkeln, und seine Farbe auswischen! Und welche geheime Wirkung hat nicht seine Klarheit auf die Seele, jeden melancholischen Gedanken zu zerstreuen, und zum Gefühl der Freude zu beleben! Wie Nebel und Dünste die Lebensgeister mat und schlaf machen, der Gesundheit nachtheilig sind und die Seele verfinstern; so erfrischt die Heiterkeit und Reinigkeit der Luft unsern Körper, und begeistert das

Herz

Herz zu frohen Empfindungen. Die ganze Seele fühlt die belebende Stärkung der Kälte, die die Nerven anspannet; geht schneller von Gedanken zu Gedanken, und wirkt in sich mit höherm Feuer, und mit schärfern Kräften. Erzittert nicht aus Weichlichkeit und Verzärtelung vor einer mäßigen Kälte, die ein Balsam für den Körper und eine Erfrischung der Seele ist. Verlaßt oft den dumpfigen Kerker des Zimmers, und wenn auch die Natur keine Reizungen für euch haben solte, so wandelt doch aus Sorge für die Gesundheit bey heitern Tagen unter der frischen Luft empor. Eine beständige Eingezogenheit macht das Geblüte stocken; da hingegen Bewegung in der Kälte die Lebensgeister erfrischt und den Wangen die Farbe der Jugend gibt.

Eben der Winter ist es, der den Erdstrich, den wir bewohnen, zu einem der gesundesten macht. Die heißen Länder sind weit mehr ansteckenden Krankheiten aus-

gesetzt, als diejenigen, die eine mäßige Sommerhitze haben und durch den Frost des Winters abgekühlt werden. In jenen bringt der Mensch selten sein Leben so hoch, hat nicht die Stärke, nicht die zahlreichen Fortpflanzungen. Erfrischte nicht der Winter unsre Gegenden wieder, wie vieler Vortheile würden wir nicht beraubt sein.

6.

6.

Jetzt fangen die Wolken, nachdem sie einige Tage hinter einander dunkel am Himmel aufgethürmt gestanden, unter der Ruhe der Winde an, das schönste Schauspiel des Winters zu bilden, und der Erde eine andre Gestalt zu geben. Wie still ist die Luft! Wie tief das umher verbreitete Schweigen, womit alles auf das Wunder zu warten scheint, das die Natur zu bilden beginnt! Indem die in der Höhe versamleten runden Dunsttheilchen nach den bekanten Gesetzen frieren, so schießt der verdünte Salpeter an, der in der Luft, vermischt mit den Feuchtigkeiten, umherschwimt, und empfängt die Gestalt eines kleinen Spießes, der sechseckigt gebildet ist; während daß sich viele solche kleine Spießchen an einander setzen, werden die Wassertheilchen, die sich zwischen ihnen befinden, hart und nehmen die Bildung des Salpeters an; daher die sechseckigten Flocken, oder die klei-

kleinen gefrornen Reife, die aus geraden Spitzen beſtehen, an welchen ſich auf beiden Seiten herunter kürzere Spießchen anſchieſſen, deren Geſtalt aber oft von hinzuſtoſſenden Winden verändert wird; folgſam jedem Hauch der Luft flattern ſie mit einem ſanften Spiel herunter. Wie wunderbar würde uns nicht ihre Schöpfung aus einem Dunſttheilchen vorkommen, wenn wir ſie nicht jährlich ſähen! Und wie ſchnel und unbemerkt geſchieht ſie nicht! Einige verſammelnde Flecken irren zerſtreut vom trüben Himmel herab, und verkündigen den weiſſen Regen, der dem Erdboden eine neue Decke geben will, zwar nicht ſo mannichfaltig anmuthig, als das Kleid des Frühlings, aber wohlthätig und ſchützend wider die Kälte. Nun fallen ſie häufig und in einem beſtändigen Ausfluß herab, flattern, gleich abgewehten Blüten der Fruchtbäume, unter einander durchkreuzend umher, und nähern ſich nach manchem umherwirbelnden Spiel der Erde. Nun kleiden ſich die Hügel

gel und Wälder und Gefilde in eine schimmernde Weisse, und die dunkeln Flecken in der Landschaft fangen an einen blendenden Schmuck anzunehmen. Alles geht in Licht und Heiterkeit über; und das Auge wird bei den durchbrechenden Stralen der Sonne von der algemeinen Klarheit der Natur geblendet. Noch immer sinken die wallenden Flocken, drücken das stroherne Dach der Landhütten, beugen die schlanken Aeste der Bäume, ebnen das niedrige Thal, und häufen hin und wieder manchen weissen Hügel auf, bis alle Farben und Gestalten in der Landschaft verschwinden, und die weite Erde einer gleichförmigen Wildniß gleicht. Wie angenehm ist nicht die heitere Verwirrung, worin alles unter einander liegt! Und welch unerwartetes Schauspiel am Morgen, wenn das Auge die Sonne gleichsam über eine andere Erde aufgehen und ein blitzendes Licht über die weissen unermeßlichen Decken von Schnee werfen sieht! Wie unkentlich sind Wald und Berg und Dörfer

in der gestaltlosen Verhüllung geworden! Wie sind alle vorige Scenen verschlungen! Die Heerden, die der sanfte Flockenregen auf dem Felde übereilte, kehren Blicke vol stummer Betrübniß gen Himmel, suchen noch eine Weile halb vom Schnee bedeckte dürre Kräuter, und irren, wenn sich die Weide völlig verschließt, in einer traurigen Zerstreuung dem Dorfe zu; der Hirt schleicht langsam hinter ihr her, Flocken versilbern seine Haare, das noch kein Alter gefärbt; indessen daß der geduldige Ochse, ganz mit der weissen Last bedeckt, aus dem Walde den schwer beladenen Wagen zurückführt, und Holz zur Erwärmung der Hütte bringt. Dann erhebt er kläglich ein dumpfes Gebrüll, und erinnert seinen unachtsamen Herrn, ihn nicht länger der kalten Luft auszusetzen.

Mannichfaltig und ergötzend sind die Veränderungen, welche der Winter allein mit dem Wasser vornimt. Bald formet er es in einen steinigten Hagel, der auf den

Dächern

Dächern schmettert und auf der Gassen rasselt; bald verhärtet er es in starres Eis, und pflastert die wildesten Ströme; bald verwandelt er es in einen leichten Reif, der die Landschaft überschleiert; bald in unzählige Flocken, die alle Fluren mit einer einfarbigen Gestalt überziehen.

Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Beblümt die Felder mit Reif, belaubt die Wälder mit Flocken,
Und füllt mit Silber das offene Thal.

Ramler.

Zwar scheint die Erde noch oft unwillig zu sein, die weissen Hüllen des Winters zu tragen, und feuchte Westwinde und Regen zerschmelzen bald wieder die ersten Lagen von Schnee. Dann verschwindet die blendende Gestalt des Feldes; die Landschaft wird mit schwarzen Flecken gezeichnet; die Bäume triefen; die Flüsse trüben sich und schwellen über ihre Ufer hinaus; die Hügel geben

geben den Thälern Bäche, und die Tiefen schlagen Wellen. Bald aber vereinigen sich Frost und Schnee wieder, die Erde zu härten, und sie mit einem neuen Gewande zu belegen; die Flocken fallen wieder unzählbar, und häufen sich in dicken Lagen, die jede kalte Nacht befestiget, daß der Schlitten leicht über sie dahinfliegt und sie laut unter dem Fuße des Gehenden knirschen. Die Wälder seufzen unter der kalten Last des Schnees, oder schütteln ihn als einen weissen Staub mit einem hohlen Rauschen dem Nordwinde hin; braun erheben sich dann ihre kahlen Aeste, die bald wieder vom Reif versilbert, oder mit Flocken beladen werden. Wenn die Mittagssonne ihre heitern Stralen ausbreitet, wie blitzet dann nicht die weite Gegend, die mit Edelsteinen überstreut zu seyn scheint! Munterer verfolgt der Fussgänger die weiche Straße, und beflügelt, von der Kälte erfrischt, seine Schritte, indeß daß er mit beiden Händen den rauchenden Athem auffängt, oder die

Lippen

Lippen bedeckt, oder pochend sich um die Brust schlägt.

Der Schnee ist die beste Decke, die die Natur dem Korn, den Pflanzen und Bäumen wider die schädliche Schärfe des Frostes geben konte. Wenn er gleich dem Ansehen nach kalt ist, so beschützt er doch die Erde vor der Kälte der Winde, erhält in ihr die nöthige Wärme zum Trieb des Samens, und schließt ihn durch seine salpetrische Feuchtigkeit auf. Noch immer würksam ist die Natur, indem sie zu ruhen scheint, und bedächtig auf die Bedürfnisse der Zukunft. Wenn sie in den Tagen, wo die Erde eine ungestalte Wüste scheint, mitten unter den tiefen Schneehügeln unsre Nahrung für die kommenden Monate bereitet, wenn sie in so vielen verborgenen Winkeln, unsern Blicken und unsrer Aufmerksamkeit unbekannt, für uns fortarbeitet, und unsre Mitwirkung, unsre Erfindsamkeit, und unsre Arbeiten nicht verlangt; solten wir uns alsdenn noch bedenken, eine weise und wohlthätige

thätige Vorsehung zu erkennen? Nicht blos zur Erwärmung, auch zur Befruchtung bedeckt der Winter den Erdboden mit Schnee, der, wenn er aufgelöst wird, weit vortheilhafter, als Regen und alle übrige Düngung ist. Erwartet nur die Wiederkunft des Frühlings, so wird das Thal, das itzt in einer einförmigen Weisse hoch mit Schnee angefüllt liegt, in einem fetten Ueberfluß von Gras und bunten Blumen grünen, und oft unter der Sichel des Landmans tönen, indeß daß sein benachbarter Hügel den Schaafen nur eine dürftige Weide gibt.

Wie heiter und wie erfreuend geht nicht die Morgensonne über die beschneete Landschaft auf, und scheint nicht ihr hellerer Purpur die Tage des Sommers zu übertreffen! Wie spielet nicht ihr Glanz über die weissen Flächen, indeß hin und wieder ein feuchtes Gewebe der Nebel sich trennt, oder ein dunkler Dampf aus den Landhütten emporwallend verfliegt! Allein, welches

ches Schauſpiel kan ſchöner ſein, als wenn die Sonne von der weißgekleideten Erde Abſchied nimt? Indem ſie in Weſten unter dem Gefolge brennender Wolken hinabzieht, ſo fangen die mit Flocken beſtreuten Hügel an zu erröthen; die helle Ueberraſchung lauft von Berg zu Berg, und von Wald zu Wald, bis die weite Landſchaft ihren Schnee mit einem heitern Purpur färbt, und die weiſſe Welt ſich endlich zu einem ſtralenden Feuer zu entzünden ſcheint. Almählich verliſcht die blendende Klarheit wieder; die leuchtende Röthe des Schnees geht in eine matte Dämmerung über, und das Schauſpiel, das unſre Augen entzükte, iſt eben ſo flüchtig, als es prächtig war. Wenn bald darauf der Mond aus der ſtillen Höhe ſein ſilbernes Licht auf die mit Schnee überdeckte Erde wirft; welcher Anblick, welche ſanfte Erleuchtung, und welche angenehme Vertheilung der Schatten! Schwarz fallen ſie von Bäumen, von Häuſern und Hügeln auf die weiſſe Fläche, und

indem sie einige Gegenden verfinstern, so erheben sich andere in einer silberfarbenen Erheiterung, und ein beständiges Licht scheint von den Höhen Besitz genommen zu haben. Still verbreitet indessen der Frost seine mächtigen Einflüsse; kein Hauch der Winde läßt sich hören; die weite Schöpfung ruhet; aus den Landhütten schimmern einige blinkende Kerzen mat dem Auge entgegen, indem an dem hellen Gewölbe des Himmels ein Stern nach dem andern hervorblitzt; und wo die Stürme den Schnee von der gefrornen See verjagt haben, da spiegelt der Mond sein blasses Antlitz. Welche sanfte Belustigungen für das Auge!

Indem der Schnee dem Landman seine Fuhren erleichtert, so ladet er die Jugend der Städte zu frohen Schlittenfahrten ein. Wenn der verabredete Tag anbricht, wie eilt alsdenn nicht der erste Blick der Schönen, für welche er ein Fest ist, dem Stral der Morgensonne entgegen, und forschts nach der gewünschten Witterung? Der Himmel begün-

begünstiget ihre Erwartungen, heitert sich mit ungewohnter Klarheit, und die rauhen Winde verschließen sich in ihren Höhlen, um der zarten Haut der Schönen zu schonen. Die frohe Gesellschaft versamlet sich; und ein lautes Gedränge belebt schon die Gassen; Paar auf Paar, so wie es Bekantschaft und Liebe verbindet, besetzet die wartenden Schlitten; der Jüngling schwingt hinter seiner Dame muthig die Peitsche; der Zug geht fort; die Musik ertönt; die Rosse, mit stolzen Federbüschen geschmückt, wiehern in das Geklingel ihrer Schellen, und scheinen an der Freude Theil zu nehmen; ein rauschender Schlitten verfolgt den andern, und so fliegt die Jugend aus den Thoren der Stadt, indeß daß ungeladene Matronen mit mürrischer Stirne aus dem Fenster nachgucken und neidisch auf die Wollust und Eitelkeit ihrer Zeit schmählen, oder klügere Mütter den Geschmack und den Anstand bei der Lustbarkeit billigen. Die fröhliche Fahrt schwärmt in einer langen Reihe über

die geebneten Straßen, und erreicht bald ein entferntes Dorf; der Bauer, vom Lärm aus seiner Hütte hervorgelockt, wundert sich über die unerwartete Erscheinung, lächelt ein wenig, und macht die schimmernden Pelze zum Gespräche des Tages; den Schönen wallet das Herz, und eine frischere Anmuth der Röthe ergießt sich über ihre Wangen, die sie oft den hinter ihnen sitzenden Geliebten zu kehren, mit Blicken, die für das Vergnügen danken, indem sie Vergnügen mittheilen.

7.

Wie viel Angenehmes hat nicht für manchen der Winter, weil er ihm das Vergnügen der Jagd anbietet, ein Vergnügen, das dem männlichen Geschlecht eigenthümlich gehört! Gerne nimt er die Einladung zu dieser Ergötzung an.

Kom mit mir in der öden Fluren
Bereistes Gras,
Verfolg mit mir des Wildes Spuren
Im Wald von Glas.
Und hör des Hains Gewölbe schallen,
Wenns Horn erwacht,
Und sieh von hohen Bergen fallen
Die schnelle Jagd.

v. Kleist.

Nichts schützt die wilden Geschlechter der Thiere gegen die Gewalt der Menschen; selbst die Rauhigkeit der Luft hält ihre Feinde nicht zurück, und der Schnee, der ihre Nahrung verschließt, wird auch ein Verräther

räther ihrer Spuren. Da die Natur sich wider sie erklärt zu haben scheint; so ist auch der Mensch auf ihren Tod erfindsam, und für sie fürchterlicher, als die Jahreszeit, daß weder ihre List, noch die Schnelligkeit ihres Laufes, noch die Höhe ihres Fluges, sie vor seine Nachstellungen in Sicherheit setzen kan. Indem ein zerstreuter Haufe von Vögeln auf den nackten Aesten in einsamer Betrübniß sitzt, bald in matten Wiederhohlungen Klagen über die Unfreundlichkeit des Jahres ausschüttet, und den erstorbenen Bäumen seinen Kummer vorseufzet, bald wieder zu einem tiefen Schweigen verstummet; so blitzt das Feuerrohr aus verborgenem Hinterhalt auf die kleine blöde Schaar, und getroffen sinkt sie unter davon stäubenden Federn todt zur Erde herab, vielleicht eine flüchtige Familie, die schon anderswo vom tödtlichen Knalle weggeschreckt ward, und hier eine Freistadt zu finden glaubte. Da liegt nun das Männchen bei seinem Weibchen, durch einen gleich blutigen

gen Tod vereint; sie, die wenn sie einander von belaubten Zweigen ihre Liebe entgegen sangen, oft den Dichter zu frohem Gefühle reitzten, oder dem stillhorchenden Mädchen einen zärtlichen Seufzer entlockten; da liegen sie nun, ein Opfer des menschlichen Zeitvertreibs oder der Habsucht, und kein Frühling wird ihre verliebten Melodien wieder hören. Oft, wenn das Paar getrennt wird, und indem eins todt auf den Boden fält, das andere dem Schusse entfliegt; in welcher ängstlichen Verwirrung flattert es dann nicht von Baum zu Baum, sinlos und betäubt vom überraschenden Knal, sucht vergebens den geraubten Gatten, und zwitschert den ganzen Winter hindurch in lauter Trauertönen. Warum verfolgen wir oft mit so vielem Bemühen und mit so vieler Wuth diese Völkerchen, die uns niemals geschadet, und die ein so unerheblicher Gewin für uns sind? Ist der Tod ein Lohn für ihre holden Lieder und für die angenehmen Empfindungen, die sie uns dadurch er-

weckten? Wie wenig befürchteten sie von uns, da sie sich oft über die Nähe des Menschen zu freuen schienen, und desto fröhlicher sangen? Und wie wenig sollten sie auch den scheuen, dem sie einen Theil des Jahres verschönern? Bringen wir uns nicht selbst um unser Vergnügen, wenn wir dem Walde seine Sänger rauben? Wenn wir da, wo sie uns oft in Menge entzückten, bei der Zurückkunft des Frühlings nur wenig Stimmen hören, müssen wir uns alsdann nicht selbst unsre Raubsucht vorwerfen und den Geist der Verwüstung, mit dem wir in den Wäldern umherstrichen?

Mit mehrem Rechte scheint sich die Jagd auf andre Thiere zu erstrecken. Aber noch immer ist das Eigenthumsrecht, das der Mensch über das Wild hat, und das Vergnügen in der Bestrebung, es in seine Gewalt zu bekommen, mit einer gewissen Grausamkeit vermischt. Die Nützlichkeit der Thiere und die Nothwendigkeit ihres Todes, wenn sie uns in dem Grade brauchbar

bar werden sollen, als es ihrer Natur nach möglich ist, vermehrt die Rechtmäßigkeit der Jagd; vornehmlich aber wird sie eine Pflicht, wenn uns die Menge der Thiere schädlich werden würde und ihre Verringerung für uns vortheilhaft ist. Leicht aber, und plötzlich sei der Tod der Thiere, die uns nicht anders als durch ihren Untergang nützlich werden können; dies ist die Forderung der Billigkeit, wenn sich noch eine Billigkeit bei dem Tödten finden kan.

Allein, stelt uns wohl die tobende Zwangjagd den Menschen als den weisen Herrn der Geschöpfe vor? Zeigt sie uns ihn nicht vielmehr als einen Tyrannen, der wütender, als das wildeste Thier ist? Wenn ein Schwarm von Reutern durch Thäler und Gebüsche und Einöden fliegt, das laute Getön der Hörner die Luft erschüttert, die Feuerröhre donnern, das Geschrei der Hunde, mit menschlichen Stimmen vermischt, umherschallt, und der ganze Wald und alle umliegende Hügel von dem

wilden

wilden Lerm erheben; solte man alsdenn wohl glauben, daß sich vernünftige Menschen um nichts Wichtigers bemühen, als einen furchtsamen Hasen zu tödten? Um ein fliehendes Reh die Ruhe der Natur und der Dörfer zu stören? Es nicht durch einen plötzlich tödlichen Schuß, sondern durch die Angst und Ermüdung einer langen Flucht zu erlegen?. Es endlich keuchend dahinstürzen, und röchelnd und unter schmerzhaften Verzuckungen den lang geängstigten Geist von sich geben sehen? Und hiervon nicht gerühret werden, nicht eine Erschütterung der Sympathie im Herzen empfinden? Dies eine anständige Ergötzlichkeit nennen, und junge Fürsten, um sie zu Tyrannen ihres Volkes zu machen, daran Theil nehmen lassen? O ihr guten Menschen, die ihr euch eben so wenig auf den Ruhm, als auf das Gefühl der Menschlichkeit verstehet, seid ihr wohl der Geschöpfe werth, wenn ihr nur ihre Verwüster, ihre grausamen Verfolger seid? Und wenn eure

Macht

Macht nur die Plage der Thiere ist, so höret auf, euch der Vorzüge der Herrschaft über sie zu rühmen. Wie sehr erniedrigt nicht ein solches barbarisches Vergnügen den Menschen unter seine Würde! Mischt er sich nicht dadurch mit den Raubthieren in Gesellschaft, oder macht sich ihnen ähnlich? Und wenn jene wild umherstreichen, treibt sie alsdann nicht ein harter Hunger und ein gesetzloser Mangel, der sie zum Raube berechtigt? Und schleichen sie nicht unter der Dunkelheit der Nacht mit einer gewissen Furchtsamkeit umher, da hingegen der Mensch den Tag zum Zeugen seiner Grausamkeit macht, und sich nicht scheut, aus den Martern unschuldiger Geschöpfe ein öffentliches Gepränge zu machen? Gern möchte ich von dieser Tollheit unserer Zeit, die noch manche barbarische Sitten hat, schweigen, wenn es nicht eine Pflicht wäre, auch einmal für die stummen Thiere zu reden, und den Menschen, der nur sie zu plagen gebohren zu sein meint, zu beschämen,

men, wenn man ihn auch nicht erweichen kan. — Und wie elend ist nicht der Triumph über ein armes fliehendes Thier? Ist er der vielen Bemühungen, des Ruhms und der Glückwünschungen vernünftiger Wesen werth? Was für ein armseliges Verdienst ist es nicht für einen Herrn vom Stande, keine andre oder keine größere Geschicklichkeit besitzen, als einen Hasen zu schießen? Und dürfen wir den Landjunker beneiden, der es für seine einzige Bestimmung ansieht, sich sein ganzes Leben hindurch mit wilden Thieren zu schlagen?

Für andre von besserm Gefühle mag diese Betrachtung sein. Wenn ein von der Heerde abgeschnittener Hirsch, von dem ganzen wilden Lerm der Jagd verfolgt, ängstlich durch Wälder fliegt, über ferne Thäler und Klüfte setzt, wenn weder Gehölze noch Moräste noch Einöden ihm eine sichere Zuflucht eröffnen, und ein gewisser Tod auf ihn wartet, wenn die Angst sein schlagendes Herz ergreift, und er bald kraftlos

los dahinstürzt, bald sich in der Verzweiflung wieder aufrafft, einige Schritte forttaumelt, und athemlos sinkt, wenn der tief ausgepreßte Schweiß auf allen Seiten herabtröpfelt und Thränen aus seinen beiden Augen fließen, wenn er, indem er ächzend daliegt, von einem Schwarm von Wuth erhitzter Hunde überfallen wird, die ihm überal blutige Wunden beißen, unter welchen er mit einem Röcheln stirbt, worüber die nahen dürren Gebüsche mitleidig zu seufzen scheinen; solte dann noch ein menschliches Herz ungerührt bleiben können? Wie beredt fordert nicht die klagende Stimme der Natur uns unser Mitleiden ab! Wie eindringend ist nicht der Anblick der Angst, der Verwirrung, der Verzweiflung, der vom Gefühl des Todes erregten Krümmung und der Zuckungen eines sterbenden Thieres, eines schönen, edlen und unschädlichen Thieres, eines Thieres, von seinem eigenen Herrn, dem Menschen, unter dem Beistande wütender Hunde übermant und grausam gequält?

quält? Solte uns eine solche Scene nicht bewegen? Nicht die Empfindung der Thiere im Tode einen tiefen Schauder erregen? Nicht schon der Gedanke der Vernichtung eines Geschöpfes, das eben sowohl als wir den Schmerz empfindet, und den nahen Tod scheut, der Vernichtung einer thierischen Seele rühren? — Wenn ja der Tod der Thiere nöthig ist, solten wir denn nicht, von einem herzlichen Mitleiden durchdrungen, ihn beschleunigen und leichte machen, und sie denselben weder lange fürchten noch lange empfinden lassen? Und kan das Tödten der Thiere eine des Menschen würdige Ergötzung sein? Wohlthun, nicht aber Verderben, bringt ein wahres Vergnügen ein. Zu theuer, zu theuer, ihr jagdbegierigen Jünglinge, ist jede Lust, die mit dem Tode eines unschuldigen Geschöpfes erkauft wird.

Noch einige Bemerkungen verdienen hier eine Stelle. Verwildern nicht durch die Jagdsucht die Sitten, und vergesellschaftet sich nicht mit ihnen eine gewisse Rauhigkeit

higkeit der Lebensart, die manchem zur Empfehlung bei der Welt gewiß nicht vortheilhaft ist? Man wird es schon einsehen, daß dies nicht von einer mäßigen Jagdliebe, sondern von der wilden Begierde, täglich die Thiere zu verfolgen, zu verstehen sei. Man nehme zum Beispiel, weil man vielleicht schon von selbst daran denkt, einen Landjunker, der keinen andern Beruf hat, als den ganzen Tag über in den Wäldern herumzustreichen. Man bringe ihn in eine feine Gesellschaft. Was für eine Erscheinung für sie und für ihn! Die Damen stecken die Köpfe zusammen, und eine schalkhafte Spottbegierde breitet sich schon auf allen Gesichtern aus. Nach einem tölpischen Hereintritt murmelt er unverständliche Töne, die man Complimente nent, her, und ein mühsames Krümmen seines steifen Rückens legt ihnen eine Bedeutung bei; schon ist er durch die feine Manier und durch die artigen Ausdrücke, womit man ihn empfängt, verwirt, und er weiß weder

wo er die Hände hinstecken, noch wo er den Fuß lassen sol. Die ganze Versamlung schwimt vor seinen Augen. Man bietet ihm einen Stuhl an; aber er wil sich nicht setzen. Endlich, nachdem man lange Bitten verschwendet, setzt er sich, der Stuhl knarrt, und er ist feuerroth. Nur sein munter, mein guter Jochem! Alles ist um ihn her Erwartung. Allein er sitzt so unmündig als ein Kind von wenig Wochen da, und gafft um sich her die Gesellschaft mit dummen Blicken an. Wird er denn gar nichts reden? Hat er denn nichts gesehen, nichts gelesen? Versteht er nichts von der Unterhaltung der Gesellschaft? Die Dame, die verdamt ist, neben ihm zu sitzen, wendet sich an ihn; kurz werden ihre Fragen beneint oder bejahet, und so oft sie auch das Gespräch abändert und hofft, ihn doch endlich auf eine Materie zu bringen, worüber er einige Sylben mehr als Ja und Nein sagen könne, so oft ist ihre artige Bemühung vergebens. Ein Herr aus der Gesel-

Gesellschaft, der ihm lange mitleidig angesehen, trit zu ihm mit der Frage, ob die Jagd diesesmal viel gebe? Was für eine Verwandelung, erstaunlicher, als die mit Pygmalions Säule, geht hier vor! Auf einmal wird er lauter Mund; hört nur, wie er seine Triumphe über die Hasen erzählt, wie er alle Füchse nent, die er erlegt, wie er den Ort und ihre Größe beschreibt, wie er seine Hunde mit Lobsprüchen überhäuft. Nun ist er unerschöpflich in seiner einzigen Materie, und erzählt die Geschichten der Jagd so leicht, als la Fontaine seine Fabeln.

Nicht blos die Verwilderung der Sitten, auch die Verwilderung des Herzens pflegt aus der Jagdsucht zu entstehen. Man stelle sich einen Jüngling vor, in einem Alter, das sich die Eindrücke, die es empfängt, tief und oft unauslöschlich einprägt, wie er von allen edlen Unterhaltungen eines lehrreichen Umganges mit Menschen und mit Büchern verlassen, sich

blos mit den Scenen der Jagd beschäftiget, seinen Verstand nur mit den Vorstellungen füllt, die ihr eigen sind, nichts anders oder nichts lebhafter als seinen Gegenstand denkt, kein Vergnügen höher schätzt, als Thiere zu verfolgen und zu tödten, und damit ganze Jahre zubringt; wird man noch zweifeln können, ob eine solche Lebensart in den Kräften der Seele die schädlichste Unordnung hervorbringen wird? Muß sich nicht der Verstand die Bilder der Wildheit, der Verwüstung, der Grausamkeit eigen machen? Nicht das Herz das zarte Gefühl, womit es vielleicht gebohren war, allmählich verlieren, und von allen Empfindungen, die uns zu wahren Menschen machen, entblößt, nur einen Gefallen an blutigen und verderbenden Auftritten finden lernen? Und wenn man sich angewöhnt hat, gegen Thiere unempfindlich zu sein, wird man es denn nicht auch leicht gegen den Nebenmenschen sein? Nichts sollen wir sorgfältiger, als die Empfindungen des Mitleidens und der

Gut-

Gutthätigkeit, zu bewahren suchen, Empfindungen, die nicht weniger unsre eigene Zierde, als sie das Glück andrer sind.

Besonders scheint die Jagd für Leute, die in wichtigen Geschäften stehen, nicht zu gehören. Auch den Verlust der Zeit, der für sie doch allemal beträchtlich ist, nicht zu rechnen; zerstreut die Jagd zu sehr, und füllt die Einbildungskraft mit Bildern, die oft dem Verfolge der Geschäfte nachtheilig werden. Der Uebergang von ernsthaften Arbeiten des Geistes zur Jagd ist zu schleunig; und ohne Zweifel dienen sanftere Arten der Belustigung überhaupt mehr zur Erholung und Aufheiterung des Gemüths, als die wilden und ungestümen, da sie die Seele mehr in einer gewissen Ruhe lassen.

Noch würde ich das schöne Geschlecht bitten, zum Ruhm seiner sanftern Empfindungen, nicht an den grausamen Freuden der Jagd Theil zu nehmen.

Doch Phillis Herz erbebet
Bei dieser Lust;
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.

Welche Dame, auch von Adel, wird nicht dieses Lob von einem Dichter wie Hagedorn ist, verdienen wollen? — Man jage indessen, aber als ein Mensch, der Vernunft und Gefühl hat; man bediene sich der mit dem Eigenthumsrechte über die Thiere verbundenen Mittel, sie zu fangen oder zu schießen, auf eine weise Art und nur sparsam, um nicht aus der Jagd einen eignen Beruf zu machen, der wichtigern Beschäftigungen Zeit und Kräfte, den Sitten das sanfte Wesen, und dem Herzen die menschlichen Empfindungen raubt. Man mäßige das Vergnügen, das man vielleicht in der Verfolgung der Thiere empfindet, weil es almählich in Grausamkeit ausarten kan, und man suche sie mehr in der Absicht, um sie nach dem Wink der Natur für seine Bedürfnisse zu nützen, als

sich

ſich an ihrem Aufjagen zu beluſtigen. Man überlege, daß die Jagd immer nur eine rauhe Luſt gewähret, und daß uns unſre Zeit eine Menge von anſtändigern Ergötzungen anbietet. Man vergeſſe endlich nie zu bedenken, daß es der geringſte Gebrauch von unſrer Vernunft iſt, wenn wir ſie nur zur Bezwingung der Thiere anwenden.

8.

»Siehest du, wie sich die Berge umher
»im hohen Schnee erheben, wie die
»Wälder kaum mehr die weisse Laß, wovon
»sie gedrückt seufzen, tragen können, und
»wie die Flüsse vom scharfen Frost in ihrem
»Lauf erstarret sind? Vertreibe die Kälte,
»Freund! lege mehr Holz zum wärmenden
»Camin, und trage reichlicher guten alten
»Wein auf. Ueberlaß den Göttern das
»übrige. So bald sie den Kampf der
»Winde auf dem brausenden Meere stillen,
»so bewegen sich nicht mehr die Cypressen,
»noch die alten Hagebuchen. Forsche nicht
»darnach, was morgen geschehen wird, und
»zähle jeden Tag, so wie ihn das Geschick
»gibt, zu deinem Gewin. Verachte in dei-
»ner Jugend weder die süße Liebe, noch den
»Tanz, so lange die frische Stirn noch nicht
»vom mürrischen Alter gerunzelt ist. Itzt
»laß uns die Oerter besuchen, wo sich die
»Jugend ergötzt, und zur gesetzten Stunde

das

„das vertrauliche Gespräch gegen den Abend „wieder anfangen. Itzt laß uns ein scherz„haftes Spiel mit Mädchen erneuern, die, „indem sie sich schalkhaft im Winkel verber„gen, sich durch ein angenehmes Lachen „verrathen, muthwillig zum Tändeln locken „und sich vom falsch sträubenden Arm und „Finger gerne Bänder und Ringe entkäm„pfen lassen. „

Horaz.

Dies ist die Aufmunterung eines Dichters, der die Freude in allen Jahreszeiten fand! Auch wenn der Himmel sich in Nebel und Regen hüllet, und Schneegestöber den Tag verschließen, auch wenn die Erde in ihrer ganzen traurigen Melancholie da lieget, und weder das Auge und Ohr mehr ergötzt, noch das Gefühl erquickt wird; so weiß der Weise sich aufzuheitern, und Vergnügen selbst aus der Rauhigkeit der Jahreszeit herzulocken.

Wenn die Geselligkeit auch überal die Vergnügungen des Lebens erhöhet, oder

uns neue gewähret, so scheint sie dem Menschen doch mehr im Winter eigen zu werden, und ihm in dieser Jahreszeit zum Schutze wider die lange Weile und wider Verdruß und Unlust, die in ihrem Gefolge sind, zu dienen. Wenn die Natur in ihrer ganzen Schönheit lacht, dann können wir uns auch einsam an ihrem Anblicke belustigen. Jeder Hügel und jedes Thal giebt uns eine Menge unterhaltender Betrachtungen; und wir fliehen gerne das Gewühl der Menschen, und suchen die Stille des belaubten Waldes, um uns, entfernt von der Welt, den sanften Erquickungen der Einsamkeit ganz zu übergeben. Allein so bald die Natur uns nicht mehr einen angenehmen Aufenthalt in ihrem Schooße verstattet, und das Land und die Gärten ihre Reitzungen verlieren; so fangen wir an neue Vergnügungen in der Gesellschaft der Menschen aufzusuchen, und der belebte Trieb zur Geselligkeit stiftet hierzu Zusammenkünfte. Die Gartenhäuser werden verlassen, und die Stadt

sam-

famlet ihre Bewohner wieder, die der Frühling auf das Land verstreuet hatte. Selbst bei den Thieren vermehret der Winter den Trieb der Geselligkeit, da er ihre Bedürfnisse vermehret. Und in der That, wenn er uns in unsere Wohnungen wieder versperret, und uns nur selten erlaubt sie zu verlassen, welcher Trieb ist alsdenn natürlicher und anständiger, als daß der Mensch die Gesellschaft des Menschen sucht, und daß er sich nicht nur aus Empfindung seiner Bedürfnisse, sondern auch aus Geschmack zu dem Vergnügen, daß die Geselligkeit gewährt, entschließt? Dieser Trieb zur Geselligkeit ist eines der besten Geschenke, die wir aus der Hand der Natur erhalten haben. Er hat Städte erbauet, und Länder bevölkert, Künste und Wissenschaften ausgebreitet, und Welttheile vereiniget. Er stillet unsre Bedürfnisse auch in kleinern Verbindungen, er erheitert und erhebt den Verstand, er verfeinert die Empfindungen des Herzens, er belebt die Triebe zum Mitleiden

leiden und zur Dienstfertigkeit, er theilt uns die Einsichten der Weisen mit, und trägt gleichsam die edlen Gesinnungen anderer in unsere Seele über, er giebt den Sitten Anmuth und Gefälligkeit, und legt allen unsern Vergnügungen einen neuen Werth bei. Wenn Tugend und Freundschaft und Talente des Geistes die Menschen verbinden, wenn ihre Gesellschaft von keinen unwürdigen Leidenschaften beherscht und unterhalten werden, und wenn ihre öftere Besuchung keine Verletzung höherer Pflichten wird, welches Vergnügen kan alsdann anständiger und edler sein, als darzu einen Theil seiner Zeit zu verwenden? Ja dieses ist eine Pflicht, die ihre Stelle unter den angenehmsten einnimt; und unser ganzes Leben versüßet sich, indem wir nicht blos für uns, sondern auch für andere zu leben anfangen. Wie sehr ist nicht der zu bedauren, der eine zu gefühllose Seele hat, oder einen zu sehr verwilderten Geschmack besitzt, als daß er die Annehmlichkeiten einer

feinen

feinen Geſelſchaft und die Freuden eines freundſchaftlichen Umganges empfinden könte?

Nicht ſowohl zahlreiche Zuſammenkünfte, als vielmehr ein kleiner Kreis von muntern Freunden gewähret uns das wahre Vergnügen der Geſelſchaft. Wenn es auch angenehm in jenen iſt, neue Bekantſchaften zu machen, und alſo die Denkungsart, die Neigungen und den Geſchmack des Menſchen, gleichſam unter neuen Formen, zu ſehen; ſo feſſeln ſie doch auf eine gewiſſe Art die Freundſchaft und den Witz. Und wenn ſie uns auch das Ceremoniel, und die Kunſt, mit der großen Welt umzugehen, lehren, ſo lehren ſie uns doch ſelten das, was eigentlich der Menſch iſt. Denn nicht die Bekleidung, nicht die Mienen, nicht die äußern Sitten ſind das, was an dem Menſchen unſerer Kentniß würdig iſt; wir kennen ihn nicht weiter, als nach der äußern Geſtalt, gleichſam nur nach der Hülle, die ihn umgiebt, wenn wir nichts mehr von

ihm

ihm wissen; aber wir kennen ihn, wenn wir die Eigenschaften seines Geistes einsehen, die Grundsätze, nach welchen er denkt und handelt, die Triebe und Leidenschaften, die sein Herz regieren, und in seine Gespräche und äußere Wirksamkeit ausfließen.

Allein der Mensch läßt sich in zahlreichen Gesellschaften selten sehen, wie er ist. Er ändert sein Gesicht, wie seine Kleidung. Die Eigenliebe und die Verstellung wissen ihm eine Masque anzulegen, die uns seine wahre Gestalt verbirgt. Aber in einem Cirkel vertraulicher Freunde legt er lieber die Larve ab; erlöset von den Fesseln des Ceremoniels, und offenherzig, weil andere es sind, redet er wie er denkt und empfindet, und das Gespräch wird ein Spiegel, worin wir sein Inneres erblicken.

Glücklich ist der Mann, der bald im Kreise junger Schönen das süße Vergnügen ihres Umganges, vermischt mit Scherz und Spielen der Liebe, genießt, bald die öden Stunden der langen Winterabende den Un-

terre-

terredungen der Freundschaft schenkt, die Kauhigkeit der Zeit und die Thorheiten der Welt verschwatzt. Vertraut sitzt dann die kleine Versamlung zärtlicher Freunde in einem Kreise um den helleuchtenden Camin, und laut geht das fröhliche Gespräch umher; jedes Ohr ist Aufmerksamkeit, und jede Stirne Heiterkeit, indem auf dem nahen Tisch der ungefärbte Wein in hellen Gläsern blinkt, oder der geistreiche Punsch aus der hohen Schale dampft, und nicht weit von ihr der aufgeschlagene Horaz liegt, der den geschmackvollen Ausleger erwartet. Gerne wird dieser Gesellschafter aufgenommen, er, der uns bald die frohen Scherze der Jugend, und die unschuldigen Vergnügungen der Liebe lehrt, bald beim bescheidenen Glase zu ernsthaften Unterredungen einladet, nicht von fremden Landgütern und Häusern, sondern von dem, was uns selbst betrifft, und heilsam zu wissen ist, ob Reichthum oder Tugend den Menschen glücklich mache, was die Quelle der Freundschaft

schaft und das höchste Gut sei, bald ohne Galle und Bitterkeit über die Thorheiten der Welt lacht, ein Freund der Menschen, und ihr Lehrer, auch wenn er über sie spottet, ein Dichter, der die Freude und die Weisheit in einem beständigen Bündniß zu vereinigen weiß. So wechselt das kluge Gespräch, bald lehrreich durch Ernst, bald aufheiternd und selbst unterrichtend durch Scherz; und der Witz, der sich bei jeder neuen Erzählung mehr belebt, und alle nach einander beredt macht, erhöht das Vergnügen der Gesellschaft. Auch trift alsdenn manchen entfernten Narren ein sinnreicher Spot, oder ein Freund entdeckt dem andern unter einer feinen Wendung seine Fehler; der Witz, der die Moral bekleidet, verschaft ihr einen schnellern Eindruck, und unter Freunden darf sich kein Gedanke der Beleidigung einschleichen. Wie der Verstand und das Herz gewint, so entflieht auch jede Wolke von der Stirne; kein Bild der Sorge oder Unruhe erscheint mehr vor

der

der Seele; ihr ganzes Gefühl ist Freude. Genossen unter den Vergnügungen der Freundschaft entfliehen alsdenn die Stunden, bis der laute Scherz der Gesellschaft von der rauhtönenden Stimme des Wächters unterbrochen wird, und sie sich ungern an die nahe Mitternacht erinnern läßt; dann trennt sie sich nach zärtlichem Verzögern, jeder wird von Freude begleitet, und der Mond, der unter tausend Gestirnen am heitern Himmel seinen königlichen Glanz verbreitet, oder durch dunkle Vorhänge von Schneegewölken schimmert, erhellet den Weg der Fröhlichen.

9.

Wenn zahlreiche Zusammenkünfte die Geselligkeit, wenigstens in den Ständen, die am nächsten an einander gränzen, unterhalten, wenn sie die Sitten verfeinern, den guten Geschmack algemeiner machen, die Einwohner eines Orts mehr zur Freundschaft und zur Gefälligkeit gegen einander beleben, und den Fremden außer der höflichen Aufnahme noch die Gelegenheit geben, angenehme Bekantschaften zu machen; so haben sie, wegen dieser Vortheile einen großen Werth. Wenn sie ferner von dem steifen Ceremoniel, das wir Deutschen so lange als ein väterliches Erbgut bewahret haben und das noch in manchen Städten eine sclavische Fessel der Gesellschaft ist, frei sind, wenn man einander seine Hochachtung und Freundschaft versichern kan, ohne an lange Formeln und einen leeren Schal von Wörtern gebunden zu sein, wenn man freimüthig und doch dabei ehrerbietig sein kan,

kan, bescheiden und doch dabei lebhaft im Gespräch, wenn man, nachdem man dem Stande und dem Range des Menschen seinen Tribut gegeben, sich nicht mit ihnen, sondern mit dem Menschen selbst unterhält, wenn man zusammenkömt, nicht um sich bewundern zu lassen, sondern um sich zu vergnügen; so haben die Versamlungen der feinern und vornehmern Welt noch einen neuen Vorzug, und es ist nicht nur Wohlstand, sondern auch eine Art von Pflicht, sie zu besuchen. Auch erhalten diese Zusammenkünfte von der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Personen einen besondern Reiz; die Gespräche vervielfältigen sich, und die Unterhaltungen wechseln mehr ab.

Allein die Gesellschaften müssen uns nicht zu viel Zeit rauben, weil sie nur eine Art der Erholung und Erquickung sein sollen. Man muß sie ferner geniessen können, ohne sich von ihnen fesseln zu lassen, ohne sie mit einer unruhigen Begierde zu suchen,

und ohne sich selbst zu einsam zu sein, wenn man sie verlassen hat. Man sol kein Sclave von dem Geiste der Zerstreuung werden, bei der Zurückkehr zur Arbeit die leeren und unnützen Bilder, die die Seele aufgefasset hat, wieder auszulöschen, oder doch zuverdunkeln wissen, sich von den Vergnügungen der Gesellschaft aufheitern lassen, um zu den Geschäften geschickter zu werden, nicht aber, um neue Begierden aufzunehmen.

Was für ein seltsames Gemisch ist nicht fast immer eine zahlreiche Versamlung! Die hohen Thüren der Zimmer eröffnen sich, und auf einmal fält eine ganze glänzende Welt in die Augen. Die Menge der geordneten Wachslichter, die auf beiden Seiten der mit Tapeten behangenen Wände funkeln, erhebt den Pomp und den Schimmer der vielfarbigen Stoffe; herlicher blitzen Ringe und Edelsteine in dem Hauptschmucke, und um den weissen Hals der Schönen; ein rauschendes Getöse der Complimente strömt durch die vermischte Versamlung,

die

die unter Verbeugungen und Küssen unter einander schwimt, oder die Aufmerksamkeit auf eine hereintretende Dame unterbricht auf einige Augenblicke das laute Wortgepränge, bis es wieder so stürmisch wird, daß die Töne eines andächtigen Wunsches, einer schalkhaften Spötterei, und einer zärtlichen Liebesversicherung, die Stimmen der Matronen und der Stutzer, der Weisen und der Narren, der heuchlerischen Orgons und der buhlerischen Phrynen in einander fließen. Alle Verdienste, die der Kaufman und der Schneider nur geben können, alles, was Witz und Geschmack, was die noch mächtigere Wollust und Eitelkeit erfinden, und die Mode, die von Paris aus über ganz Deutschland gebietet, nur anordnen kan, dies alles ist hier vereiniget; jede Kunst, den Körper zu stellen, den Fächer bedeutend zu bewegen, und das Gesicht bald zu einem gefälligen Lächeln zu zwingen, bald in ernsthafte Mienen zu legen, die wichtige Kunst, von Nichts viel, und vom

Erheblichen nichts zu reden. Allmählich beginnt das Geschwätze getheilt, und oft vertraulicher. Hier spricht eine Dame vom Geschirr, das einen Riß bekommen, von der Kunst ihrer Köchin, oder von dem Witze ihres Schooshundes; dort mustert eine andere den Anputz ihrer Bekandtin, und seufzt, daß eine Haarlocke nicht die Lage hat, die sie doch nach ihrem Richterspruch haben sollte; hier bestimt ein Staatskluger den Marsch, den die Russen nehmen müssen, um bald in ihre Heimat zurückzukommen, und glaubt, daß der Kaiser von Marokko auch bei der Theilung von Pohlen seinen Antheil suchen werde; dort rühmt ein Kaufmann, der den Banquerout, den er in der künftigen Messe vortheilhaft spielen will, schon ausgesonnen hat, den Segen der Ehrlichkeit; und der Einnehmer, der schon zweimal seiner Absetzung sehr nahe gewesen, spricht von der Achtung, die die Obrigkeit für seinen Fleiß und seine Ordnung gehabt. Aber welches Geräusche erhebt sich auf einmal!

mal! Bediente laufen durch einander, tragen Tische her, und belegen sie mit bunten Blättern. Der Zeitvertreib, der Prälaten und Hofleute, Gelehrte und Dumköpfe, Matronen und Jünglinge, und am angenehmsten Verliebte verbindet, das Spiel beginnt, und in wenigen Augenblicken sind die Tische besetzt, und alle Hände beschäftigt.

Hier vermuthet man vielleicht eine kleine Pause. Man spiele, weil man will, aber nicht zu oft, ohne Unruhe des Gemüths, ohne die Leidenschaft, die man Spielsucht nennt. So lange das Spiel kein merklicher Raub unserer Zeit und unsers Vermögens wird, so lange es nur wenige Stunden dauret, und so lange wir unter dem verschiedenen Wechsel des Glückes heiter und gesprächig bleiben; so lange mag es immer für eine zulässige Ergötzung, und eine gewisse Art der Erholung von den Geschäften gelten. Zwar entziehen wir uns durch das Spiel immer eine gewisse Zeit; allein, da

uns andere Ergötzungen, die nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig sind, nicht weniger einen Theil unserer Zeit kosten, und da wir, ermüdet von den Geschäften, ihn besser zu unserer Aufheiterung, als zur trägen Fortsetzung der Arbeit anwenden, so ist der Verlust eben nicht merklich. Man bemerke aber, daß die Geschicklichkeit zu spielen nur eine der kleinsten Eigenschaften ist, der man sich kaum ohne Erröthen rühmen solte, und daß es wahre Ehre ist, von unserer Zeit, und unserm Vermögen, auf welches unsre Nebenmenschen einen so gerechten Anspruch haben, mit Ueberwindung unserer Leidenschaften den edelsten Gebrauch, so oft wir nur können, zu machen.

Nach dieser kleinen Bemerkung begebe ich mich wieder in meine Versamlung, und sehe dem Eigensinne des Glücks, das das Spiel regieret, zu. Wie hitzig ist das Gefechte der Karten, und wie ungeduldig ist die Erwartung der Streitenden auf den Augenblick, der den noch zweifelhaften

Sieg entscheiden wird! Er komt; die Ueberwundenen ergeben sich, und der Sieger feiert seinen Triumph. Kaum sind die Heere von dem Wahlplatz gegangen, so stehen sie wieder in Schlachtordnung, und das Treffen erneuert sich; gleichwie Rom, wenn es eine Schlacht gewonnen hatte, gleich die andere wieder anfieng, nicht aufhören konnte zu streiten, so lange noch Völker zu bekriegen waren, und angrif, wenn es auch gleich nicht beleidiget worden. Die reitzende Wilhelmine führet ihr Heer an, lächelt, indem sie es mustert, des nahen Sieges gewiß, spottet, da das Gefechte angehet, schon mit einem schalkhaft fröhlichen Ton über ihre Gegner, und kündiget ihnen eine völlige Niederlage an. Sie siegt; und indem sie die Karten, die sich in ihren schönen Händen zu freuen scheinen, mit Anstand mischt, auch nicht obenhin einen gefälligen Blick auf den an dem geschäftigen Finger funkelnden Stein wirft, so empfängt sie zu ihrem Siege noch die

artigen Lobsprüche der Ueberwundenen, und nimt sie mit einem sanften Lächeln auf. Aber was für Mienen entstellen auf einmal das schöne Gesicht! Warum verläßt so geschwind die Röthe ihre Wangen, und warum wallet ihre Brust stärker unter dem weissen durchsichtigen Flor? Sie verliert, die unglückliche Schöne. Wie viel Mitleiden verdient sie nicht, nicht weil sie verliert, sondern weil sie nicht gelassen verlieren kan! O! solten Sie, schöne Wilhelmine, einen Spiegel vor sich haben, wie sehr würden Sie nicht über die Entstellung ihrer Züge erschrecken, und wie sehr würden Sie sich nicht wider die Leidenschaft erklären, die Ihrem reitzenden Gesichte alle seine sanfte Anmuth und Gefälligkeit raubt? Indem ich mich noch mit der betrübten Wilhelmine beschäftige, so schlägt ein donnernder Fluch auf die Spadille mir ans Ohr, der aus dem Munde einer vergoldeten Excellenz hervorbricht; die Damen, die mit spielen, sehen sich an, und ich wende

die

die Augen weg, denke an den Kutscher des gnädigen Herrn, und gehe weiter. Dort fächert sich eine Dame am Spieltische, und eine höhere Röthe glühet auf ihren Wangen; man weiß nicht die Ursache; das Zimmer ist nicht zu warm, auch hat sie nicht verloren. Eine andere spielt etwas verwirt, weil sie eben ein Lob ihrer Schönheit empfangen hat. Etwas weiter hin sitzt eine Dame, und giebt sich alle Mühe, zu gewinnen? nein, zu verlieren, ihrem Manne zum Vergnügen, der sie diesen Morgen über ihren Anputz getadelt hatte.

Aber nicht alle Personen hat der Gott des Spiels gefesselt; hin und wieder plaudert ein Freund mit dem andern, und auf den Kanapeen stirbt mancher guter Name in dem Munde der Verläumdung. Man versichert sich, wie aufrichtig man sich liebe, und verbirgt mit Mühe den Haß im Herzen; man küßt sich, und möchte sich zerreißen; man erzählt die neuen Veränderungen der Regierung, und die artigen Sprünge,

die Belindens Schooshund macht; man spricht von der letzten Predigt, und vom letzten Bal, von einer befleckten Ehre, und von einem begossenen Kleide, von der versäumten Kirche, und vom vergessenen Besuch, vom Minister und vom Thorschreiber, von Excellenzen, und von Hofnarren; Himmel und Erde beschäftigen die Zungen, und alles ist Gespräch, wenn unter hunderten kaum eins Verstand ist. Mit wichtigen Schritten geht ein Mann vom Hofe auf und nieder; über seine breiten Schultern spannet sich ein schönes Band, neben welchem die Gnade seines Fürsten in einem Sterne glänzt, weil er ohne Zweifel dem Lande einen wichtigen Dienst gethan? nein, weil er seinem Herrn in einem geheimen Liebeshandel mit seinen Einsichten beigestanden hat. Ehrerbietig gegen ein solches Verdienst gehe ich vorbei, schleiche durch alle, derer leeres Gewäsche ich nicht hören mag, hindurch, und finde bei jener Dame Artigkeit mit Anstand, Witz mit Vernunft,

Ge-

Geſchmack mit Klugheit, und Beleſenheit mit Beſcheidenheit, alle guten Eigenſchaften zu einer angenehmen Unterhaltung. Kein Heer von einfältigen Köpfen ſchwärmt um ſie her, weil ſie Verſtand hat, die Narren ſcheuen ſich vor ihrem ſiegreichen Spot, und nur wenige ſchleichen zu ihr hinan. Sie weiß ſie durch das lehrreichſte Geſpräch einzunehmen und nicht blos über den Verſtand, ſondern auch über die Herzen aller, die ſie hören, zu herſchen.

10.

Wenn die Lerche, indem sie vor unserm Fenster dem Anbruch der Morgenröthe entgegen sang, unsern leichten Schlummer verjagt, und nach dem Erwachen unser erstes Gefühl zur Freude gemacht hatte, wenn uns den ganzen Tag über so viele fröhliche Stimmen mit abwechselnden Melodien unterhalten, und auf jedem Spaziergange über uns und um uns her tausend zärtliche Töne gewirbelt hatten; mit welcher stillen Wollust erfüllte uns alsdenn nicht am Abend und in der lauen Frühlingsnacht das göttliche Lied der Nachtigal. Wie begeisternd sang sie nicht, daß die getäuschte Einbildungskraft sie noch zu hören glaubt! Bald schlug sie laut, und gurgelte einen schmetternden Schal durch die schweigende Gebüsche; bald seufzte sie mat in wehmüthig fallenden Tönen, klagte oft unterbrechend ihr Leiden, lockte zärtlich den verzögernden Gatten, und schien die Stimme der Weinenden

nenden nachzuahmen; dann erhub sie plötzlich wieder einen hellen Jubel und wirbelte ihn manche Minuten lang fort; und wenn ihr Gesang durch alle abwechselnde Töne geflossen war, so versuchte sie, unerschöpflich an Erfindung, neue Melodien. Horchend lagen die Thäler umher; die Winde scheuten sich im Laube ein Geflüster zu erregen; die Weste schienen vor Wollust eingeschlummert zu sein, und der Bach seinen rieselnden Lauf zu hemmen; sprachlos vor Entzücken lag Damöt an der wallenden Brust seiner Geliebten, trunken hing sein Auge an dem ihrigen, und eine beredte Thräne nach der andern rolte ihnen beiden über die Wangen herunter. Aber itzt, da die Musik der Natur verstummet ist, muß die Musik der Kunst ihre Stelle einnehmen, und die Stimmen der Sängerinnen müssen die Stimmen der Nachtigallen ersetzen.

„Durch die Musik, sagt Pope, empfinden die Seelen eine gleiche Gemüthsverfassung, schwellen nicht zu hoch auf, und

sinken nicht zu tief. Wenn in der Brust sich stürmische Freuden erheben, so läßt die Musik ihre sanfte beruhigende Stimme erschallen; und wenn die Seele von Sorgen gedrückt wird, so erhebt sie sich in belebenden Liedern. Krieger entflamt sie mit beseelten Tönen, und in die blutenden Wunden der Verliebten gießt sie Balsam. Die Melancholie erhebt ihr Haupt; Morpheus stehet von seinem Bette auf; die Trägheit ziehet die Arme auseinander, und erwachet; horchend läßt der Neid seine Schlangen fallen; kein innerlicher Krieg setzt länger unsere Leidenschaften in Aufruhr, und der Schwindelgeist der Partheien höret seine Wuth hinweg. Die Musik kan den grausamsten Schmerz besänftigen, und die strengste Wuth des Schicksals entwafnen; sie kan den Kummer in Freude verwandeln, und Verzweifelung und Raserei gefälliger machen; sie kan die Freude der Erde vergrößern, und von der Glückseligkeit des Himmels einen Vorschmack geben.„

Und

Und welches Jahrhundert und welches Volk hat nicht die Musik geschätzt, diese frohe Tochter des Himmels, die zuerst mit den Schäfern weidete, und bald durch die kunstlose Flöte, und bald durch ein Lied voll Natur den Hügeln und Gebüschen das Lob der Liebe verkündigte; die mit belebtem Metall den Helden in die Schlacht begleitete, und die Thaten des Siegers erhob; die, so bald man ihre göttliche Macht merkte, an den Oertern eingeführet ward, wo die Menschen empfinden solten, bei dem Dienste der Götter, deren Zorn sie besänftigte, bei der Feier wichtiger Feste, bei den Stiftungen der Bündnisse und Verträge; die noch itzt eine unsrer edelsten Unterhaltungen ist, und selbst unsern Gottesdienst feierlicher und rührender macht; die den Landman auf dem Felde und seinen Fürsten in der Oper entzückt; verschieden im Ausdruck, und an Vollkommenheit, aber erschaffen für jedes Herz, die allgemein verständliche Sprache der Natur, die Perser und Grie-

chen gleiche Regungen empfinden ließ, und den Ueberwinder der Welt gleichsam mit einem Klang überwand?

Nicht blos die Ergötzungen des Ohres, nicht blos die Erregung und Beschäftigung der Leidenschaften macht das ganze Verdienst der Musik aus. Weil sie sich mit den Empfindungen beschäftiget, so erweichet sie auch das Herz und verfeinert seine Neigungen. Wie sehr ist nicht schon die Zerstreuung des Kummers und die Aufheiterung der Seele ein Vortheil der Musik, den wir oft nur bei ihr finden, wenn wir ihn nicht in den Armen der Freundschaft noch der Weisheit zu finden wissen. Aber ein größerer Gewin ist es noch, daß sie unsere Neigungen menschlicher macht, uns eine gewisse Milde und Leichtigkeit des Gefühls ertheilt, die die Eindrücke einer zärtlichen Freundschaft, einer leutseligen Gesinnung, und einer wirksamen Menschenliebe geschwinder annimt, geschwinder von den Leiden und Bedürfnissen anderer, und von

ihren

ihren Dienstleistungen gegen uns geführet wird. Selbst die Sitten gewinnen und nehmen mehr Gefälligkeit und munteres Wesen an.

Auch hat die Musik mit den übrigen schönen Künsten das Amt, den Geschmack zu verbessern, gemein. Allein dieser Geschmack ist nicht blos darauf eingeschränkt, daß er uns in den Werken der Künste das Schöne empfinden lehrt; er wird uns auch im gesellschaftlichen Leben begleiten, sich gleichsam mit in alle unsre übrigen Empfindungen und Urtheile mischen, und unsern Handlungen einen gewissen gefälligen Anstrich geben. Wer seine Ohren und sein Gefühl lange an die wahre Musik gewöhnt hat, der muß auch Wohlgefallen an allem finden, was übereinstimmend, schön und anständig ist, auch wenn er es außer dem Gebiete der Künste antrift. Unstreitig ist der Einfluß der Musik, den sie in die moralische Harmonie der Menschen hat, einer der erheblichsten.

Dieser wird noch mehr befördert, wenn die Poesie mit der Musik sich vereiniget, und beide den Lehren der Weisheit, unter den Entzückungen des Ohres und des Geistes, einen leichtern Eingang ins gerührte Herz verschaffen. Welche Macht hat nicht ein Lied von Hagedorn und Weiße in dem Munde einer schönen Sängerin, und von der holden Stimme der Saiten begleitet! Wer wünscht sich da nicht ganz Ohr zu sein, und prägt sich alle Bilder und Empfindungen, die in dem Gesange liegen, tief in die Seele ein?

Wenn diese und noch andere die Vortheile der Musik; wie anständig sind denn nicht die Zusammenkünfte zu Concerten, und wie rühmlich ist es nicht für einen Ort, wenn seine Einwohner Geschmack genug haben, um sich dazu zu versamlen. So ergötzend es auch ist, eine Schöne unter einem zärtlichen Liede, das ihr eine unschuldige Liebe eingab, und die Einsamkeit singen läßt, zu belauschen; so ist der Anblick eines

einer Dame noch entzückender, die, umringt von ihren kleinen Kindern, am Clavier singt, und ihnen Wohllaut und Empfindung einflößt. Wie aufmerksam stehen nicht diese jungen Grazien um sie her, und horchen auf die hellen Saiten und auf die geliebte Stimme. Bald hüpfen sie, wie der fröhliche Klang; Heiterkeit ist auf ihren Mienen und Leben in allen Gliedern; bald wagen sie selbst einen Ton, und sehen lächelnd die Mutter an, begierig nach ihrem Beifal; bald dringt eine gute Lehre und eine edle Empfindung mit dem Gesang in ihre Herzen, und wird unvermerkt ein Saame der Tugend. Kein Zeitvertreib ist selbst für die zarte Kindheit anständiger, als die Musik; und nichts ist für sie vortheilhafter, als sie früh an ihre Harmonien zu gewöhnen. Dadurch gesellet sich die Freude, ihre beste Gespielin, die man niemals von ihrer Seite entfernen solte, am leichtesten zu ihnen; die Seele bildet sich almählich durch ihre innere Heiterkeit zur äußern

Freundlichkeit, und zu sanften Gesinnungen gegen andere: der Saame des Geschmacks an dem Schönen und Harmonischen wird gleichsam in ein frisches und noch unverdorbenes Erdreich gestreut; und ein Alter, das die gewöhnliche Form der Unterweisung scheuet, ist niemals gelehriger, als wenn der Unterricht sich unvermerkt unter seine Ergötzungen mischt.

Es sei also in diesen Monathen die Musik oft die Schöpferin unsers Vergnügens in zahlreichen Zusammenkünften, und in der Einsamkeit. Sie erheitere die Runzeln des Greises, und belebe die leeren Stunden der spielenden Kindheit. Die spröde Schöne müsse den silbernen Klang der Saiten vernehmen, eine zärtlich aufwallende Empfindung in der Brust dulden und aufhören, die Liebe zu verachten; der wilde Jüngling müsse stürmischen Vergnügungen der Lust entsagen, sich der Musik in die Arme werfen, und unter ihren stillen Ergötzungen zahm werden. Und wenn

Tiger

Tiger und Löwen, als Orpheus seine Leyer rührte, aus ihren Höhlen hervorbrachen, freundlich sich um ihn herdrängten und die bezaubernden Saiten leckten; so müsse auch jede Seele ihre Wuth und ihren Haß vergessen, der Verfolger müsse seinen grausamen Entwurf fahren lassen, und erweicht und menschlich gesint eilen, seinen Feind zu umarmen und ihm sein Herz wieder anzubieten. Göttliche Musik! die du ehemals Wälder und Felsen bewegtest und wilde Thiere bezähmtest, beweise noch deine Macht, und thue, was kein Moralist kan.

II.

Außer den sanften Vergnügungen der Concerte sind dem Winter auch die Ergötzungen der Bälle eigen; und oft überwindet ietzt ein fröhlicher Tanz die Kälte und die Melancholie der langen Abende. Wenn der Tag, zum Tanze bestimt, über die beschneete Welt aufgeht; wie heiter strahlt er alsdann nicht in die Schlafgemächer der Schönen, um sie zu dem erwünschten Feste zu wecken? Noch entzückt sie der süße Traum. Noch verschließt sich in manchem sanft schlummernden Auge das siegreiche Feuer, das selbst den Weisen oft bethört, und noch liegt manches reitzende Gesicht in stiller Schönheit da, erheitert vom Glanze des Morgenlichtes, das seine Rosen blühender färbt. Aber wenn die Schöne das Auge eröfnet, dann ist die Lust des Tages ihr erster Gedanke, und lächelnd glüht ihr Blick der freundlichen Sonne entgegen; dann wagt sie (eine ungewöhnliche Ueberwindung)

windung) gleich nach dem Erwachen den zarten Fuß aus den Pflaumdecken heraus, schlüpft behend hinter der flatternden Gardine hervor, und eilt, wer weiß es nicht wohin? und eilt an die geliebte Toilette.

Da sitzt nun die junge Lesbie wie eine Vestale, mit einem weißen Gewand um die schönen Glieder bedeckt, in ernsthafter Beschäftigung und schmückt sich unter einem zärtlichen Liede zum feierlichen Vergnügen des Tages. Was für glänzende Heiligthümer des Putzes liegen nicht vor ihr ausgebreitet? Hier blitzen Ringe und Juwelen, und alle Farben glühen mit wechselndem Lichte in einer Reihe von Edelsteinen; es schimmern silberne Stecknadeln, und Ohrgehänge funkeln mit mannichfaltiger Pracht; neben den mit einem zierlichen Anstand geordneten Kostbarkeiten steht ihre kleine Handbibliothek mit moralischen und witzigen Schriften. Aber kein neugieriges Auge findet hier Muschen und Schminkwasser, weil Lesbie zu sehr ihre Schönheit kennt, als daß sie sie

durch Anstriche der Kunst erst erhöhen dürfte, und sich zu sehr liebt, als daß sie sich mit den eitlen Matronen, die gerne noch jung sein möchten, um erobern zu können, dem Gespötte Preis geben solte. Es ist nicht, bejahrte Damen, die sie es mit der Welt noch so gut meinen und sich ihr nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen wollen, es ist nicht der geborgte Reitz, der uns verführt; sie sind desto sicherer vor unsern Blicken, je mehr uns ihre Wangen die Jugend künstlich anpreisen wollen; und wenn wir aufmerksam genug sind, sie zu betrachten, so sehen wir in der Farbe die ganze Eitelkeit ihres Herzens, die sich lebhaft auf dem Gesichte malt. Haben sie immer Ueberwindung genug, so zu erscheinen, wie es der Natur gefält, sie erscheinen zu lassen; sie haben nichts Wesentliches verlohren, wenn ihre Blüthe abgefallen ist. Aber wenn die Schönheiten des Gesichtes verschwunden sind, so ist es Zeit, uns durch die Schönheiten des Geistes weit mehr zu entzücken,

als es durch jene geschehen konte, und sich durch die Weisheit ihrer Seele, über welche die zerstörende Hand der Jahre nichts vermag, wieder schadlos zu machen. Doch bald hätte ich meine Lesbie vergessen. Noch sitzt sie auf dem Stuhle gebeftet, indessen daß ihre geschäftige Zofe Locken an Locken aufbauet und sie mit Wohlgerüchen und Juwelen durchwebt. Während dieser sinreichen Bemühung, den Hauptschmuck zu vollenden, wirft die Schöne oft einen kritischen Blick in den Spiegel, mustert die Locken, ob sie mit Geschmack geordnet sind, ermuntert die Priesterin des Putzes mit artigen Lobsprüchen; liest dann weiter in ihrem Gellert fort, und indem sie ihn seine Selinde schildern sieht, so schlüpft ihr Auge unvermerkt vom Buche weg, lächelt dem Spiegel zu, und erblickt Selinde,

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön wie das Morgenroth, und heiter
wie der Tag.

Doch

Doch glaubt sie, was jene vom Mahler, daß ihr der Spiegel schmeichelt. Lesbie ist bezaubernd, ohne es wissen zu wollen, und sie schmückt sich, nicht um mehr bewundert zu werden, sondern um mit dem Anstand, den sie ihrem Alter und ihrem Range schuldig ist, unter ihren Gespielinnen zu erscheinen. Ihr Anzug von der letzten Juwele in den Locken bis zum kleinen Schuh, ist mit einer gewissen Feinheit des Geschmacks ausgesucht und angeordnet, daß ihre Reitze noch durch ihren Putz gewinnen, und jede Miene belebter wird. Was für eine reine Röthe ist nicht über ihre Wangen ausgegossen, und was für eine sanfte Anmuth spricht nicht aus ihren blauen Augen, deren Lächeln selbst einen Cato verlegen machen könte. So geht die reitzende Lesbie zum Bal; und alle Liebesgötter drängen sich, sie zu begleiten. Die ganze Schaar der Jünglinge erwartet sie; sie kömt, und alles ist Freude; sie kömt, und überal sind schalkhafte Amors in den Falten

ihres

ihres leichtrauschenden Gewandes versteckt; sie siegt, ohne siegen zu wollen, und alle Augen und alle Herzen folgen ihr, ohne daß sie die Miene machte, sie zu fesseln.

Unterdessen sitzt auch die betagte Beatrice und putzt sich zum Bal. Sie hätten nicht nöthig, gute Madame, sich so sehr zu bemühen, denn die schlaue Welt sagt es schon, daß Sie, wenn Sie öffentlich erscheinen, zwanzig Jahr jünger, als in ihrem Schlafgemache sind, und daß Sie in Gesellschaften ein anderes Haar, als zu Hause tragen. Beseufzen Sie immer die Flüchtigkeit der menschlichen Dinge vor Ihrem Spiegel; aber lassen Sie ja die verwelkte Natur in Ruhe. Der Winter läßt sich zu keinem Frühling umschaffen, und wenn es wahr ist, daß Sie geblühet haben, so lassen Sie es auch wahr sein, daß man da keine Blüthe mehr zu erklügeln suchen muß, wo sie vergangen ist. Sie wollen auf dem Bal erscheinen; nun gut! Nehmen Sie aber die Einladung für nichts

nichts mehr an, als was sie ist; man bittet Sie aus Hochachtung, und nicht aus einer zärtlichen Sehnsucht, wie Sie glauben. Kommen Sie zu den Vergnügungen der Jugend und ergötzen Sie sich durch ein kluges Gespräch. Aber was geschieht? Seht, die Alte kömt, ganz wie eine junge Braut geputzt, und alles bis auf die von der Schminke vergebens bedeckten Runzeln ist an ihr Jugend; seht, wie sie ihre matten Augen dreht, wie sie nach Liebhabern sucht, wie ihr dürrer Mund feurige Liebkosungen verschwendet. O daß doch Rabeners Satyrs hinter ihr her unter einem lauten Gelächter klatschten und sie bis in ihr Schlafzimmer zurückjagten!

Indessen beginnt der Bal, den nicht die Rangsucht, sondern Fröhlichkeit und Geschicklichkeit anordnet. Schon für das Auge des bloßen Zuschauers ist der gute Tanz ein angenehmes Schauspiel. Wie leicht und wie harmonisch ist nicht die Bewegung, und mit welcher Mischung von Anmuth und

Maje-

Majestät schweben nicht die Paare nach dem Ton der Musik unter einander! Welcher Anstand herscht nicht in jeder Geberde, und welche Uebereinstimmung in den Bewegungen der Füße, der Arme, und des Hauptes! Ueberal ist Takt in den Schritten, bestimte Bewegung in der Langsamkeit und Geschwindigkeit, eine harmonische Folge in diesen Bewegungen, ihre Uebereinstimmung mit den Instrumenten, und mit den übrigen tanzenden Personen. Jeder schöne Körper gewinnt unter einem guten Tanz; die Reize der Damen erhalten einen lebhaftern Eindruck, und selbst die verblühete Matrone fängt wieder an zu gefallen.

Bald ordnet sich eine lange Reihe zu einer lebhaften Art des Tanzes; Gesicht gegen Gesicht gekehrt stehen die Paare, und die Schöne lächelt ihrem Geliebten schon Beifal über die neue Lust zu; die Musik fängt an mit allen Saiten den fröhlichen Tanz zu gebieten. In eben dem Augenblick fliegt das erste Paar von seinem Ort, wiegt sich

bald

bald mit Leichtigkeit und Anmuth gegen einander über, schwebt bald mit umschlungenen Händen durch die glänzende Reihe, durchkreuzet sie bald forteilend, oder die Schöne fliegt voran, und hinter ihr folgt ihr Jüngling, als wär sie ihm entflohn, dann begegnen sie sich, und eilen wieder von einander, und irren in manchem harmonischen Labyrinth umher, bis sie sich auf einer andern Stelle wieder finden und das nächste Paar in die frohe Bewegung einflechten, bis endlich alle Paare durch einander gezingelt den Tanz vollständig auswickeln und die künstliche Verwirrung der Wiederholungen, Begegnungen, Rückgänge und andre Arten von Abwechselungen sich über den langen Saal verbreitet.

Wenn der Tanz noch mehr, als eine bloße Ergötzung ist, und wenn er gewisse Vortheile hat, die nicht verachtet werden dürfen; so ist seine moralische Zulässigkeit entschieden. Wer indessen diese Ergötzung für unerlaubt hält, der mag sie unterlassen.

Vor

Vor einigen Jahren kam ein vornehmer Prälat in Frankreich unvermuthet bei der Nacht auf einen Bal; die ganze Versammlung erstaunte und war vol Furcht und Zerstreuung. Aber bald redete er sie an: „Mesdames, und meine Herren, ich komme nicht, sie in ihrem Vergnügen zu stören, ich halte es für erlaubt; aber da sie Geld zum Tanze haben, so ist es unbillig, daß sie indessen so viel Arme Hunger und Kälte leiden lassen; ich komme, für diese Elenden eine Beihülfe unter ihnen zu samlen.„ Als der weise Mann dieses gesagt hatte, da beruhigten sich alle Damen wieder, und eröfneten willig ihre Börsen; jeder prieß den Bischof nicht nur wegen seiner wohlthätigen Gesinnung, sondern auch, weil er Klugheit und Mäßigung genug besaß, eine Art der Ergötzung, an welcher er wegen seines Standes nicht Theil nehmen konnte, nicht zu tadeln. —

Wenn es Pflicht ist, auch für den Körper, den sichtbaren Theil von uns Selbst zu sorgen, und ihm so viel Verschönerung

und Volkommenheit zu geben, als es ohne Verletzung höherer Verbindlichkeiten geschehen kan, wenn die Uebung des Tanzes ihm die Fertigkeit einer geschickten Stellung, und einer leichten Bewegung verschaft, und seine Glieder nicht nur gelenkiger und brauchbarer macht, sondern auch die Kunst lehrt, sich mit Anstand zu tragen; so ist schon, von dieser Seite betrachtet, der Tanz einer Empfehlung werth. Auch der Gesundheit ist der Tanz vortheilhaft, und wenn eine Bewegung heilsam ist, so ist es vornehmlich die nach dem Schal der Musik, weil sie alsdenn nicht blos mechanisch ist, sondern das fröhliche Herz an ihr zugleich Antheil hat. Sogar die nützliche Empfindung der Harmonie gewährt uns der Tanz. Welches Auge wird nicht durch eine regelmäßige, mit der Musik und den Tanzenden übereinstimmende Folge von Bewegungen ergötzt? Vornehmlich aber ist der Tanz geschickt, das Gemüth aufzuheitern, und der Seele eine gewisse Stärkung durch die Freude mitzutheilen.

12.

Aber wie viele giebt es nicht, die an den Wintervergnügungen keinen Antheil haben? Und wie wenig wird die Menge unsrer Nebenmenschen geachtet, für welche diese Jahreszeit eine neue Quelle ihrer Leiden wird? Lasset uns einmal auf diese Elenden unsre Augen wenden; ihre Betrachtung wird hier vielleicht an der rechten Stelle stehen. Wer gerne den Winter von der Seite der Annehmlichkeit betrachtet, der muß auch gerne die besondern Pflichten betrachten, die er uns gegen unsre Brüder befiehlt. Ich wil itzt einmal mit den Herzen meiner Leser reden; und wenn sie mich jemals ihres Beifals gewürdiget, oder jemals einige Unterhaltung in diesen Betrachtungen gefunden haben, so bitte ich sie, mir itzt ihre Aufmerksamkeit nicht zu versagen. Sie sollen itzt keine Abschilderung der todten Natur sehen; nein, ich wil ihnen Bilder aus der menschlichen Gesellschaft vorstellen, wo-

von wir alle wegen der Ungewißheit der menschlichen Schicksale leicht Kopien werden können, Bilder von unsern eigenen Brüdern, die unter der Strenge dieser Jahreszeit leiden, und die deswegen ein Recht an mich haben, in diesen Blättern dem Mitleiden empfohlen zu werden. Wenn diese Vorstellungen nur einigen Armen in dieser rauhen Jahreszeit eine Erleichterung ihres Elendes erwerben; so hat diese ganze Schrift Verdienst genug, und ich verlange nichts mehr für sie. Ein Fürsprecher der Nothleidenden und ein Ausleger ihrer geheimen Seufzer seyn, den Armen mit einem glücklichen Erfolg die Rauhigkeit der Jahreszeit, die sie gedoppelt fühlen, gemildert haben, und die Ursache sein, daß diesen Winter einige Thränen weniger fließen; dieser Ruhm und diese Zufriedenheit geht über alles, was ein Schriftsteller erlangen kan. Ja, diese süße Zufriedenheit hoffe ich zu erlangen, und sie mit allen meinen Lesern theilen zu können. Ich bin es,

der sie an das Elend ihrer Brüder erinnert, und sie sind es, die ihnen abhelfen müssen; aber sie sind es auch, die sich durch eine wirkliche Wohlthätigkeit in diesen Monaten eine höhere Zufriedenheit erwerben können. Wie viel kan ich nicht erwarten, da ich mich gerade an ihre Empfindungen wende, und mit ihnen die Sprache des Herzens rede? Auch dem übermüthigen Reichen, der unter seinem Ueberfluß vergißt, daß noch andere Menschen auf der Erde leben und der unter dem beständigen Lerm berauschender Gastmahle das furchtsame Klopfen des Armen vor seiner Thür nicht hört, jedem Unempfindlichen, dem dieses Blat vor Augen komt, müsse eine mitleidige Empfindung in die Brust zurückkehren, und kein Dürftiger müsse mehr eine vergebliche Bitte thun.

Wir dürfen diejenigen Menschen, für welche hier geredet wird, nicht erst in der Ferne suchen. Es sind die Armen eines jeden Orts, wo sich meine Leser aufhalten, die Armen, die sie täglich vor Augen haben,

und deren Leiden oft durch Alter und Krankheit vermehret wird. Wer kan sagen, daß er keine von seinen Nebenmenschen kenne, deren Mangel und Elend durch die Kälte und Unfruchtbarkeit dieser Jahreszeit vergrößert wird, und die deswegen ein besonderes Mitleiden und Beistand von ihm fordern? Wer kan sagen, daß nicht der Winter die Wohlthätigkeit gegen die Armen nothwendiger mache, da er ihre Bedürfnisse vermehret? Und erhalten nicht dadurch unsre Wohlthaten einen neuen Werth, wenn sie zu rechter Zeit, mitten unter den Bedürfnissen, ausgetheilet werden? Der Sommer und der Herbst haben uns die mannichfaltigen Früchte des Feldes und der Gärten gegeben, damit wir iezt, da die Natur ruhet, unsern Brüdern mit unserm Vorrath beistehen sollen. Je mehr sich die Rauhigkeit dieser Monate vermehret, desto williger solten wir sein, den Dürftigen durch die Mittheilung von dem Ueberflusse, den wir von dem Segen des Sommers gesammlet haben, zu erquicken.

Um

Ein jeder schaue also um sich her, und betrachte die Gegenstände des Mitleidens, die ihm am nächsten sind. So mancher Arme kriechet auf den Gassen, gedrückt von Hunger und Kälte, umher. So mancher Greis steht auf den öffentlichen Wegen, und wartet ganze Stunden lang unter der rauhen Luft, wider die er nur dürftig seine Blöße bedecken kan, auf die Barmherzigkeit der Vorübergehenden. So mancher Kranke liegt auf einem armseligen Lager, worauf er weder Nahrung noch Arzneimittel hat, in einer Hütte, die von Nordwinden durchstrichen, und von Regengüssen durchwässert wird. Sehet dort einen Alten auf seinem Stab gekrümt an den Häusern der reichen Stadt langsam dahin schleichen; seine Glieder sind von Krieg zerstümmelt, von Alter und Hunger entnervt, von Kälte erstarrt, und eine ganze Last des Elendes liegt auf ihm; seine Narben sind kaum mit einem zerrissenen Kittel bedeckt, und an seinen Wunden, die er unter der Vertheidigung

digung des Bürgers, der ihn ietzt in seinem Jammer vergehen läßt, empfieng, empfindet er noch manchen schneidenden Schmerz; der wilde Sturm wühlet in seinem dünnen gebleichten Haar, und kaum kan er seinen Anfällen widerstehen; auf seinem eingefallenen Gesichte zeichnet sich der ganze Kummer seiner Seele, und Thränen zittern aus seinen beiden matten Augen hervor. Wer kan mehr als einen solchen Anblick nöthig haben, um ganz erweicht zu werden, und den Bitten des Elenden, dessen bloße Gestalt schon für ihn redet, mit Trost und Beistand zuvor zu kommen? Aber wenn der Arme sein zitterndes Haupt entblößt, wenn sein Mund sich eröffnet und er uns seine Noth in einer schwachen und suchtsamen Sprache klaget, wenn er jedes Wort mit Thränen begleitet und mehr durch sie, als er sagen kan, ausdrückt, wenn er seine kraftlosen Hände gegen uns ausstrecket, sie bald über dem Kopfe ringet, bald zum Himmel hinauf fahret, dann zu einem beredten

Stil-

Stillschweigen verstummet und sein Flehen mit nassen Blicken, womit er uns anstarrt, rührender fortsetzt; welches menschliche Herz solte dann nicht in lauter Wehmuth zerfließen und den Augenblick ergreifen, um ihn seinem Elende zu entreißen?

Die Natur scheint im Winter mehr für die Bedürfnisse der Thiere, als der Menschen gesorgt zu haben. Sie hat ihnen Kleider von Pelz und Wolle angelegt, unter welchen sie alle Ungemächlichkeiten der Jahreszeit aushalten können. Sie hat ihnen bequeme Wohnungen angewiesen, oder ihnen in wärmeren Gegenden einen Aufenthalt bereitet. Aber der Mensch, der Liebling des Schöpfers und der Eigenthümer der Vernunft, gehet entblößt unter seinen Brüdern umher, ist allen Anfällen der Luft, dem Regen, den Winden, und der Kälte ausgesetzt, und hat keinen andern Schutz wider die rauhe Jahreszeit, als das Mitleiden anderer. Was kan die Vorsehung bei dieser Einrichtung für eine andere

Absicht haben, als euch, ihr glücklichen Menschen, durch solche rührende Schauspiele zum Wohlthun aufzufordern? Nehmet euch also eures eigenen Geschlechtes an, und lasset nicht länger eure Brüder elender als die Thiere sein. Euch komt es zu, ihren Zustand zu verbessern; die Vorsehung selbst lägt euch an dieser Ehre Theil nehmen. Erkennet euren rühmlichen Beruf, den Armen zu speisen, zu kleiden, zu erwärmen, und zu trösten, ihn dem Kummer, der Krankheit und dem Tode zu entreißen. Gebt ihm von eurem Ueberfluß oder von eurem mäßigen Vermögen. Bedenket, daß man niemals so arm sei, um nicht wohlthun zu können, und fühlet das süßeste Vergnügen eines edeln Herzens, die Bedürfnisse eurer Brüder gestillt, und ihnen die Rauhigkeit des Winters, und die Beschwerden des Lebens gemindert zu haben. Wer mag sich noch die Beruhigung und die Wollust, das Leiden eines Menschen gestillt zu haben, diese süße Wollust, die über alle

Er-

Ergötzungen der Welt gehe, versagen? Und wie leicht können wir sie uns nicht erwerben? Eine geringe Abkürzung von unserm Aufwande in Kleidungen und Gastmahlen, eine kleine Einschränkung unsers Vergnügens ist schon dazu hinlänglich.

Allein wie viel giebt nicht Diomed seinen Begierden, das zwanzig Arme, wenn er es ihnen gäbe, glücklich machen könte! Sein Haus ist ein stets offener Tempel der Freude; aber nur für die, die wie er reich sind. Unterdessen daß eine geschäftige Menge die Vortheile seines Handels besorget, so ist er von Freunden, von Wein und Getümmel umgeben, und ein kostbares Gastmahl verdränget das andere. In seinem marmornen Pallaste, der von Pracht und Glanz schimmert, ertönt zweimal die Woche ein schönes Concert, und eben so oft versammelt sich der vornehme Theil der Stadt bei ihm zum Ball, und die übrigen Tage sind dem Schmauß und Spiel gewidmet. So verfliegt ihm der Winter unter beständigen

tigen Abwechslungen der Ergötzung. Nie vergeht ein Tag, an welchem nicht sein geplagter Koch neue Speisen erfinden müsse, und nie gehen ihm die reichen Fässer ausländischer Weine aus. Seine Gattin borgt ihm den ganzen Witz, der ihrem Geschlechte eigen ist, um seinen wollüstigen Geschmack zu nähren und seinem Hause einen fürstlichen Glanz zu geben. Diomed wird überall bewundert, die ganze Stadt redet von ihm, und in allen Gesellschaften wird seine Freigebigkeit und Großmuth gerühmt. Und warum solte er keinen großen Aufwand machen, da er reich genug ist, um nicht so bald darben zu können? Aber man frage die Armen, wie viel Gutes sie von ihm bekommen; wo bleibt denn der Ruhm des Diomed? Er ist freigebig, und selbst verschwenderisch; aber gegen keinen, der dürftig ist. Nur seine Freunde, die Stand und Vermögen mit ihm verbindet, genießen seinen Reichthum, unterdessen daß hundert Arme, die er durch einen geringen

Theil

Theil ſeines Ueberfluſſes und von dem, was er nicht genießen kan, ernähren könte, in der Kälte leiden und im Hunger verſchmachten. Er wird bald zum Mitleiden erweicht, wenn er Elende ſieht; aber er ſcheuet, um ſich die Empfindung zu erſparen, ihren Anblick und läßt ſie nicht vor ſich kommen. Sie winſeln vor ſeiner Küche, die von einer ungeheuren Menge von Speiſen dampft; man verſagt ihnen den Zutritt zur Wärme, und wenn man gegen ſie barmherzig iſt, ſo wird ein Stück hartgefrornes Brod ihr Loos, mit dem ſtürmiſchen Befehl, damit wegzugehen. Mit ſtummen Thränen ſieht der Arme die unmenſchliche Gabe an, ſchleicht gebückt davon, nimt ſein altes Elend und neuen Kummer mit ſich fort, ſeufzet in ſeinem Winkel auf dem Stroh und ſtirbt. O! möchten Sie ſeine letzten Seufzer hören, Diomed, und alle die geheimen Vorwürfe, die ſie Ihrem Herzen machen. Warum ſind Sie anders reich, als für die, die es nicht ſind? Und

giebt das Vermögen einen andern Vorzug, als den Vorzug einer gröſsern Wohlthätigkeit? Nur die nützliche Verwendung des Reichthums macht das Verdienſt ihres Beſitzers; und was iſt Ihr groſser Name, wenn bei dem Lobſprüchen der ganzen Stadt der Arme über Sie ſeufzen muß?

So ſieht Ander, dem immer die volle Börſe klingt und um deſſen Leib das vergoldete Kleid glänzt, auf den öffentlichen Spaziergängen, wo er ſich der Bewunderung ausſtellt, einen Armen, den die Noth und der Schimmer ſeines Kleides herbeilockt, an ſich heranſchleichen. Je näher er ihn kommen ſieht, deſtomehr erhebt er ſeine ſtolze Stirne. Furchtſam fängt der Elende an, ihn um eine Gabe zu bitten, und kaum kan ſein Mund, vom Froſt erſtarrt, einige zitternd abgebrochene Worte hervorbringen; aber je weniger er ſagt, deſto mehr redet ſein demüthiges klägliches Anſehen, ſein abgehärmtes Geſicht, ſein unbedeckter Leib, ſeine gelähmten Glieder,

und

und die Strenge der Witterung für ihn. Allein Ander verfolgt mit einer Seele, die keiner Rührung fähig ist, so ruhig, wie vorher, seinen Weg, unterdessen daß der Arme mit einem ohnmächtigen Jammer hinter ihm herkeucht, und vergebens den Himmel zum Zeugen anruft, daß er ohne seinen Beistand vergehen müsse.

Solte man wohl glauben, daß diese Gemählde in der That ihre Urbilder haben? O! Menschlichkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit, wo seid ihr denn? Wo sol euch der Arme und Elende finden? Wenn ihr nicht unter den Menschen seid, in welchem Winkel der Natur sol er euch denn suchen?

13.

Wenn sich die Welt im starren Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wenn das erschöpfte Feld nun ruht für seine Gaben,
Und ein crystalner Damm der Flüsse Lauf versteckt;
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichtendampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süße Ruh die Müh, die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr ling Gespräch auch Weise zu ergötzen.

v. Haller.

Rings umher liegen um die Dörfer in einer tiefen Stille und in einer friedsamen

Ex-

Einsamkeit, bedeckt mit der algemeinen Weisse des Schnees, aus welcher die Wände der Hütten sich kaum unterscheiden; mit der feuchten Last beladen stehen die erstorbnen Fruchtbäume und Wälder umher, und indem die Sonne aus dem blauen Gewölbe des Himmels die blendende Gegend beleuchtet, so zeichnen sich hin und wieder sichtbarere Schatten auf dem weissen Boden ab; aus einander zerstreut ruhen die kleinen Wohnungen, halb im Schnee vergraben, und behangen mit Eiszapfen, an welchen die Natur ihre Kunst in mannichfaltigen Bildungen verwandt; und in manchen Wirbel gedreht und dann vom Sturm verjagt, wallet ein dunkler Rauch von den Dächern empor. Da schleicht nun am Abend durch den verschneiten Weg der Landman oft zu der Hütte des redlichen Nachbarn hin, und setzt sich bei ihm an den hellodernden Heerd zum nützlichen Gespräche, das unterhaltender, als das leere Geplauder einer ganzen Stutzerversamlung, ist, und von ungekünstel-

künstelter Freundschaft und edlen Gesinnungen überfließt. Keine eifersüchtige Eitelkeit, kein verleumderischer Witz mischt sich in ihren Umgang und in ihre Unterredungen; Aufrichtigkeit und eine schöne Einfalt der Sitten, von der stolzen Stadt verkannt, beherschen ihre Zusammenkunft. In einer glücklichen Zufriedenheit, von keiner Ehrsucht, vor keiner Furcht vor Räubern, von keiner Sorge der Nahrung gestört, sitzen sie neben einander, und ihr Vergnügen ist ein Vergnügen des Herzens, und nicht blos der Miene. Bald unterreden sie sich von dem Einfluß der Witterung in ihre Hofnungen, von dem Wohlstande ihrer Heerden, von den Schätzen ihrer Scheunen, und von ihren Bäumen und Feldern, rechnen, was sie gethan haben, und vergessen nicht, was sie noch zu thun haben, prüfen Vorschläge zur Verbesserung des Landbaues, billigen, verwerfen, sinnen auf neue, oder erzählen einander die Stärke ihrer Stiere und den treuen Fleiß ihrer Knechte. Der gesunde

nütz-

nützliche Verstand in der Hütte, so klein er auch scheint, wie weit übertrift er nicht oft den blendenden Witz im Pallast. Bald komt das ländliche Gespräch auf die Geschichten des Dorfes und der Nachbarschaft, auf die Jagden des Junkers und seine Besuche, die er aus der Stadt empfängt. Indessen, daß oft ein ungesuchter Scherz mit einfließt und ein stärkender Trunk ihre Munterkeit belebt, so versamlet sich die ganze Familie, die vom Markte zurückkomt, drängend um das wärmende Feuer. Jürge fängt an neue Wunder zu erzählen, die er den Tag gesehen, vom tanzenden Bär, vom lustig springenden Affen, vom künstlichen Leiterman, vom gelehrten Wurmdoctor, worüber sich die Leute fast die Seele aus dem Leibe gelacht hätten. Alle wiederholen, was er sagt; aus allen bricht die Geschichte und ein langes lautes Gelächter vom neuen hervor; erstaunend und mit aufgesperrtem Munde sitzt der unerfahrne Knabe, gaft unverrückt die Erzählenden an, und brent

vor Ungeduld, auch die luſtige Stadt zu ſehen. Sind die merkwürdigen Begebenheiten des Tages erzählt, ſo begint eine Alte ihre Geſpenſtermährchen, verſichert ihre Wahrheit, und nent die Augenzeugen. Jeder, der zuhört, glaubt auch; und ein Schauder beſchleicht alle Herzen. Bald aber vertreibt ein junger Liebhaber die thörichte Furcht durch ein herzliches Geſchäcker mit ſeinem Mädchen, und raubt ihr, indem ſie ſich vorſichtig nach der Mutter umſieht, einen Kuß; es erſchrickt, wie es Mädchen geziemt, wird roth, und zürnt und iſt wieder gut; dann erneuert ſich das verliebte Geplauder, oft vermiſcht mit Vorwürfen über Untreue, die ſie einander ſchalkhaft machen, und feierlich beſchloſſen mit Verſprechungen und guten Wünſchen. Oder der Verliebte verläßt am Abend die väterliche Hütte, um ſeine Braut in einem entlegenen Dorfe zu beſuchen. Er iſt müde vom Holzfällen, der Weg iſt weit, und verſchneit, und der Mond verbirgt ſeine

Fackel

Fackel hinter dicken Schneewolken. Indeſſen ſchleicht er fort, wohin ihn die Liebe führt, achtet nicht die Dunkelheit, nicht die Kälte, nicht die Gefahr; von der zärtlichen Sehnſucht geleitet findet er nach einem mühſamen Umherirren die Wohnung ſeiner Geliebten; mit einem erfreuenden Scheine ſchimmerte ihm ſchon von Ferne die Lampe in die Augen, und die bekante Stimme ihres Hundes, der immer heller anſchlägt, meldet ihm, daß er nicht mehr weit von ihr iſt. Nun tritt er zu ihr herein, und Verwunderung und Freude und ein herzliches Händedrücken empfangen ihn; und indem ſie ihn bald wegen ſeiner Liebe rühmt, bald wegen ſeines Weges bedauert, und hundert Fragen an ihn thut, ſo führt ſie ihn hüpfend zur Wärme, erquickt ihn mit ſüßen Früchten und noch ſüßern Geſprächen. O, Liebe, Ueberwinderin aller Gefahren und Ungemächlichkeiten, wie manchen Zärtlichen verſließt nicht vielleicht unter deinen ſanften Einflüſſen dieſe Jahreszeit,

ohne daß sie die Rauhigkeit, die ihr eigen ist, empfinden? Oft aber versamlet auch der Winter das Dorf zum Tanz, den nicht die Kunst, sondern die Fröhlichkeit anordnet; dann die Zusammenkunft der starken Jugend und darunter manches blühende Landmädchen, der gesunde Schmaus, die bäurische Geige mit dem rauhtönenden Waldhorn, der lustige Sprung von der Natur gelehrt, und das wilde Gestampfe auf der wiederhallenden Diele, das untermischte einfältige Geschäcker, das jauchzende Gelächter mit dem Händeklatschen begleitet, und der frohe Beifal der zuschauenden Alten, die zur Lust ermuntern, die sie selbst nicht mehr genießen können. Genießet, ihr guten Landleute, die Ergötzungen, die euch Stand und Sitten verstatten, die ihr durch strenge Arbeitsamkeit verdient habt, und die durch Einfalt schmackhaft sind.

Allein wie manche Landhütte, dessen gelagte Einwohner die Gegend umher zu einem fruchtbaren Paradiese bebaueten,

wird

wird nicht itzt von Mangel und Noth gedrückt? Wie mancher Bauer hat für den Reichthum der Früchte, die er der Erde abzwang, für alle Arbeiten, womit er den Frühling und Sommer hindurch strit, kaum im Winter etwas Holz wider die Kälte, kaum ein hartes Brod wider den Hunger? Wer kan dieses denken, ohne eine mitleidige Bewegung in der Brust zu fühlen? Gehört denn der Unschuld Plage, dem Fleiße Mangel, und der Mühe Thränen? Solte nicht das Feld den, der es bauet, zuerst ernähren, und der, dessen unaufhörlicher Arbeitsamkeit wir es zu danken haben, daß wir im Winter Unterhalt und Wärme haben, der für uns den Mangel und die Rauhigkeit dieser Jahreszeit mindert, solte der nicht eine vorzügliche Erquickung und Belohnung genießen? Und doch ist er oft am meisten mit Armuth und Elend überhäuft. Die Natur hatte allen Menschen die Freiheit und dem Fleiße den Genuß des Erworbenen bestimt; aber die Begierde nach Herr-

schaft und Ueberfluß und das tyrannische Eigenthumsrecht hat ihre gütigen Anordnungen zernichtet, und Menschen haben Menschen zu Sclaven gemacht, um ihren Leidenschaften ein unmenschliches Opfer zu bringen. Der Mächtige verschwelget, was der Schwächere für sich errang; die Arbeit eines ganzen Dorfes wird in einem Tage in einem Gastmahle verschwendet; und die Tyrannei, die es einer Menge geplagter Menschen zur harten Pflicht macht, zu erwerben, macht es ihr auch zum Verbrechen, zu genießen. Wann werden die kleinen Tyrannen auf dem Lande, die sich Fürsten zu sein dünken, und keinen Fürsten zu dienen fähig sind, sich einmal erinnern, daß ihre geplagten Unterthanen nicht nur ihrer Natur und ihren wesentlichen Bestimmungen nach das sind, was sie selbst sind, sondern auch, was sie selbst nicht sind, würdige Menschen, und nützliche Glieder in der großen Kette der Welt?

14.

Unterdessen, daß ein Theil der Menschen Ergötzungen des Winters genießt, und ein anderer seine Beschwerlichkeiten fühlet, so wälzt sich diese Jahreszeit auf der Bahn ihrer rauhen Monate, bald unter Schneegestöber, Regengüssen, Stürmen und Finsternissen, bald unter hellen Tagen von der Klarheit des Himmels und der Heiterkeit der weissen Erde verschönert, immer weiter fort. Aber kaum erheitert oft ein blendender Schnee die Natur, so vertilgt ihn ein wildes Regenwetter wieder; die ganze Oberfläche der Erde kleidet sich in dunkle Farben, und alle Gegenstände nehmen ein trauriges und ernsthaftes Ansehen an. Dann entfliehet der Frost mit allen seinen künstlichen Gestalten, die er gebildet hatte. Der harte Erdboden wird wieder aufgelöset und eine weiche Masse, in welcher der beladene Wagen versinkt. Die Flüsse schlagen wieder Wellen an schwellende

Ufer, und ein giftiger Nebel steigt aus den erdsneten Wassern empor. Die Wälder liegen, wie eine schwarze Einöde, vor dem Auge da, und die weite Aussicht wird von Wolken gesperrt, die mit einem Meere von Regen geschwängert sind. Der Himmel ist mit einer ewigen Dämmerung umzogen, und kein Blick der Sonne dringt durch die dunkeln Vorhänge zur trostlosen Erde herab; traurig schleichen die Tage, den Nächten ähnlich, vom Morgen zum Abend hinunter, und das schwache Licht, das sie noch haben, gleicht dem matten Scheine der Lampen, die die Andacht in Gräbern anzündet. Alles ist umher todt und öde, so öde, als wenn eine Pest den Städten und Dörfern ihre Einwohner geraubt hätte; keiner wagt sich aus seiner Wohnung in den Platzregen, der unerschöpflich aus der dicken Luft herunterbrauset, und alle Gassen überschwemmet. Das Ohr wird unaufhörlich von dem wilden Geplätscher ermüdet, und von dem Geheule der Sturmwinde, in welches

sich

sich oft das jammernde Gebrül der Heerden in den Ställen, die Futter fodern, und das Gekrächse der umherschwärmenden Raben mischet, die keinen Schutzort wider das grausame Wetter finden können. Die Thüren krachen, die Fenster beben, ein dunkles Gemurmel reget sich in allen Winkeln des Zimmers, und Schauder und Melancholie bemächtiget sich der Herzen der Menschen.

Unter dieser Dunkelheit der kurzen Tage und unter dieser Unfreundlichkeit der Witterung sitzt Arist in seiner einsamen Wohnung auf dem Lande, und die Melancholie des Himmels führt seine Seele zu ernsthaften Betrachtungen des Lebens hin. Er kent die Scenen der Welt; aber sein langer Umgang mit ihr hat ihn mehr mit ihrer schlimmen als guten Seite bekant gemacht. Der Betrug, die Falschheit, die Nachstellung, die sich in tausend Gestalten kleiden, haben ihm eine Abneigung gegen die Welt, und eine Liebe zur einsiedlerischen Entfernung

almählig eingepflanzt. Er findet in der Einsamkeit ein Vergnügen und eine Ruhe, die er in Ehrenstellen und in der Bekantschaft mit der großen Welt nicht fand. Verborgen lebt er in einer prachtlosen Wohnung, und in einer Gegend, die ihn von allen Besuchen entfernt, allein bei seinen Büchern, den treuen Tröstern im Unglück; aber er fühlt nicht ihren mächtigen Zuspruch. Die einsiedlerische Lage seiner Wohnung, die Abwesenheit seiner Nebenmenschen, die erstorbene Natur um ihn her, die Dämmerung und Rauhigkeit der regenvollen Tage, dies alles vermehret seine Melancholie, und wird eine neue Nahrung für seinen Kummer. Um ihn herschr der Winter mit lauter Finsterniß und Schauer, und was der Winter nicht hat, das giebt ihm seine Einbildungskraft. So traurig für die Sinnen die Witterung ist, so traurig ist für ihn die ganze Welt; er sieht sie mit immer trüben Blicken an, und sie hat nichts, was ihn aufheitern könte. Was ist hier, klagt er, indem er

die

die zerrunzelte Stirne mit der Hand stützet und lauter Nacht in seinen Augen sammelt, was ist hier, das meine Wünsche an sich ziehen, und mir noch eine Neigung zu der Welt einflößen solte? Ist nicht der Mensch zur Widerwärtigkeit gebohren, und die Welt ein weiter Schauplatz der vergeblichen Mühe und des Elendes? Die Arbeit ist für den Redlichen, und der Genuß für den Böswicht; die Unschuld verschmachtet in Armut, und Glück und Reichthum sind in den Händen des Lasters. Eifersucht und Bosheit schwärzen die Absichten des Rechtschaffnen an, und die Nattern der Verläumdung ruhen nicht eher, als bis sie das Verdienst in den Staub gerissen haben. Betrug macht in Städten, und Schmeichelei an Höfen glücklich. Die Ehrenstellen werden den Meistbietenden übergeben, und alle bekommen Aemter, nur der nicht, der es verdienet. Und was kan das Leben anders, als eine Kette der Unruhe, des Kummers, und der Traurigkeit sein? Unaufhörlich wird

der

der Geist durch Entwürfe und Arbeiten zerstreuet, und das Herz ist ein Schauplatz, wo die Leidenschaften immer kämpfen, wo niemals Friede, noch ein Stillstand des Streites ist, wo bald die Hofnung von der Furcht, bald die Furcht von der Betrübniß, und die Betrübniß von Angst und Verzweiflung besieget wird. Nur zur Qual lebet der Mensch; Armut und Hunger und Hülflosigkeit ist sein Looß, wenn er auf die Welt trit, Schweiß und Thränen, wenn er auf ihr seine Rolle zu spielen anfängt, und Todesangst, wenn er sie verläßt.

So klagt der melancholische Arist den melancholischen Wintertag bis an den Abend hinab, wo die angezündete Lampe einen bleichen Schimmer um seine thränenden Augen her verbreitet, und seine Seele mit der Nacht immer finsterer wird. Sollen wir mit ihm klagen, oder ihn nur bedauren? Fast immer sind unsre Vorstellungen von den Widerwärtigkeiten, die uns begegnen, zu lebhaft, und fast niemals ist

das

das Unglück wirklich so groß, als der, welcher es leidet, sich einbildet. Das Uebel stößt zu nahe an unsre Empfindungen, unsre Furcht wird durch die Selbstliebe, oft auch durch unsre Weichlichkeit, zu sehr vermehrt, und die Leidenschaften übertäuben den Verstand zu schnel, als daß er fähig wäre, ein richtiges Urtheil zu entwerfen. Weil wir uns lieben, so glauben wir immer, daß wir zu viel leiden; und oft ist es unser Stolz, der unsre Leiden in unsern Augen vergrößert, weil wir uns durch die Art, womit wir sie ertragen, einen Ruhm erwerben wollen. Und wie die gegenwärtige Empfindung unsre Uebel größer macht, als sie sind, so kan es auch der Verdruß und die Melancholie thun, die uns oft übrig bleiben, wenn auch die Uebel schon überstanden sind. Wir machen uns selbst zu sehr zum Mittelpunkt in der Welt, als daß wir nicht gegen alles, was uns unangenehme Empfindungen verursachte, einen Abscheu behalten solten. Wir bleiben mehr bei dem

Schmerz

Schmerz und den sinlichen Eindrücken ſtehen, die uns die Vorfälle des Lebens machen, als daß wir einen Blick auf ihre Nothwendigkeit und ihre höhern Vortheile werfen ſolten; und wir fangen an uns zu überreden, daß nicht nur das, wobei wir gelitten haben, ſondern auch das, wobei wir leiden können, unſre Vollkommenheit zerſtöre, weil es unſer Vergnügen unterbricht. Aus mehr als einem Fehler der Seele entſpringt es, wenn der Menſch allein nur die widrige Seite der Welt, oder ſie zu lebhaft betrachtet; und man kan, ſo bald man die Quelle nicht weiß, auch nicht ſicher genug beſtimmen, ob eine ſolche Gemüthsbeſchaffenheit Mitleiden oder Tadel verdiene.

Es iſt wahr, das Leben hat tauſend Widerwärtigkeiten, die ſowohl aus den Mängeln und Einſchränkungen unſrer eigenen Natur, als auch aus unſern Fehlern, aus den Eigenſchaften der Menſchen, mit welchen wir leben, und oft wider unſre

Klug-

Klugheit und Macht aus den zufälligen Begebenheiten in der Welt entspringen. Aber die Widerwärtigkeiten sind gegen die Vortheile des Lebens sehr geringe; sie sind dabey verborgene Wohlthaten, wenn wir sie nach der Vorschrift der Weisheit recht anzuwenden wissen; sie sind leicht, wenn wir sie mit Standhaftigkeit ertragen. Die Uebel, womit unsre Tage durchflochten sind, sind weniger ihrer eigenen Natur nach Uebel, als deswegen, weil wir nicht Muth genug haben, sie zu erdulden. Kein Unglück ist größer, als dieses, daß man kein Unglück zu ertragen weiß. Was sind wir, wenn wir nicht zu leiden wissen? Und ist es Weisheit, darum unsern Zustand anzuklagen, weil er so ist, wie er sein muß? Die Widerwärtigkeiten gehören mit in den allgemeinen Zusammenhang der Dinge; sie sind ein Theil von dem Plane, den die ewige Weisheit, noch ehe Geschöpfe waren, schon zu ihrem Wohl entwarf. Betrachtet das Uebel, worüber ihr klagt; was ist es oft

anders, als eine nothwendige Folge eines Verhaltens? Und sol die Vorsehung durch ein Wunder verhüten, daß der Wollüstige nicht seine Tage verkürze, und der Verschwender nicht zuletzt in Mangel falle? Haben wir uns nicht oft selbst den Feind gemacht, der unsre Entwürfe vereitelt? Was ist der Schaden, den ein Gewitter unsern Feldern zufügt? Ist es nicht eine Wirkung einer Lufthegebenheit, die nach nothwendigen Gesetzen erfolgt, und die für das Ganze heilsam ist, wenn auch darunter ein kleiner Theil leiden sollte? Was ist die Krankheit, wenn sie auch keine Folge des Lasters ist? Ein Loos, dem wir nicht entgehen können, so lange wir das bleiben, was wir sind, schwache und eingeschränkte Geschöpfe, deren Kräfte von der Zeit aufgerieben werden, die nicht zu einer ewigen Dauer gebaut sind. Was ist der Schmerz? Eine unangenehme Empfindung, die wir uns selbst die meiste Zeit vergrößern, die nie mit gleicher Heftigkeit anhält, die uns verläßt, oder

die

die wir verlassen. Was ist unser Kummer und unsre Betrübniß? Sehr oft weiter nichts, als Eigensinn und Stolz, die sich hinter einem falschen Namen verbergen. Die Thränen, die wir bei einer Widerwärtigkeit vergießen, klagen oft nur unsre Eitelkeit und unmäßige Liebe zu den Vortheilen des Lebens, unsre Habsucht und unsern Ehrgeiz an. Wer in sehr sich über den Verlust eines Gutes grämt, beweist der nicht, daß er es zu hoch geschätzt hat? Seufzt nicht oft der, der seine Ehrenstelle verlor, nur darum, weil sein Ehrgeiz beleidigt worden? Leiden nicht die meisten Menschen mehr wegen ihrer Neigungen, die ein Uebel angreift, als wegen der Verringerung einer Vollkommenheit, die es ihnen zugezogen hätte? Und war der, der sich untröstbar über den Verlust eines Gutes betrübte, wohl werth, es zu besitzen? Gewiß ist es, daß der Mensch sich selbst das größte Uebel ist, und daß er es mehr seiner Weichlichkeit, seiner Muthlosigkeit, und seinen verwöhnten Neigun-

gen, als den widrigen Zufällen des Lebens selbst, zuschreiben muß, wenn ihm diese unerträglich werden.

Die Widerwärtigkeiten nehmen nur eine kurze Spanne des Lebens ein, und wenn sie über die Kräfte unsers Muthes und unsrer Standhaftigkeit sich zu erheben scheinen, so ist es ein Beweis, daß sie sich ihrem Ende nähern, weil die Uebel ihre Gränzen haben. Aber sei nicht so blödsichtig, und schränke deine Aussicht nicht so sehr ein; der Thor sieht nur das, was nahe vor ihm ist, und nur die gegenwärtige Empfindung, die ihn beherscht, bestimt ihn auch. Der Weise öfnet sich durch die Dunkelheit seiner Tage eine helle Durchsicht, und durch das, was er in der Ferne erblickt, heitert er sich den finstern Weg auf, auf welchem er wandert. Wozu haben wir das scharfsichtige Auge der Vernunft empfangen, wenn wir nicht damit in die Zukunft hinaus blicken wollen? Mit einer Seele, die Muth hat, und mit einem Geiste, der aus dem engen Bezirke

des Gegenwärtigen einen freien Blick in das Zukünftige hinaus werfen kan, läßt es sich ruhig durch die dunklen Labyrinthe des Lebens hindurchschleichen; und der Sturm wäte lange, und lange bedecke die Finsterniß unsern Pfad, so kommen wir doch alle zu der Heimath der Ruhe und des Lichts.

15.

Jeder Erdstrich hat Spuren einer weisen Vorsehung, und der Mangel an einem Gute wird durch die Gegenwart eines andern wieder ersetzt. Nirgends hat die Natur dem Menschen eine gerechte Ursache zum Mißvergnügen übrig lassen wollen; ihre Vorsorge für seine Zufriedenheit ist so ausgebreitet, daß kein endliches Auge sie übersehen kan. Alle Gegenden der Erde sind vol von ihrer Güte, und keines unter den Millionen ihrer Geschöpfe ist von ihrer zärtlichen Sorgfalt vergessen. Hier wohnt ein Geschlecht unter einem milden Himmelsstrich; ein anderes wird von einer langen Kälte und Raubigkeit gedrückt, und doch kan dieses eben so glücklich und zufrieden, als jenes, sein. Verschieden sind die äußern Vortheile des Lebens vertheilt; aber nirgends fehlen sie ganz, und nirgend sind die Klagen des Menschen unbilliger, als wenn er sie wider die Versehung ausschüttet.

ter, sie einer Unachtsamkeit oder Partheilichkeit in ihrer Regierung, in der Einrichtung der Natur, und in der Verlegung des menschlichen Geschlechts in unterschiedene Erdstriche beschuldigt. Wir haben ein gemäßigtes Klima, worin die Kälte weder lange, noch heftig anhält; und wir beschweren uns noch über sie, bloß bei dem Reichthum der Mittel, den uns unsre Heerden und Wälder und Künste wider sie geben. Wir sehen nicht auf das, was wir haben, sondern nur auf das, was andere haben, die wir für glücklicher als uns halten, und wir werfen keinen Blick auf die, die weniger als wir haben. Anstat daß wir aus dem, was wir besitzen, und so viele unsrer Nebenmenschen entbehren, unsre Genügsamkeit und Ruhe unterhalten solten, so verführet uns unsre Eigenliebe zum Neide und zu allen den bittern Empfindungen, die ihn begleiten; und indem wir vergebens nach einem abwesenden Vortheil schmachten,

so vergessen wir den Genuß des Gegenwärtigen, und Unruhe und Verdrus nimt die Seele ein, worin Stille und Vergnügen wohnen könten. Was ist unser Winter, wenn wir ihn mit dem Winter der entfernten Länder in Norden vergleichen? Nur den Blick etwas weiter geworfen; so werden wir sehen, daß unsre Jahrezeit einem gelinden Herbst gleicht, wenn wir ihn gegen die kalten Zonen halten, wo der Winter die Erde in eine schreckliche Wüsteney verwandelt, und sein fürchterliches Gebiet viele Monate lang von einem erfrornen Meere zum andern ausbreitet.

Wendet eure Augen nach dem mit dem Nordpol benachbarten Gegenden, worin alles Leben immer weiter verschwindet, und der Tod der Natur über unermeßliche Wüsten ausgebreitet liegt. Da thürmen sich weisse Berge an einander, schwellen mit jeder schrecklichen Nacht, und berühren immer steigend die Wolken, den Geburtsort des Schnees. An den Küsten des Meeres

stehen

ſtehen Eisberge auf Eisberge, wie ſilberne Pfeiler, unförmlich geſetzt, und werfen von Ferne in das erſtaunende Auge einen fürchterlichen Schimmer. Der geſammelte Winter von Jahrhunderten wird durch jedes neue Jahr vermehrt, und die wachſende Maſſe ſcheint den Himmel zu ſtützen. Die verwölkte Sonne wirft keinen fühlbaren Strahl, oder ein flüchtiger Blick ſpielt auf das Eis hin, macht es einige Minuten ſchimmern, und verſchwindet wieder in die alte Nacht. Eine ſich noch hebende Welle ſtarr an der andern, bis das weite Meer eine bleiche aufgeworfene Wüſte wird, wo keine Spur eines lebenden Geſchöpfes gefunden wird, wo eine ſchreckliche Stille herſcht, nur unterbrochen von dem Geheul der Winde, oder dem dumpfen Gemurmel des verſchloſſenen Waſſers, oder dem ängſtlichen Krachen des einreißenden Eiſes: eine gräßliche Scene, noch fürchterlicher durch die lange Finſterniß, die vom kalten Himmel herabhängt, und durch den Nebel, der

Luft verdickt. Da hat die Natur dem kühnen Menschen den Weg zu andern Gegenden mit ewigen Riegeln verschlossen; nicht Mauern, sondern eiserne Bolwerke von Eis, die sie mit mächtiger Hand aufwarf, bewahren die Gränzen, über welche kein sterblicher Fuß kommen solte. Nichts erblickt das Auge weit um sich her, als ungeheure Einöden tief im Schnee vergraben, Felsen mit Eis überzogen, und einsame Wälder von Raubthieren bewohnt, deren Gebrül die leere Wüste durchschalt. Furchtsam verbirgt sich manche Familie von Hirschen in Höhlen von Schnee, zum Erwärmen an einander gedrängt, schlummert und schüttelt, wenn sie erwacht, die neu gefallenen Flocken von dem zackigten Geweihe ab; oft aber schreckt ein blutdürstiges Gebrül die fromme Heerde aus ihrer Ruhe, oder der zottige Bär, vor Hunger zum Raube ergrimt und überal mit Glattes behangen, überfält sie in ihrem Lager, röthet seinen grausamen Rachen mit dem Blute der wehrlosen

losen Thiere, und zerstreut weit um sich her auf dem Schnee das rauchende Fleisch der Zerrissenen. Da ist das Vaterland des Grauens und Schreckens; ein alles bezwingender Frost, und Finsterniß beherscht den größten Theil des traurigen Jahres, und unsre Natur ist verwildert zur Aehnlichkeit mit den Thieren erniedriget.

Ihr, die ihr in unsern Gegenden über die Rauhigkeit des Himmels klagt, was würdet ihr sagen, wenn ihr in dieser Wüste, umringt von einem schrecklichen Winter, leben solltet? Wenn ihr euch schon über den gelinden Himmelsstrich, worunter ihr wohnt, beschweret, so lernt erst das Schicksal anderer Menschen kennen, vergleichet und urtheilet, ehe ihr zu klagen anfangt.

Betrachtet das Leben, das ihr der Lappe führt. Um ihn her thürmen sich Berge den Wolken entgegen, schwer beladen mit Eis und Schnee, den selbst kein Sommer verzehrt; und wo diese fehlen, da erstrecken sich meilenlange Moräste und Sümpfe, die

hin

hin und wieder mit verdorreten Birken und Weiden wild durchwachsen sind, oder dürre Sandfelder mit Moos und labyrinthischen Gesträuchen bedeckt. Ein tiefer, von der Kälte verhärteter Schnee vergräbt Thäler und Hügel; der rauhe Winter füllet die meisten Monate des Jahres; lang sind die Nächte, und die Tage haben nur eine schwache Dämmerung. Die Sonne ist ein Fremdling, den der Lappe nur selten erblickt; und die Finsterniß vermehrt die Wildniß der Natur, die um ihn her ausgebreitet ist. Da erscheint das menschliche Geschlecht in seiner rohesten Gestalt, verschlummert die finstern Tage, oder liegt bei der melancholischen Dunkelheit am trüben Feuer, von dürren Fichten angezündet, ohne Freude, und fast ohne Leben. In wilden Häuten verhüllt verbergen sich die Lappen vor der Wuth des Winters in ihren Zelten, die sie an jedem Orte aufschlagen können, indem sie Stangen in der Runde gegen einander aufrichten, unten weit und

oben

oben zugespitzt, und diese mit groben Tuch oder Fichtenästen bedecken. In der Mitte des Zeltes ist die Feuerstätte mit Steinen umfaßt, und der Rauch zieht durch ein offen gelassenes Loch hinaus, das zugleich anstat des Fensters dienet; aus welchem ein Paar eiserne Ketten mit Kesseln herab hangen, worin das Essen gekocht, oder das Eis zum Trinken geschmolzen wird; inwendig sind an den Wänden Pelze ausgebreitet, die den Winden den Zugang verwehren, und an den Seiten herum sind Rennthierhäute gelegt, auf welchen die Lappen in der Runde herum liegen; um das Zelt her sind Speisekammern auf erhöheten Pfosten gebauet, daß kein Thier hinzu kommen kan. In solchen Wohnungen vertrauren sie die dunkeln Wintertage, leben sechs Monate lang in einer beständigen Nacht, hören um ihre Zelten her nichts als die Klagen der Winde und das Geheul der Wölfe, die nach dem Raube umherziehen. Verbreitet der Morgen eine blasche Dämmerung

merung über die weisse Wüste, so bewafnet sich oft der Lappe zur Jagd und holt sich die Nahrung des Tages, unterdessen daß seine muthigen Söhne die Heerden hüten, die im Schnee scharren oder sich mit zerstoßenen Fichtenrinden sättigen müssen.

Wie würden wir den Himmelsstrich und das Leben dieser Menschen ertragen? Welcher Schauder und welche Angst würde uns nicht ergreifen, wenn wir in den kalten Erdzirkel versetzt, nichts als ungeheure Strecken von Eisfeldern und Schneewüsten um uns sähen, wenn der tyrannische Winter die Wellen des Meeres auf allen Seiten zu festen Hügeln thürmte und Gebirge von Eis aufwürfe, wenn eine beständige Nacht die Kälte noch schrecklicher machte, und keine bequemen Wohnungen, nur irrende Zelter, mit Fellen behangen und von Fichtendampf geschwärzt, für uns offen stünden, wenn wir unsern Unterhalt mit den Mühseligkeiten und Gefahren der Jagd erkaufen müßten, wenn unsre Aussicht in

Tage

Tage des Frühlings vom immer neuen Schneegestöber verdunkelt würde, und weder die Ergötzungen der Künste und Wissenschaften, noch die Freuden der gesitteten Geselligkeit die Rauhigkeit der Natur milderte, wenn wir von den Annehmlichkeiten der südlichen Gegenden auf immer entfernt, umringt von Wildniß und Raubthieren, unter einem unentwölkten unbarmherzigen Himmel leben sollten! Wir, die wir so sehr verwöhnet sind, daß schon eine geringe Strenge des Winters uns beleidiget, die wir kaum einige Monate die Wärme der Sonne vermissen, bald wieder unter zunehmenden Tagen dem Frühling uns nähern, und aller Rauhigkeit der Jahreszeit uns durch die Bequemlichkeit unsrer Wohnungen und Kleider entziehen können, wir würden in der Nachbarschaft des Nordpols unser Grab zu finden fürchten, oder doch glauben, daß da alle Mühseligkeiten und alles Elend des Lebens seine Heimat habe.

Allein

Allein ist denn der Lappe in der That so unglücklich, als wir es glauben, oder als wir es vielleicht sein würden, wenn wir seine rauhe Gegenden bewohnen solten? Genügsamkeit und Ruhe der Seele machen in jedem Winkel der Erde glücklich, er liege unter der Sonne, oder ihren schrägen Strahlen, oder unter einem Himmel, den Nacht und Frost beherschen. Zwar besitzen wir Bequemlichkeiten des Lebens, die der Nachbar des Nordpols nicht hat; aber diese Bequemlichkeiten, die uns weichlich machen, die uns neue Begierden und neue Bedürfnisse erregen, erwecken ihm auch keine Sorgen. Erziehung und Gewohnheit haben ihn gegen die Rauhigkeit seines Klima abgehärtet, und er erträgt geduldig die Kälte, worin wir glauben würden zu vergehen. Seine strenge Lebensart lehrt ihn allem Froste und allen Stürmen trotzen, und was er nicht würde ausstehen, ohne eine besondere Hülfe der Natur, dafür hat sie schon, ohne seine Bitte abzuwarten, gesorget. Sie bereicherte

cherte seine Wüsten mit wilden Thieren, denen er Pelze wider die Kälte abnehmen kan, und sie machte ihn muthig zur Jagd. Sie gab ihm Rennthiere, von denen er Gezeite, Kleider, Betten, Speisen und Getränke empfängt, mit denen er weite Reisen wagt, die fast alle seine Bedürfnisse befriedigen, und für deren Unterhalt er wenig Sorge tragen darf. So lebt er zufrieden in seiner glücklichen Armut, hat das, dessen er zu seiner Nothdurft bedarf, wünscht nichts zu besitzen, was ihm entbehrlich ist, und ist eben so frei von Kummer und Sorgen, als von Neid, von Habsucht und Ehrgeitz. Er verlangt nur über seine Heerden zu herschen, und seine Ehre ist der Sieg über Thiere, die er zu vermindern sucht, weil die Natur sie ihm zu dem Nutzen bestimte, sich von ihrem Fleische zu sättigen, und mit ihrer Haut zu kleiden. Die Jagd ist sein Geschäfte und sein Vergnügen. Auf seinen Schlitten, mit Rennthieren bespant, holt er bald den räuberischen Wolf, bald

den edlen Hirsch ein, fliegt meilenlange Einöden durch, hier über einen vereisten Sumpf, dort über ein Gebürge, rauscht durch erstorbene Gesträuche, und knirschend nimt der feste Schnee kaum eine Spur der flüchtigen Fahrt an. Wenn die Sonne nicht über ihn aufgehet und eine beständige Finsterniß über seine Scheitel schwebt; so zündet ihm selbst die Natur ein helles Nordlicht an, das seine schlängelnden Flammen am Himmel ausbreitet, mit einer prächtigen Ergießung von Strahlen auf und nieder waller, und einen wunderbaren Tag mit der Nacht vermischt. Oder der Mond steckt seine Fackel mitten unter umherschwebenden Schneewolken an, die eine sanfte Mischung des Lichts und der Schatten tragen, bald sich zertheilen, und einen heitern Schimmer durchfallen lassen, bald sich wieder zusammen drängen, und der alten Dunkelheit ihre Herschaft wieder geben. Doch haben die meisten Nächte eine milde Erleuchtung; unendliche Heere

von

von Sternen glimmen am blauen Gewölbe des Himmels; dann schimmert die ungeheure weisse Einöde hin und wieder in blühender Klarheit, oder gethürmte Eisklippen werfen einen fürchterlichen Wiederschein und erhellen die Schrecknisse der benachbarten Gegend umher. Allein der Lappe, an diese Scenen gewöhnt, verfolgt seine Jagd unter dem günstigen Lichte der Gestirne und tödtet den schlummernden Bären, der zu sat vom blutigen Raube in der weissen Vertiefung unbesorgt einschlief. Oft fliegt er dann zu den Zelten seiner entfernten Geliebten hin und überreicht ihr nach dem Kuß, den die Gewohnheit rechtfertiget, eine Beute der Jagd; ungekünstelte Lobsprüche belohnen seinen Muth; mit einem Trunk geschmolzenen Eises bewirthet kehrt er wieder heim. So giebt ihm das, was uns eine Ursache der Unzufriedenheit sein würde, lauter Vergnügen. Seinen Tisch besorgt die Natur und seine Flinte; mit einem frohen Gebet fängt sich seine mäßige Mahlzeit an,

und ein treuer Handschlag beschließt sie. Die erstarte Wüste um ihn her ist seine Welt. Vielleicht sieht er sie für den größten und glücklichsten Theil des Erdbodens an; vielleicht bedauert er uns so sehr, als wir ihn bedauern, und wünscht uns, anstat sich zu uns zu wünschen, in seine Gegenden hin.

16.

Wenn trübe Schneewolken den öden Tag verdüstert haben, so erscheint oft die Sonne, ehe sie von unserm Horizonte weicht, noch in einem heitern Abendglanz und überstrahlt die weissen Flächen der Erde mit einem sanften Purpur; dann nehmen alle Gegenstände auf eine kurze Zeit eine frohe Gestalt an, der Himmel zerfließt in eine stille Klarheit, und verkündigt eine heitgestirnte Nacht. Noch ehe die Sonne, die selbst erfreut über das reitzende Schauspiel, das ihre letzten Strahlen in der beschneiten Landschaft bilden, zu verweilen scheint, ihren Abzug vollendet; so zeigt sich schon der Mond als der Abgeordnete einer Königin, der in ihrer Abwesenheit die Herschaft über die Nacht übernehmen sol. Hat sie sich entfernt, und ist der Schimmer, den sie von ihrem majestätischen Hinabzug in Westen zurück ließ, verschwunden; so erhebt der Regierer der Nacht

sich in einer höheren Pracht, verdoppelt seinen Glanz, und tausend Gestirne zünden rings um ihn her ihre leuchtende Fackel an. Was für einen sanften Tag gießt nicht der Mond über die ruhige Erde aus, und wie erfreuend ist nicht der Anblick seines Lichtes, das in seiner hellen Rundung hin und wieder sich mit leichten Schatten vermischt, nachdem sich auf dem bewohnten Planeten Berge erheben, oder Thäler senken! Immer weiter steigt er durch das reine Blau des Himmels hinauf, und keine Wolke trübt die Heiterkeit des unermeßlich ausgedehnten Gewölbes. Die milde Ueberschwemmung des Lichtes breitet sich über alle Flächen und Felsen und Wälder, und selbst in Abgründe fließt die unumschränkte Klarheit hinunter. Die silberhelle Bestrahlung, von neuen aufgehenden Sternen immer mehr verstärket, wallet an der Spitze der Berge und Thürme herab, bildet einen ruhigen Schimmer, und durchgießt die Fenster der Stadt mit einem bleichen Tage.

Tausend

Tausend an tausend gedrängt schimmern die Sterne in einer unabsehbaren Weite umher, und selbst das unbewaffnete Auge sieht an den letzten Gränzen des Himmels neue Gestirne funkeln. Die Herrlichkeit der Schöpfung entwickelt sich ganz aus ihrer Dunkelheit; unzählbare leuchtende Welten, aus der ungemessenen Ferne herabblitzend, bedecken unsre kleine Erde mit Glanz, füllen das aufschauende Auge mit Entzücken und den nachsinnenden Geist mit Erstaunen.

In solchen Nächten die Seele zur Betrachtung der Wunder am Himmel zu erheben, und das Auge, nachdem es die angenehmen Scenen, die das Licht des Mondes auf der schneevollen Erde bildet, den Schimmer der bereiften Bäume, die anmuthige Vermischung des Glanzes und der Dämmerung, die sanften Brechungen der Strahlen in der ausgebreiteten Landschaft und auf den gefrornen Seen, mit Vergnügen beschauet hat, zu den strahlenden Höhen hinauf irren zu lassen und den denken-

den Geist zu beschäftigen; dies ist eine der edelsten und angenehmsten Unterhaltungen, die ein vernünftiges Wesen in den langen gestirnten Winterabenden suchen kan. Die Gestirne blos mit den Augen ansehen, ohne dabei die Seele zum ernsthaften Nachdenken aufzufordern, ist eben so viel, als wenn man sie gar nicht sähe, ist so viel, als wenn man sie mit den Blicken der Thiere anstarte. Wem leuchten die Gestirne, als den vernünftigen Geschöpfen? Und wer solte sie am ersten kennen lernen, als der Mensch, über den sie ihren wohlthätigen Glanz in der Nacht ausbreiten und der auf unserm Erdbal allein geschickt ist, sie zu bewundern? Schon das aufmerksame Hinaufschauen müste denkenden Wesen Ehrfurcht und Erstaunen einflößen, und eine edle Begierde nach nähern Kentnissen anzünden, die nicht das bloße Auge, sondern ein tiefsinniges Nachforschen verschaft. Wie sehr erweitert sich nicht die ganze Seele, wenn uns ein Newton von den Himmelskörpern unterrichtet,

richtet, und wie bald fangen wir nicht an, sie mit einer ganz andern Aufmerksamkeit und aus einem ganz andern Gesichtspuncte, als der gemeine Mann, zu betrachten! Was für große Vorstellungen gehen nicht, gleich einer Sonne, in unserm Geiste auf, und wie richtig wird nicht eben dadurch die Art, die Gestirne und ihren Urheber zu denken! Das Herz hebt sich mit den erhöheten Einsichten des Verstandes, und wird bei seinen Aufklärungen von reinem Vergnügen, von Bewunderung und von erhabenen Gesinnungen vol. Sind dies die Vortheile, die wir von der fleißigen Betrachtung der Schauspiele der Nacht erhalten und ist es der menschlichen Würde so sehr gemäß, auch die Welten kennen zu lernen, denen die Hand der Almacht einen Glanz gab, der nicht nur unsern Erdbal erleuchtet, sondern auch unsre Augen entzückt und uns zum vernünftigen Anschauen einladet, so wäre es ungerecht, unsern Beruf länger zu verkennen.

Sehr eingeschränkt ist die Einsicht des Menschen, wenn er, was die neuste Zeitgeschichte, unsern kleinen Erdball allein für die Welt hält, und von dem Mond und Gestirnen glaubt, als wenn sie nur allein da wären, um uns zu erleuchten. Diese Unwissenheit und dieser Stolz kan eine kurze Betrachtung vertilgen, und uns lehren, wie klein unser Erde gegen jene Welten sei, und was für einen unerheblichen Theil der Schöpfung wir ausmachen. Ich stelle, um an einem Winterabend den gestirnten Himmel zu betrachten, mich ans Fenster und verliere mich almählich in diese Gedanken.

In dem Mittelpuncte der Welt hat ihren Thron die Sonne, die Königin des Lichtes, ein feuriger Körper, der über eine Million mal größer, als unsre Erde, über neunzehn Millionen Meilen von ihr entfernet ist, und dessen Strahlen, dieser erstaunenswürdigen Entfernung ungeachtet, so mächtige und heilsame Einflüsse auf uns haben.

haben. Um die Sonne herum bewegen sich die Planeten, dunkele Körper, die an sich selbst kein Licht haben, die ihre Stelle gegen die übrigen Gestirne verändern, ihren Weg von Abend gegen Morgen zu nehmen, und die, nachdem sie der Sonne nahe oder von ihr entfernet sind, ihre Bewegung um sie eher oder später endigen, und unterdessen sich beständig um ihre eigene Achse drehen. Wenn gleich die Planeten mehr als die Fixsterne funkeln, so sind sie doch an sich selbst finster und werden allein von der Sonne erleuchtet; die Nacht auf unserer Erde und die Sonnenfinsternisse, wobei uns der Mond einen Theil von der Sonne verdeckt, sind davon Beweise. Eben so erscheinet Venus, die am Morgen und Abend hell schimmert, in einem finstern Aufzug, wenn sie, welches noch vor einigen Jahren geschah, zwischen der Sonne und unserer Erde wegzehet; und da Jupiter auf seine Trabanten einen Schatten wirft, so ist dies ein offenbares Merkmal seiner eigenen Dunkelheit. Von diesen

diesen an sich dunkeln Körpern ist Merkur der Sonne am nächsten, der von ihr sieben Millionen Meilen entfernet und siebenzehnmal kleiner als unsre Erde ist; auf ihn folget Venus, die wir bald den Morgenstern, bald den Abendstern nennen, die von der Sonne dreizehn Millionen Meilen entfernet, und wenigstens einmal so groß als unsre Erde ist; dann kömt unsre Erde, um welche sich der Mond als ein Nebenplanete bewegt; darauf Mars, siebenmal kleiner als die Erde, und dreißig Millionen Meilen von der Sonne entfernt; darauf Jupiter, acht und neunzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und zehn tausendmal größer als die Erde, umgeben von vier Monden, davon jeder so groß als die Erde ist; endlich Saturn, entfernt von der Sonne hundert und achtzig Millionen Meilen, und dreitausend dreihundert und sieben und siebenzigmal größer als die Erde, mit fünf um ihn herumlaufenden Monden. Was für ungeheure Körper, die alle von

der

der Sonne beleuchtet werden! Was für ein Raum, den sie einnehmen, und den kein Geist ohne tiefes Erstaunen sich vorstellen kan! Was für eine mächtige Hand führet sie auf einer sichern Bahn um die Sonne, um welche sie sich alle in einer bestimten Zeit bewegen! Mit welcher unglaublichen Geschwindigkeit bewegen sie sich nicht um die Sonne, indem unsre Erde auf ihrer jährlichen Reise von hundert und neunzehn Millionen Meilen jede Minute über zweihundert und sechs und zwanzig Meilen zurücklegt? Und was würden die Planeten, die jetzt Schauplätze der Weisheit und Güte des erhabensten Wesens sind, ohne das Licht und die Belebung der Sonne anders, als ungeheure Massen von einer todten und unfruchtbaren Materie sein?

Nachdem ich mich von dem Erstaunen über diese großen Betrachtungen, die ihre ausgemachte Gewißheit haben, und worin die kleinen Begriffe, die man sich von den Gestirnen zu machen pflegt, völlig verschlungen

gen werden, erhalte habe; so fange ich an, die Himmelskörper mit einem viel aufmerksamern Auge anzusehen. Nun betrachte ich den Mond nicht mehr wegen seines sanften Lichtes, das ihm die Sonne schenkt, womit er unsre Nächte erleuchtet, und manches schöne Schauspiel für das Auge bildet; ich betrachte ihn als einen ansehnlichen Weltkörper, der seiner natürlichen Beschaffenheit nach eben das ist, was unsere Erde ist, um welche er sich als ein freundschaftlicher Nachbar bewegt. Ich betrachte ihn als einen Theil der Welt, der ebenfals mit vernünftigen Bewohnern besetzt ist, und bei diesem Gedanken erweitert meine ganze Seele ihre Vorstellungen von der Größe des Schöpfers, der alle Planeten mit Gegenständen seiner Güte und mit Zeugen seiner Herlichkeit erfüllet hat. Und was solte mich hindern, diese Gedanken zu unterhalten, die der Ehre des erhabensten Wesens so gemäs sind, und die einen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit haben, daß sie sich den

Gewi-

Gewißheit nähern? Da die Planeten, Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, keinem andern Körper, der etwa in ihrer Nachbarschaft wäre, nicht einmal unserm Erdball, ein beträchtliches Licht geben, und eben so wenig andere Wirkungen auf andern Weltkörpern hervorbringen; so dienen sie in der That keinem Theile der Schöpfung. Solte die volkommenste Weisheit, die bis in dem kleinsten Winkel der Schöpfung nichts ohne eine Bestimmung schuf, bei der Hervorbringung der Planeten von einem Gesetze, das sie überal beobachtet hat, eine Ausnahme gemacht haben? Und bewegen sich nicht die Planeten, wie unsre Erde, und zwar zum Theil in unermeßlich weitläuftigen Bahnen, um die Sonne herum, um von ihr auf ihrer ganzen Fläche beschienen zu werden? Wären sie todte und unbewohnte Körper, könte man denn wohl begreifen, warum ein weiser Schöpfer, der nichts ohne wichtige Absichten in seinem Reiche anordnet, sie diesen

großen Weg um die Sonne laufen ließe? Die Planeten haben eine große Aehnlichkeit mit unsrer Erde; sie haben einen Dunstkreis und also eine Luft, Berge, Thäler und Meere, die man von der übrigen Fläche deutlich unterscheiden kan. Warum solten sie aber wohl einerlei Einrichtung mit unsrer Erde haben, wenn sie nicht mit Pflanzen und Thieren besetzt wären? Und wozu dienten diese Arten der Geschöpfe, wenn keine vernünftige Wesen vorhanden wären, die sie nutzen könten, und unter einem weisen Gebrauch den algemeinen Herrn der Welt kennen und verehren lernten? Und wenn wir gleich von dem Mond, der unter allen Planeten unsrer Erde allein dient, die Erleuchtung unsrer Nächte haben, kan denn wohl dieser Vortheil, den wir noch darzu nicht einmal beständig von ihm erhalten, der einzige Zweck seiner Existenz sein? Da die vollkommenste Weisheit bei allen übrigen Geschöpfen mehr als Einen Endzweck gehabt, da sie mehrere einander untergeord-

net, und sie zu einem harmonischen Ganzen verbunden hat; so haben wir die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie eben so bei der Erschaffung der Planeten verfahren sei. Wie sehr erweitert sich jetzt vor mir das Reich der vernünftigen Wesen, denen der Schöpfer der Welt Leben und Aufenthalt auf den Planeten gegeben hat! Groß sind die Werke des Herrn und unzählbar die Wesen, die ihn erkennen und preisen, die mit der Fülle seiner Güte gesättigt werden! Wie ausgebreitet ist der Ruhm des Schöpfers auf den unermeßlichen Weltkörpern und wie nachdrücklich wird hier der Ausspruch, daß die Himmel die Ehre des Herrn erzählen, und die Veste die Werke seiner Hände verkündigen! Ich forsche nicht vergebens darnach, welche Körper, welche Lebensart, und welche Sitten die Bewohner der Planeten haben, ob sie uns ähnlich sind, oder uns an Kräften übertreffen, ob sie einen ewigen Aufenthalt in diesen Sphären oder Hoffnung zu einem bessern haben, ob ihre Be-

stimmung da oder erst in einer andern Gegend vollendet werden sol; es ist mir genug, mich zu überreden, daß es vernünftige Wesen sein müssen, die fähig sind, die Werke des Schöpfers zu erkennen, und diese Erkenntnis zu seiner Ehre anzuwenden.

Noch mehr erstaune ich, wenn ich meine Blicke auf die übrigen Gestirne am Himmel richte, die von den sechs Hauptplaneten, unter dem Namen der Fixsterne, unterschieden sind, weil sie immer einerlei feste Stellung haben und oben im Firmament unbeweglich sind. Was für eine unzählbare Menge erblicke ich nicht von diesen in einer einzigen hellen Nacht schon mit dem bloßen Auge! Diese Fixsterne werden weder von der Sonne, noch von einem andern Körper erleuchtet, sondern haben ihr eigenes Licht, wie die Sonne. Was für ein unterscheidend helles und funkelndes Licht bemerket man nicht an ihnen, wenn man sie, nachdem man vorher einen Planeten beschauet hat, durch ein Sehrohr betrachtet!

tur! Dieser Vorzug, daß sie ihr eigenes Licht haben und von sich selbst leuchtende Körper sind, erhebt sich in gleichen Rang mit der Sonne. Indem sie mit den Planeten unter einander schimmern, so scheint es, als wenn sie in einer Linie unter einander stünden. Allein sehr oft spielt uns das Auge einen ähnlichen Betrug, wenn wir in einer Entfernung zerstreute Häuser sehen, die neben einander zu stehen scheinen, da sie doch, wenn wir näher hinzu kommen, viele Schritte von einander entlegen sind. Und weil der Mond, die Venus, der Mars, in ihrem Lauf uns öfters Fixsterne verdecken, und wir nie sehen, daß ein Fixstern unsern Augen einen Planeten verbirgt, so müssen diese auch offenbar niedriger am Himmel stehen. Zwar läßt sich die genaue Entfernung der Fixsterne von uns schwer bestimmen; indessen haben einige der größten Geister durch die mühsamsten Versuche berechnet, daß sie sieben und zwanzig tausend sechs hundert und vier und sech-

zigmal weiter als die Sonne von unſrer Erde entfernt ſind, und daß eine Kanonkugel beinahe ſieben hundert tauſend Jahre fliegen müßte, ehe ſie von unſrer Erde in dem nächſten Fixſterne ankäme. Wer erſtaunt nicht, wenn er mit ſeinem Verſtande dieſe Entfernung meſſen wil! Noch mehr! Man nehme nur die ganz ausgemachte Zahl der Fixſterne, drei tauſend, an; man bedenke, daß keiner den andern weder durch ſein Feuer noch durch ſeinen Lauf hindert: wie weit müſſen denn nicht dieſe Körper ſelbſt von einander entfernet ſein, und wie unbegreiflich dehnen ſich nicht dadurch vor den Augen des nachſinnenden Geiſtes die Gränzen der Schöpfung aus! Finden wir nicht in dieſer Vorſtellung ein gewiſſes Bild von der Ewigkeit, wohin ein endlicher Geiſt nicht ohne einen Schwindel hinabſehen kan? Aber laßt uns noch weiter gehen. Wenn die Fixſterne, die bei aller ihrer Entfernung doch noch ein ſo ſtark funkelndes Licht auf uns werfen, in der That eben das ſind,

was

was unsre Sonne ist, deren Strahlen sechs Hauptplaneten und zehn Nebenplaneten erleuchten, erwärmen und beleben; so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie auch eben solche Planeten um sich haben, als unsre Sonne, Planeten, die sich um sie bewegen und eben solche wohlthätige Ausflüsse von ihnen empfangen. Es ist diese Meinung nicht nur wegen der Aehnlichkeit der Fixsterne mit der Sonne, sondern auch deswegen wahrscheinlich, weil der geringe und fast unmerkliche Nutzen der Erleuchtung, die wir von ihnen empfangen, ein viel zu kleiner Zweck ist, als daß eine unendliche Weisheit sie blos darum, und noch darzu in einer so großen Menge hätte erschaffen können. Was für unermeßliche Körper sind nicht die Fixsterne! Welche Anzahl und welcher Abstand von einander! Und welche Menge der untergeordneten bewohnten Planeten, die von ihnen erleuchtet werden! — Nur erst seit einigen Jahrhunderten haben einige große Geister uns mit den Gestirnen bekant gemacht;

macht; nur sehr wenige Menschen, selbst nur sehr wenige Gelehrte, kennen sie. Der Schöpfer des Himmels, der dies vorher sahe, kan also den Endzweck der Sonnen nicht blos auf die Bewunderung der Erdbewohner eingeschränkt haben; denn, wenn er dieses gewolt hätte, würde denn nicht zu dieser Absicht ein einziger Fixstern oder wenige hinreichend gewesen sein? Kan man sich die Menge dieser mit ihrem eigenen Licht beseelten Körper ohne wichtige Endzwecke denken, und sie noch als Werke der vollkommensten Weisheit betrachten, die bei allen ihren Anstalten nichts Ueberflüßiges, nichts vergebens vornimt? Zu blind würden wir uns als den Mittelpunct der ganzen Schöpfung ansehen, wenn wir glauben wolten, daß diese leuchtenden Körper allein unsertwegen da sein solten, die an Größe unsrer Sonne meistens sehr nahe kommen, und die einen unermeßlichen Umfang einnehmen, indem die Planeten, die wahrscheinlich sich um sie bewegen, (wenn auch

ein

ein jeder Fixstern nur Einen hat) in einer abgemessenen Weite um sie herumlaufen müssen, damit ihnen weder das gar zu starke Licht noch die Hitze nachtheilig sei.

Welche erhabene Vorstellungen geben uns nicht solche Betrachtungen des Himmels in den gestirnten Winternächten, und wie angenehm verliert sich nicht der Geist von einem Gedanken in den andern, empfindet die Größe des Schöpfers mit einer stillen Ehrfurcht, sieht die gewaltigen Unternehmungen der Sterblichen und die Triumphe der Eroberer als Spielwerke der Kinder an, und bewundert die Hoheit, zu welcher allein die Wissenschaften den menschlichen Verstand erheben! Ja der That, wer kan die Berechnung der Gestirne und die Ausmessung ihrer Größe und ihrer Bahn denken, ohne zugleich die hohen Kräfte zu bewundern, die einigen Geistern unter den Erdbewohnern eigen gewesen, und wodurch sie beinahe über die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten herausgestiegen sind?

17.

Erfrischend und belebend ist die Kälte. Alle Lebensgeister scheinen sich zu erneuern, Stärke und Munterkeit nehmen die ganze Seele ein. Diese Hülfe, die selbst die Jahreszeit der Seele zum stärkeren Nachdenken giebt, solten wir nicht vergebens erkennen, sondern als eine lebhafte Aufforderung zu den Beschäftigungen mit den Wissenschaften ansehen.

Angenehm sei immer die Zusammenkunft der Freunde und mächtig die Gesellschaft, um über das Traurige der Wintertage zu siegen, und die Seele mit Vergnügen zu beleben. Allein was gleicht den stillen Aufheiterungen des Herzens, die es aus der Lesung eines mit edlen und rührenden Gesinnungen geschriebenen Werkes oder eines schönen Gedichts schöpft? Umgeben von den besten Werken des Geistes, wird man das Oede und Einsame der Wintertage kaum empfinden, kaum eine Sehnsucht

ſucht nach den geringern Ergötzungen der Geſellſchaft haben.

Wohl dem, der manchen Winterabend unter den ſüßen Vergnügungen der Wiſſenſchaften zubringen kan, den bald die ernſthafte Weisheit, bald die ſcherzende Muſe beſucht, und der bei beiden gleich heiter vergißt, daß die Menſchen noch andere Arten von Freuden kennen! Wie frölich ſieht er nicht alsdenn, wenn der Frühling zurückkehret, in den entfernten Winter zurück! Lange fühlt er noch das Vergnügen der Abende, die ihm unter der Leſung der beſten Werke des Geiſtes verfloſſen; verweilt noch in Gedanken an den Stellen, wo ihn ein reitzendes Bild und eine frohe Empfindung entzückte, bei welchen ihn vielleicht ſein geliebtes Weib überraſchte, ihm den Ernſt vom Geſichte wegküßte und ihn nach einer kurzen Unterhaltung der Zärtlichkeit munterer und geiſtreicher verließ; oder an den Stellen, aus denen er für den Witz und Geſchmack eine friſche Nahrung, oder

für die Weisheit des Lebens einen neuen Unterricht schöpfte.

Was hat der Mann, der seinen Winter auf dem Lande lebt, für einen bessern Trost unter der traurigen Witterung, und für eine würdigere Beschäftigung in der öden Entfernung, als die Lectüre? Oft umgeben von Personen, die zu keinem unterhaltenden Umgange fähig sind, oft weit entfernt von der Welt, und einer guten Nachbarschaft beraubt, würde er ein freudenleeres Leben führen und in einer melancholischen Einsiedelei die dunkeln Tage vertrauren, wenn er nicht einen Vorrath guter Bücher und Liebe zu ihrer Lesung hätte.

Und eine junge Schöne, was kan sie den Eitelkeiten und Zerstreuungen, denen sie ausgesetzt ist, besser entgegen stellen, als eine gute Lectüre, die dem Verstande und dem Herzen eine glückliche Richtung giebt, ihre ersten Neigungen der Ordnung und der Vernunft unterwirft, ihr Kentniß der Welt und des Menschen, Nahrung zur Unterhaltung

haltung eines Gesprächs, Anmuth und die Hochachtung anderer verschaft? Weniger die Schönheit als der Ruhm der feinen Einsichten der Flavia lockte ihren Liebhaber zu ihrem Umgang, und kaum hatte er sie kennen gelernet, so sahe er, daß, wenn er das glücklichste Leben führen wolte; er es nur in ihren Armen könte. Ihre Neigungen gegen einander flossen aus der reinsten Quelle; er liebte sie, weil sie Kentniß des Guten und Gefühl des Schönen besaß, und sie liebte ihn, weil er sie wegen dieser Eigenschaften schätzte und ihr selbst darin ähnlich war. Was die Zeit ihren Wangen entzog, das wußte sie durch die zunehmende Schönheit ihrer Seele zu ersetzen; so verschwanden zwar einige Reitze der Jugend und der Bildung, aber ihr Geliebter empfand den Verlust eben so wenig, als sie ihn beklagte; und nach dreißig Jahren der Ehe schmecken sie eben so viel Vergnügen in ihrem Umgange, haben sie eben so viel Hochachtung, eben so viel Neigung gegen einander, als in den ersten

Tagen

Tagen des Frühlings, der sie verband. Die fleißige Beschäftigung mit lehrreichen Schriften, die einen Theil der Erziehung der Flavia ausmachte, haben sie mehr, als alle trocknen Regeln vermögen, mit der Moral, mit dem Menschen, und mit der Welt bekant gemacht; sie wußte nicht nur solche Bücher zu wählen, die sich für ihr Geschlecht und für ihre Bestimmung schickten, sondern auch das aus ihnen herauszulesen, was ihr zur Annehmlichkeit des Umganges, und zur Klugheit des Lebens dienen könte. Sie hat die Vortheile einer guten Belesenheit, ohne zugleich die Fehler zu haben, worin man so leicht zu verfallen pflegt. Sie kent eine Reihe von schönen Schriften und hat sie mit Gefühl und Urtheil gelesen; aber sie verknüpft mit diesen Vorzügen zu viel Bescheidenheit, als daß sie es wagte, sich zu einer despotischen Richterin des Geschmacks aufzuwerfen, oder so eitel wäre, um in der Gesellschaft zu schimmern. Ihre Kentniß und ihr guter Geschmack, den sie

sich

sich erworben, haben sowohl in ihre Empfindungen, als in ihre Handlungen einen glücklichen Einfluß; sie erheben ihren Geist über die Tändeleien und Eitelkeiten ihres Geschlechts, machen ihr Herz zärtlicher, ihren Umgang gefälliger und unterhaltender, mischen Ordnung und Klugheit in die Besorgung ihres Hauswesens, der Erziehung ihrer Kinder, und schaffen für den von Geschäften ermüdeten Gatten den einsamen Winterabend zu einem Frühling um. Solte eine solche Dame nicht Verdienst genug haben, um Lob und Nacheiferung bei ihrem Geschlecht zu erwecken, sich, wie sie, aus lehrreichen Schriften, zu ihrer eigenen Zufriedenheit, und zum Vergnügen der Welt zu bilden?

18.

Eben die Weisheit, die Regiererin der Schöpfung, die bei dem Eintritt des Winters die Kälte almählich steigen ließ, läßt sie auch nun nach und nach wieder abnehmen, und die rauhe Jahreszeit durch Stuffen sich langsam ihrem Ende wieder nähern. Die Sonne verweilet schon länger über unserm Haupt; ihre stärkeren Strahlen fangen wieder an die todte Natur almählich zum Leben zu wecken, und die Tage gewinnen einer Nacht nach der andern etwas von ihrer Länge ab. Die Schneegestöber hören auf, die Luft zu trüben, und wenn noch die Wolken zuweilen einen kurzen Regen von Flocken ausstreuen, so ist es der letzte Vorrath, den der Winter bei seinem nahen Abzug verschüttet. Die Nächte sind nur noch von einem schwachen Froste und Reife begleitet, die der wärmere Mittag wieder verzehrt, und Südwinde und Regen befreien Erde und Meere von den eisernen

Fesseln,

Fesseln, worin die kalten Nordwinde sie gelegt hatten. Der Schnee zerschmelzt, wenn der Himmel in reiner Klarheit steht, und die vom Frost gehärteten Massen werden von der feuchten Witterung aufgelöset. Von Bäumen und Dächern tröpfelt der flüßige Schnee, und rinnet von den Hügeln in kleine Bäche herunter. Die Wälder erheben sich in einer düstern Aussicht, und die Seiten der Berge erscheinen hin und wieder geschwärzt aus der weissen Decke hervor. Die Flüsse bersten und krachen und schwellen vom neuen Schneewasser auf, treiben die zerrissenen Eisklumpen mit einem wilden Getöse zusammen, das die Nacht mit Schrecken füllt und die Einwohner des Ufers oft nahe vor dem Verderben weckt. Dann stürmen die Winde oft in die zahllosen Eisstücken und häufen sie zu Hügeln auf, oder sie jagen auf empörten Wellen die schwimmenden Massen umher, daß sie bald sich theilen, bald fürchterlich an einander stoßen, und das leichte Fahrzeug

zerſchmettern, bis die beladene Fluth ihre Laſt an den Ufern auswirft und einen freien und ruhigen Lauf wieder gewint. Oft ſtürzen ſchwere Eisklumpen gedrängt über einander, mit zerſchlagenen Pfählen vermiſcht, entriſſen dem wüſten Ufer, woran unaufhörlich die ſchäumenden Wellen unter dem Geheul der Winde ſchlagen, und, von einem fürchterlich wilden Geräuſch begleitet, eine gräsliche Scene bilden. Lange liegen oft dieſe letzten Trümmer des Winters an den Seiten der aufgelöſeten Flüſſe; und wenn ſchon der Frühling die Fluren und Wälder mit einem grünen Gewande bekleidet, ſo erblicket das Auge noch jenſeit des Stroms manches noch unbeſiegte Eis in dem warmen Lichte der Sonne blitzen. So zieht der Winter mit langſamen Schritten aus unſern Gegenden, und indem er nur gezwungen ſeine Herrſchaft niederlegt, ſo läßt er noch Spuren zurück, die ſein Andenken einige Wochen erhalten. Der Wald zeigt manchen umgeſtürzten Eichenbaum

oder

oder abgerissene Aeste, das Feld manche weggespülte Saat, oder mit Kies überschwemte Wiese, und das Dorf manche umgeworfene Hütte armselig wieder aufgerichtet und mit Pfählen gestützt. Aber dieser kleinen Verheerungen und einzelnen Schaden ungeachtet, entweicht der Winter von uns nicht als ein Feind, sondern als ein allgemeiner Wohlthäter, dessen Abzug wir nicht ohne Dankbarkeit nachsehen können. Alles bereitet sich, um seinen nahen Abschied uns anzukündigen. Das Erdreich wird locker und tief, in seine offenen Gänge senket sich mit den Feuchtigkeiten Fruchtbarkeit und Leben ein; dünnes Grün sprießt sparsam schon auf den Aeckern hervor, und meldet die Kraft der Erde zur neuen Schöpfung des Getraides. Die Nebel und Dünste, die am Morgen den Himmel bedecken, werden vom Ostwinde umhergetrieben, und zerstreuen sich in heiterer Luft, oder ergießen sich in befruchtenden Regen. So erhebt sich die Erde almählich aus ihrer

Ruhe und aus den Decken des Winters; zwar noch in mancher Verriefung mit Schnee bedeckt, ohne Schmuck und ohne Gewächse. Aber bald wird die höhere Sonne, bald werden warme Regen ihren Schoos ganz befruchten, die Gärten und Felder mit Blumen und Gras bekleiden, und die noch kahlen Flächen mit einem heitern Grün überziehen. Schon blicket der Erstling des Frühlings, der güldene Crokus, furchtsam unter dem Schnee hervor, und an den dürren Reisern wachsen zarte Knospen aus, aus welchen sich künftig die Belaubung des Waldes entwickelt. Die Natur arbeitet mit einer verborgenen Geschäftigkeit an der Wiederherstellung des Frühlings, ob ihn gleich zuweilen noch Stürme und Hagel und von Frost schaurende Nächte aufhalten, und die Jahreszeiten einander die Regierung nicht ohne einen harten Streit abtreten. Aber alles ist Ordnung und Uebereinstimmung in der Natur; in einer weisen Anordnung wechseln die Jahreszeiten

reszeiten mit einander ab, und was uns Verwirrung schemet, ist eine verschleierte Ordnung. Jeder Abschnit des Jahres hat sein Mass, seine Gränzen, und seine besondern Eigenschaften, die sich zur Vollkommenheit des Ganzen verbinden; wenn er an einem Gute einen Mangel hat, so ersetzt er ihn durch die Gegenwart anderer Vortheile; und wir müssen daneben versichert sein, daß er das, was er nicht hat, seiner Natur nach auch nicht haben kan.

Nun verschwindet, da der Winter sich den Tagen seines Abzugs nähert, auch die öde Melancholie, das Herz bereitet sich schon zu den kommenden Freuden des Frühlings vor, und seine frohen Aussichten erweitern sich mit jedem heitern Morgen. Die finstern Tage sind entflohen, und das neue Leben, das sich durch das ganze Reich der Natur verbreitet, weckt auch die Empfindungen des menschlichen Herzens wieder auf. Die Zeit, die über alles gebietet, ruft eine Scene nach der andern auf dem weiten Schauplatz

der Welten hervor; alles iſt Veränderung, und alle Veränderung der Dinge iſt ein Schritt, den die Natur zur Vollkommenheit des Ganzen thut. Wie die angenehmen Auftritte keine beſtändige Stellung haben, ſo verweilen auch die unangenehmen nicht ewig vor unſern Augen; ihre Erſcheinung iſt ſchon eine Ankündigung ihrer nahen Flucht, und eine unſichtbare Hand dränget ſie oft wieder weg, wenn ſie kaum ſind geſehen worden. Warum vertrauen wir denn ſo viel, wenn alles der Veränderung unterworfen iſt, und warum haben wir aus eben dem Grunde nöthig, zu ſeufzen? Wenn die dunkeln Tage vorübergehen, ſind ſie denn einer ernſthaften Klage werth? Wenn nicht einmal die Empfindung der Widerwärtigkeit ſo lange dauert, als die Widerwärtigkeit ſelbſt, iſt denn der Sterbliche ſo unglücklich, als er es glaubt, oder als die finſtern Köpfe voll Nachtgedanken ihn abbilden? Und wenn die Wolken des Winters noch eine Durchſicht in heitere Tage des Frühlings

linas verſtatten, warum wagt ſich denn nicht auch unſer Blick durch die trüben Schickſale des Lebens in die Zeit hinaus, wo ſie nicht mehr ſein werden? Nur die weichliche und verzagte Seele nennet ihre Widerwärtigkeit lang; kein Uebel währet lang, weil der Menſch es nicht immer fühlt, und weil es in der unaufhörlichen Dauer ſeines Lebens, das ihm beſtimt iſt, nur eine ſehr kleine Spanne einnimt. Wer vermag noch die ewige Weisheit als unſre gröſte Wohlthäterin verkennen, die alles, was unſer Leben hat, der Veränderung unterworfen, und dadurch nicht weniger für die Verminderung unſrer Schmerzen, als für die Vergröſerung unſrer Freuden geſorgt hat?

Sehet nun, warum der Sturm und Regen und Froſt und Schnee, die den Winter begleiteten, nöthig waren, wie ohne ſie die Erde ſich nicht wieder erholet, noch zur neuen Fruchtbarkeit geſtärket hätte, wie ſie ihr aus allen den Auftritten, die ſich auf ihrer Fläche zutrugen, mit belebten Kräften

und frischem Schmucke allmählich hervorgehet. Die Zeit entwickelt die Absichten der Natur, indem sie die Vortheile ihrer Einrichtungen vor unsern Augen aufstellt; und in dem ewigen Zusammenhange, der durch die Welt herrscht, sind Ursachen und Wirkungen genau in einander gekettet und oft so sehr an einander geschlungen, daß uns erst die Folgen entdecken, warum irgend eine Begebenheit nothwendig und gut war. Warten also nur getrost auf die Entwickelungen der Zukunft. Man empfindet zu sehr die widrigen Zufälle des Lebens, wenn man sich blos auf das Gegenwärtige einschränkt; und die Folgen unsrer Schicksale gehören ihnen doch eben so sehr zu, als die Empfindungen, die wir von ihnen haben. Das Zukünftige kennt aus dem Gegenwärtigen, und die Uebel sind oft blos wegen ihres Ausganges nothwendig, den sie nehmen, und wegen der Wirkungen, die sie in unserm Zustande hervorbringen. Die Wolken mögen noch so finster über den Erdkreis

herab-

herabhangen, ſo müſſen ſie doch endlich dem Strahlen des Lichtes weichen; und nie können die Schreckniſſe des Winters uns die frohe Hofnung des Frühlings rauben. Keine gegenwärtige Widerwärtigkeit iſt ſo hart, für welche nicht in der Zukunft ein ſanfter Troſt vorhanden wäre, von welcher nicht in der Ferne das Ende, und nächſt dieſem eine vortheilhafte Folge geſehen würde. Nicht immer hängt ein verbergender Vorhang vor den Abſichten und Nutzen der menſchlichen Schickſale; die Zukunft ziehet ihn auf, und indem wir einige Vortheile aus den widrigen Zufällen genießen, ſo erkennen wir auch einen Theil des Plans, den eine wohlthätige Weisheit für unſre Glückſeligkeit entwarf. Alsdenn, wenn die Zukunft uns die Augen eröfnet, die unter dem Uebel von Thränen trübe waren, wenn die Widerwärtigkeit in Glück und der Schmerz in Freude übergeht, wenn der Endzweck unſers Leidens und ihre vortheilhaftigen Folgen ſich vor uns enthüllen;

alsdenn schämt sich der Weise seiner Urtheile, die er zu blind von der Vorsehung fälte, und der Ungeduldige und Schwache seiner Klagen. Alsdenn sieht der Vertriebene, daß nur die Entfernung seine Verdienste werth, geschätzt, und gesucht machen konte; der Verfolgte, daß nur die Bosheit seinen Ruhm ausbreiten und seine Standhaftigkeit veredeln konte; der verlassene Waise, daß er durch das Mitleiden anderer in ein besseres Glück versetzet worden, als es durch die Vorsorge der Eltern geschehen wäre; der gefallene Minister, daß nicht ein glänzender Standort, sondern stille Tugend und Ruhe des Herzens glücklich mache. Alsdenn erheitern die Seele ganz andere Kentnisse, und sie erstaunet, sie nicht aus der Ueberlegung, sondern erst aus der Erfahrung gelernet zu haben. Ihre neuen Einsichten erwecken ein desto lebhafteres Vergnügen, je unerwarteter sie sind, und je größer das Glück ist, worin sie sich auf einmal versetzt sieht. So schwebt eine verzagte Familie auf dem

dem Meere umher; sie glaubt von Stürmen weit verschlagen zu sein, weil ein dunkles Ungewitter den Himmel umhüllt, und kein Blick das gewünschte Ufer erreichen kan; mit jeder Nacht vermehren sich ihre Klagen, worin sich das Geräusche der Wellen und das Geheul der Winde mischen; Angst in der Seele, Blässe auf dem Gesichte, und Seufzen im Munde, irret sie auf den schwachen Brettern umher, und selbst die Hofnung scheint sie zu verlassen, bis sie auf einmal bei dem Anbruch eines heitern Morgens sich an dem Ufer erblickt, erstaunt, und sich freut, und es dem Sturme dankt, daß er sie mit einer so glücklichen Geschwindigkeit in ihre Heimat gebracht.

Gleich den Jahreszeiten wechseln die Abschnitte unsers Lebens, und gleichwie der unfruchtbare Winter ohne den Segen des Sommers, der vor ihm hergieng, neue Unbequemlichkeiten würde gehabt haben, so ist auch das hohe Alter elend, das keine Früchte aus der Jugend zu genießen hat.

Lasset uns klug genug sein, den Winter unsers Lebens für uns glücklich zu machen. Nicht blos Schätze und Reichthümer, mit der Mühe der Jugend gesamlet, können uns ein ruhiges Alter versichern. Zwar Bequemlichkeit und Unterstützung in der Schwachheit; aber nichts, das den Frieden der Seele gäbe. Die Güter des Geistes sind für die letzten Jahre eben so unentbehrlich, als die Güter des Körpers; und Mäßigkeit und Weisheit die vornehmsten Tugenden, die das Alter zufrieden machen können. Unser Glück beruhet nicht auf einer einzelnen Vollkommenheit. Unsere Bedürfnisse sind viel, und sie alle wollen befriediget sein. Was ist Wohlstand und Reichthum bei der Unwissenheit und bei den Leidenschaften, die die Seele beunruhigen? Und wie viel vermißt nicht noch der aufgeklärteste Geist bei dem Mangel äußerer Güter, bei Armut und einer zerfallenen Gesundheit? Der Plan zur Glückseligkeit im Alter sei also nicht in gar zu enge Gränzen eingeschränkt;

die

die wahre Klugheit übersiehet alles, sie begnügt sich nicht mit einfachen Vortheilen, die noch immer einige Bedürfnisse unbefriedigt und dem Herzen einen Theil seiner Unruhe lassen, sie verbindet mannichfaltige Mittel zu mannichfaltigen Absichten, und bildet ein zusammenhangendes Ganze, dem nichts fehlt, als was ihm wegen der nothwendigen Einschränkungen der menschlichen Natur fehlen muß. Es sei die Sorge der weisen Jugend, sich noch die Stärke der Gesundheit im Alter zu versichern, eine Stärke, die durch keine Wollüste geschwächt worden, und die nur eine natürliche Abnahme durch den Fortlauf der Jahre und durch Arbeiten gelitten. Welcher Trost und welcher Ruhm, sich mit einem heitern Geist in die Jahre der Jugend zurückdenken zu können, und in ihnen den Grund der Kräfte im Alter zu sehen! Ach! zu vielen Schwachheiten sind die letzten Tage der Sterblichen unterworfen, zu gewöhnlich sind alsdenn die Anfälle von Krankheiten, die Bestürmungen

mungen von Kummer und Sorgen, und zu fruchtlos alle Wünsche und Bemühungen um Stärke und Muth, als daß der Mensch nicht schon lange vorher eine kluge Aufmerksamkeit auf diese Zeit anwenden solte. Wenn einmal der Winter des Lebens über uns herscht; so ist keine Hofnung mehr zu einem andern Frühling, als zu dem, der jenseit des Grabes blühet. Wir wandeln beständig unter den letzten Finsternissen der Jahre, ohne auf der Erde noch eine heitere Aussicht zu gewinnen; eine traurige Melancholie begleitet uns den Weg des Lebens hinab, und allein unsern Schwachheiten überlassen, wider welche die Natur und die ganze erfindsame Kunst keine Stütze hat, treibt uns der Sturm vor den Augen der Welt weg. Noch glücklicher ist der, der bei den Anfällen des Alters ausser der Stärke des Körpers auch Stärke der Seele hat. Wie leicht sinkt nicht der Mensch unter den Uebeln, wenn er von seinem Geiste keine Hülfe erwarten kan, und wie ohnmächtig liegt er nicht unter Schwachheiten

heiten und Krankheiten, selbst bei Reichthum und Kunst und Verpflegung, wenn er bei sich selbst keinen Trost und keinen Muth findet? Eigene Stärke flößet mehr Muth und Zufriedenheit ein, als alle Hofnung auf fremden Beistand. Aber woher diese Stärke der Seele? stark sein, heißt einen männlichen Verstand besitzen, und Herr seiner Neigungen sein, die Begierden unter den Gesetzen der Vernunft zähmen, nichts wollen, als was gut und gerecht ist, und alles standhaft ertragen, was das Geschick auflegt. Diese Stärke überwindet die Zufälle und Schwachheiten des Alters, macht den Menschen muthig, auch wenn er dem Uebel keine äussere Hülfe entgegen zu setzen hat, und läßt ihn unter dem rauhesten Zeitpunct des Lebens noch eine sanfte Heiterkeit empfinden. Rechnet noch hiezu einen durch die Wissenschaften aufgeklärten Geist, der sich in der Einsamkeit zu unterhalten und in sich selbst zu vergnügen weiß. Für die widrigen Zufälle ist die starke Seele; für das Oede der

geschäft-

geschäftlosen Tage der wohlgebildete Geist. Welche stille Unterhaltungen kan nicht der von dem Joch der Geschäfte erlösete Greis in seinen leeren Stunden aus den Wissenschaften durch Hülfe des Nachdenkens nehmen, und dadurch die melancholische Einsamkeit, die dem Alter oft so unerträglich zu sein pflegt, beleben? Seid aufmerksam, ihr Jünglinge, auf dieses Glück, das ihr eurem Alter geben könt, und habt Liebe genug zu euch, um für eure letzten Jahre zu sorgen. Bald ist er dahin, der kurze Frühling des Lebens; der Sommer erscheint und verschwindet; der Herbst ist oft schon ein Winter, und auf diesen, der euch schnel genug übereilen wird, kehret kein Lenz zurück. Wie leer wird nicht euer Winter sein, wenn ihr nicht Früchte für ihn samlet?

19.

„Die Fesseln des strengen Winters lösen sich bei der frohen Zurückkunft des Frühlings und des Westwindes auf, und die am Ufer gelegenen Schiffe laufen wieder in die offene See; nicht mehr freuen sich die Heerden, in den Ställen zu stehen, noch der Landman, den der Pflug ruft, am Feuer zu sitzen; nicht mehr schimmern die Wiesen von der Weisse des nächtlichen Reifes.„ Sie ist wieder da, die schöne Zeit, von welcher Horaz dies Gemählde machte, und seine Freunde zum neuen Vergnügen rief. Sehet, wie die Hecken und Fruchtbäume Knospen treiben, wie die zarten Pflanzen aus dem Schooße des warmen Erdreichs hervorsprießen, wie die aufgelaufene Saat die braunen Flächen mit einem frohen Grün kleidet. Der Landman singt hinter seinem Pfluge, siehet neben sich schon ein besäetes Feld grünen, und über ihn wirbelt die Lerche ihre ersten Lieder, womit sie den

den jungen Frühling begrüßt. Nicht weit von ihm treibt der Hirt seine wolligte Heerde der frischen Weide entgegen; junge Lämmer, so weiß wie die kleinen zerstreuten Wolken am Himmel, irren den Müttern nach, fordern mit zartem Geblök die Nahrung der Milch, versuchen dann die ersten Sprünge, Freiheit und Wärme der Sonne belebt das ganze Geschlecht, und mit einem freudigen Lerm drängt es zu den grasigten Hügeln sich hin. Die Gärten schmücken sich mit Veilchen und Märzblumen; verschlossene Blätter der Tulpen keimen auf den Beeten hervor, und manche andere Familie der Flora meldet ihre Geburt in einem zarten aufsprießenden Grün. Die Gewächshäuser eröfnen sich, und vertrauen ihre Pflanzen wieder der lauen Luft an; und der geschäftige Gärtner streuet Samen für die Belustigungen des Auges und für die Bedürfnisse der Küche in die Erde, beschneidet den wilden Auswuchs der Bäume, reiniget Gänge und Lusthäuser von dem

Schmutz

Schmutz des Winters, und bereitet alle Reviere zum anständigen Empfang des Frühlings und der Freude. Wie frei und angenehm rauschen nicht die Springbrunnen wieder? Wie sanft gleiten nicht die Bäche wieder mit leiser Fluth dahin, nicht mehr empört vom ungestümen Regenwasser? Wie fröhlich tönt nicht das mannichfaltige Zwitschern der Vögel, womit sie sich zu neuen Liedern üben, durch die Hecken; welches zärtliche Locken und welches ungeduldige Seufzen, ehe sich die verliebten Paare wieder finden; und welche melodische Freude und Emsigkeit, womit sie sich vereinigen, ihre sommerlichen Wohnungen wieder zu bauen! Wie entzückend ist nicht die Heiterkeit des Himmels, der sein Antlitz wieder in den hellen Bächen spiegelt, und wie lau umschleichen nicht die Lüfte wieder die röthern Wangen der Schönen?

Warum, schöne Amalia, verzögern Sie noch in den duftigen Zimmern? Doch ich sehe Sie schon in Ihren Garten eilen. Die

Blumen drängen sich aus der Erde Ihrem zärtlichen Auge entgegen, unter Ihren Füßen sprießet das Gras geschwinder hervor; alle Lerchen steigen bei Ihrer Ankunft in die Lüfte, und singen den Wolken vor, daß Amalia und der Frühling blühen; alle Liebesgötter sind beschäftigt, Ihnen aus den Händen der Flora die ersten Geschenke zu bringen. Verschönern Sie nun die Natur, reitzende Amalia, und beleben Sie wieder den Garten, den ohne Sie der Lenz nur nachläßig schmückt. Die Zephirs bereiten sich schon, Ihnen süße Düfte entgegen zu säuseln, Ihrem sanften Busen zu schmeicheln, oder ihn mit kleinen wankenden Schatten vom Blumenstrauß zu bestreuen, oder ein schalkhaftes Spiel mit Ihrem leichtern Gewande zu erneuern. Alle Springbrunnen steigen mit helleren Wirbeln und mit einem holdern Geräusche, wenn Sie erscheinen, und alle Statuen fangen an sich zu beleben; in den marmornen Zügen der Göttin der Liebe bildet sich eine

süße

süße Freundlichkeit, wenn Sie sich ihr nähern, und der fürchterliche Herkules scheint seine drohende Miene zu verlieren, so oft Sie neben ihm vorbeigehen. Bald werden die Wälder um Sie her im vollen Laube stehen, gewölbt zur angenehmen Dunkelheit, und mit verschiedenem Grün umkrönt werden die Häupter der Eichen und Buchen und Tannen hervorragen. Bald werden sich die Berge, mit Gras und Gebüschen bekleidet, den Wolken entgegen heben, belebt vom Geblöcke der Heerden, und von den Liedern der Vögel, und nahe daran wird das kleine wollüstige Thal im stillen Schmuck der Kräuter und bunten Blumen liegen. Dann wird die weite Landschaft von tausend reitzenden Scenen erfüllt, hier vom Lichte des Himmels erheitert, dort von sanften Schatten überschleiert, dem Auge in der ganzen Schönheit der Natur entgegen lachen. Dann wird Ihr Garten, dieser kleine Schauplatz der Reitze, die uns Arkadien in den Bildern der Dichter hin-

terließ, dieser geliebte Aufenthalt der Ruhe und des Entzückens, Sie in seine Lauben aufnehmen, und Ihnen die süßesten Empfindungen gewähren, die nur eine so fühlende und edle Seele, als die Ihrige ist, schmecken kan. Dann sitzen Sie oft, besucht von Zephiren, die Ihnen den Duft der Rosen entgegen athmen, unter den grünen Schatten des Laubes, das sich über Ihr Haupt wölbt, bei den Melodien der Nachtigal, die Sie in eine stille Zärtlichkeit singt, bei dem Gemurmel eines nahen Wasserfals, das eine süße Schwermuth einflößt; da sitzen Sie dann, und überlassen sich Vergnügungen, die Könige nicht kennen, und irren mit entzückten Blicken bald auf den tausendfarbigten Blumenbeeten umher, bald in die dämmenden Alleen hinauf, oder in die offene Landschaft, verschönert vom Abendglanze, dahin, wo das abnehmende Licht des Tages in der Dunkelheit des entfernten Waldes zerfließt.

So entfliehen die Jahreszeiten, schöne Amalia, und glücklich ist der, der, wie Sie, in jeder ein neues Vergnügen zu finden weiß. Und was ist darzu mehr nöthig, als ein wohlgebildeter Geist, und ein Herz, das ruhig ist, und sich leicht sanften Empfindungen eröfnet? Diese glücklichen Eigenschaften gab Ihnen die gütige Natur, und Sie selbst verstanden die Kunst, sie durch Aufmerksamkeit und Liebe zu einem weisen Unterrichte zu entwickeln. Ihnen stelt die Natur keine Scene auf, die Sie nicht von einer angenehmen Seite zu betrachten wüßten. Ihnen erhöht Ihr feiner Geschmack, Ihr edel genährter Geist, Ihre zu frohen Empfindungen sich bald begeisternde Seele, die ganze Schönheit des Frühlings.

Kom denn, göttlicher Frühling, kom nun in unsere Gefilde zurück, und gib ganz der Natur ihr Leben wieder. Breite die ganze Pracht der Blumen in unsern Gärten aus, schmücke die Flächen mit einem

baren Grün, und fülle die Wälder mit der angenehmen Nacht ihres Laubes. Die ganze Natur frolockt bei deiner entzückenden Zurückkunft; die Nachtigal erneuert im Thale ihre Melodien, und die Heerde auf dem Berge ihr Gebrül; der Knabe tändelt und hüpft muthwillig im Grase herum, der Greis trägt seine welken Glieder in die Wärme der Sonne, und der Kranke hebt sein mattes Haupt wieder empor; das junge Mädchen singt dir und der Liebe ein Lied, indem sie Kränze von Veilchen windet, ihr glücklicher Schäfer bläst dem Wiederhalle, und von Hügel zu Hügel erschalt aus den Hörnern der Hirten dein Lob. Dir, siegreicher Erstling der Jahreszeiten, dir huldigen die stolzen Spröden, und lernen in schattigten Lauben und in duftenden Alleen, geschmeichelt vom West und sanft bestrahlt vom Abendschimmer, stille Sehnsucht und süße Zärtlichkeit empfinden; dir huldigen die mürrischen Matronen, vergessen auf die Welt zu schmähen, und nehmen Freundlichkeit

lichkeit in die alten Runzeln ein. Komm denn, göttlicher Frühling, komm, und gib ganz der Natur ihr Leben wieder. Mildere die rauhen Naturen der Menschen, und lehre sie, sich sanften Empfindungen zu übergeben. Führe, Liebling der Musen, führe sie in dem Gefolge der Grazien zu den Landhäusern hin; schmücke die sommerlichen Wohnungen auch mit den Schriften der Dichter, wie du sie mit frischen Blumen, mit Laub und Schatten schmückst; und verbreite überal die glückliche Erfahrung, daß die Natur und Weisheit und Ruhe des Herzens genug sind, um bei allem Wechsel der Jahreszeiten ein heiteres Vergnügen zu athmen.

Dessau,
Gedruckt bey H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdr.

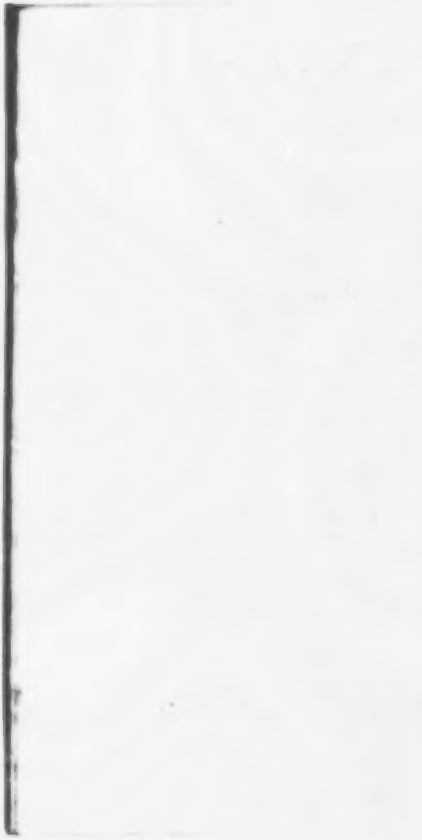
Briefe
die
Schweiz
betreffend

von

C. C. L. Hirſchfeld.

Neue und vermehrte Ausgabe.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius. 1776.



Vorbericht.

Ein groſser Theil dieſer Bemerkungen iſt vor einigen Jahren unter einem faſt gleichen Titel, aber ohne Namen des Verfaſſers, den man jedoch bald öffentlich nante, bekant gemacht werden. Weil damals die Fortſetzung, verſchiedener Hinderniſſe wegen, verzögert und endlich ganz unterbrochen ward; ſo erſcheint hier nun das, was in gewiſſer Betrachtung die Schrift zu einer faſt neuen und mehr vollſtändigen in dieſer Art machen kan. Die vorzügliche Annehmlichkeit der Schweiz, und die Vorſtellung des Nutzens, den dieſe Samlung von Bemerkungen vielleicht noch haben möchte, haben den Verfaſſer nicht weniger zur Vollendung dieſer Arbeit aufgemuntert, als der Beifal von einem Theil unſers Publikums und von verſchiedenen angeſehenen Kunſtrichtern.

Zwo nachher herausgekommene Schriften: Lettres de M. Chevalier de Boufflers pendant ſon Voyage en Suiſſe, 8. 1773. und Voyage pittoresque aux Glacieres de Savoye p. M. B. Geneve 1773. haben die gegenwärtige Beſchreibung nicht entbehrlich gemacht.

Dieſe Schrift iſt zunächſt durch eine Reiſe nach der Schweiz mit dem Prinzen von Holſtein Gottorp und durch einen Aufenthalt von zwei Jahren (1765 — 1767) in dieſem Lande veranlaßt worden. Weil der Verfaſſer ſie in einem Alter, das nicht weit über zwanzig Jahre hinausgerückt war, aufgeſetzt hat, ſo iſt ſie auch nur beſtimt, um jungen Reiſenden eine vorläufige Kentnis beizubringen und ihnen die verſchiedenen Vorwürfe anzuzeigen, die ihrer Aufmerkſamkeit würdig ſcheinen können. Für dieſe Klaſſe von Leſern iſt hier geſchrieben; daher wird ihm kein Vorwurf darüber

über gemacht werden können, daß er sich oft zu Kleinigkeiten herabgelassen und manches Bekante wiederholt hat. Jenes erhält zuweilen durch den Reiz des Seltenen oder des Anmuthigen einen Werth; und dieses ist in geographischen, historischen und politischen Beschreibungen unvermeidlich. Man wird bei dieser Gattung von Schriften noch immer viele leser haben, denen man nichts Neues sagen kan, und das ganze Verdienst des Schriftstellers schränkt sich auf die Auswahl der Materien und auf ihre Einkleidung ein.

Man wird indessen hier viel Wichtiges, was die Schweiz angeht, und was man sonst nur zerstreut (und oft mit Unrichtigkeiten und Märchen vermischt) antrift, beisammen finden; dabei auch eigene Beobachtungen des Verfassers nicht vermissen und auf manche Materien geleitet werden, die noch von keinem beschrieben worden.

Zwar nicht alle Merkwürdigkeiten des Landes sind hier angeführt. Das Publikum kan nicht verlangen, daß ein Reisender alles gesehen. Was es mit Recht verlangen kan, ist dieses, daß er das, was er gesehen, recht gesehen, und es berichte, wie er es gesehen. Ueberdieß hatte der Verfasser nicht den Vortheil, als Herr seiner Zeit und zu seinem Vergnügen dahin zu reisen, wohin er wünschte, sondern war fast immer durch anhaltende Geschäfte eingeschränkt. Was er indessen nicht mit eigenen Augen betrachten konte, davon hat er sich theils durch den Umgang mit verständigen Personen, theils durch den Gebrauch der glaubwürdigsten Schriftsteller der Nation zu unterrichten gesucht. Wenn einige Punkte nur leicht berührt sind, so wird doch vielleicht dadurch die Aufmerksamkeit des Reisenden zur Begierde nach nähern Kentnissen gereizt werden können.

Bei dieſer Ausgabe iſt zuförderſt der vormalige Auszug aus Gruners Beſchreibung der Eisgebirge weggelaſſen, welche jeder Reiſende, der die Schweizeralpen beſucht, nicht entbehren kan und lieber in dem volſtändigen Werke leſen wird. In Anſehung der Alpen iſt nur die Reiſe beibehalten, die der Verfaſſer ſelbſt nach dem merkwürdigen Grindelwald angeſtelt hat. Sodann iſt der Reſt von Beobachtungen und Nachrichten hinzugekommen, der ehemals zur Ergänzung dieſer Schrift beſtimt war, und zwar ſo, wie er an dem Orte des Aufenthalts in der Schweiz ſelbſt geſammelt und berichtigt worden. Ohne Zweifel hätten noch viele Erweiterungen und nähere Aufklärungen hinzugefügt werden können. Aber dis in der Entfernung erſt zu thun, iſt manchen Unbequemlichkeiten und ſelbſt manchen Irrungen ausgeſetzt. Auſſerdem

dem verliehet eine Reisebeschreibung in mancher andern Betrachtung noch sehr viel, wenn sie ganz von neuen umgearbeitet und ergänzt werden sol, zu einer Zeit, wo die Lebhaftigkeit der ersten Eindrücke schon mehr geschwächt ist, und die trägere Zurückerinnerung die schnelle Ueberzeugung des Anschauens vergebens zu erreichen sucht.

Noch eine Erinnerung kan der Verfasser nicht übergehen. Er hat zuweilen ein Urtheil über den Charakter der heutigen Schweizer gefält. Er weiß wohl, wie mislich es überhaupt ist, eine Nation zu charakterisiren; er hat also nur einzelne Züge hingeworfen. Er kan geirt haben; aber das weis er, daß er nirgends die Sitten und den Charakter der Schweizer in einem andern Lichte vorgestelt hat, als worin er sie würklich zu sehen glaubte, und daß er weit entfernt gewesen ist, durch

irgend

irgend eine Behauptung zu beleidigen. Und wie könte er auch wohl beleidigen wollen, er, der in der Freundschaft und dem gütigen Betragen des Theils, mit dem er Bekantschaft und Umgang gehabt, so viel Gutes und so viel Vergnügen genossen hat, daß er nicht anders als mit den wärmsten Empfindungen noch oft an jene Tage zurückdenken kan. Er mus gestehen, daß er eher von einem Vorurtheil für die Schweizer, als von einem gegen sie, eingenommen sein könte. Was er auch zu ihrem Vortheil vielleicht zu viel gesagt haben mögte, das mögen andere entscheiden und die nöthigen Einschränkungen hinzusetzen. Von sich kan er es nicht gewinnen, ein Urtheil, es sei günstig oder ungünstig, abzuändern, das er noch immer für richtig hält.

Man hat in der vorigen Ostermesse Briefe aus der Schweiz nach Hannover

angekündigt. Vermuthlich iſt dis eine Samlung der Briefe, die ehemals im Hannöverſchen Magazin geſtanden und deren Verfaſſer der Herr Apotheker Andreä in Hannover ſein ſol. Iſt dieſe Vermuthung gegründet, ſo macht der Verfaſſer dieſer Briefe es ſich zu einer angenehmen Pflicht, jene Briefe ſchon vorläufig ſeinen Leſern ſehr zu empfehlen. Beide Samlungen können ganz wohl neben einander beſtehen, zumal da ihre Verfaſſer nicht einerlei Abſicht und Plan haben.

Inhalt.

1ſter Brief. Veranlaſſung.

2. Br. Gegend von Strasburg nach Baſel. Handel dieſer Stadt und Anmerkungen darüber. Angenehmer Eintritt in die Schweiz.

3. Br. Reiſe von Baſel nach Solothurn. Beſchreibung dieſer Stadt. Vorzügliche Schönheit des Berner Gebiets. Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der öffentlichen Straſſen.

4. Br. Beſchreibung von Bern und Annehmlichkeit dieſer Stadt. Löbliche Anſtalt zur Reinigung der Gaſſen. Arkaden. Oeffentliche Promenaden. Fabriken und Zeughaus. Gebäude der öffentlichen Wohlthätigkeit gewidmet. Bibliothek.

5. Br. Fortſetzung. Geſetze wider den Luxus. Bemerkungen über den geringen Handel. Die Bürger und regierungsfähigen Perſonen. Der hohe Regierungsrath. Ueber eine Beſchuldigung der Berner.

6. Br. Fortſetzung. Toleranz der reformirten Schweizer, inſonderheit der Berner. Einrichtungen im äuſſerlichen Gottesdienſt. Herrnhuter, Pietiſten, Anabaptiſten und andere Sekten. Juden. Gottesdienſtliche Gebräuche im Berner Gebiete. Ehegeſetze. Winterluſtbarkeiten in Bern.

7. Br. Freyburg. Beſchreibung der Stadt. Jeſuiten. Bigotterie der Freyburger. Berühmte Einſiedelei zwiſchen Freyburg und Bern.

8. Br.

Inhalt.

8. Br. Zürch; einige Merkwürdigkeiten dieſer Stadt. Schaffhauſen. Neuſchatel. Reizende Inſel im Bielerſee. Lauſanne. Unterdrückung und Sitten der Einwohner im Pais de Vaud. Schönheit dieſes Strichs. Genf; Betrachtungen über dieſe Stadt, den Handel, die Akademie.

9. Br. Lucern. Uri. Schweiz. Unterwalden. Zug. Glarus. Graubünden. Wallis. Vorzügliche Annehmlichkeiten und Vortheile der beiden letzten. Kröpfe der Schweizer.

10. Br. Natürliche Beſchaffenheit der Schweiz. Rauhigkeit und Schönheit.

11. Br. Wein. Verſchiedenheit des Klima. Häufige Abwechſelung der Witterung. Geſunde Luft. Bäder.

12. Br. Anzahl der Einwohner in der Schweiz. Abnahme der Bevölkerung und Urſachen davon. Militariſche Einrichtung. Unterhaltung der Eintracht zwiſchen den vereinigten Cantons. Nähere Beſchreibung des Kriegsweſens; Uebungen; Stärke des Berner Cantons; Hochwachten. Würkungen der auswärtigen Kriegsdienſte der Schweizer. Oeffentliche Magazine. Tapferkeit der alten Schweizer.

13. Br. Ueber einige Tugenden der Schweizer; Harmonie zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen, in den ariſtokratiſchen Cantons; häusliche Eintracht und Verträglichkeit; gutes Betragen der Geringern gegen Fremde; Liebe der Freiheit und des Vaterlandes. Heimweh;

weh; sonderbare Wirkungen und wahrscheinliche Ursachen desselben. Vorzügliche Geschicklichkeit im Landbau; Fleiß der Einwohner, Viehzucht. Neigung zum Landleben.

14. Br. Unterschied der reformirten und katholischen Cantons in Absicht auf dem Landbau und Reichthum. Artigkeit der Lebensart in einigen Cantons. Manufakturen und Fabriken, besonders zu St. Gallen. Vorzügliche Fähigkeit und Liebe der Schweizer zu den schönen Künsten. Etwas von dem itzigen Zustande der Gelehrsamkeit. Einrichtung der Berner Akademie. Sprache, Alter der heutigen Schweizer, Leibesgestalt und Tracht der Landleute.

15. Br. Veränderungen in dem Charakter der heutigen Schweizer; Ursachen davon, Mittel der Obrigkeit dagegen. Unmäßigkeit im Trinken und im Essen. Wollust.

16. Br. Aberglauben in einigen Gegenden der Schweiz. Einige Beispiele davon. Anstalt der Obrigkeit zur Verhütung der Religionsstreitigkeit. Ueber einige Alterthümer.

17. Br. Alpen der Schweiz; ihre fürchterliche und angenehme Seite. Eisberge der Gletscher. Bezaubernde Wirkung der untergehenden Sonne. Fortgesetzte Bemerkungen über die Alpen.

18. Br. Reise zu den Gletschern im Grindelwald. Fahrt auf dem Thuner See. Einwohner zwischen den Alpen. Staubbach. Weiterer Verfolg der Reise. Ankunft im Grin-

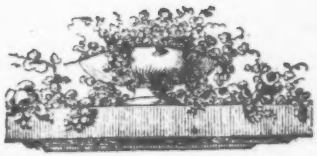
Grindelwald. Beschreibung der Merkwürdigkeiten dieser Gegend.

19. Br. Weitere Bemerkungen über die natürliche Beschaffenheit der Alpen. Viele Nebel; Luft; Gesundheit der Bergeisen. Ursache von der Grösse des schweizer Viehes. Verschiedenheit bei Bäumen und Kräutern auf den Alpen. Metalle. Goldsand. Silbererzt, Eisenerzt, Kupfererzt, Krystalle. Merkwürdige Versteinerungen auf den Bergen. Erdbeben.

20. Br. Nachricht von den schweizer Gemsen, und Beschreibung der Gemsenjagd. Steinbock. Zubereitung des schweizer Käses.

21. Br. Widerlegung des Blainville wegen der Sitten zu Zürch Sitten in den Bädern zu Baden. Kleidungsverschwendung. Ehrenwein. Abermalige Bemerkung über die schweizer Weine. Beschreibung des äussern Standes zu Bern. Einschränkung des freien Denkens in einigen Cantons. Ueber die verschiedene Tracht der Cantons. Probe von schweizer Wörtern. Gesellschaft zu Schinznach, und rühmliches Beispiel der Achtung eines deutschen Prinzen gegen einen Landmann. Beschreibung eines merkwürdigen Grabmals zu Hintelbank im Canton Bern. Marmorarten. Rheinfall bei Schafhausen.

22. Br. Beschluß mit einigen Gemälden der Dichter, welche die Schweiz betreffen.



I.

Wie sehr bin ich Ihnen nicht für Ihr gütiges Andenken, noch mehr für die Versicherungen Ihrer Freundschaft, verbunden! Gewis, diese edle und gefühlvolle Sprache, die Sie in Ihren Briefen mit mir reden, und die ungesuchten Ausdrücke, denen man es gleich ansieht, daß sie Ausdrücke der reinsten Empfindungen sind, stellen mir Ihr ganzes liebenswürdiges Bild wieder vor, das ich, seitdem ich Sie nicht mehr sehe, täglich in Gedanken umarme. Glauben Sie, liebster Freund, mein ganzes Herz zerfließt in dem süßesten Vergnügen, so oft Sie mich versichern, daß Sie mich lieben; und wenn ich gleich weiß, daß Sie mich lieben, so freue ich mich doch immer bey jeder neuen Versicherung, weil Sie mir die Güte und die sanfte Freundschaft Ihres Herzens immer auf eine reizende

Art entdecken. Ueberdies geht es in der Freundschaft, wie in der Liebe. Wenn man auch noch so sehr von den Gesinnungen einer geliebten Person überzeugt ist, so bringt uns doch eine jede wiederholte Versicherung ihrer Liebe ein neues Vergnügen, und es scheint, als wenn das Herz dadurch eine gewisse Nahrung für die Empfindungen erhielte. Ihre Briefe, die lauter Freundschaft athmen, und worin ich Sie nie verkennen kann, sind meine angenehmsten Unterhaltungen, seit dem ich von Ihrer Seite getrennet bin, und sie und die Hofnung, Sie künftigen Frühling wieder zu sehen, mindern mir den Verlust Ihres Umganges, der mir sonst unerträglich seyn würde. Glücklicher und unvergeslicher Sommer, den ich bey Ihnen auf Ihrem Landgute zugebracht! Wie angenehm ist er mir verflossen! Ich weiß mich kaum zu erinnern, daß ich jemals die Annehmlichkeiten der schönen Jahreszeit mit so viel Heiterkeit, und so viel süßer Zufriedenheit genossen hätte, als bey Ihnen. Dies habe ich Ihrer Freundschaft zu danken, die mir die Anmuth der reizenden Monathe so sehr erhöhet hat, daß ihre Eindrücke in mein

mein Herz ſo lebhaft geworden ſind. Aber auch Ihr feiner Geſchmack, das Unterhaltende Ihres Umganges, der immer gefälliger und unentbehrlich wird, wenn man ihn einmahl genoſſen hat, Ihre ausgeſuchte Bibliothek, und die anmuthige Lage Ihres Landſitzes, den Natur und Kunſt zu ſchmücken bemühet waren, haben einen nicht geringern Antheil an dem Vergnügen, womit ich jetzt an Sie zurückdenke. Auch der Winter würde mir in Ihrer Geſellſchaft ein halber Frühling ſeyn, wenn meine Geſchäfte, die mich in die Stadt zurückrufen, es mir nicht ſo neidiſch unterſagten, ihn bey Ihnen zuzubringen. Allein das Schickſal ſol nicht ganz ſeinen Willen haben. Oft werden Sie mir ſchreiben und oft will ich Ihnen antworten; und ſo wollen wir uns mitten unter aller Rauhigkeit der Natur vergnügen. Ich wenigſtens werde Sturm und Regen, und Schnee und Froſt vergeſſen, indem ich an Sie denke, oder Ihre Briefe leſe, oder an Sie ſchreibe. Und dies, liebſter Freund, machen Sie mir durch einen neuen Grund zu einer Pflicht, da Sie mir ſelbſt den Stoff unſerer Briefe angeben. Alſo haben

Sie noch nicht die kleinen Beschreibungen vergessen, die ich Ihnen oft beim Spatziergang von der Schweiz machte, nach den Enthusiasmus, womit ich zuweilen von den Schönheiten dieses Landes sprach? Also haben Sie sich entschlossen, künftigen Frühling eine Reise in die Nachbarschaft der Alpen zu thun? Und dies vielleicht meistens auf meine Empfehlung? Diese Würkung hätte ich nie den zufälligen Erzählungen zugetrauet, worin ich oft, durch die Annehmlichkeiten der Gegenden um Ihr Landgut begeistert, gerieth. Sie verlangen jetzt die Anmerkungen, die ich bey meiner neulichen Reise nach der Schweiz gesamlet habe, in einem ausführlicheru Abriß, als ich sie Ihnen durch eine mündliche Erzählung mittheilen konnte, und ich sol sie zu einem Inhalt der Briefe machen, die diesen Winter zwischen uns verabredet sind. Gerne gehorche ich Ihnen, Freund, und Sie sollen alles wissen, was ich mir merkwürdiges angestrichen habe, ob ich gleich glaube, daß das, was ich Ihnen von einer Zeit zur andern schreiben werde, nicht allemal das Gepräge des Neuen und des Wichtigen an sich tragen wird. Indessen wird

Ihnen

Ihnen vielleicht manches eine neue Aussicht in die Beschaffenheit des Landes, und in den Charakter der Nation geben können; und vielleicht lassen sich aus den zerstreuten Anmerkungen, womit ich meine Briefe an Sie füllen werde, einige Beobachtungen herausziehen, die unter uns noch nicht sehr gewöhnlich sind. Wenigstens ist es gewiß, daß wir in Deutschland entweder zu unvollständige Begriffe von einer Nation, die so nahe mit der unsrigen verwandt ist, und die in der alten Geschichte so sehr glänzt, oder doch zum Theil viele unrichtige Meinungen haben. Sie werden, wenn Sie künftigen Sommer die Schweiz sehen, und diese Briefe des Aufbewahrens werth halten werden, am besten urtheilen können, ob ich bei meinem Aufenthalte in diesem Lande aufmerksam genug gewesen sey und jetzt unpartheiisch denke. Im meinem nächsten Briefe wollen wir in der Schweiz seyn. Leben Sie wohl.

2.

Nichts kan anmuthiger sein, als die Reise von Strasburg nach Basel. Zwar ist das Land sehr eben: aber daher hat ein Rei-

ſender auch immer auf allen Seiten den ſchönſten Anblick der kleinen Städte und Feſtungen, die überal im Elſaß zerſtreut liegen; auf der einen Seite der Straße rauſchet der majeſtätiſche Rhein herunter, und auf der andern hat man über die fruchtbarſten Felder eine Ausſicht in Berge, welche den Geſichtskreiß begränzen. Bekant genug, aber nie genug zu rühmen iſt die Bequemlichkeit der Wege in Elſaß, die die Geſchwindigkeit der Reiſen ſo ſehr befördert; man ſolte glauben, daß ſolche gemeinnützige Veranſtaltungen zur Verbeſſerung der Straßen ſchon längſt die Nacheiferung der Obrigkeiten und Landesfürſten in allen Provinzen von Deutſchland erweckt hätten, aber bisher haben Einheimiſche und Ausländer ſich in den meiſten Gegenden bei uns noch ſehr über den Mangel derſelben zu beſchweren, und ich weiß, daß viele fremde Reiſende dadurch abgeſchreckt worden, in manche Diſtrikte zu kommen. Man muß es immer als ein Merkmal einer aufmerkſamen und klugen Regierung anſehen, wenn man die öffentlichen Straßen ſowohl für den Landeseinwohner, als für den reiſenden Fremden bequem eingerichtet ſieht. Die Reiſe von

Stra-

Strasburg nach Basel macht man ganz leicht in einem Tage. Je mehr man sich diesem letztern Orte nähert, desto mehr gewinnt man den reizenden Anblick der Schweizerberge, obgleich Basel, gegen die übrige Schweiz betrachtet, noch sehr in der Tiefe liegt. Die Stadt wird vom Rhein durchschnitten, der hier einen starken reißenden Strom hat. Die Einwohner haben in ihren Sitten noch mehr von der deutschen Manier, als man in den andern Städten findet; aber das fröliche und gefällige Wesen der angränzenden Elsaßer scheint sich hier schon in mehr Ernst und Steifigkeit zu verli ren.

Hier scheint der Handel in der Schweiz am glücklichsten zu blühen, und er wird sehr durch die Lage der Stadt unterstützt; die Einwohner haben ihm ihren Reichthum zu danken, und er steht in einem größern Ansehen, als in andern Cantons. Selbst Mitglieder der Regierung wenden die Zeit, die ihnen von den Geschäften des Staats übrig bleibt, auf die Besorgung ihres Handels, und eine solche Beschäftigung würde man in Bern für die Würde eines Rathsherrn schon erniedrigend halten. Ob der Geist des Handels sich mit

einer republikanischen Verfassung vertrage, diese Frage, deucht mich, ist leicht zu bejahen, wenn gleich ältere Republiken durch ihre Einrichtungen das Gegentheil zu beweisen scheinen. Da der auswärtige Handel Städte und Staaten mit andern in Verbindung setzt, so befürchteten zwar einige Gesetzgeber, und vornehmlich Lycurgus, von dem Umgang und der Bekanntschaft mit Fremden einen schädlichen Einfluß auf die Sitten der Bürger, oder sie waren zu eifersüchtig oder vorsichtig, als daß sie fremden Augen einen Blick in ihre politischen Verfassungen verstatten wolten. Und noch scheint das letztere ein Grundsatz der Berner Regierung zu seyn, indem sie bei der vortreflichsten Lage zum Handel den Handel selbst wenig achtet, und nicht gerne die Verbindung sieht, die Folgen von ihm sind: Allein bey einem einmal wohl eingerichteten Staate fallen auch die Ursachen der Befürchtung nachtheiliger Folgen des Handels weg, die man in ältern Zeiten oft mit Recht hatte. Eben so wenig darf man von dem Handel die Entvölkerung befürchten, indem die Stellen der Ausgehenden gemeiniglich wieder durch Eingehende besetzt werden.

Allein

Allein einem Staate, wie die Schweiz, iſt mehr an ſeinen eigenen Kindern, als an Fremden gelegen, und bey ſeiner jetzigen Einrichtung iſt es ihm nicht gleich viel, wie der Abgang erſetzt werde. Aus dieſem Geſichtspunkte, glaube ich, ſieht man beſonders in Bern den Handel an; und ich finde nicht, was man gegen eine Regierungsmaxime, aus ſolchen Gründen hergeleitet, erinnern könne. Ohne Zweifel aber iſt dem Handel zuzuſchreiben, daß ſich in Baſel mehr Fremde befinden, beſonders Deutſche und Elſaßer; welches man in andern Cantons, Schafhauſen ausgenommen, nicht wahrnimt. Vielleicht rührt es auch daher, daß die Sorge für den Landbau hier nicht ſo ausgebreitet iſt, als in andern Gegenden der Schweiz, wo die Neigung zur Landökonomie faſt zu einem herſchenden Geſchmack geworden iſt. Nichts deſtoweniger findet man hier viele einſichtsvolle Männer, die mit den Staatswiſſenſchaften viele feine Kentniſſe des Landbaues und der Naturlehre verbinden.

Ein entzückender Anblick iſt es, wenn man bey Baſel in die Schweiz eintrit. Zwar ſieht man hier noch keine hohen Gebirge, wie

in andern Gegenden, aber fruchtbare Hügel und Thäler erscheinen in einem angenehmen Gemische, und ich kan Ihnen nicht beschreiben, was für süße Empfindungen sich bey dem Eintritt in dieses Land auf einmal meines Herzens bemächtigten. Es war in dem angenehmsten Monathe, im Anfange des Junius, und die Heuerndte war schon angefangen. Die natürliche Schönheit des Landes, die vortheilhaften Ideen, die ich mir theils aus der Geschichte, theils aus den Poesien seiner neuen Dichter von demselben schon gebildet hatte, die Milde der Jahreszeit, und die Heiterkeit der Witterung, die Menge der anmuthigen Dörfer, und der zerstreuten Landhütten, das frohe Gewühl der Erndte, wo überal zur Seite des Weges in den Wiesen und an den Hügeln Landleute beiderley Geschlechts emsig waren, und bey ihrer Arbeit ihre Lieder sangen, und manches blühende Mädgen, so reizend wie eine Gratie, das uns beim Vorüberfahren auf eine gefällige Art grüßte, dieses alles vereinigte sich, uns bei unsrer Ankunft schon das lebhafteste Vergnügen mitzutheilen. Ich erinnerte mich an die Alpen des Herrn von Haller, und fühlte

die

die Schönheit dieſes Gedichtes gedoppelt; ich dachte, und laß, und verglich, und ſo wie eine Reiſe nach der Schweiz der beſte Commentar über dieſes Gedicht iſt, ſo ſtellten ſich alle Gemälde von der Ruhe und dem Glück des Landmannes meinem Geiſte noch reizender vor, und die Entzückungen der Einbildungskraft, die ſich an ſo vielen arcadiſchen Bildern weidete, vermehrte das Vergnügen, das uns der gegenwärtige Anblick verſchafte.

3.

Unter ſolchen fröhlichen Empfindungen ſetzten wir unſer Reiſe von Baſel nach Solothurn fort. Die Wege gehen bergauf, und man merkt ganz offenbar die Höhe, die man immer mehr erreicht. Die Straßen ſind hier, wie in den meiſten Gegenden der Schweiz, eben, breit und ſicher, und man muß die Sorgfalt loben, welche man darauf wendet, um die Wege bequem zu erhalten, oder zu machen. Ohne ſolche vortreffliche Anſtalten würden die Reiſen in dieſem gebirgigten und felſigten Lande weit gefährlicher und beſchwerlicher ſein. Faſt überal ſind die Wege mit Fruchtbäumen beſetzt,

sehr, welches die Annuth der Reise erhöhet, und man gewinnt eine immer schönere Aussicht, je weiter man kömmt. Das Land ist in diesen Revieren schön angebauet, aber doch nicht so sehr, als im Berner Gebiete; überhaupt aber merkt man in Ansehung des Ackerbaues einen grossen Unterschied, wenn man aus einem reformirten Canton in einen katholischen kommt; in diesem letztern ist das Land lange nicht so fleißig bebaut, woran die vielen Festtage Ursach zu seyn scheinen. Oft aber ist die Natur einiger Gegenden, die aller Bemühung der Kunst und des Fleißes widersteht, selbst Schuld, daß sie nicht fruchtbar gemacht und angebauet werden können, und dieses trift man sehr häufig in der Schweiz an. So finden sich schon auf der Strasse nach Solothurn viele rauhe felsigte Berge, die die Natur aufgeworfen zu haben scheint, um dem Reisenden einen auf eine furchtbare Art erhabenden Anblick zu geben. Auf einigen Anhöhen zeigen sich verfallene Schlösser, die in alten kriegerischen Zeiten erbauet wurden, jetzt aber meistens in ihren Ruinen liegen, nur daß einige noch von Landvögten bewohnet werden. Dergleichen

gleichen Schlösser scheinen in der Luft zu schweben; sie sind mit einer grossen Kühnheit des Geistes angelegt, und der Weg zu ihnen ist durch Hülfe der Natur sehr verwahrt. Ehemals mögen sie gute Dienste gethan haben; man erkennet an ihnen noch den Geist der alten Helvetier, und man erinnert sich nicht ohne Rührung ihrer Liebe zur Freiheit, und ihres Heldenmuths. Je näher man nach Solothurn kommt, desto mehr scheint sich die Wildniß der Natur zu vermehren. Die Stadt liegt zwar in einer schönen Ebene; aber auf der Seite erheben sich rauhe Felsenberge, die einen majestätischen Anblick geben.

Die Stadt hatte gute Wälle, und eine schöne Brücke über die Aare; und in ihrer Gegend sind sehr reizende Spatziergänge. Bekant ist es, daß sie katholische Einwohner hat; aber ich kan behaupten, daß man in Religionssachen nirgends gelinder und vernünftiger ist, als eben hier. Dadurch gewinnt Solothurn vor andern katholischen Städten in der Schweiz einen grossen Vorzug. Wenn man durch diesen Ort reiset, ohne Bekantschaften zu machen, so sollte man glauben, daß er wenig

nig Einwohner, und noch weniger Personen von Stande habe; so wenig fält die Lebensart in die Augen. Aber man darf nur in die grossen Versamlungen der Vornehmen kommen, so findet man hier eine ausgesuchte Anzahl der schönsten und artigsten Personen beederley Geschlechts unter dem Adel. Schon andere haben es bemerkt, daß die Solothurner weit gesitteter, und besonders gegen den Fremden weit gefälliger sind, als andere Orte in der Schweiz. Vermuthlich hat an ihrem artigen Wesen der hiesige Aufenthalt der französischen Gesandtschaft einen Antheil. Der Gesandte lebt in einem grössern Ansehen, als man in einem republikanischen Staate erwarten solte; er empfängt sehr demüthige Aufwartungen, und vielleicht ist in der ganzen Schweiz die französische Parthei, von der man auch sagt, daß sie vom Könige Jahrgelder bekomme, nirgends stärker als hier. Handel ist hier wenig; auch scheint das Land eben nicht so sehr fruchtbar zu sein, als man glaubt. Aber da die Anzahl der hiesigen Regierungsfähigen Familien nicht gar zu groß ist, so findet man unter denselben auch mehr Wohlstand und Reichthum. Dabei lebt der

Vere-

Vornehme zwar mit allem Anſtand, aber nicht mit ſo vieler Verſchwendung und Ueppigkeit, als in Bern. Dieſer Stand hat in Frankreich viele Soldaten im Sold, und er ſtehet mit dieſer Krone in genauer Verbindung. Man behauptet, daß Solothurn ſchon lange vor Chriſti Geburt geſtanden, und daß man dahin, wie nach andern Orten, eine römiſche Colonie gelegt habe. Es befinden ſich hier verſchiedene geiſtliche Orden, und die Jeſuiten, deren Zahl ſich ungefähr auf ein Dutzend beläuft, und die meiſtens Deutſche ſind, beſitzen eine Kirche, zu deren Erbauung der König von Frankreich groſſe Summen Geldes geſchenkt hat.

Angenehmer wird die Straſſe von Solothurn nach Bern, als ſie von Baſel nach dem erſten Orte war. Das Berner Gebiete zeichnet ſich vor allen andern Gegenden durch die Fruchtbarkeit, die Schönheit des angebaueten Landes, und durch den Fleiß und den Wohlſtand der Einwohner vorzüglich aus. Man muß, wenn man nicht ganz fühllos iſt, von der ſanfteſten Begeiſterung erwärmet werden, ſo bald man in dieſe Reviere kommt. Auf allen Seiten bemerkt man neue Schönheiten, und es iſt kein

kein Fleck, der nicht angebauet wäre. Die vortreflichen Dorfschaften, die Fröhligkeit, das gesittete Wesen, die Kleidung, die ganze Lebensart der Landleute, die Wiesen, und entzückenden Aussichten in Landhäuser, die überal zerstreuet liegen, und in Berge und in die beschneiten Alpen, die am Himmel empor steigen, dies alles hat man zu seiner Belustigung auf der Reise nach Bern; und auf den Dörfern giebt es Wirthshäuser, wo man für einen wohlfeilen Preis mehr Bequemlichkeit und Vergnügen hat, als in den besten Städten von Deutschland. Man sieht auf dieser Reise Bern fast nicht eher, als bis man vor den Thoren ist; man kommt nahe vor derselben auf eine schöne Anhöhe, von welcher man den gröſten Theil der Stadt übersehen kan.

Die Annehmlichkeit dieser Reise wird noch besonders durch die sichern, bequemen und anmuthigen Wege befördert, die sich vornemlich in dem Berner Canton auszeichnen. Diese Sorgfalt der Schweizer für die öffentlichen Strassen verdient gewis alle Aufmerksamkeit und Nachahmung. Vor nicht langen Jahren, waren die Wege in der Schweiz fast alle noch

so

so schlecht, als sie noch jetzt in den meisten Provinzen von Deutschland sind. Bern machte den Anfang zur Verbesserung derselben, und zwar mit vielen Kosten. Ein Denkmal davon ist die neue durchgebrochene Einfahrt in Bern, woran viele Jahre mit grossen Aufwand gearbeitet worden. Andere Cantons, besonders die reichen, folgten bald nach; und nunmehr reiset man fast überal ohne Gefahr, mit Bequemlichkeit und Vergnügen. Noch immer werden die Strassen in vielen Gegenden verbessert; und nicht weniger ist man darauf bedacht, die verbesserten in gutem Stande zu erhalten. In tiefen und sumpfigten Gründen wird gepflastert und dann einige Fuß hoch Grand oder Gries aufgefahren; auf beiden Seiten werden kleine Graben angelegt, und sobald die Mitte flach wird, schaufelt man den Grand von den Seiten wieder dahin. Die Natur kommt dieser nützlichen Einrichtung dadurch sehr zu Hülfe, daß sie eine Menge von Gries liefert, den man von der Pfalz an, bis nach Genf hinauf, und fast die ganze Schweiz hindurch häufig findet. Außerdem hat man nicht blos die Kosten der Arbeit angewandt,

sondern auch oft ganze Aecker, Weinberge und Wiesen angekauft, um überal die Wege so zu lenken, wo sie am bequemsten und sichersten werden konnten. Man läßt auch kein Mittel ungebraucht, das zur Schonung der Wege dienen kan. Dahin gehört, daß man keinem Fuhrmann erlaubt, auf einem Wagen auf einmal mehr als vierzig Centner zu führen, damit die Strasse nicht zu sehr eingeschnitten werde. In der Absicht hat man an verschiedenen Hauptstrassen Wäggerüste erbauet, wo die Frachtfuhren gewogen werden. Ausser dieser Anstalt hat man noch eine Art, die Räder zu sperren, verordnet, die von allen Fuhrleuten beobachtet werden mus. Man mus entweder gar nicht sperren, oder, wenn man es wil, ein gewisses länglichtes Stück Holz dazu brauchen, das man an dem Wagen befestigt dem Rade unterlegt, welches in die Höhle des Holzes so weit hinein paßt, daß es nicht heraus gleiten kan. So sehr auch dis eine Kleinigkeit zu sein scheint, so wichtig ist es doch zur Erhaltung der Wege. Denn es ist ganz offenbar, daß bei der gemeinen unter uns üblichen Weise zu sperren, das Rad tief einschneidet und die ohnedis gefährlichen

Wege

Wege von den Bergen herunter noch unsicherer macht.

4.

Hier lassen Sie uns, liebster Freund, eine kleine Weile ausruhen. Bern ist unstreitig der schönste Ort in der Schweiz, und liegt fast in der Mitte des Landes, aus welcher man sehr leicht viele vortreffliche Aussichten in andere Cantons haben kan. Ausserdem finde ich hier so viel Merkwürdiges, daß ich, ehe ich weiter gehe, Sie vornehmlich mit dieser Stadt bekannt machen mus. Sie hat eben die Lage, welche die mehresten Städte in der Schweiz haben; nämlich sie liegt halb auf einer Anhöhe, und halb in der Erniedrigung, besonders nach der Seite von Solothurn. Die Gegend umher war verdem nichts als eine rauhe Wildniß, vol Waldungen und Felsstücken; und man hat ihren Ursprung und ihre ietzige Schönheit in diesen Versen zusammen gefaßt:

Quae nihil ante fuit, mox lignea, et aurea tandem,
Iam multas domiti possidet orbis opes;
Atque vbi sacra Ioui stabant sua robora, viuo
Arte sine exemplo stant sua saxa Deo.

Bern ist wegen seiner ietzigen Schönheit unstreitig in der Schweiz die Königinn der Städte, und verdient unter allen vortrefflichen Städten in Europa eine nicht geringe Stelle. Alle Häuser sind von einer gleichen Höhe mit 3 Stockwerken, (denn wegen der Arcaden kann der unterste Theil des Hauses, der ebenfals bewohnt ist, nicht mit gerechnet werden,) und von grossen gehauenen Steinen erbauet, die eine bläulichweisse Farbe haben. Der Boden der ganzen Stadt ist schön gepflastert. Seit einer Zeit von ungefähr 30 Jahren hat die Stadt ihre schönsten Häuser bekommen, daß sie also ietzt ganz neu ist. Die Stadt ist länglicht gebauet, und wird von drei langen an einander hangenden Gassen getheilt, welche die vornehmsten sind; in der Mitte wird sie breiter, und bekömmt auf beiden Seiten noch einige Gassen. Durch die langen Gassen streicht in der Mitte ein starker Bach mit einem angenehmen Geräusche, welcher auch in die Nebengassen geleitet ist, und nicht allein bei der Sonnenhitze eine frische Kühlung bringet, sondern auch bei vorfallenden Feuersbrünsten sehr bequem sein Wasser giebt. Ausserdem werden durch denselben

selben die Unreinigkeiten der Stadt in die Aare getriehen, weil er durch Röhre unter alle Häuser geführet werden kan. Auf beiden Seiten dieses nützlichen Baches ist die Gasse so breit, daß immer zwei Wagen sehr bequem neben einander wegfahren können.

In der mitlern der drei beschriebenen langen Gassen ist alle Woche etliche mal ein grosser Markt, der ein Beweis von dem Wohlstande und Ueberflusse des Landmanns ist. Er bringet Ochsen, Pferde, Getraide, Garten- und Baumfrüchte, und andere Nahrungsmittel in einem solchen Reichthum zur Stadt, daß, so volkreich sie auch ist, er oft die Hälfte seiner Einfuhr wieder mit sich zurücknehmen muß; es ist an diesen Tagen ein unbeschreibliches Gewühl von Menschen, und am Abend ist es ein Vergnügen, das Landvolk, von Wein und Freiheit begeistert, unter frohlockenden Liedern wieder auf die Dörfer hinausziehen zu sehen. Täglich werden die Gassen durch die Gefangenen gereiniget, und der Unrath auf Karren weggefahren. Diese Leute sind meistens an den Karren mit eisernen Ketten geschlossen, und tragen ein hohes Eisen am Halse; sie wohnen

an einer abgelegenen Seite der Stadt, und sind nach dem Verhältniß ihrer Verbrechen auf gewisse Jahre zu dieser Arbeit verdammt. Da man hier (außer Mordthaten und Verbrechen wider den Staat,) keinen Menschen, nicht einmal Diebe mit dem Leben bestraft; so finden sich daher unter diesen Sklaven von beiden Geschlechtern häufig Personen, die auf 101 Jahr, das ist, auf ihre Lebenszeit mit dieser Strafe belegt sind. Diese Veranstaltung, da man die unnützen Glieder des Staats von der Gesellschaft abschneidet, und ihre Strafe so einrichtet, daß sie doch noch zur Reinigkeit und Bequemlichkeit der Stadt gebraucht werden, ist ein Beweis von einer guten Polizey. Ich habe einmal ein Paar Capuciner, die wegen Betrügereien der Gerechtigkeit in die Hände gefallen waren, unter diesen Gefangenen gesehen; und unstreitig war dieser Zustand derjenige, worinn sie erst der Welt nützlich wurden. In der Stadt befinden sich verschiedene schöne Plätze, und besonders dienen die laufenden Wasserbrunnen, deren in jeder Gasse zwei bis drei sind, der Stadt zu einer ausnehmenden Zierde.

Das

Das Schönste, was Bern vor tausend Städten voraus hat, besthet in den so genannten Lauben, oder Schwibbögen und Gewölben, welche durch alle Gassen der Stadt mit einer vortrefflichen Gleichförmigkeit laufen, und so breit sind, daß 4 Personen neben einander gehen können. Sie sind von lauter schönen Steinen erbauet, und zwar auf beiden Seiten einer jeden Gasse. Sie sind hoch, und im Winter durchgehends mit Laternen erleuchtet. Man geht unter denselben bei der Hitze kühl, und beim Regen und Schnee trocken. Da ein jeder sich dieser Bequemlichkeit bedient, so sieht man unter diesen Arcaden eine beständige Menge von Menschen, und die Gassen sind für Pferde und Wagen. Unter diesen Arcaden sind auch Kramläden der Kaufleute, und Zimmer, welche von gemeiner Bürgerschaft, die keine eigenen Häuser haben, bewohnet werden, und zum Theil Werkstätte. Man findet in den kleinen Städten des Cantons Bern, und auch in Solothurn, daß man nach dem Muster der Berner Arcaden seit einiger Zeit ähnliche daselbst anzulegen sucht.

Es giebt in Bern drei öffentliche angenehme Promenaden, unter welchen diejenige den Vorzug hat, die an der Seite der großen Münsterkirche auf einer Höhe angeleget iſt, von welcher man die ſchönſte Ausſicht in benachbarte Dörfer, Wieſen, Viehtrifften, Wälder, Landhäuſer, Berge, und zuletzt in die Schneegebirge hat. Dieſe Schneegebirge, die prächtigen Schaugerüſte der Natur, ſind auf 25 Meilen weit von der Stadt entfernt; aber ihrer Höhe und Farbe wegen ſcheinen ſie viel näher zu ſein. Die hohe Promenade, der ich erwähnet, iſt auf drei Seiten mit einer ſteilen fürchterlichen Mauer von einigen hundert Fuß hoch befeſtiget. Unten an der Mauer in der Tiefe liegen Gärten und Häuſer, und weiter hinab ſtürzet die Aare mit einem betäubenden Geräuſche über einen künſtlichen von Steinen angelegten großen Waſſerfall, der zum Vortheil der unten liegenden Mühlen dienet, und ungeheure Koſten verurſacht hat. Ueberal ſtehen auf dieſen Spatziergängen bequeme Bänke; und die Bäume werfen einen breiten Schatten. Nichts kan angenehmer ſein, als hier in den Sommerabenden unter dem Geräuſche des unten

liegen-

liegenden Wasserfalls zu spatzieren, und es fehlt selten an vergnügten Gesellschaften. So hat man auch auf den Wällen der Stadt nicht wenig angenehme Spatziergänge. Außer der Stadt liegt längst der Aare eine andre öffentliche Promenade, die Enge genannt, auf einer Höhe, wo man tief im Thal die Aare still vorüberfließen, und überal das schön bebaute Land siehet, und verschiedene lange Alleen zu seinem Vergnügen findet.

In der Stadt haben wir vortreffliche Fabriken, woraus Fayance, seidene Zeuge, Strümpfe, Leinewand und andre Produkte des Fleißes und der Geschicklichkeit kommen. Diese Fabriken bieten tausend Armen Unterhalt und nützliche Beschäfftigung an; und doch gehen viele Schweizer lieber aus dem Lande, als daß sie hier ihr Brod verdienten. Das hiesige Zeughaus ist unstreitig das beste in der Schweiz, und enthält eine Menge alter helvetischer und neuer Gewehre; man sagt, daß man daraus über 20000 Mann bewaffnen kan; das schönste in demselben ist die Artillerie. Man zeiget hier noch die Gewehre, welche die Schweizer den Burgundiern in den wichtigen Schlachten, wo-

durch ihre Freiheit befestiget wurde, abgenommen haben, und selbst einige Gewehre des berühmten Herzogs, den sie bei Murten schlugen. Außer, daß man bei der Besuchung der Zeughäuser zum Theil die Stärke oder die militarischen Einrichtungen eines Staates lernen kan, ist es noch ein Vergnügen, sich bei der Gelegenheit an die merkwürdigsten Begebenheiten der Geschichte zu erinnern, und man solte zur Herumführung der Fremden in den Zeughäusern Leute setzen, die mit der Historie der Kriege ihres Vaterlandes bekannt wären, damit sie auch solche Reisende, die nicht gar zu viele Kenntnisse mitbringen, auf eine lehrreiche Art unterhalten könnten.

Die Festungswerke der Stadt Bern wollen nicht viel sagen; sie sind vornehmlich deswegen angelegt, um die Stadt in dem Fall eines plötzlichen Aufstandes von den Bauern zu schützen. Das Rathhaus macht keine sonderliche Figur; aber diejenigen Gebäude sind ungemein prächtig, welche der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Ehre erbauet worden. Man siehet hier ein großes, mehr als fürstliches Gebäude, (die Insel genannt,) worinn nicht nur die Kran-

ken

ken aus der Stadt und vom Lande, wenn ſie kein Vermögen haben, ſondern auch fremde Arme, wenn ſie hier befallen werden, umſonſt Aufenthalt, Nahrung, Verpflegung, und Arzeneimittel finden, ohne Anſehen der Religion, oder des Vaterlandes. Wenn der Kranke wieder geneſen iſt, ſo bekömmt er, wenn er es nicht hat, Kleidung, Wäſche, und Reiſegeld, um ſeinen Weg weiter fortzuſetzen. Keiner bezahlt für dieſe Verpflegung einen Heller; und es werden zu dieſer Anſtalt die geſchickteſten Aerzte und Chirurgi gehalten. Vielleicht iſt dieſe wohlthätige Einrichtung, die der Berner Regierung in der That viele Ehre macht, auch die einzige in ihrer Art in der Chriſtenheit. Nebſt dieſem hat Bern noch ein anderes ſchönes Gebäude, das Hoſpital, worinn, außer den einheimiſchen Alten und kränklichen Perſonen, auch alle reiſende Leute von Handwerken, die ſich darzu angeben, eine Nacht geherberget und geſpeiſet werden, und zwar ohne Unterſchied der Perſon, und umſonſt. Am Morgen, wenn ſie ihre Reiſe weiter fortſetzen, giebt man ihnen eine kleine Gabe mit, und läßt ſie durch dazu beſtimmte Leute auf den rechten

Weg

Weg nach den Oertern führen, wohin ſe gedenken. Nach etlichen Meilen finden ſolche Reiſende wieder eine öffentliche Anſtalt, wo ſie zu Mittage, und in einer weitern Entfernung, wo ſie zu Abend geſpeiſet, und nicht weniger umſonſt beherberget werden; dieſe Einrichtung gehet meiſtens durch alle Cantons.

Die Bibliothek zu Bern iſt merkwürdig. Sie iſt zahlreich, in der ſchönſten Ordnung abgetheilt, und mit derſelben iſt eine Kunſtkammer verbunden. Der Grund darzu wurde gelegt, indem man gleich nach der Reformation in den Klöſtern der Stadt und in der Nachbarſchaft die wenigen Bücher ſammlete, welche die Mönche beſaßen; nachher iſt ſie durch Beſchenkungen und Ankaufe zu ihrer gegenwärtigen Größe erwachſen. Beſonders iſt dieſe Bibliothek wegen der Manuſcripte und Alterthümer berühmt, die man darinn findet; auſſer einer Menge der vortrefflichſten Bücher und Gemälde, welche vornehmlich aus den Bildniſſen aller Schultheiſſe ſeit der Reformaton, der berühmteſten Männer und Helden aus der Schweiz, und verſchiedener Könige und Fürſten beſtehen. Unter den Handſchriften, deren

an die 700 sind, befinden sich verschiedene alte hebräische, griechische und lateinische auf Pergament geschriebene Bibeln, die zum Theil complet sind. Auch siehet man hier einen Tisch, auf welchem über 2000 alte römische silberne, goldene und kupferne Münzen und Medaillen, wie auch gothische, liegen. Die Merkwürdigkeiten aus dem Naturreiche sind sehr zahlreich. Man hat die Alterthümer, die man bei mehrerem Anbau des Landes ausgegraben, alle nach der hiesigen Bibliothek gebracht; zu diesen gehören vorzüglich ein Priester nebst einem Opferochsen in Erz gegossen, ein Kopf der Ceres von Erz, ein Faun, der neben sich einen Satyr stehen hat, einige alte große Urnen, die man auf der Seite nach Italien gefunden. Auch verwahrt man auf der Bibliothek den goldenen Feldaltar des Herzogs Carl des Kühnen von Burgund, den ihm die Berner in der Murtener Schlacht abgenommen.

5.

Noch muß ich Ihnen, Freund, einige Anmerkungen mittheilen, die sich meistentheils blos auf Bern beziehen. Die hiesigen

Gesetze

Geſetze haben eine gewiſſe edle Einfalt und Gleichförmigkeit in den Sitten der Bürger zur Abſicht, und man mus ſie billigen, daß ſie alle üppige Verſchwendung einſchränken, wenn ſie ſie auch nicht ganz verhindern. Man weis, daß nirgends mehr, als in einem republikaniſchen Staate, wo jeder Bürger ſich dem andern gleich ſchätzt, eine eiferſüchtige Begierde, es andern im Aufwand und in Kleidungen gleich zu thun, zu herrſchen pflege. Daher hat man, um den Untergang mancher Familie zu verhüten, ſolche Verordnungen gemacht, die zu dieſer Abſicht dienlich ſind, und da hier nicht die Menſchen, ſondern die Geſetze herſchen, ſo iſt ſelbſt die Obrigkeit ihnen unterworfen. Zu ſolchen Geſetzen gehören, daß kein Gold noch Silber, keine Edelſteine und Juwelen, kein Sammet noch Manchester, keine geſtickten Manchetten noch reiche Stoffe weder von dem männlichen noch weiblichen Geſchlechte getragen werden dürfen. Die mehreſten Männer tragen daher ſchwarz, und die Herren von der Regierung, von der Akademie, und die Studenten ſind zu dieſer Farbe verbunden. In die Kirche, in die Komödie, und auf einen Ball

darf

darf niemand fahren; alle ausländische Weine, alle öffentliche Gastmahle, und alle Hazardspiele sind unter den härtesten Strafen verboten; in den gewöhnlichen erlaubten Spielen soll niemand mehr als 4 Thaler verlieren. Dergleichen Verordnungen hat man hier viel; und sie sind größtentheils in allen Städten der Schweiz eingeführt. Man beschwert sich zum Theil über diese Gesetze, und glaubt, daß sie den Rechten eines freigebornen Bürgers entgegen wären. Aber wenn auch einige derselben dem Kaufmann und dem Handwerker nicht vortheilhaft sind, so sind sie doch für das Ganze heilsam. Wenn man bedenkt, daß in der Schweiz unter den Privatpersonen wenig Geld, oder daß es doch nur in einem Kreise von wenigen Personen ist, besonders solcher, die an der Regierung Antheil haben, daß auch der arme Bürger es dem reichen, dem er sich übrigens gleich schätzt, gerne nachmacht, vornehmlich wenn er durch die Vorzüge, die dieser vor ihm hat, zum Neid und zur Eifersucht gereizet wird, und daß endlich seit einiger Zeit sich unter den Schweizern durch ihre Reisen und durch ihre Kriegesdienste in fremden Ländern eine Neigung

zur

zur prächtigen und wollüstigen Lebensart eingeschlichen hat: so erkennt man leicht, wie sehr die Väter des Vaterlandes Ursache haben, solche Verordnungen, als ich gedacht habe, einzuführen.

Man wirft den Bernern als einen Fehler vor, daß sie den Kaufmannsstand nicht nur keines Schutzes, sondern auch keiner Achtung würdigen. Ich habe diesen Punkt schon bei Basel berührt. So viel ist gewiß, daß die Fabriken durch den Handel in eine größere Aufnahme kommen würden, und daß dadurch der mitlere Stand von Bürgern, die, weil sie von den Aemtern des Staats und ihren Besoldungen ausgeschlossen sind, größtentheils in Armuth leben, sich empor helfen könnte. Der Handel würde durch die Aare sehr befördert werden können; und die Arbeiten in den hiesigen Fabriken sind so gut, daß sie den französischen völlig gleich kommen. Die Regierung scheint den Staat als einen militärischen, und die Verbindungen als schädlich anzusehen, worinn die Bürger mit andern Ländern durch den Handel versetzt werden. Diejenigen, die sich in fremden Reichen aufhalten, und da dem Beruf ihres Handels folgen, sind der Achtung ihrer Mit-

Mitbürger beraubt; und man sol Beispiele haben, daß manche, die nach einer Entfernung von einigen Jahren sich auswärts großes Vermögen gesammlet, und damit wieder zurückgekommen, weder Bedienungen noch eine günstige Aufnahme in ihrem Vaterlande gefunden. Vielleicht befürchtet die Regierung, daß unter den übrigen Bürgern der Trieb erweckt werde, Reichthümer in andern Ländern aufzusuchen, und daß dadurch viele nützliche Mitglieder aus dem Staate gezogen werden möchten; und überdem ist in einer Republik die Gleichheit des Vermögens immer zuträglicher, und nöthiger, als anderswo. Ich wage es nicht, mich weiter in Grundsätze der Regierung einzulassen, noch weniger, Einrichtungen zu tadeln, die von einer ganzen ansehnlichen Versammlung gemacht sind. Jeder Privatmann solte billig bescheiden seyn, wenn er von der Verfassung eines Staats redet; denn sie ist gemeiniglich das Werk vieler einsichtsvollen Köpfe, und die Urtheile eines entfernten Auges treffen gewöhnlicher Weise einen einseitigen Punkt, wobei andre benachbarte Gegenden aus der Acht gelassen werden.

Man wil hier von einer Zeit zur andern einen immer gröſsern Mangel an tüchtigen Personen zur Regierung des Staats bemerken. Die Anzahl der Familien, die den Vorzug, an der Regierung dieser aristocratischen Republik Antheil zu haben, besitzen, ist sehr eingeschränkt. Das eigentliche Bürgerrecht haftet nur auf das männliche Geschlecht, und eine Bürgerinn, mit einem Fremden verheirathet, kan es nicht fortpflanzen; in Bern kan es weder gekauft werden, noch wird es geschenkt. Wer sich dem geistlichen Stande widmet, entweder als Prediger, oder als Professor der Theologie, ist für seine Person der ihm angebornen Regierungsfähigkeit beraubt. Einige Männer von einer gesunden Staatsklugheit haben den Vorschlag gethan, das Bürgerrecht, das mit dem Vorzug, auf eine Stelle im Rathe Anspruch machen zu dürfen, verknüpft ist, einigen geschickten Einwohnern oder Fremden mitzutheilen, damit man nicht endlich einen völligen Mangel an würdigen Gliedern der Regierung erleben möge. Allein dieser Vorschlag ist von den mehresten, die auf die Vorzüge ihrer Familien halten, mit Heftigkeit verworfen worden. Bern

ist eine Aristokratie; dies ist bekant. Eine Anzahl von Familien, welche die Regierung in Händen haben, oder welche wahlfähig sind, in den Rath aufgenommen zu werden, und daher regimentsfähig heißen, nennen sich im vorzüglichen Verstande Bürger von Bern; die übrigen nennen sich ebenfals zwar Bürger, allein sie kommen zu keinen öffentlichen Aemtern, und werden gewöhnlicher Weise ewige Einwohner benamet. Sie genieſſen übrigens aller Vorrechte und Freiheiten, nur daß sie von den Stellen im Rathe, und also auch von andern ansehnlichen Aemtern in der Republik ausgeschloſſen sind. Oft finden sich unter dieser Klasse Familien, deren Vorfahren dem Vaterlande in groſſen Bedienungen groſſe Dienste geleistet, wovon die Nachkömmlinge aber sehr herabgesunken sind, und oft nicht nur in Armuth, sondern auch in Verachtung leben. Die so genannten regierungsfähigen Familien bestehen gröſtentheils aus sehr alten adelichen Häusern, wovon verschiedene schon zu den Zeiten Rudolphs von Habsburg bekant gewesen; viele aber haben nicht das Vorwort, von, sondern sind durch das Alterthum ihres Herkommens, das hier

sehr hoch geschätzt wird, schon genug geadelt. Wer nur zu den Familien, die seit langer Zeit an der Regierung des Staats Theil gehabt, gehört, der verlangt nichts mehr für den Ruhm seines Namens. Diese Familien haben sich den Vorzug, der ihnen itzt eigen ist, entweder durch Stiftung, oder Beschützung und Vertheidigung der Republik in den ältesten Zeiten erworben; daher haben sie noch von den Verdiensten ihrer Vorfahren den Genuß, ohne allemal selbst neue ähnliche Verdienste zu besitzen. Dies ist überhaupt der Fall, worin sich unser Adel befindet. Entweder weil die Berner so sehr auf das Ansehen ihrer Familien halten, oder weil sie keine fremden Verbindungen leiden können, so sehen sie auch nicht gerne, daß sich ihre Bürger mit Frauenzimmern von einer andern Nation verheirathen; auch wenn ein Schweizer vom römischen Kaiser in den Adelstand erhoben, oder von einem Hofe mit ansehnlichen Charakters beehret wird, so darf er von diesen Würden in seinem Vaterlande keinen Gebrauch machen.

Der hohe Regierungsrath, dem dieser Canton unterworfen ist, und der Bündnisse, Krieg und

und Frieden schließt, Gesetze giebt, und alle Rechte der Oberherrschaft ausübt, bestehet nach einer alten Verordnung aus 299 Personen, deren Anzahl nicht weiter erhöhet werden darf, und ausserdem selten vollständig ist. Aus diesem großen Rathe ist ein kleiner geheimer Rath von 24 Gliedern erwählt, und abgesondert, der sich alle Tage versamlet, aber einiger äussern Vorzüge ungeachtet eingeschränkt ist, und von dem großen Rath abhängt. Die erste obrigkeitliche Stelle bekleidet der regierende Schultheiß (Avoyer); es gibt ihrer zwei, die aber jährlich in der Regierung abwechseln. Man pflegt diese Herren oft mit den römischen Consuls zu vergleichen; aber es ist bekant, daß sie kaum ein Schatten von ihnen sind. Nächst diesen Schultheißen folgen die Seckelmeister, welche die öffentlichen Gelder des Landes, die ungemein beträchtlich sind, in Händen haben; und nach diesen verschiedene andere bürgerliche Aemter, und Regierungscollegia. Die Herren vom Geheimen Rathe haben ungefähr ein jährliches Einkommen von tausend Gulden; die vom großen Rathe aber nichts, ausser wenn sie in andern abgesonderten Collegiis, z. B. im

Kirchenrathe, im Bau- Kriegs- Departement, u. s. w. zugleich Sitz haben. Sie haben aber Hoffnung und Anspruch auf eine Landvoigtei, deren Bern an die 90 besitzt, und die nur mit Personen vom Rath besetzt werden. Ihre Besitzer verwalten sie gemeiniglich 6 Jahr; nach Verlauf dieser Zeit werden sie andern übergeben. Sie tragen oft auf 2000 Thaler jährliche Einkünfte. Daher sind sie die gewöhnliche Quelle des Vermögens unter den Herren von Bern, und das Ziel, wornach alle streben. Während der Zeit, da die Landvögte auf ihren Stationen sind, dürfen sie in keiner Verbindung mit einer fremden Macht stehen; daher müssen sie sich alle Gnadenzeichen verbitten, auch unterdessen ihre Ordensbänder ablegen, so lange ihre Landvogtei währet, worinn sie übrigens großes Ansehen haben, und große Rechte besitzen, aber doch immer unter dem Rathe zu Bern stehen, und von demselben zur Verantwortung gezogen und abgesetzt werden können, wenn ihr Betragen wider die Gesetze läuft. Jeder Landvogt hat gemeiniglich einen Secretair, und einen Lieutenant bei sich; und er ist ein Abgeordneter der hohen Obrigkeit an die Aemter und Dorfschaften.

Ein

Ein iedes Mitglied des Raths hat die Freiheit, bei vorfallenden Wahltagen seinen Söhnen und Anverwandten seine Stimme zu geben, und ihm andere zu verschaffen, so gut es kan. Daher pflegen sich die großen Familien in verschiedene Partheien zu theilen, nachdem es ihr Interesse erfodert; daher entstehen auch tausend Uneinigkeiten und Feindschaften, die sich auf Söhne und Enkel fortpflanzen. An keinem Hofe können Hofleute und Günstlinge eine größere Eifersucht beweisen, als die hiesigen Regierungsfähigen Familien unter einander.

Die Herren des Raths tragen schwarze Kleider, Mäntel von eben der Farbe, lange Perüquen, weiße Kragen, wie unsre Prediger in Deutschland, und einen großen runden Huth, wenn sie zu Rathe gehen. Die hiesige Regierung ist ein Muster einer gerechten und wohlthätigen Regierung; und die Einrichtung der Republik erfodert es, daß man besonders den Landmann unterstützt und schätzt, da er die Grundsäule der Sicherheit und Erhaltung des Staats ist. Aus dem geringen Bürgerstande scheint man sich nicht viel zu machen,

und dieser auch nicht eben sehr zufrieden zu sein. Die Republik empfängt, als ein souverainer Staat, die Achtung der übrigen europäischen Mächte, und England hält in Bern einen beständigen Minister.

Man beschuldiget die Berner des Stolzes, und der Kaltsinnigkeit und Verachtung nicht nur gegen ihre geringern Mitbürger, sondern auch vornehmlich gegen Fremde. Soll die Beschuldigung wahr sein, so trifft sie doch nicht alle, sondern vielleicht nur eine kleine Anzahl, vielleicht nur einige gepuderte Junkerchen, und einige wenige andere, deren ganzes Verdienst eine knotigte Perüque ist, und über solche Erscheinungen muß sich ein jeder vernünftiger Reisender hinwegsetzen können. Gewiß ist es, daß viele Berner eine feine und ausnehmend gefällige Lebensart besitzen; aber eben so gewiß ist es auch, daß mancher etwas Steifes in seinem Betragen, und eine gewisse Art einer freiwillig angenommenen Härte (die man vielleicht für edle Hoheit, für Anstand hält,) in seinem Umgange hat, die sich erst bei einer langen Bekanntschaft zu erweichen anfängt. Dieser Fehler aber ist nur den Personen männlichen

Geschlechts

Geſchlechts eigen; die Damen will ich gerne davon frey ſprechen. Uebrigens ſolte man glauben, daß das, was ich angeführt habe, gar nicht in Bern anzutreffen ſei, da nicht allein die meiſten jungen Herren in franzöſiſchen Dienſten ſtehen, und dabei einen anſehnlichen Theil des Jahres in ihrer Vaterſtadt zubringen, ſondern auch viele Reiſende von allen europäiſchen Nationen hier am meiſten durchgehen, und ſich hier aufzuhalten pflegen.

6.

Ehe ich Bern verlaſſe, muß ich Ihnen, liebſter Freund, noch etwas ſagen, das Ihnen nicht ganz überflüſſig ſcheinen wird. Bern iſt, wie Sie wiſſen, reformirt; aber es herſcht hier in Sachen, die den Glauben betreffen, ſo viel Vernunft und Billigkeit, daß unſre blinden Eiferer unter den Lutheranern daran ein Beiſpiel nehmen ſolten. Weil man hier die Mittelſtraße zu halten weis, ſo finden ſich auch eben ſo wenig Spötter, als Zeloten; niemand wagt es öffentlich, mit der Miene eines Freigeiſtes zu erſcheinen, und es iſt eine Art von Wohlanſtändigkeit, ſich für einen Verehrer der Religion zu bekennen. Es kan ſein, daß auch hier die reformirte Geiſtlich-

keit, wie unter andern Himmelsgegenden, nicht durchgehends den Geist der Sanftmuth besitzt; indessen hat sie vor allen andern, die ich kenne, den Vorzug, und ich glaube, daß sie noch immer vernünftig und billig gesinnt sein würde, auch wenn sie darzu weniger durch die Gesetze der Obrigkeit angehalten würde. Mit Unrecht schreibt man ihr eine große Strenge zu. Es ist gar nicht gewöhnlich, von den Unterscheidungslehren der protestantischen Kirche auf den Kanzeln zu handeln; es ist vielmehr ein Gesetz, die Lutheraner als Brüder zu betrachten, keine Streitigkeiten wider sie zu erregen, mit ihnen in Friede und Einigkeit zu leben, und sie zum Genuß des Abendmahls eben so ungehindert zu lassen, als die Glieder der reformirten Kirche. Man sieht auch fast bei jeder Communion, daß die fremden Lutheraner, weil sie hier keine eigene Kirche haben, mit den Reformirten an einem Tische das Abendmahl genießen, und es wird ihnen als eine unbillige Absonderung zugeschrieben, wenn sie sich dieser gottesdienstlichen Gemeinschaft entziehen wollen. In Zürch wird alle Sonntage auf den Kanzeln in dem gewöhnlichen Kirchengebete zu-

gleich

gleich für die längst gewünschte Vereinigung der protestantischen Kirche gebeten. Dieses mag ein Beweis von der vernünftigen Toleranz der reformirten Schweiz sein. Ob sie gleich nicht gar zu freundschaftlich gegen die Päbstlichen gesinnt ist, so findet man doch keine offenbaren Ausbrüche des Hasses und der Erbitterung. Sehr gut sind die Reformirten, auch auf den Dörfern, in ihrem Glauben unterrichtet. In den Kirchen auf dem Lande und in der Stadt sieht man keine Gemälde, keine Crucifixe, keine Bildnisse, noch Auszierungen; Holz, Steine und Fenster ist alles, was in die Augen fällt. Die Leichenbegängnisse werden am Tage mit einem stillen Gefolge ohne Gesang und Geläute volzogen; und man weis hier nichts von der Eitelkeit, mit Leichnamen ein Gepränge zu machen. So wird hier auch bei der Beerdigung kein Vorzug verstattet. Auf den Kirchhöfen, oder Begräbnisörtern, wo man keine Leichensteine, keine Inschriften, keine aufgerichtete Kreuze siehet, werden auch die Lutheraner und so gar Katholicken, die hier als Fremde gestorben sind, neben den Reformirten begraben. Im ganzen Zürcher Gebiete

hat

hat man so gar keine Orgeln, weil man sie als Ueberbleibsel des Pabstthums ansiehet, die bei einem Gottesdienste im Geiste unnöthig wären. Ein Theil der Geistlichkeit beklaget sich, daß man in Entfernung des Sinnlichen im äussern Gottesdienste zu weit gegangen sei, und wünschet, einige gute Kirchengebräuche wieder eingeführt zu sehen. ¶ Die Zeit des Gottesdienstes ist sehr kurz; man singet zwei Lieder, hört ein Gebet, dann die Predigt, und endigt mit einem kurzen Gesange. Während der Predigt sind alle Thüren der Kirche fest verschlossen; für die Armen wird nicht unter der Predigt, wie bei uns, sondern während des Gesanges gesammlet, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zu sehr durch das Geklingel zu unterbrechen. In der französischen Kirche zu Bern bemerkt man die sonderbare Gewohnheit, daß der Predigende während der Rede den Huth beständig auf dem Kopfe behält, und ihn nicht anders, als bei dem Gebete abnimt. Die Einkünfte der Prediger sind verschieden, aber fast durchgehends gut; in den Städten findet man unter ihnen vortrefliche Redner.

In den Städten der Cantons, die ganz reformirt oder ganz katholisch sind, darf keiner von der gegenseitigen Parthei wohnen; auch in den Gegenden auf dem Lande, wo die Katholicken nicht schon gleich nach der Reformation gewohnet, dürfen sich keine ietzt häuslich niederlassen; dadurch wird die öffentliche Ruhe sehr gesichert. In dem Gebiete von Bern, Zürch und Basel hat sich die Herrnhutische Secte sehr ausgebreitet, besonders auf den Dörfern; ihre Zusammenkünfte aber müssen sie sehr heimlich halten, weil man sie sonsten nicht dulden würde. Auch ist die Schweiz nicht ganz unfruchtbar an fanatischen Köpfen. Noch vor etlichen Jahren hat man einen Propheten verbrannt, der viele neue Offenbarungen gehabt, mystische Lieder verfertiget, auf freiem Felde geprediget, die Gemeinschaft der Güter eingeführet, und sich unter dem Landvolke einen gefährlichen Anhang gemacht. Ob gleich einige Secten von Zeit zu Zeit bemühet gewesen, sich in der Schweiz einzuschleichen, so haben sie doch bisher noch kein großes Glück machen können, weil man aufmerksam genug ist, sie gleich bei ihrem Anfange zu unterdrücken. Besonders

sonders haben in dem Berner Canton die Pietisten und Anabaptisten, welche letztern schon zu den Zeiten der Reformation nach der Schweiz kamen, einen Versuch gemacht, ob sich ein Anhang finden möchte; allein man hat diejenigen, welche zum Predigen und Bekehren ausgezogen waren, aus dem Lande verbannt, und es sind ietzt wenige mehr von diesen Secten zu finden. Die Lehrsätze der Anabaptisten, daß ein Christ kein obrigkeitliches Amt bekleiden, keinen Degen führen, keinen andern Obern, als seinen Geistlichen leiden, keinen Eid thun, und kein Eigenthum besitzen müsse, diese Lehrsätze waren freilich nicht von der Beschaffenheit, daß sie in dem gesellschaftlichen Zustande der Menschen gelitten werden, noch dem Geschmacke der freien Eidgenossen gefallen konten. Die Pietisten beurtheilt man eben nicht so sehr strenge; allein man scheuet alle Neuerung in der Religion, und aus eben so viel Sorge für sie und für den Staat, duldet man keine Secten. Indessen, daß die katholischen Cantons die Anabaptisten mit dem Leben bestraften, so begnügte sich der Berner, sie nur zu verbannen; und weil sie bei der Verweisung den Eid nicht sprechen

chen wolten, so mußte man sich mit ihrem bloßen Versprechen befriedigen. Da sie dasselbe nicht hielten, sondern doch wiederkamen, so legte man sie so lange in harte Gefängnisse, bis sie sich zum Eide bewegen ließen. Der Rest der Anabaptisten in der Schweiz, die man noch duldet, weil man nichts mehr von ihnen befürchtet, erhält sich blos noch bei einigen Bauern, und sol sehr wenig mehr von den Lehrsätzen wissen, die der Secte eigenthümlich sind.

Weder in der Hauptstadt, noch in den kleinen Städten des Berner Cantons darf ein Jude wohnen. Sie haben vordem diese Freiheit gehabt; allein wegen einer 1288 verübten Grausamkeit sie auf ewig verloren. Sie haben nämlich ein kleines Kind eines Bürgers heimlich von der Gasse gestohlen, und es in einem Keller auf eine unmenschliche Art gekreuziget. Die Thäter sind gleich ergriffen, und mit dem Rade hingerichtet worden. Die übrigen Juden sind gleich auf ewig aus der Stadt und dem Gebiete verbannet worden. Von dem Leichnam des gekreuzigten Kindes hat man in den damaligen Zeiten des Aberglaubens viele Wunder erwartet. Diese Begebenheit ist in

der

der Geſchichte wegen ihrer Folgen merkwürdig. Die verbannten Juden wendeten ſich an den Kaiſer Rudolph, und brachten ihn zu dem Entſchluß, daß er der Stadt Bern, die damals noch eine Reichsſtadt war, befahl, ſie wieder einzunehmen. Als ihm die Stadt dieſes Begehren abſchlug, ſo mußte ſie eine dreimalige Belagerung aushalten, wozu der Anfang noch in eben dem Jahre gemacht ward; aber die Unternehmungen des Kaiſers waren vergeblich. Noch gegenwärtig haben die Juden keine weitere Freiheit im Canton, als durchzureiſen, und nur eine kurze Zeit an einem Orte zu verweilen. Sie werden von Frankreich gebraucht, um hier Pferde für die Armee zu kaufen. Wo ich nicht ganz irre, dürfen ſie an keinem Orte in der Schweiz ſich wohnhaft niederlaſſen.

Noch will ich, ehe ich dieſesmal ſchlieſſe, Ihnen etwas von den gottesdienſtlichen Gebräuchen der hieſigen reformirten Kirche erzählen. Sonderbar iſt es mir vorgekommen, daß zu der Taufe beſtimmte Tage angeſetzt ſind, auſſer welchen dieſe Handlung nicht volzogen wird, und daß die Eltern ihre Kinder ſo lange liegen laſſen, als ſie wollen, wenn ſie auch

ohne

ohne Taufe sterben solten; dieses mus man aus dem Lehrbegrif ihrer Kirche erklären, da-nach demselben die Taufe nur eine äussere Bezeichnung der Bundesgnade ist. Der Vater mus zu dem Prediger gehen, ihm die Geburt des Kindes melden, und bei der Taufhandlung gegenwärtig sein. Niemals wird im Hause getauft. Die deutschen Prediger taufen an Taufsteinen; und nachdem sie eine kurze Rede von der Einsetzung und von dem Endzwecke der Taufe, und darauf eine Ermahnung an die Taufzeugen, deren nur drei sein dürfen, gehalten, so werden diese gefragt, ob sie, wenn die Eltern sterben oder unvermögend seyn solten, für die Erziehung des Kindes in der reinen Religion sorgen wollen, welches mit einem stillen Neigen des Kopfes bejahet wird. Dann knien die Taufzeugen vor dem Taufsteine nieder, und der Prediger lieset ein rührendes Gebet vor. Wenn hierauf die Taufhandlung geschehen ist, so geht der Prediger auf die Kanzel, und hält ein langes Gebet. In der französischen Kirche giest die Hebamme dem taufenden Prediger aus einer silbernen Kanne das Taufwasser in die Hand. Er bekömmt nichts für

die Taufe, und muß sie mit einem schriftlichen Zeugnisse bescheinigen. Die unehelichen Kinder werden in einer besondern Kirche getauft, und man sagt, daß die Prediger genug zu thun haben. Bei dem Abendmahle bedient man sich hier auch des gewöhnlichen Brodes, welches der Magistrat umsonst giebt, und zwar von dem besten Korn; auch giebt derselbe den Wein. Im Berner Gebiete nimt man weissen, und im Zürcher rothen. Das zur heiligen Handlung bestimmte Brod wird in lange Stücke geschnitten, auf eine silberne Schüssel gelegt, und in der Kirche auf den Tisch gesetzt. Bei der Communion sind von der Obrigkeit bestimmte Personen zugegen, welche Acht haben müssen, ob die Communicanten das Brod auch wirklich genießen, weil manche Leute das Brod aus dem Munde herausgenommen, und es zu abergläubischen Künsten gemisbraucht haben. Die Communion wird auf folgende Art gehalten. Der Prediger verlieset von der Kanzel die Liturgie, worin von der Einsetzung des Abendmahls, von seinem Endzweck, von der Beschaffenheit der Personen, die es würdig geniessen wollen, gehandelt, und ein jeder ermahnet

mahnet wird, mit der gehörigen Prüfung zu kommen. Darauf betet er laut für ſich, und alle Communicanten. Wenn er von der Kanzel geſtiegen iſt, ſo geht er an den Tiſch, und verrichtet die Conſecration, indem er über das Brod und den Wein die Hände faltet, und in der Stille betet. Er nimt darauf das Brod, und bricht es mit den Worten: Das Brod, das wir brechen, u. ſ. w. nimt einen Theil davon und genieſſet es. Darnach nimt er den Kelch, hebt ihn in die Höhe, und ſpricht: Der geſegnete Kelch, u. ſ. w. nach dieſen Worten genießt er den Wein; hierauf betet er wieder in der Stille, und unterdeſſen werden alle Thüren der Kirche verſchloſſen. Neben dem Tiſche ſtehen Kandidaten, welche die Händeauflegung ſchon empfangen haben, und Helfer heißen, auch wohl Profeſſoren der Theologie, auf dem Lande aber gewiſſe Perſonen, die dem Prediger als Gehülfen gegeben ſind, denen es auch erlaubt iſt, den Kelch auszutheilen. Dieſe empfangen gleich nach dem Prediger das Abendmahl, und theilen den Wein aus, der Prediger aber allemal das Brod. Dann geht die Communion der Gemeinde an. In den deut-

schen Kirchen des ganzen Berner Cantons wird bei der Darreichung des Brods und des Weins kein Wort gesprochen. Der Prediger bricht nicht eher das Brod, als bis der Communicant vor ihm steht; dieser nimt es aus seinen Händen, und reicht es sich selber zum Munde; darauf wendet er sich zu den Personen, die den Kelch haben, nimt ihn aus ihren Händen, und trinkt. Zu der Communion sind gewisse Sontage und Feste des Jahres angesetzt, ausser welchen keine ist. Auch wird das Abendmahl niemals im Hause gereicht. Wenn ein Kranker es begehrt, so mus er sich an den Communiontagen in die Kirche tragen lassen, wo der Prediger zu ihm in den Stuhl geht, und es ihm reicht.

Nach den Gesetzen, die hier in Ehesachen gemacht sind, sol das Mädchen 22, und der Mann 25 Jahr alt sein, und dieser erst ein Zeugnis von seiner Geschicklichkeit in den Waffen ablegen, ehe er verheirathet werden kan. Die Heirathen gehen sehr geschwind und ohne grose Ceremonie vor sich. Wenn man wegen der Braut in Richtigkeit ist, so holt man sich von dem Ehegericht einen Zettel, reiset aufs

Dorf,

Dorf, läßt sich copuliren, schmauset in Gesellschaft weniger Freunde, und kehrt mit seinem neuen Weibchen wieder heim. Fast ieder Bauer hat seine Braut vorher geschwängert, weil man dieses als einen Beweis ansiehet, daß sie sich künftig lieben werden. Wegen eines überführten Ehebruchs, wegen der Tollheit, und wegen des Unvermögens zu den Absichten dieser Verbindung, kan man eine Ehescheidung erhalten. Auf den Ehebruch stand hier in alten Zeiten die Lebensstrafe; man hat aber von dieser Strenge nachgelassen, um nicht dem Staate gar zu viele Glieder zu nehmen. Indessen wird doch der Ehebruch entweder mit Gelde oder mit Gefängniß bestraft, und die Personen, die sich dessen schuldig machen, sollen auf Zeitlebens von allen Aemtern und Ehrenstellen in der Republik ausgeschlossen werden. Keiner sol in den Regierungsrath eintreten können, der sich öffentlich wider die Keuschheit vergangen hat; und man hat die Verordnung, daß die Männer, die hier in die Regierung kommen wollen, verheirathet sein müssen, eine Verordnung, die das hiesige Frauenzimmer wegen anderer wieder schadlos hält. Wenn ein

Herr vom Rath ausser der Ehe, oder nach dem Tode einer Frau ein Kind zeuget, so sol er auf immer aus dem Rathe gestossen werden; man sagt aber, daß man nicht gar zu strenge auf dieses Gesetz halten könne, weil sonst die Zahl dieser Herren zu sehr einschmelzen möchte; und dieses mus man doch aus patriotischen Gesinnungen verhüten. Strenge genug, und vielleicht zu strenge sind übrigens die Gesetze, die man in Bern zur Unterdrückung der Unkeuschheit gemacht hat.

Endlich mus ich Ihnen noch sagen, daß Bern, besonders im Winter, wo die meisten Familien sich von ihren Landhäusern in die Stadt begeben, sehr angenehm ist, und daß ein Fremder, wenn er sich bekant macht, hier Bälle, Concerte, und zahlreiche Gesellschaften zu seinem Vergnügen findet. Man mus sich aber nach der Mode bequemen und die Allemandes oder Schweizertänze mit machen; denn Menuets und englische und französische Contretänze werden fast gar nicht aufgeführt. Die Allemandes beschäftigen Paar und Paar; wie man sie in der Schweiz sieht, so haben sie etwas Wildes und Schwerfälliges, ob es gleich

durch

durch den Anſtand und die Schönheit einer Dame zuweilen viel gemildert werden kan; man liebt indeſſen den Tanz bis zum Enthuſiasmus. In Baſel zieht man den Elſaſſer Tanz vor, der mehr Leichtigkeit und Fröhligkeit hat. Das ſchöne Geſchlecht hat mehr Artigkeit und Feinheit der Lebensart, als die Herren; es kleidet ſich nicht prächtig, und darf es nicht, aber mit vielem Geſchmack, und Sie werden ſehen, daß man hier unter den Damen einen rechten Schauplatz von Schönheiten antrift.

7.

Von Bern machten wir eine Reiſe nach Freyburg, die ziemlich angenehm iſt, indem man meiſtens durch waldigte Gegenden kommt. Das Freyburger Gebiete iſt, wie Sie aus der Landcharte wiſſen, faſt ganz von dem Canton Bern eingeſchloſſen; und vielleicht iſt es aus Furcht oder Misvergnügen über dieſe Lage, daß die Herren in Freyburg ſelten viele Freundſchaft gegen die Berner blicken laſſen. Indeſſen haben dieſe das Schickſal großer Herren, daß ſie von allen übrigen Cantons mehr gefürchtet, man will auch ſagen, mehr ge-

haffet, als gelebet werden. Man hat in dem Freyburgischen Getraide und Obst, aber wenig Wein; das Beste bestehet in den Viehweiden, und in dem Käse, der hier gemacht, und weit verführet wird. Die Stadt Freyburg ist sehr unregelmässig gebaut; sie liegt theils auf hohen Felsen, theils im Thale, daß man oft in der Stadt auf Treppen von einer erstaunlichen Höhe steigen mus, und in vielen Gassen nicht ohne Gefahr fahren oder reiten kan. Indessen zeigt sie sich in der Ferne in einer schönen Pracht, indem die größte Anzahl der Häuser auf der Höhe liegt; und ihre Lage ist beinahe eben die, welche Lausanne hat. Sie ist stark mit Mauren und Thürmen umgeben; in der Nachbarschaft umher liegen Kirchen und Schlösser auf den Felsen, und die ganze Gegend hat eine gewisse feierliche Ernsthaftigkeit. Auf den Höhen in der Stadt sind vortrefliche Wasserbehältnisse angelegt, und dadurch haben die Einwohner die Bequemlichkeit, daß man, im Fall einer Feuersbrunst, daher in alle Gassen der Stadt einen Fluß hinablaufen lassen kan.

Die Stadt hat verschiedene schöne Kirchen und Klöster für Frauenzimmer und Mannspersonen.

sonen. Die Kirche der Jesuiten ist nach der Manheimer, die eben diesem Orden zugehört, die schönste, die ich gesehen. Dieser Orden hat auch hier ein Collegium, daß das schönste in der Schweiz sein sol; wenigstens ist es besser, als das Solothurner, aber ich weis nicht, ob es das Lucerner übertrift, welches ich nicht gesehen. Es ist groß und hat vortrefliche Aussichten; die Bibliothek aber komt lange nicht derjenigen bei, die dieser Orden in Manheim hat. Es giebt in der Schweiz überhaupt nur drei Collegia der Jesuiten; und sie sind nicht stark besetzt. Größtentheils sind die Glieder des Ordens geborne Schweizer, und die Regierung hat iederzeit ein wachsames Auge auf sie gehabt, daß sie sich gar nicht in Staatsangelegenheiten einen Einfluß haben verschaffen können. Sie leben daher auch sehr stil. Es ist ein Vergnügen, mit diesen Geistlichen in Gesellschaft zu sein; und ich habe oft Gelegenheit gefunden, oft sie gesucht, mit ihnen mich zu unterhalten. Sie sind gemeiniglich von allem unterrichtet, worauf man sie bringt; haben, wenn nicht allemal tiefsinnige Einsichten in die verschiedenen Theile der Gelehrsamkeit, doch

eine gute Kenntnis der Geschichte, und einen lebhaften Geist. Sie sind reich an unterhaltenden Gesprächen, und an artigen Einfällen, wissen sich nach der Denkungsart eines jeden auf eine gefällige Weise zu bequemen, und ihre Aufführung in Gesellschaft hat allen Anstand und alle Würde, die man in der großen Welt zu sehen gewohnt ist. Die Capuciner und andre Ordensgeistliche sind gemeiniglich todte Klötze gegen sie, bei denen man fast gar keine Unterhaltung findet. Ich zweifele sehr, daß die Schweizer die wenigen Jesuiten aus ihrem Lande vertreiben werden; sie sind ruhig, und können fast keinen schädlichen Einfluß haben, wenn sie auch darzu geneigt wären. (*)

Man

(*) Anmerk. Dennoch hat das nachher erfolgte bekante Schicksal der Jesuiten auch die Collegia dieses Ordens in der Schweitz betroffen. Das sogenante Xaverianische Haus zu Lucern ist der Stadt zugefallen; indessen beschäftigen die darin sich noch aufhaltende Exjesuiten sich theils mit dem Kirchendienst, theils mit dem Unterricht der Jugend. Was für Einrichtungen mit den Häusern der übrigen Exjesuiten getroffen sind, ist dem V. nicht bekant geworden.

Man schreibt den Freyburgern eine grosse Bigotterie, und einen abergläubischen Eifer in Religionssachen zu. Es kan sein; ich will sie nicht vertheidigen. Aber dieser Vorwurf trift hier eben so wenig Personen von Erziehung und Grundsätzen, als in Frankreich. Der blinde Aberglaube iſt jetzt mehrentheils nur das Eigenthum des Pöbels. Wenn man auſserdem die äuſsere Verfaſſung der römischen Kirche kennt, so wird man auch einsehen, daſs manche sonſt aufgeklärte Leute viele Dinge wegen der Vorurtheile des Volks mitmachen müſsen. Freilich hat auch hier der gemeine Mann einen groſsen Haſs gegen die reformirten Cantons, der ihm vielleicht durch die erste Unterweisung eingepflanzt wird; allein auch die katholischen Obrigkeiten in der Schweiz beweisen alle Aufmerksamkeit und Klugheit, daſs der tolle Eifer des Pöbels keine schädlichen Einflüsse in die Regierung und geschlossenen Bündnisse habe. Daſs die Freyburger mir wohlthätiges Waſſer zeigten, das bei allen Krankheiten Wundercuren thun solte, dies verdenke ich ihnen eben so wenig, als sie es mir verdacht haben, daſs ich davon keine Probe machen konte,

koute, da ich mich eben sehr wohl befand. Eben so wenig ist es mir sonderbar vorgekommen, daß ich daselbst den Heiland in Lebensgröße auf einem Esel sitzen sahe, mit welchem er am Palmsonntage unter Läutung der Glocken und Abfeurung der Kanonen auf allen Gassen der Stadt herumgeführet wird. Wenn unsre Junker vom Lande einmal an einen katholischen Ort kommen, und dergleichen Erscheinungen sehen, so können sie sich nicht enthalten, auf eine tölpische Art zu lachen, und machen sich bei ihrer Frau Mama ein Verdienst daraus, daß sie dieses oder jenes vorgebliche Wunder, diese oder jene Ceremonie der römischen Kirche gesehen haben. So reiset ein Handwerksbursche, und kein gesitteter und verständiger Mann. Ehe man solche adeliche Knaben auf Reisen schickt, solte man ihnen erst beibringen, was sie an einem fremden Orte den Menschen, was sie ihrer Religion, und was sie sich selbst ihrem Vorurtheilen, und ihrem Aberglauben schuldig sind. Ein gesetzter Mann höret und siehet alles an, ohne seine Meinung allemal zu sagen, noch durch Mienen zu entdecken, weis den Menschen von seinen Vorurtheilen zu unterscheiden, und indem

indem er jenem mit Höflichkeit, mit Anstand und Ehrerbietung begegnet, über diese sein Urtheil in der Stille zu fällen; selbst der Aberglaube eines ganzen Volks erfordert von dem Fremden mit Recht eine gewisse äussere Achtung; und wenn mir ein Katholicke das Bildnis eines Heiligen zeigt, so betrachte ich an demselben mit eben so vieler Aufmerksamkeit die Kunst, als er sein Gebet an denselben richtet. —

Freyburg hat einen Bischof, der hier wohnet, und den Titel eines Bischofs von Lausanne führet. Es giebt hier viele angesehene und artige Familien, und besonders ist der Ort zur Zeit der Fastenlustbarkeiten sehr angenehm; er scheint aber wenig vermögende Bürger zu haben.

Zwischen Freyburg und Bern liegt eine Einsiedlerei, welche für eine große Merkwürdigkeit gehalten, und oft von Fremden besucht wird. Die Gegend umher ist eine wahre melancholische Einöde; man siehet nichts als Wälder und Felsen, und in der Tiefe rauschet ein Fluß in einem ungestalten, mit Steinen erfüllten Bette vorüber; man erblickt weder Dörfer noch Landhütten, und die tiefe Einsamkeit,

und

und die Ernsthaftigkeit der Natur flößet der Seele ein gewisses ruhiges und schwermüthiges Wesen ein. In dieser Gegend haben einige Einsiedler nach einander einen rohen Felsen so bearbeitet, daß sie in demselben eine geräumige Kirche, eine Sacristey, einen Saal, einige Wohnzimmer, eine Küche und einen Keller gebauet haben; und itzt pflegt daselbst immer ein Einsiedler mit vieler Bequemlichkeit zu wohnen. Man mus erstaunen, so geschickt ist alles in dem Felsen angelegt und ausgearbeitet. Auch ist ein Theil des Felsens eben gemacht, darüber gute Erde gelegt, und ein kleiner Garten angebauet; nicht weniger sind an dem Felsen einige Quellen, welche Wasser für den Garten und für den Tisch geben. Also giebt der Felsen seinem Einwohner alles, was er zu seinen irdischen Bedürfnissen, und zu seiner Vorbereitung auf die andre Welt nöthig hat. Im Sommer läßt es sich hier in der That sehr angenehm wohnen; im Winter ist es, wie man leicht begreift, sehr kalt, und die Wege umher sind verschneit, daß der Einsiedler selten wohin kommen kan. Es ist gemeiniglich ein alter Greis, der diese Einsiedelei bewohnt;

bewohnt; er hat oft Besuche von Fremden, die ihn auch zu beschenken pflegen, und des Sonntags kommen einige Bauern aus den zerstreuten Hütten, und halten bei ihm ihren Gottesdienst. Seine Bibliothek, die ich bei ihm fand, war ein Calender und ein Gebetbuch. Wenn in solcher Gegend ein dichterisches Genie bei einer guten Bibliothek lebte, so glaube ich, könnte man von demselben einige schöne Betrachtungen erwarten, zu welchen die Einsamkeit und die Natur hier einladet.

8.

Die Stadt Zürch liegt in einer angenehmen Gegend, an dem äußersten Ende des Sees. Unter ihre vornehmsten Merkwürdigkeiten werden das Zeughaus und die Bibliothek gerechnet; der Stand ist nach Bern der mächtigste, und man sagt, daß die Bürger sich viel auf den ersten Rang, den sie in der Eidgenossenschaft haben, zu gute thun. Die Lebensart ist gesittet, und unterscheidet sich durch ein gewisses stilles und gefälliges Wesen. Vornehmlich bemerket man in Zürch einen großen Reichthum, wovon die Fabriken und Manufakturen die

Quellen

Quellen sind; und man schreibt ihnen nicht nur viele natürliche Geschicklichkeit, sondern auch viele Arbeitsamkeit und Geduld zu; dabei arbeiten sie wohlfeil, und eben dadurch wird ihnen der Verkauf sehr erleichtert. Viele müßige Hände werden beschäftiget; und ein Theil von Landleuten, die der Ackerbau entbehren kan, findet, außer dem geringen Bürger, Arbeit und Unterhalt; besonders werden viele arme Kinder, die noch für die Landarbeiten zu schwach sind, in den verschiedenen Beschäftigungen der Manufakturen zu einem Fleis angehalten, wodurch sie sich frühzeitig gewöhnen, der Gesellschaft nützlich zu werden, und wodurch sich ihre Fähigkeiten und Talente entwickeln, die sonst verborgen geblieben wären. So wenig man es vielleicht glaubt, so ist es doch gewiß, daß durch Manufakturen, Fabriken und Handel, das Genie einer Nation belebt wird, und einen gewissen Schwung erhält, wodurch es zu höhern Künsten näher gebracht wird.

Zürch ist wegen einer doppelten Reformation merkwürdig, in Ansehung der Religion und des Geschmacks, und die Herren Bodmer und Breitinger haben sich gewiß um diesen eben so viel

viel Verdienſte erworben, als Zwingel um iene; ſelbſt Deutſchland hat ihren Bemühungen nicht wenig zu danken. Einige haben mich verſichert, daß die Zürcher eine weit größre Achtung gegen die Religion haben, als andre reformirte Oerter in der Schweiz; auch iſt man hier mit der Deutſchen Litteratur bekanter, als in andern Städten. Selbſt die Damen lieben hier die Lektüre deutſcher Schriften, da hingegen in Bern kaum fünf Frauenzimmer vom Stande ſein werden, die unſern Gellert oder Rabener geleſen, und die meiſtens kaum unſre beſten Dichter den Namen nach kennen. Daher komt es ohne Zweifel auch, daß die Zürcher noch am beſten mit der deutſchen Sprache bekant ſind, und ſich ſelbſt durch einen biegſamern und ſanftern Ausdruck unterſcheiden.

Von Schafhauſen kan ich Ihnen nicht viel merkwürdiges ſagen. Die Stadt iſt ganz artig gebauet, und hat eine gute Lage. Der Handel macht die meiſte Beſchäftigung und den Wohlſtand der Einwohner aus; es herſcht ein gewiſſes munteres Weſen unter ihnen, und ſie kommen in der Sprache und in den Sitten den Deutſchen näher, mit welchen ſie auch

mehr Umgang haben, als mit andern Schweizern.

Neuschatel bringt seinem souverainen Fürsten wenig baare Einkünfte ein; aber er steht wegen dieses Fürstenthums mit der Eidgenossenschaft in einer Verbindung, die ihm vortheilhaft ist. Das Land besteht grösstentheils aus Bergen, die ausser wenigen Viehweiden meistens kahl und unfruchtbar sind; daher pflegt in diesen Gegenden sich eine grosse Menge von Künstlern, besonders von Uhrmachern aufzuhalten, welche die vortreflichsten Werke verfertigen, und sie selbst nach Frankreich verschicken. Alles ist mit Werkstätten angefüllt, und die Künstler besitzen eine bewundernswürdige Leichtigkeit im Arbeiten. Der Neuenburger, besonders der rothe Wein, gehört unter die besten, und kommt, wenn er einige Zeit alt ist, dem Burgunder sehr nahe; dieser Wein wächst auf den Bergen, die sonst nicht zu gebrauchen wären, in einem reichen Ueberfluß. Die Neuenburger reden zwar Französisch, aber nicht so gut, als man es in dem welschen Gebiete des Canton Bern hört; sie sind übrigens von einem lustigen und artigen Wesen.

Wesen. Der See in diesem Fürstenthum ist einer der schönsten in der Schweiz, und sehr fischreich; am Ufer desselben liegt die Stadt Neuschatel auf zweien Hügeln, und hat um sich her schöne Weinberge, und angenehme Landhäuser. So wohl die Lage der Stadt, als auch die feinen Sitten ihrer Einwohner ziehen ihr den Besuch und den Aufenthalt vieler Fremden zu; man lebt hier wohlfeiler, und die Gesellschaften sind sehr artig. Ihre Verbindung mit der Eidgenossenschaft ist der beste Schutz ihrer Freiheit, und ihrer Privilegien; und daher leben sie ohne Zwang und glücklich, wenn sie gleich einen souverainen Prinzen haben. Die letzten Unruhen, welche die Stadt gehabt, sind zu bekant, als daß ich sie erst erzählen dürfte; vielleicht hatten sie die Liebe zur Freiheit zum Grunde, die aber in eine Unbändigkeit ausartete.

Jetzt komme ich auf einen Ort, der mir vorzüglich gefallen hat, und von welchem ich noch ein gewisses entzückendes Andenken habe; es ist die Insel, die im Bielersee liegt, und nach Bern gehört. Die Stadt Biel ist ein unerheblicher Ort; aber die Gegend ist reizend,

und nichts kan bezaubernder sein, als die Lage der gedachten Insel in der Mitte des Sees. Sie ist so groß, daß sie einen angenehmen Wald, einige schöne Wiesen, und einige kleine mit Wein bepflanzte Hügel hat; es liegt auf derselben ein Haus, worin man bewirthet werden kan, und ein Saal, der im Herbst bei der Weinlese zum Tanzen gebraucht wird. Von dieser Insel sieht man nicht nur am Ufer einige Städte liegen, sondern auch eine Menge von Dörfern und Landhäusern, und hinter denselben ist die ganze reizende Gegend mit Hügeln vol Weinstöcken, und mit Bergen umkränzt, die hin und her kahl, meistens aber mit Bäumen bewachsen sind. Dieses Lustrevier verdient vorzüglich einen Dichter und einen Maler. Auf dieser Insel pflegt man sich im Herbste vornehmlich zu belustigen, wenn die Weinlese gehalten wird; alsdenn kommt von den benachbarten Landhäusern und aus den Städten umher hier an den Sonntagen eine große Menge von Vornehmern und Geringern zusammen, und es ist ein Vergnügen, den Lustbarkeiten beizuwohnen. Ueberal ist der See mit kleinen Fahrzeugen bedeckt, auf welchen eine muntere

Gesel-

Gesellschaft nach der andern, oft unter einer angenehmen Musik, nach der Insel fährt, da speiset, spatzieren geht und tanzet. Wenn man nach einem vergnügt zugebrachten Tage am Abend zurückkehrt, so hört man auf allen umherliegenden Dörfern die laute Fröhlichkeit der Landleute, die das Fest der Weinlese viele Tage hinter einander mit Schmaus und Tanz feiern, und wenn man ihren Vergnügungen zusehen will, so freuen sie sich noch mehr darüber, sind gesittet und gefällig, begegnen dem fremden Zuschauer mit vieler Höflichkeit, bringen ihm von ihrem Wein, und oft ein artiges Mädchen, um mit ihr zu tanzen.

Unter die vorzüglichsten Städte in der Schweiz gehören ohne Zweifel Lausanne und Genf. Sie sind beide wegen ihrer Akademien merkwürdig, und wurden vordem so wohl von vielen Engländern, und andern Fremden, als auch von einigen deutschen Prinzen aus den vornehmsten Häusern besucht.

Lausanne wird jetzt wenig mehr von Auswärtigen gewählt, ob es gleich ein überaus angenehmer Ort ist, der so wohl gute Gesellschaften, als auch alle einem jungen Herrn vom

Stande nöthige Gelegenheiten hat, in der französischen Sprache, und in den Ritterübungen mit leichter Mühe einen glücklichen Fortgang zu machen. Viele vornehme Familien aus dem so genanten Pais de Vaud haben hier ihren gewöhnlichen Aufenthalt, und geben den Fremden nicht nur in der Stadt Assembleen, sondern verschaffen ihnen auch auf ihren Landhäusern viel Vergnügen. Der gröste Theil des hiesigen Adels ist in französischen Diensten gewesen, oder steht noch darin; die meisten Herren haben gereiset, und es ist bekant, daß sie eine feine Lebensart besitzen. Die französische Sprache, die hier allein herscht, wird gut, und besser geredet, als in manchen Provinzen von Frankreich. Die Stadt und das Land steht unter Bern, woher es auch Landvögte empfängt. Ausser einigen Aemtern, die den Einwohnern in dem Magistrate noch gelassen sind, sind sie von allem Eintrit in die Berner Regierung ausgeschlossen; man betrachtet sie nicht als Mitbürger, sondern als Unterthanen, und da sich unter denselben viele alte vornehme Familien befinden, so sagt man, daß sie mit ihrem bürgerlichen Zustande nicht

sehr

sehr zufrieden wären, und eben nicht viele Liebe gegen die Herren von Bern hätten. Vielleicht ist auch das Betragen dieser Herren selbst schuld daran, daß sie wenig geliebet werden; wenigstens wil man von den Landvögten behaupten, daß sie oft ihre anvertrauten Rechte misbrauchen, und ihr Ansehen zur Unterdrückung, und zu stolzen herschsüchtigen Eingriffen anwenden, die in einem republikanischen Staate immer mehr Misvergnügen, als in einem andern, erregen. Gegen Personen, die ihrer ehemaligen Freiheiten und Vorzüge beraubt sind, und die von ihren Mitbürgern, mit welchen sie regieren könten, beherschet werden, solte man allemal eine gelinde Aufführung beweisen, und das Ansehen des Befehlshabers durch ein sanftes und gefälliges Betragen zu mindern suchen. Die Meinung, welche die Menschen in republikanischen Einrichtungen von ihren Rechten haben, gesetzt sie sei auch nicht ganz richtig, ist ihnen doch so eigen, und sie halten darüber so zärtlich, daß man immer vorsichtig sein solte, um sie nicht zu beleidigen. Die Einwohner in Lausanne leben meist von den Fremden; wenige haben eigenes Vermögen; die meisten sind

arm, und die Landleute ernähren sich vornehmlich vom Weinwachs. Die französischen Flüchtlinge hatten hier Fabriken angelegt; man sieht aber ihr fast nichts mehr davon. Da die Landleute, anstat daß sie in andern Gegenden sich meistens mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigen, sich hier auf den Weinbau legen; so kommt es auch wohl daher, daß sie mehr der Schwelgerei beschuldiget werden, und es ist gewiß, daß sie bei dem Ueberfluß des Weins auch weit wollüstiger sind. Diese üppige Lebensart beraubt die Einwohner des Pais de Vaud oft ihres Vermögens, und es ist zu befürchten, daß die Armuth noch mehr einreisse. Um ihren Neigungen genug zu thun, lassen sie sich oft von den Herren von Bern Geld vorschießen, und diese sind dazu vielleicht zu willig; nach weniger Zeit sehen sich die Leute genöthiget ihren vornehmen Gläubigern Land, Häuser und Weinberge abzutreten, weil sie nicht bezahlen können. Man kan leicht denken, wie viel Unordnung dadurch unter den Landleuten entstehet; auch sind diese am meisten geneigt, ihr Vaterland zu verlassen, und ihr Glück in andern Ländern zu suchen.

Uebri-

Uebrigens hält man durchgehends das Pais de Vaud für das Tempe der Schweiz, und vielleicht findet man auch nirgends schönere Aussichten, als in diesen Gegenden. Das Klima ist hier weit wärmer, und sanfter, als in den übrigen Theilen des Landes; überal liegen die angenehmsten Städte, und Landhäuser und Landvolgteien, dabei hat man recht begeisternde Aussichten in Weinberge, und in ferne große, theils kahle, theils bewachsene Gebirge, die sich in die Wolken erheben, und auf ihren Häuptern mit Schnee bedeckt sind, so daß man in diesen Gegenden das Reizende und das Fürchterliche, den Sommer und den Winter vor den Augen hat; und nicht wenig trägt der Lausanner See auch zur Verschönerung dieser Landschaft bei. Der durch seine weitläuftigen Reisen berühmte Tavernier glaubte nirgends eine schönere Aussicht gefunden zu haben, als in diesen Gegenden, und kaufte sich ehemals das Städtchen Aubonnè, um daselbst seine Tage zuzubringen; und ich habe viele Reisende versichern hören, daß sie nirgends auf dem ganzen Erdboden vergnügter leben würden, als in dem paradisischen Pais de Vaud.

Weit berühmter, als Lausanne, ist Genf, und auch weit volkreicher und reicher. Man glaubt, daß sie vor allen Städten Helvetiens den größten Reichthum besitze, und dieses ist auch nicht zu verwundern, da sie eine größere Menge von Manufakturen und Fabriken, und den ausgebreiteten Handel hat. Der See, an welchem sie liegt, und welcher im Sommer von dem auf den anliegenden Bergen schmelzenden Eis und Schnee sehr anwächset, vermehrt die Schönheit ihrer Lage; nicht wenig trägt auch dazu die Rhone bei, welche die Stadt in drei Theile zertheilt. Sie liegt größtentheils auf einer Höhe, von welcher zwar die Aussicht durch verschiedene Reihen von Bergen eingeschränkt ist, die aber doch so weit entfernt sind, daß man noch immer die angenehmsten Gegenden vor sich sieht. Diese Berge beschützen Genf vor den Winden; aber nicht vor dem Nordwind, der indessen die eingesperte Landschaft von den schädlichen Dünsten reiniget. Wegen der Alpen, die Genf umgeben, geht die Sonne hier später auf, und zeitiger wieder unter, als an andern Orten, und wenn sie hier schon untergegangen ist, so sieht man oft noch eine

halbe

halbe Stunde nachher die Spitzen der benachbarten Gebirge erleuchtet. Die Aussicht ist sonderbar, aber sehr ergötzend. Auf der einen Seite erblickt man eine lange Kette von Bergen, die von Viehweiden, und von Weinstöcken bedeckt sind; auf der andern zeigen sich nackte rauhe Felsen, deren verschiedene steile Absätze hundert romantische Gestalten bilden, und hinter welchen Klüfte liegen, und in einer weitern Entfernung von vielen Meilen ungeheure Schneegebirge sich empor heben. Auf der Südseite ragen die Berge nicht so merklich empor, und daher hat man auch eine weite ununterbrochne Aussicht, in welcher besonders der See mit seinen Ufern merkwürdig ist. Wenn man an seinen Ufern hinfährt, so hat man verschiedene Aussichten von Wäldern, Weinbergen, Wiesen, Kornfeldern, die daran liegen, und sich bis an die unfruchtbaren Felsen und steilen Gebirge ausbreiten.

Genf macht, wie bekant, einen eigenen kleinen Staat aus, und die Regierung ist sehr gelinde. Dem ohngeachtet hat man hier von Zeit zu Zeit heftige Unruhen und Streitigkeiten zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft

schaft geschehen, die vor ein paar Jahren wieder ausbrachen, aber durch die Mediation von Frankreich, Bern und Zürch nach vieler Mühe gestillet sind. Die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich hat das meiste beigetragen, Genf zu einer neuen Stadt zu machen, und ihr eine ganz andre Gestalt zu geben. Je mehr die Büger durch Fabriken und den Handel reich geworden sind, desto mehr haben sie auch auf die Verschönerung der Stadt angewandt, die alten Häuser niedergerissen, und an ihrer Stelle neue erbauet, so, daß die Fremden, welche Genf vor ungefähr 40 Jahren gesehen, es kaum mehr kennen würden. Vor den Thoren liegen vortrefliche Gärten, und Spatzierplätze. Vor der Ankunft der französischen Flüchtlinge wolte Genf wenig sagen; diese haben die Stadt in rechte Aufnahme gebracht; so wohl die Sprache, als die Religion zogen sie nach diesem Orte hin. Die Anzahl ward so groß, daß sich ein guter Theil genöthiget sahe, sich wieder wegzubegeben. Zwar beklagte sich das Volk sehr über ihre Ankunft, weil dadurch die Lebensmittel zu einem höhern Preise stiegen; allein der Magistrat, der nicht auf das Gegenwärtige, sondern auf

die

die künftigen Vortheile sahe, gab vielen Armen Wohlthaten, und vielen das Bürgerrecht. Die engen Gassen erweiterten sich, und wurden mit Kaufladen und Magazinen angefült; und man glaubte hier eine beständige Messe zu sehen. Savoyen, Piemont, Meiland, Venedig, Genua, ganz Italien schickte seine Kaufleute nach Genf, um einzukaufen. Die Stadt wimmelte von einer Menge von Fremden. In dieser Zeit wurden die Festungswerke der Stadt verbessert, die Gassen verschönert, die Plätze mit Springbrunnen geziert, und das Land mit Gärten und Lusthäusern angebauet. Wenn ietzt gleich der Handel der Stadt noch beträchtlich ist, und viele Kaufmannsgüter hier durch aus Frankreich, Italien und Deutschland geführet werden, so hat doch Genf vieles von seinem alten Glanze verloren, und man sagt, daß die Einwohner selbst ihr Glück verringert haben. Einige Privatpersonen glaubten, daß sie den Handel besser, als andere verständen, fiengen an, ihre Aussichten zu erweitern, und legten in Turin Häuser an, wohin sie englische Tücher kommen liessen; ähnliche Einrichtungen machten sie in Meiland, und in andern

italiemischen Städten. Dadurch wurden den Kaufleuten in Italien die Augen geöfnet; sie kauften itzt die Waaren auf der Stelle ein, und sparten die Kosten der Reise. So bald ein Haus diese neue Einrichtung getroffen, so folgten mehrere nach, und viele französische Flüchtlinge liessen sich in Genua, Turin und Livorno nieder. Dadurch hat der Handel in Genf unendlich verloren, dahingegen Savoyen und Piemont gewonnen haben.

Viele vornehme Deutsche und Engländer, und besonders verschiedne deutsche Prinzen, haben in Genf ihre Erziehung gehabt. Ausser der Akademie und den öffentlichen Büchersaal hat ein Fremder hier den Vortheil, die artigsten Gesellschaften zu besuchen, und sich in der französischen Sprache zu üben. Auch zu den ritterlichen Leibesübungen findet man hier alle erwünschte Gelegenheit. Dabei ist die gute Luft, die schöne Lage der Stadt, die Artigkeit der Einwohner, und die beständige Durchreise so vieler Fremden, die nach Italien gehen, oder aus Italien nach Frankreich, unstreitig auch ein Bewegungsgrund, daß viele Herren diesen Ort erwählt haben, um sich in den

Wissen-

Wissenschaften und in den Sitten zu bilden. Allein seit einigen Jahren wird Genf von fremden Herren vom Stande nicht mehr so fleißig besucht, als vormals; die meisten reisen nach einem kurzen Aufenthalt durch; es ist in der That Schade, daß die Stadt auch von dieser Seite in Verfal kommt, da sie zur Erziehung junger Herren so bequem ist.

Die Lutheraner haben in einem besondern Hause ihren Gottesdienst, und ihren eigenen Prediger; übrigens haben sie in der ganzen Schweiz keine Kirche. Die protestantischen Cantons sehen Genf als einen Hof an, wohin sie ihre Kinder schicken, um sich in der Sprache und in den Sitten zu bilden; die hiesige feine Lebensart ist eine glückliche Mischung der französischen und italienischen Manieren, und ich habe manchen deutschen Landjunker gesehen, der hier zu einem artigen Herrn geworden. Die Berner pflegen ihre Söhne, auch wohl ihre Töchter, zu ihren Anverwandten auf den Landvoigteien zu schicken, die im Pais de Vaud liegen, oft auch nach Lausanne, und in die am Lausannersee gelegenen Städte, um die französische Sprache zu lernen.

9.

9.

Bisher, liebster Freund, habe ich Ihnen die vornehmsten Städte der Schweiz beschrieben; iezt fahre ich fort, Ihnen auch etwas von denen zu sagen, die weniger schön und berühmt sind, und die in dem rauhern Theile von Helvetien liegen. Zuerst komme ich auf die so genanten vier Waldstädte, Lucern, Uri, Schweiz und Unterwalden.

Lucern ist fruchtbar, besonders an Getraide, und hat eine einträgliche Viehzucht; der Canton ist unter den katholischen der mächtigste, und hat der römischen Religion immer mit vielem Eifer angehangen, daher auch der päbstliche Nuncius in dieser Stadt seinen Sitz genommen; die Einwohner sind sehr bigott, und man beschuldigt sie des Verfolgungsgeistes; von der Stadt ist eben nichts merkwürdig, als daß sie in einer guten Gegend liegt, und daß von hieraus viele Waaren aus Italien, und wieder zurück, über den berühmten Gotthardsberg gebracht werden.

Uri hat mehr rauhe Gegenden, als Lucern; es besteht aus lauter hohen Bergen, die oben

mit

mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind; indessen hat es schöne und fruchtbare Weiden, und auf den Alpen gehen im Sommer viele Heerden. Man hat hier keine Städte, sondern nur Flecken und Dörfer; die Einwohner sind von der Cultur der Sitten und des Geistes ganz entblößt, führen eine rauhe und arbeitsame Lebensart, halten sehr auf ihre Freiheit und auf ihre Waffen, und legen sich allein auf den Landbau und die Viehzucht, welches nebst dem Kriegswesen ihre ganze Kunst ausmacht. Da die Regierung demokratisch ist, so herscht hier auch eine gewisse Gleichheit der Sitten in der äußern Aufführung. Geschmack und Wissenschaften mus man hier nicht suchen; und der Aberglaube ist hier ein eben so großes Heiligthum, als die Freiheit. Altorf heißt der Hauptflecken des Landes; er hat viele schöne und große Häuser.

Fast eben so, wie der Canton Uri, sieht auch Schweiz aus. Dieser Canton hat ebenfals keine Städte, sondern nur Flecken und einzelne Häuser. Die Einwohner sind hart, tapfer und große Freunde der Freiheit, und sollen von den Cimbriern ihren Ursprung her-

leiten. Die oberste Gewalt ist bei der Landesgemeine, worin alle Mannspersonen, die 16 Jahr alt sind, Sitz und Stimme haben. Der Hauptflecken Schweiz liegt in einem angenehmen Thale.

Eben so wenig hat Unterwalden Städte; sondern nur Flecken, Dörfer und zerstreute Häuser. Die Lebensart der Einwohner hat noch die alte Einfalt. Merkwürdig ist es, daß sich eben in den drei Cantonen, Uri, Schweiz und Unterwalden, welche zuerst das Joch abschüttelten, und sich in einen ununterwürfigen Stand setzten, die Liebe zur Freiheit am längsten und am stärksten erhalten hat. So herrscht auch in diesen Gegenden die meiste Einfalt und Gleichförmigkeit der Sitten, die sich gegen alle mächtige Beispiele des Gegentheils unüberwindlich erhält. Wenn man in diese Cantons kommt, so solte man glauben, daß sie mit den übrigen in keiner Verbindung stünden; nichts kan einen größern Kontrast ausmachen, als die Lebensart in Bern oder Genf, und die in den gedachten Oertern. Unterwalden hat einen besondern Vorzug wegen seines Reichthums an Obst und Vieh, und wegen der schönen Wei-

den

den auf den Bergen, und des Grases in den Thälern. In diesem Waldstädter Gebiete wächst sehr wenig Wein.

Der katholische Canton Zug beträgt ungefähr ein Paar Meilen in der Länge, hat aber gute Weiden, viel Getraide und Früchte, aber wenig Wein. Der beste Wein, den ich in der Schweiz gefunden, ist ausser dem rothen Neuenburger der so genante Rysswein, der im Berner Gebiete zwischen Lausanne und Vivay am Genfersee wächset; er giebt dem alten Rheinwein nichts nach, und hat einen angenehmen Geschmack, und einen geistreichen Geruch.

Der Canton Glarus ist vermischter Religion; er ist an den meisten Seiten mit sehr hohen Bergen umgeben, die grösstentheils mit beständigem Eise und Schnee bedecket sind, dem ohngeachtet hat er fruchtbare Thäler, guten Heuwachs und Viehzucht, viele tausend Rinder, Kühe, Pferde und Schafe, womit die Einwohner einen beträchtlichen Handel treiben. Auf dem Freyberge in diesem Canton halten sich die meisten Gemsen auf, weil sie nur im Herbste von einer kleinen Zahl beeidigter Jäger

geschossen werden dürfen; jeder Landmann bekömmt zu seinem Hochzeitschmause zwei Stück Vor dem Hauptflecken Glarus versamlet sich alle Jahre einmal die Landgemeine unter freiem Himmel, zu welcher alle Mannspersonen vom 16ten Jahre an Zutrit haben, und wovon der Landamman, und der Landesstadthalter die Häupter sind.

Appenzel ist der letzte Canton im Bunde der Eidgenossenschaft. Das Land ist in einigen Gegenden rauh und unfruchtbar, in andern aber hat es gute Viehweiden, Getraide, und einen nothdürftigen Anwachs von Wein, keine Städte, und nur einige Flecken und Dörfer, oder zerstreuete Häuser. Das merkwürdigste ist die Leinewand, wovon hier jährlich viele tausend Stück gewebet, und nach Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland ausgeführet werden. Die höchste Gewalt ist bei der Landesgemeine; der Hauptflecken gleiches Namens liegt in einem fruchtbaren und angenehmen Thale.

Sie wissen, daß die Schweiz ausser den 13 Cantons, welche die Eidgenossenschaft eigentlich ausmachen, noch verschiedene so genante

nante zugewandte Oerter in seinen Bund aufgenommen hat; und es giebt verschiedene Städte, denen sie ihren Schutz zugestehet. Allein man mus merken, daß die zugewandten Oerter nicht allemal mit der ganzen Eidgenossenschaft, sondern meistens nur mit einigen Cantons in Verbindung stehen. Die vornehmsten unter den Bundesgenossen sind die drei Bünde der Graubündner, und Wallis. Der gröste Theil von Graubünden besteht aus Bergen; die Thäler geben Getraide, Obst und vieles Heu. Die romanische oder churwälsche Sprache wurde hier vordem am meisten geredet; itzt breitet sich aber die deutsche Sprache immer mehr aus. Das Graubündner Land ist ein Theil von dem alten Rhätien; der heutige Name der Einwohner, lateinisch Cani, französisch Grisons, Graubündner, sol daher seinen Ursprung haben, weil sie ehedessen Kleider von ihren grauen Landtüchern getragen, oder nach einer bessern Meinung, weil sie durch diesen Namen zu verstehen gegeben, daß sie die alten beständigen Einwohner dieser Lande gewesen. Die Regierungsart ist überal demokratisch. Die Hauptstadt der Graubünden ist Chur, in wel-

cher weniges merkwürdig ist, ausser das Collegium philosophicum, worin zwei Professores lehren; ausserdem ist hier noch eine lateinische Schule. Dadurch wird der Barbarei noch einigermaßen gewehret, die sonst in diesen abgelegenen Gegenden noch mehr einreißen würde; und einige Kentnis der Wissenschaften wird dadurch noch erhalten. Der Bischof von Chur ist ein Reichsfürst, der auch den Reichstag wirklich beschickt. Das gemeine Volk hält sehr auf seine Freiheit; sie sind gute Soldaten, und ihr Land ist unüberwindlich. Denn da es voller Felsen und Gebirge ist, so kan es nicht allein nicht leicht angegriffen werden, sondern es würde auch wenig eintragen. Man mus sich wundern, wenn man in diese Gegenden kommt, daß die Einwohner in diesem rauhen Lande bleiben, und dafür nicht einen schönen Aufenthalt in Italien, Frankreich oder Deutschland vorziehen. Vieh, Milch, Butter und Käse sind ihre Einkünfte; ausserdem ziehen sie etwas von den Kaufmannsgütern, die hier aus Italien nach Deutschland und aus Deutschland nach Italien übergebracht werden. Die Einwohner in dem schönen, großen und volk-

reichen

reichen Thale Engadin, welche alle der evangelischen Religion zugethan sind, und aus welchen die meisten Pfarren in den drei Bünden besetzt werden, haben die Bibel und die Psalmen in ihre romanische Sprache übersetzt. In diesem Thale sind die mineralischen Wasser von St. Moritz, welche für das stärkste Sauerwasser in der Schweiz und in Deutschland, und stärker als das Pyrmonter, gehalten, und vornehmlich vom italienischen Adel besucht werden; dabei ist hier die Luft sehr gesund und rein; oft sind die Brunnengäste im Julius und August genöthiget einzusetzen. Von der Stadt Plürs in Graubünden ist jetzt nichts mehr zu sehen. Sie war vordem ein ansehnlicher Ort, und hatte schöne Gebäude und Kirchen, und eine gewölbte steinerne Brücke über die Maira. Allein gegen Mittag war sie von dem wasserreichen, und faulen Berg Cout oder Couto umgeben, von welchem sich 1618, den 15ten August gegen Abend, ein großes Stück plötzlich ablöste, und mit einem fürchterlichen Krachen sowohl über Plürs, als auch das benachbarte Dorf Schilano herfiel, und beide Oerter bedeckte, daß keine Spur davon übrig blieb. Jetzt

solte man niemals glauben, daß daselbst eine Stadt gestanden habe; auf ihrer ehemaligen Stelle ist nun eine Plâne, durch welche der Fluß Maira fließt. Das Schönste in den Graubünden ist unstreitig die Landschaft Veltlin. Dies ist ein ungemein fruchtbares Thal, welches in seiner Länge von dem Fluß Adda, der zugleich alle Waldwasser aufnimt, durchströmet wird, durch hohe Berge vor Nordwinden gesichert ist, und von den Sonnenstrahlen durchdrungen wird. Der Unterschied der Wärme bestimt auch die Fruchtbarkeit. In der Plâne des Thals, durch welche die Adda fließt, erblickt man Wiesen, Saatfelder, Weinberge, und mit Kastanien und andern Bäumen bewachsene Anhöhen in einer reizenden Abwechselung. An der Nordseite sind die schönsten Weinberge, welche den vortreflichsten Wein geben, der einer der besten in der Welt ist; über den Weinbergen sieht man an den meisten Oertern noch Aecker, Wiesen, Viehweiden. Den gröſten Ueberfluß hat die Landschaft an rothen Wein, der stark und zugleich angenehm von Geschmack ist, und ein Jahrhundert liegen kan; je älter er wird, desto lieblicher und gesün-

geſünder, und zugleich blaſſer wird er auch, daß ſeine rothe Farbe almählich ganz verſchwindet. Man hat auch in dieſem kleinen Paradieſe Pfirſiche, Morellen, Feigen, Maronen, Kaſtanien, und Melonen, auch Mandeln, Citronen, Granaten und andere edle Früchte.

Wallis, das mit den Schweizern in einem Bunde ſtehet, iſt eigentlich ein großes Thal, welches ſich von Morgen gegen Abend erſtrecket, auf der Seite nach Mitternacht und Mittag aber von hohen Bergen eingeſchloſſen iſt, die wegen ihrer Höhe unter die merkwürdigſten von Europa gerechnet werden. Weil es ſich vom Morgen gegen Abend zieht, ſo kan es überal den ganzen Tag über die Sonne genießen. Das Land iſt ungemein fruchtbar, und das Klima ſehr warm; ſchon im Mai geht die Erndte an, und endiget ſich erſt im October, ſo, daß die erſten Feldfrüchte im Grunde des Hauptthals, die andern in den Nebenthälern, und die letztern auf den Bergen gleich unter den Schneebergen geſamler werden. Man findet hier viele gemeine und edle Baumfrüchte, und einen Ueberfluß an gutem Wein. Mitten durch dieſes ſchöne Thal

fließt die Rhone, die hier auf dem hohen Berge Fürke aus dem Gletscherwasser entspringt, daher sie auch eine milchweisse Farbe hat; mit großem Ungestüm stürzt sie bei ihrem Ursprunge von hohen Felsen herab, und ehe sie in die Ebene des Thals kommt, sieht sie als ein zusammenhängender Wasserfall aus. Auf ihrer Reise durch das Walliserland nimt die Rhone alle Bäche und kleine Flüsse auf, die von den Bergen kommen. Die Einwohner sind vorzüglich stark und gesund, und werden insgemein sehr alt. Es finden sich hier oft gemeine Leute und Tagelöhner, welche die vier Hauptsprachen des Landes, Französisch, Italiensch, Deutsch, und so gar Lateinisch fertig und zierlich reden. Aber viel Bigotterie herscht hier. Nur mit vieler Mühe konten einst zwei junge protestantische Reichsfürsten, von dem Bischof, der ein Reichsfürst ist, die Erlaubnis erhalten, daß ihnen der Wirth zu Sitten am Abend eines Fasttages Fleischspeise bereiten durfte; der Vorwand einer Unpäßlichkeit hatte erst den besten Erfolg. In funfzig Jahren hatte der feine Prälat wohl keinen Fürsten aus Deutschland in seiner Gegend gesehen. — Ein anderesmal stand eine

vornehme fremde Dame zu Sitten mit ihrem Strickzeug am Fenſter. Plötzlich verſammelte ſich der Pöbel, und nicht ohne Mühe konte man die Fenſter vor dem Einwerfen bewahren. Warum? Es war eben das Feſt eines kleinen Heiligen; eine Dame ſtrickte, und dieſe mußte nothwendig eine groſſe Ketzerin ſein. Man hat in dieſem Lande verſchiedene von Natur heiſſe Bäder, die ſo heiß ſind, daß man gleich Speiſe darin kochen kan, und worunter das Leuckerbad das vornehmſte iſt, welches in einem mit hohen und wilden Bergen umgebenen Thale liegt. Dieſes Bad wird im Sommer häufig beſucht. Merkwürdig iſt es, daß es unter den ewigen Schneebergen liegt, und zwar in einem ſo kalten Thale, daß das ganze Dorf da den Winter über nicht aushalten kan, ſondern ſich weiter herunter in das wärmere Wallis begiebt. Auf dieſes Bad beziehet ſich die ſchöne Stelle in dem Gedichte des Herrn von Haller über die Alpen:

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eiſe,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron geſetzt;

Ent-

Entſprießt ein reicher Brunn mit ſiedendem Gebräuſe,
Raucht durch das welke Gras, und ſenget, was er netzt.
Sein lauter Waſſer rint vol flüſſiger Metallen,
Ein heilſam Eiſenſalz vergüldet ſeinen Lauf.
Ihn wärmt der Erde Gruft, und ſeine Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermiſchter Salze auf.
Umſonſt ſchlägt Wind und Schnee um ſeine Fluth zuſammen,
Sein Weſen ſelbſt iſt Feu'r, und ſeine Wellen Flammen.

Die Hauptſtadt, und die einzige im Walliſerlande, iſt Sitten, welche verſchiedene Kirchen, einen Biſchof, und ein Gymnaſium hat; der beſte Ort aber iſt ein Flecken, St. Moritz, zwiſchen 2 Bergen an der Rhone, über welche eine ſteinerne Brücke gebauet iſt, ſo daß man auf derſelben zugleich von einem Berg auf den andern geht. Alles, was von dem Genferſee kommt, und durch das Land Wallis und über den großen St. Bernhardsberg geht, nimt ſeinen

nen Weg durch diesen Ort; daher hier eine starke Niederlage und ein Paß ist. Noch ist dieser Ort in der Geschichte merkwürdig, daß im Jahr 888 Rudolph I. König von Burgund, in der hiesigen Abtey gekrönet worden, und weil in derselben die Reliquien des H. Moritz verwahret wurden, so sieht man, wie König Rudolph II. von Burgund, an König Heinrich I. die Lanze des heiligen Moritz habe abtreten können, die noch jetzt einen Theil der deutschen Reichskleinodien ausmacht.

Die meisten Einwohner des Walliserlandes haben Kröpfe; welches man ihrem leimigten, sandigten und schweren Wasser zuschreibt. Die übrigen Schweizer sind mit diesem häßlichen Auswuchs ziemlich verschont, weil sie das reinste und schönste Wasser von der Welt haben. Das Wasser der Walliser, und auch eines Theils der Graubündner, wird für schädlich, und für die vornehmste Ursache der Kröpfe gehalten.

10.

Jetzt, Freund, haben wir unsere Reise durch die merkwürdigsten Gegenden und Städte vollendet, und Sie haben schon einen großen Unter-

Unterschied, sowohl in Ansehung der Fruchtbarkeit der verschiedenen Cantons, als auch der Sitten und Lebensart der Einwohner bemerkt. Wir gehen weiter, und wollen nicht nur noch einige Merkwürdigkeiten des gesamten Landes kennen lernen, sondern auch versuchen, ob wir aus den hin und wieder zerstreuten Zügen ein treffendes Bild von dem Charakter der Schweizer zusammensetzen können. Ich folge blos Ihrem Verlangen, Freund, da ich diese Materie unsrer Briefe noch nicht unterbreche; und ich erwarte von Ihnen den Wink, der mir gebietet aufzuhören. Dieses Land hat in meinen Augen so viel Reizendes, daß ich auch bei mir selbst eine gewisse Anlockung finde, es noch nicht zu verlassen, besonders, da ich itzt auf weit schönere Gegenden in meiner Beschreibung geleitet werde.

Die bekante Beschaffenheit einiger Theile der Schweiz, die Rauhigkeit der Alpen, die Menge von Felsen, Bergen und Wäldern ist wahrscheinlich die Ursache, daß dieses Land noch von vielen Auswärtigen für nichts mehr, als für eine Wüstenei gehalten wird. Allein das Rauhe und Fürchterliche in der Schweiz

ist

ist nur auf einige Gegenden eingeschränkt; wo übrigens die Natur nicht ganz unüberwindlich gewesen, da hat man ihr durch den Beistand der Kunst und durch Fleis ihre Unfruchtbarkeit genommen; und die Schneeberge, und die Gegenden, wo kahle Wände von Felsen und waldigte Gebirge empor steigen, oder steile Abgründe sich senken, erheben die Schönheiten derer, welche fruchtbar und angebauet sind. Das Land ist fast nichts als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen diesen liegen die angenehmsten Thäler; die Plänen haben meistens ihre Erhöhungen und Vertiefungen, und hängen mit den Bergen zusammen. In den Zwischenräumen der Berge sieht man entweder Seen oder Flüsse, die durch ihre mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Hügeln dem Auge einen entzückenden Anblick geben. In den meisten Gegenden sieht man mit schwindelnden Blicken einen Berg über den andern gesetzt, die drei bis sieben fürchterliche Absätze haben, und nebst ihrer weiten Ausdehnung eine Höhe erreichen, die sich über die Wolken hinaus verliert. Bald darauf eröfnet sich wieder ein langes fruchtbares Thal, oder

eine

eine freie Aussicht in gegenüber liegende Berge, die mit Menschen, Kirchen, Dörfern, einzelnen Häusern und Heerden gleichsam besäet sind; oder man kommt in einen angenehmen Wald, oder reiset neben ungeheuren kahlen Felsklumpen vorbei, die gelb und weis oder grau aussehen, und oft mit einigem Moos bewachsen sind, an manchen Oertern zu einer fürchterlich steilen Höhe empor ragen, und auf ihren Spitzen noch hin und wieder Ruinen von Klöstern und Schlössern zeigen. An iedem Orte hat die Natur neue Schönheiten, und überal ist für das Vergnügen der Mannigfaltigkeit gesorgt. Nichts ergötzt mehr das Auge, als die verschiedenen Ströme und Seen, deren Ufer mit Weinbergen und Landhäusern bepflanzt sind, hinter welchen die Natur prächtige Amphitheater von Gebirgen aufgeführt hat, die sich in der verdunkelten Ferne bis an den Himmel erheben. Auf allen Seiten rieseln Quellen neben den Wegen, oder es rauschen Wasserfälle mit einem angenehmen Lerm von den Felsen und von den Bergen, und zwar oft so hoch herab, daß sie aus den Wolken sich zu ergiessen scheinen. Oft glaubt man in einer langen waldigten Einöde

öde zu seyn; auf einmal ist man wieder auf einem schönen Hügel, von welchem das Auge eine freie Aussicht umher gewint, oder man reiset über den breiten Rücken eines Berges, der sich auf einige Meilen erstreckt, und vol von Gras und Getraide ist; ein ganzer Sammelplatz von Menschen und Hütten, mit den vortreflichsten Fruchtbäumen bepflanzt. Doch alle die schönen Abwechselungen in der Natur, die man in iedem Augenblicke auf der Reise wahrnimt, sind für eine prosaische Beschreibung zu reich und zu gros. Tausendmal habe ich mir das göttliche Gedicht über die Alpen auf der Reise laut vorgesagt; noch kan ich mich nicht enthalten, die Stellen niederzuschreiben, die mich am meisten gerühret haben, und die das stark malen, was ich nur gar zu matt erzählen würde.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,

Worauf ein schwarzer Wald die letzten
Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhob-
nen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale wieder-
hallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlan-
ger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer
wallt;
Bald aber öfnet sich ein Strich von grünen
Thälern,
Die, hin und her gekrümt, sich im Entfernen
schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände
nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich
gethürmt;
Sein frostiger Kristall schickt alle Strahlen
wieder,
Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst be-
stürmt.
Nicht fern von diesen streckt, voll futterreicher
Weide,

Ein

Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein ſanfter Abhang glänzt vom reifenden Getraide,
Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden ſchwer.

Der müßte ganz ohne Gefühl ſein, der, wenn er in dieſe reizenden Gegenden kommt, wo die ganze Schönheit der Natur, und die Urbilder der Dichter und der Landſchaftmaler ihre Heimat haben, nicht von einem lebhaften Vergnügen hingeriſſen würde, und der nicht das Glück derer rühmen ſolte, die in dieſem Tempe wohnen.

O! fortunatos nimium, ſua ſi bona norint!

Doch die Schweizer ſind nicht gegen die Vorzüge ihres Landes unempfindlich; und ſie wiſſen einem Fremden vieles von den Reizen der Natur, die ſie vor Augen haben, zu erzählen. Wer nur einiges dichteriſches Genie hat, mus in dieſen Gegenden begeiſtert werden, und ich wundere mich nicht, daß Herr von Haller und Herr Geßner uns ſolche Meiſterſtücke in der malenden Poeſie geliefert haben. Wenn ſolche

Genies vom ersten Range zugleich solche reizende Vorwürfe in der Natur vor sich haben; so hat man ein Recht, von ihnen die schönsten Gemälde zu erwarten.

Wegen der vortreflichen Aussichten thut ein Fremder wohl, wenn er entweder zu Pferde oder in einem offenen Wagen reiset; denn wenn man den Anblick der Gegenden in der Schweiz verliert, so verliert man etwas Wesentliches der Reise. Zur Nacht solte man in diesem Lande niemals reisen; am angenehmsten ist es, wenn man mit frühem Morgen aufbricht, und sich bei der Sommerhitze so einrichtet, daß man zu Mittage stille hält, und spät am Abend seine Tagereise endigt. Was diese Reisen noch bequem macht, das sind, wie ich schon bemerket habe, die guten Wege, die fast durch die ganze Schweiz, so weit es die Natur verstattet, eben gemacht, so breit, daß einige Wagen neben einander vorbeifahren, und an manchen Oertern mit schönen Fruchtbäumen besetzt sind.

II.

Nicht nur in den Städten, sondern auch auf den Dörfern findet man den vortreflich-

sten

sten Wein zu seiner Erfrischung auf der Reise, und da man hier beständig Eis haben kan, so erhält man darin den Wein auch in der größten Hitze kühl. Selbst in den Gegenden, wo eigentlich kein Wein wächst, trift man ihn für einen wohlfeilen Preis an; denn da die Flüsse schifbar sind, so bringen sie den Wein auf denselben zu andern Städten und Dörfern hin, und vertheilen ihn durch alle Cantons.

Die Grade der Wärme und der Kälte sind in der Schweiz sehr verschieden. In dem Pais de Vaud ist die Wärme so stark, daß ausser dem schönsten Weine daselbst Kastanien, Mandeln, Citronen und andere edle Früchte, auch Lorbeern, und Rosmarienhecken wachsen, und diese lezteren selbst im Winter in der freien Luft aushalten; da hingegen in andern Gegenden die Fruchtbarkeit bei weitem nicht so hoch steigt, und einerlei Art von Früchten oft in einer Entfernung von sechs Meilen fast vier Wochen später reif wird. Diese große Verschiedenheit des Klima in Gegenden, die fast unter einem gleichen Himmelsstriche liegen, hat ohne Zweifel ihren Grund in der nähern oder entferntern Lage derselben nach den Eisbergen, wo eine

beſtändige Kälte herſcht, die ſich durch die Winde mittheilet. Wenn man von Bern nach Lauſanne reiſet, ſo bemerkt man ſchon nach ſechs Stunden eine weit wärmere Luft. Der Winter iſt in dieſem Lande nicht wenig ſtrenge. Wir haben vier Monate einen beſtändigen Froſt gehabt, und dieſes iſt eben nichts ungewöhnliches. Beſonders iſt hier die ſchnelle Abänderung des Wetters merkwürdig. Vielleicht iſt kein Land auf der Erde mehr einer ſo geſchwinden Veränderung von Hitze und Kälte unterworfen, als die Schweiz. Die vielen Gewitter und die heftigen Winde in der Schweiz haben ihren Grund in dem mit vielen groben Dünſten angefüllten Dunſtkreis, die in demſelben faſt beſtändige Veränderungen verurſachen. In einer Stunde hatten wir das angenehmſte Wetter; und gleich darauf Regen und Donner. Oft wechſelt die Witterung eines Tages ſo ab, daß ſie ſich in die Stunden theilt, und bald die Luft mit Blitz und Donner, bald mit einer heitern Stille erfüllt iſt. Oft dauret ein Donnerwetter viele Tage unaufhörlich fort, und es iſt ſchrecklich anzuhören, wie es zwiſchen den Gebirgen tobet; allein, wenn ſie hier

nicht

nicht so vielen Schaden verursachten, so ist es immer eine majestätische Scene, die ein angenehmes Schrecken erweckt, indem alle Echos dem Donner nachhallen. Sehr oft sind die Wetterwolken niedriger, als die Berge, und es sol ein prächtiges Schauspiel sein, von ihrer Spitze herab das Gewitter unter sich zu sehen. Manchesmal ist ein entsetzliches Donnern und Blitzen auf den Bergen, da in den benachbarten Thälern das heiterste und ruhigste Wetter ist; und manchesmal hingegen kracht alles in den Ebenen, da die angränzenden Berge von einem stillen Sonnenschein beleuchtet werden.

Da die Schweitz nicht nur sehr hoch liegt, sondern auch von den Alpen viele reinigende Winde empfängt, so ist die Luft hier sehr gut, und vielleicht giebt es auf dem Erdboden keine gesündere Gegend, als hier. In der That, wenn die Schweitz nicht die Alpen hätte, so würde sie eine schädliche Luft von der italienischen Seite her haben; allein die beständigen Bewegungen der Luft durch Winde und Gewitter bewahren sie vor aller Fäulnis, und man darf nur einige Wochen hier zubringen, um sogleich ihre reinen und stärkenden Einflüsse zu bemerken.

Manchmal sind Franzosen und Italiener mit einem guten Erfolg nach der Schweiz gereiset, um daselbst ihre Gesundheit wieder herzustellen. Zu den Vortheilen, die man hier für die Gesundheit findet, gehören noch die guten starken Speisen, die hier gewöhnlich sind, das reine Wasser zum Getränke, und die Bäder. Dieser bedienen sich die Schweizer sehr fleißig; der häufige Gebrauch derselben aber wird eine Art von Wollust. Indessen bleibt der mäßige Gebrauch der Bäder immer ein bewährtes Mittel zur Stärkung der Gesundheit; und man hat hier nicht nur mineralische Wasser für die Kranken, sondern auch gemeine Bäder, deren sich die Gesunden bedienen. Dabei macht der Aufenthalt in den Bädern einen Theil des Landlebens aus; und viele unter den Schweizern reisen bei starken Kräften und guter Gesundheit ins Bad, blos um sich zu vergnügen, und nicht nur die Ruhe und Erlösung von Geschäften und vom Zwange, sondern auch die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu genießen. Hieraus läßt sich auch vielleicht das besondere Phänomen erklären, daß manche Damen, die viele Jahre lang unfruchtbar gewesen, aufhören

ren es zu ſein, wenn ſie gewiſſe Bäder gebrauchen. Sie kommen oft nach einem kurzen Aufenthalt ſo geſtärkt zurück, daß ihre Ehegatten mit Verwunderung die befruchtende Kraft der Bäder wahrnehmen. Der Ehemann, der gerne Erben hätte, und ſeiner Seits nichts dazu beitragen kan, überläßt ſeine Frau den wunderbaren Wirkungen irgend eines Geſundbrunnes, beſonders in dem Berner Canton, und findet ſeine Wünſche nur ſelten unerfüllt.

12.

Die Schweiz iſt ſehr bewohnt, und viel volkreicher, als man auswärts glaubt. Die Anzahl der Einwohner wird auf zwei Millionen geſchätzt; allein hiezu müßte man noch wohl diejenigen rechnen, die ſich auſſer Landes aufhalten; indeſſen, wenn man den kleinen Umfang der Schweiz betrachtet, ſo iſt die Zahl der Menſchen, die ſich darin ernähren, noch immer groß genug. Ob gleich im Canton Bern ungefähr 370000 Seelen gezählet werden, ſo behauptet man doch, daß in demſelben noch 70000 Menſchen Wohnung und Nahrung haben könten. Dieſe Ausrechnung ſcheint faſt

allen Glauben zu übersteigen; allein es ist an ihrer Richtigkeit kein Zweifel mehr, wenn man sieht, wie viele Landleute auf einem Fleck zusammen wohnen, und sich reichlich ernähren. Die Bevölkerung der Schweiz nimt jährlich ab, und man führet darüber die bittersten Klagen. Viele gehen ausser Landes, theils in fremde Kriegsdienste, theils in Colonien. Besonders wird der französische Antheil des Canton Bern sehr entvölkert, da die Einwohner durch ihre wollüstige und üppige Lebensart leichter eine Neigung bekommen, in fremde Länder zu gehen, wenn sie zu Hause nichts mehr übrig haben; und es ist ihnen nicht schwer, gute Dienste auswärts zu bekommen, da sie die französische Sprache reden, und man überal ein gutes Vorurtheil für die Schweizer hegt. Auch das Frauenzimmer des Pais de Vaud und des Neuenburger Gebietes gehen häufig aus dem Lande, da man sie gerne zu Gouvernanten in vornehmen Häusern braucht. Allein in England sollen sich über zwölf tausend Berner befinden, und es ist bekant, daß Paris vol von Schweizern ist. Vielleicht blieben sie mehr im Lande, wenn sie weniger gesucht

ſucht würden. Zu dieſen Urſachen der Entvölkerung kan man noch die gar zu frühzeitigen Verheirathungen, und die wollüſtige Lebensart der heutigen Schweizer rechnen; auſſerdem ſterben auf den Dörfern viele Mütter und Kinder bei der Geburt, weil ſie ſelten von verſtändigen Perſonen Hülfe haben. Dieſer Abgang an Einwohnern wird nicht wieder erſetzt, weil kein Fremder nicht nur kein Bürger werden, (es ſei denn in den kleinen Städten,) ſondern auch nicht einmal ſein eigen Haus haben kan, und dabei iſt er von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen.

Es iſt bekant, daß ein jeder Schweizer verbunden iſt, im Fal, daß ein Krieg entſteht, die Waffen in die Hand zu nehmen, und ſein Vaterland zu vertheidigen. Mich deucht, daß eben dadurch die Helvetier eine ganz beſondere Achtung verdienen. Sie verlangen keine ungerechten Eroberungen zu machen, noch die Ruhe und den Wohlſtand fremder Völker zu untergraben. Sie ſind mit dem Lande zufrieden, das ſie bewohnen, und wenn ſie gleich im Schweiße ihres Angeſichts einen harten und ſteinigten Boden bebauen müſſen, um ihm ihre Nahrung gleichſam abzuzwingen, ſo fallen

len sie doch nicht auf die Gedanken, fruchtbare Gegenden andern Menschen zu entreissen. Sie wollen die Güter der Natur und des Fleisses in ihrem Vaterlande ruhig geniessen, und wissen, daß der Gebrauch der Waffen dem Menschen nicht anders erlaubt ist, als damit seine Freiheit zu schützen, und die Sicherheit seines Vaterlandes und seiner Familie vor ungerechten Anfällen zu bedecken. Sie sind in dem von dem übrigen Europa abgeschnittenen Erdstriche ruhig; aber die geringste Gefahr, die ihnen drohet, macht sie aufmerksam und gerüstet. Ihre Tapferkeit mus nothwendig lebhaft sein, da sie für keinen elenden Sold, oder aus Zwang für den Willen eines unruhigen Fürsten, sondern für ihre Freiheit, für ihre Güter, für ihre Familien, und also für das, was dem Menschen am theuersten ist, streiten. Zu dem kommt noch, daß ihre Leiber durch die Arbeiten des Ackerbaues abgehärtet sind. Lebten sie beständig in Garnisonen, so würde Müssiggang und Ausschweifung sie gewiß schwächen. Die Schweizer führen sehr gründliche Ursachen an, warum sie in Friedenszeiten keine beständigen Soldaten halten. Die Erfahrung, sagen sie, lehrt, daß

eine

eine fertig stehende Armee die Freiheit des Landes in Gefahr setzt, und oft nach ihrem Willkühr ganze Regierungen über den Haufen geworfen hat. Rom ist hiervon ein Beispiel gewesen, und der Ausspruch des Cicero: nec bene res geritur in Republica, ubi sunt milites, et quidem armati, wurde durch den Untergang der Republik wahr. Ferner sind wenig Cantons reich genug, um iederzeit eine hinlängliche Anzahl Truppen zu erhalten; auch würde die Verschiedenheit der Macht, Neid, Furcht und Eifersucht unter den Bundesgenossen erregen; dadurch möchten die Cantons leicht in Unruhen verfallen, deren sich die benachbarten Prinzen zu ihrem Vortheil bedienen könnten. Um also die verschiedenen Regierungen in ihrer Freiheit und vollkommenen Unabhängigkeit zu erhalten, um das Geld für die Zeiten des Krieges zu sparen, und um nicht die geringste Eifersucht bei den Bundesgenossen zu erregen, hält man keine beständigen Soldaten, ausser einer kleinen Garnison in Bern, Arau, Genf und auf den Gränzen von Solothurn, wo die Bürger bei dem Thoren der Städte selbst die Wache halten müssen, zu welcher die Vornehmen gemeine Leute an ihrer statt schicken.

In

In der That mus man die Aufmerksamkeit rühmen, welche die vereinigten Cantons anwenden, um Eintracht und Freundschaft unter sich zu erhalten. So verschieden auch die Denkungsarten der kleinen Staaten sind; und so sehr sie in Sachen, welche die Religion betreffen, unter sich getheilet sind, so wissen sie doch ein so gutes Vernehmen unter sich zu erhalten, daß keiner unter ihnen die Rechte des andern zu kränken sucht, sondern alle in den Gränzen ihrer ersten Einrichtung ruhig bleiben. Addison erklärt dieses vornehmlich aus der Natur des Volks, und der Beschaffenheit der helvetischen Regierungsarten. „Würden die Schweizer, sagt er, von Eifersucht oder Ehrgeiz belebt, so würde einer oder der andere von ihren Staaten augenblicklich über die übrigen herfallen; oder bestünden ihre Staaten aus so vielen Fürstenthümern, so könten sie zuweilen einen ehrgeizigen Prinzen zu ihrem Oberhaupte haben, welcher sich sodann mit seinen Nachbaren entzweien, und die Ruhe seiner Unterthanen seinem eigenen Ruhme aufopfern würde. Da aber die Einwohner dieser Länder natürlicher Weise von einem schweren phlegmatischen Tem-

pera-

peramente sind; so thut es nichts, wenn auch einige von ihren vornehmsten Gliedern mehr Geist und Feuer besitzen, als ihr gewöhnlicher Antheil ist, weil solcher durch das kalte und bedächtliche Wesen der übrigen, die zugleich mit am Ruder sitzen, gar leicht gedämpft wird.„ Ausser diesem besteht die Schweitz meistens aus solchen Gegenden, worin es schwer ist, Eroberungen zu machen; die meisten Cantons sind mit Wäldern und Bergen verschanzt, und der Zugang zu ihnen kan mit leichter Mühe gesperret werden. Man findet unter ihnen wirklich keine solche Unordnungen, als man von einer so großen Menge von Staaten erwarten solte; so bald sich ein öffentlicher Bruch befürchten läßt, so sucht man ihm gleich durch Mäßigung und friedfertige Bemühungen zuvorzukommen. Und dieses ist der zweite Punkt bei dem Bündnisse der Eidgenossenschaft, da der erste die Vertheidigung ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes betrift.

In Ansehung des Kriegswesens hat man solche Einrichtungen getroffen, wodurch alle Bürger und Bauern in einer guten Ordnung und in einer beständigen Bereitschaft erhalten

werden,

werden, sich auf den ersten Wink im Felde zu versamlen; und die Republik Bern ist das Muster, nach welchem sich alle übrigen Cantons gebildet haben. Die ganze Mannschaft vom Bürger bis zum Bauer ist vom 16ten Jahr an bis in das 60ste zum Soldatenstande eingeschrieben. Indessen pflegt man die Jugend oft noch früher einzuschreiben, wenn sie zum Abendmahle gegangen ist, und Stärke genug hat, die Waffen zu tragen. Ein jeder mus sich nicht allein seine Uniform und Gewehr, sondern auch allemal zwei Pfund Pulver, und vier Pfund Kugeln, nebst Brod auf vier Tage bereit halten. Zu der Reuterei werden die reichen Bauern, die ohnedies Pferde halten, erwählt. In dieser Bereitschaft zum Kriege mus sich ein jeder eingeschriebener Soldat, selbst in dem tiefsten Frieden, befinden; und es wird jährlich eine strenge Untersuchung angestelt, ob ein jeder die nöthigen Anstalten habe, in einer viertel Stunde unter den Waffen zu stehen. Alle Frühjahr müssen die Truppen exerciren.

Ausser den bestimten Exercitien übet sich auch das Landvolk zu verschiedenen Zeiten des Jahres im Schiessen, wobei oft die Obrigkeit denen,

denen, welche den Vorzug haben, eine Belohnung ertheilet. Einige Schweizer machen auch unter ſich eine Geſellſchaft aus, und ſetzen einen Preis auf die beſte Geſchicklichkeit im Schießen mit der Flinte, oder mit dem Bogen. So ſtellen ebenfals, um ihre Kräfte zu verſuchen, ganze Dörfer eine Wette an, welcher von ihnen am ſtärkſten im Ringen ſei. Der Preis iſt gemeiniglich ein Ochſe oder mehrere. Zu dem Ende ſucht ein jedes Dorf die ſtärkſten aus, die es hat, und dieſe kommen an einem beſtimten Platz zuſammen, wo ſie vor einer Menge von Zuſchauern hervortreten, um mit einander zu ringen. Selbſt die Obrigkeit billiget und unterſtützt dieſe Uebungen; und in Bern iſt eine Wache zugegen, die allen Unordnungen vorbeugt. Das Ringen geht ohne Blutvergießen und ohne Wuth ab. Der Beifal der Zuſchauer, die Frolockungen, unter welchen der Sieger in ſein Dorf einziehet, und die Ehre, einen Ochſen gewonnen zu haben, alles dies vereiniget ſich, die Helden in ihrem Kampfe zu begeiſtern, und kein Feldherr kan nach einer gewonnenen Schlacht mit ſtolzern Mienen vor ſeiner Armee erſcheinen, als der

Ueberwinder vor den Augen der Dorfschaft sich sehen läßt. Das Fest endiget sich, wie gewöhnlich, mit einem Schmaus. Der Herr von Haller beschreibt das Ringen in diesen Zeilen:

Wenn durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So samlet sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lob und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Hüft um Hüft.

Der Berner Canton hat ungefähr 80000 bewafnete Leute, von welchen im Kriege 4000 zurück bleiben, das Land zu bedecken; die Bürger nehmen die Officierstellen ein. Zur Zeit des Krieges werden die Truppen bezahlt und unterhalten. Man hat durch die ganze Schweiz eine Einrichtung gemacht, durch welche

welche das Volk bei der ersten Gefahr auf einmal in den Waffen ist. Auf den höchsten Bergen sind gewisse brennbare Materien, und besonders trocknes Holz in Haufen aufgeführet, welche bei dem Anzug eines Feindes angezündet werden, von einer Entfernung zu der andern brennen, und den Einwohnern ankündigen, sich fertig zu halten. Alles eilt alsdenn zu seiner Compagnie. Man nennt diese Aufforderungszeichen Hochwachten. Auf diese Weise kan die ganze Schweiz innerhalb 24 Stunden in den Waffen sein. Unterdessen, daß sich alsdenn die Truppen eines ieden Cantons bei ihrer Hauptstadt versamlen, reiten gewisse Herolde auf den vornehmsten Strassen umher, und kündigen ihnen an, wohin der Zug gehen sol.

Man sagt, daß die Schweizer von den Diensten, die sie in andern Ländern thun, vielen Vortheil haben. Die Obrigkeiten verstatten die freiwillige Anwerbung in ihren Landen für solche Staaten, mit welchen sie in Freundschaft und in Bündnissen stehen; aber kein Bürger, Landmann und Unterthan darf zu fremden Kriegsdiensten gezwungen werden, noch sich darin ohne Erlaubnis der Regierung

begeben. Die Obrigkeiten heben oft für ihre Völker, die sie andern Ländern überlassen, ein jährliches Geld. Z. B. Freyburg und Solothurn von Frankreich; oder sie haben mit ihnen den Vergleich gemacht, ihnen dafür im Nothfal Hülfe zu leisten. Den meisten Vortheil ziehen davon so wohl die Unterthanen, als auch vornehmlich die Bürgerssöhne, die als Officiers bei den auswärts stehenden Truppen Ehre und Vermögen finden, besonders in den Holländischen Diensten. Es ist wahr, daß sich durch die auswärtigen Kriegsdienste das Landkriegesvolk verbessert; allein auch den Schaden nicht gerechnet, der dadurch in Ansehung der Entvölkerung, und zum Theil in Ansehung der Sitten entsteht, die gewiß nicht in auswärtigen Ländern verbessert werden; so wollen einige bemerken, daß durch die Theilung der Truppen in Piemont, Holland, Frankreich, u. s. w. eine nachtheilige Verschiedenheit der Gesinnungen, der Kriegsmarimen und Uebungen entstehe; und andere setzen hinzu, daß, da die Officiers meist Personen von jungem Alter sind, sie sich wenig im Ernste auf die Wissenschaft des Krieges legen, weil alle

ihre

ihre Gedanken nur darauf gehen, in den republikanischen Aemtern ihre Beförderung zu finden. Mit dem Schaden sind bei dergleichen Einrichtungen immer auch gewisse Vortheile verbunden, und es ist wenigstens gewiß, daß die Landleute durch auswärtige Kriegsdienste eine Geschicklichkeit erhalten, mit den Waffen umzugehen, wenn es gleich auch eben so gewiß ist, daß die alte Einfalt der helvetischen Sitten nicht wenig durch die französischen Dienste verdorben ist. Da die katholischen Cantons ärmer, als die protestantischen sind, so geben sie auch mehr, als diese, in auswärtige Dienste. Fast die meisten Herren vom Rathe und die meisten Landleute haben gedienet. Für Frankreich scheinen die Schweizer, und selbst Bern, vielleicht zu ihrem Schaden, am meisten eingenommen zu sein. Nicht nur in ihren Unterredungen, sondern auch in öffentlichen Staatsangelegenheiten lassen sie eine gewisse Partheilichkeit blicken; und Frankreich ist schlau genug, sie durch scheinbare Vortheile an sich zu locken. Auch meint man, daß sie zu ihrem Nachtheil Frankreich schon zu viel Einfluß bei sich eingeräumet hätten.

Auch mus ich die Sorgfalt anführen, welche die Cantons beweisen, um im Fall eines Krieges oder einer Hungersnoth hinlänglichen Vorrath an Korn zu haben. Weil sie einen größern Ueberfluß an Viehweiden, als an Getraide haben, so werden in allen Hauptstädten öffentliche Kornhäuser angetroffen, und sie beobachten die Leutseligkeit, daß sie einander bei Bedürfnissen damit aushelfen. Man ist bedacht, die Magazine zur Zeit eines reichen Kornjahres anzufüllen, damit man sie desto wohlfeiler wieder verkaufen, auch die öffentlichen Einkünfte ohne große Unkosten der Mitglieder der Republik vermehren könne.

Man kent die alte Tapferkeit der Schweizer, die sie in so vielen Schlachten bewiesen, und weswegen sie auch die Ehre haben, von andern Nationen zu Kriegsdiensten gesucht zu werden. Ihre kriegerischen Tugenden zeigen sich ohne Zweifel am meisten, so bald es auf den Verlust oder die Erhaltung ihrer Freiheit ankommt. Die Siege ihrer Vorfahren sind noch ietzt bei ihnen in einem heiligen Andenken; sie erheben noch, wie die alten Barden, ihre Thaten in Gesängen, und Herr Lavater hat

ihnen

ihnen in seinen vortreflichen Schweizerliedern den Ton angestimt. Greise und Jünglinge wissen zu erzählen, wenn sie auf die Geschichten ihrer gewonnenen Schlachten kommen.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimt;
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von hundert Jahren,
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümt.
Er ist ein Beispiel noch von unsern Heldenahnen,
In deren Arm der Blitz und Gott im Herzen war.
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall, und nennet iede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungeduld, noch löblicher zu werden.

Man hat an den Oertern, wo sie Schlachten gewonnen, Denkmäler aufgerichtet, um ihr Andenken bei der Nachkommenschaft zu erhalten; zu denselben gehöret ein bei Murten 3 Meilen von Bern gelegenes Beinhaus, welches mit lauter Knochen der daselbst von den Schweizern 1476 geschlagenen burgundischen Völkern angefüllet ist, und den Rest von 10000 Mann enthält. Dieses Haus hat auf allen Seiten Oefnungen, daß die Luft durchstreichen kan, und da es am Wege steht, so giebt es den Vorübergehenden ein rührendes Andenken der helvetischen Tapferkeit, und erinnert die Nachkommen an das, was ihre Vorfahren für sie gethan haben. Es ist mit verschiedenen vortreflichen lateinischen Inschriften bezeichnet, deren Schönheit aber von der einzigen deutschen übertroffen wird, die den Herrn von Haller zum Verfasser hat, und die jeden Schweizer unterrichten und rühren muß:

Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.

Nicht

Nicht deiner Ahnen Stahl, nicht künſtliches Gewehr,
Die Eintracht ſchlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Macht: ſie liegt in eurer Treu;
O! würde ſie noch itzt bei iedem Leſer neu!

13.

Ich fahre fort, liebſter Freund, Ihnen noch etwas von den Tugenden der Schweizer zu erzählen. Unter dieſen verdient auch ihre bekante Treue eine beſondere Stelle, man mag ſie gegen ihre Obrigkeit, gegen ihr Vaterland, oder gegen Fremde betrachten. Ihre Obrigkeit in den ariſtokratiſchen Cantons ſteht bei ihnen, nämlich bei den Landleuten (denn von den kleinen Bürgern läßt ſich vielleicht eine Ausnahme machen, wovon ich ſchon einmal Ihnen geſchrieben,) in ſehr groſſem Anſehen; ſie verehren dieſelbe mit der ehrerbietigſten Aufmerkſamkeit, und nehmen ihre Geſetze als Verordnungen eines Vaters an. Man höret auch nichts von Aufruhr und Empörungen, die ſonſt in freien Staaten ſo gewöhnlich ſind.

Allein man mus auch gestehen, daß die Obrigkeit eine gesunde Staatsklugheit besitzt, und dem Landmanne häufige Merkmale ihrer Liebe und Vorsorge giebt. Sie gehet mit demselben auf das freundlichste um; schützt ihn, wenn er Unrecht leidet, und man hat Beispiele, daß Landvögte, die ihre Macht gemisbraucht haben, abgesetzt, und von allen Vorrechten der Regierung für ihre Person auf ewig ausgeschlossen worden. Auch hilft die Obrigkeit den unglücklichen Landleuten wieder auf, wenn sie durch Gewitter, Ueberschwemmungen, und andere widrige Zufälle um ihr Vermögen gekommen sind; versorgt die armen Kranken mit Arzenei und Pflege, und nimt sie mit der zärtlichsten Sorgfalt in die Krankenhäuser auf; und was dem Landmann am meisten schmeichelt, so wird der Verständige unter ihnen geehrt, und oft bei den vornehmen Herren der Regierung zu Unterredungen über die Bebauung des Ackers und ähnliche Materien hinzugelassen. Diese und ähnliche Arten des Verhaltens gegen den Landmann sind eben so viele Mittel, sich seines Herzens zu bemächtigen, und ihn in den Pflichten der Treue zu erhalten. Der Bauer ist so vol

Ver-

Verehrung gegen seine Obrigkeit, daß er nicht nur nichts Böses von ihr redet, sondern auch bei iedem Falle aufmerksam ist, ihren Nutzen zu befördern. So gewiß ist es, daß Regenten sich allein durch ein gerechtes und wohlthätiges Verhalten des Gehorsams ihrer Unterthanen versichern und die Glückseligkeit eines Staats erhalten können. Und da die Herren der Regierung weder durch Pracht in Kleidung, noch durch andere Arten eines öffentlichen Aufwandes sich in Ansehen zu setzen suchen; so sieht man leicht, daß auch der Gehorsam bestehen kan, ohne daß der, welcher ihn fordert, ihn durch äussere Blendwerke zu erwerben nöthig hätte, die zwar eine Zeitlang auf die Sinnen und die Phantasie, niemals aber auf den Verstand und das Herz der Unterthanen wirken. Vielleicht hat auch die geduldige Unterwürfigkeit in den aristokratischen Regierungen zum Theil ihren Grund in dem phlegmatischen Temperamente der Nation. Dem sei, wie ihm wolle, so findet man nicht leicht anderswo eine so glückliche Einigkeit zwischen der Obrigkeit und den Unterthanen, als in der Schweiz. Zu der Treue der Schweizer kan man noch die häus-

häusliche rechnen, die sie gegen einander beobachten. Sie versorgen die Ihrigen, und geben nach dem Maaße ihrer Umstände ihren Kindern auf dem Lande eine gute Erziehung. Sie lassen ihre Nachbarn in dem ruhigen Besitz ihrer Güter, und arbeiten mit gemeinschaftlichen Kräften an der Bebauung ihrer Aecker und ihrer Wiesen. Sehr selten ist es, daß man eine Klage über einen Eingrif in das Eigenthum eines andern, oder über entstandene Streitigkeiten hört. Diebstähle geschehen hier fast gar nicht. Selbst der Fremde ist in ihrem Lande durch ihre Treue und Rechtschaffenheit gesichert. Man schläft auf den Dörfern ruhig, und hat bei hundert Schätzen nichts zu befürchten. Wenn ein Reisender in einem Wirthshause übernachtet, so giebt man sorgfältig Acht, daß ihm nichts von andern Reisenden entwendet werde; und vergißt oder verliert man etwas auf der Straße, so bekömt der Eigenthümer es wieder, so lange er noch in der Gegend zu erreichen ist. Der Bauer ist gegen einen Fremden so wohl höflich, als dienstfertig, und er ist zu bescheiden, als daß er für einen auf der Straße geleisteten Dienst eine Belohnung fordern

dern ſolte. Er grüßt mit einer ungezwungenen Heiterkeit, vergnügt, daß er einen Fremden in ſeinem Lande geſehen; und wenn er ihm eine Gefälligkeit hat erzeigen können, ſo freuet er ſich bei dem Danke, daß man mit ihm zufrieden iſt. So gering auch dieſe Anmerkung zu ſein ſcheinet, ſo hat ſie doch allemal für mich etwas angenehmes, weil dieſes ungekünſtelte einfältige Betragen einen ſo guten Grund des Herzens entdeckt, das zu Beiſpielen der Großmuth fähig iſt. Dieſe alte angeerbte Rechtſchaffenheit, die man noch zum Theil in der Schweiz antrift, und dieſe Fülle guter unverdorbener Geſinnungen ſolte man deſto ſorgfältiger bemerken, je ſeltener man ſie unter den Menſchen zu finden pflegt.

Zu dieſen Tugenden der Schweizer mus man noch ferner ihre Liebe zur Freiheit und zu ihrem Vaterlande ſetzen, obgleich dieſe edlen Geſinnungen durch die in fremden Ländern genoſſenen Wollüſte vieles von ihrer alten Stärke verloren zu haben ſcheinen. Sie lieben ihr Vaterland, weil ſie ihre Freiheit lieben, die es ihnen ſchenkt; und man mus geſtehen, daß ſelbſt die Unterthanen in den ariſtokratiſchen

Can-

Cantons eine wahre Freiheit genießen, wenn man sich nämlich davon einen richtigen Begrif macht, und darunter einen Zustand versteht, worin ein ieder, frei von Tirannei und Unterdrückung, allein unter der Herrschaft vernünftiger und zum algemeinen Besten abzielender Gesetze lebt. Sie haben beinahe gar keine Abgaben; und was sie von ihren Vorfahren geerbet, oder durch ihren eigenen Fleis sich erworben haben, das besitzen und genieſſen sie in der volkommensten Ruhe.

Man pflegt oft über die Schweizer wegen ihrer Sehnsucht nach dem Vaterlande zu spotten, wenn sie sich auswärts aufhalten. Allein mich deucht, die Liebe zu einem Lande, das ihre Vorfahren seit vielen Jahrhunderten mit ihrem Blute beschützt, wo sie außer den vorzüglichen Schönheiten der Natur ihre Güter in dem Schooße ihrer Familien in Sicherheit genießen, oder in den Städten die Vorrechte der Regierung theilen, ist nicht zu tadeln. Man findet indessen verschiedene Beyspiele, daß diese natürliche Neigung der Schweizer, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, eine gewisse Krankheit der Seele wird, und daß Personen,

die

die man in fremden Ländern mit Gewalt zurückgehalten, daran wirklich gestorben sind. Zur Zeit, wenn die Hirten ihre Heerden auf die Alpen treiben, pflegen sie eine Art von Hörnern, die aus Baumrinden verfertiget sind, bei sich zu führen, auf welchen sie eine besondere Geschicklichkeit besitzen zu blasen. Hierin besteht bei diesen glücklichen Leuten ein Theil des Zeitvertreibes in ihrem einsamen Hirtenleben; und nichts kan anmuthiger sein, als wenn das ganze Gebirge umher von diesen Hörnern wiederhallt. Diese ungekünstelte ländliche Musik ist allen Landleuten bekant, und es ist nicht zu sagen, wie viel Bezauberungen sie für sie hat. Allein als diese Hörner bei den in Holland stehenden Schweizerregimentern einst von einigen geblasen wurden, so entstand eine algemeine Sehnsucht und Betrübniß; sie erinnerten sich auf eine lebhafte Art an ihr Vaterland und an die Glückseligkeit, die sie an ihren Gebirgen genossen, und die Soldaten fiengen an, weichherzig zu werden, liefen zu ihren Officieren, und verlangten ihren Abschied. Daher ist es auch in Holland bei den Schweizerregimentern verbothen, diese Hörner zu blasen. Man hat verschie-

ſchiedene Urſachen angegeben, woraus man das Heimweh der Schweizer zu erklären ſucht. Bei den Soldaten iſt wohl die Kriegszucht und die Freiheit in ihrem Vaterlande, die gewiß ſehr von einander unterſchieden ſind, der vornehmſte Grund, warum ſie ſich zurückſehnen. So viel Quellen man auch von dieſer Krankheit angegeben hat, die gröſtentheils zu algemein und zu unbeſtimt angezeigt ſind, ſo ſcheint mir doch nur diejenige richtig zu ſein, die man in der Beſchaffenheit der Luft in der Schweiz ſetzt. Die Schweizer bewohnen den oberſten Gipfel von unſerm Welttheil, und athmen daher eine reine, dünne, ſubtile Luft, die ſie ſelbſt auch durch die Landſpeiſen und Getränke, welche eben dieſelbe Luft enthalten, in ſich eſſen und trinken. Ihre Leiber werden alſo gewohnt, nicht ſtark gedrückt zu werden; kommen ſie in andre niedrige Länder, ſo ſiehet über ſie eine höhere Luft, welche ihre ſchwere Druckkraft auf ihre Leiber um ſo viel leichter ausübet, weil die innere Luft, die ſie mit ſich gebracht, wegen ihrer gröſsern Dünnung nicht genug widerſtehen kan. Dadurch wird der Lauf des Geblüts und der Geiſter gehemmet, ienes gegen das Herz, dieſe aber

aber gegen das Hirn zurückgehalten, und der Kreislauf aller Säfte gemächer zu gehen veranlasset. Wer dieſes leidet, und nicht genugſame Kräfte hat, ſolcher Gewalt zu widerſtehen, der ſpüret eine Bangigkeit des Herzens, ſchläft wenig und unruhig, ſeufzet, nimt ab an Kräften, verrichtet ſeine Geſchäfte ohne Luſt und Ordnung, und bekömt daher ganz natürlich ein ſehnliches Verlangen, in ſein Vaterland zurückzukehren. Soldaten, die halb todt geweſen, ſind auf ihrer Heimreiſe ganz geſund geworden; einigen hat man dadurch Geſundheit und Munterkeit wiedergegeben, daß man ihnen ihren Abſchied verſprochen. Der angegebene phyſiſche Grund erklärt zwar einen Theil der Krankheit des Heimwehes; allein ich zweifele, ob Scheuchzer, der ihn zuerſt angeführt, damit die ganze Sache ausmache. Ohne Zweifel vereinigen ſich bei dieſer Krankheit mehrere Urſachen, wovon ich ſchon einige erwähnet habe; und die Erziehung hat gewiß einen nicht geringen Antheil daran. Wenn ein Franzoſe nach Deutſchland komt, ſo weis man ſchon, wie ſonderbar ihm unſre Lebensart, unſre Sitten und unſre Speiſen vorkommen, und

wie die Veränderung des Aufenthalts ihm anfänglich verdrüßlich wird. Ist die Luft die einzige allgemeine Ursache des Heimwehes, so werden auch alle die Mittel, die einige Naturlehrer und Aerzte vorgeschlagen, nicht passend genug sein.

Die vorzügliche Geschicklichkeit der Schweizer im Landbau müssen wir nicht vergessen; denn ich bin versichert, daß sie in keinem Theile von Europa so hoch gestiegen ist, als hier. Man erstaunt, so bald man aus Deutschland in die Schweiz komt, und die Veränderung in Absicht des Landes erblickt. Ueberal herscht in den Wiesen und in den Thälern der gröste Ueberfluß. Es ist gewiß, daß die Nothwendigkeit die erste Lehrerin des Landbaues bei den Schweizern gewesen. Ein hartes kiesigtes Land, wie die Schweiz gröstentheils von Natur ist, hat die Einwohner, die in einer gedrängten Menge neben einander wohnen, und die Bedürfnisse des Lebens allein mit den Gütern der Erde befriedigen müssen, nothwendig zu dem Fleiße gebracht, es zu bebauen, und durch Hülfe der Kunst fruchtbar zu machen. Kein Flecken Landes liegt wüste. So gar die ober-

sten

ſten Spitzen der Berge ſind bebauet, wo es nur irgend die Natur hat verſtatten wollen; und auf den Abhängen erblickt man oft Weide und Getraide in der ſchönſten Geſtalt. Wenn man in die wüſteſten Gegenden zu kommen glaubt, auf Berge oder in tiefe Einöden, verſchanzt mit dunkeln Tannen, und man ſich gewiß überreden ſolte, daß da keine Spur eines Menſchen mehr zu finden ſei; ſo eröfnet ſich auf einmal ein weites Paradies der ſchönſten Dörfer, und der fruchtbarſten Felder und Thäler, und eine Menge glücklicher Landleute, die ſich von der Welt entfernt zu haben ſcheinen, um nur für ſich, für ihre Aecker und Heerden zu leben; gewiß eine Scene, die durch das Unerwartete eine neue Reizung erhält, und wobei ein für das Wohl der Nebenmenſchen empfindliches Herz von Freude durchdrungen werden muß. Da ein Theil der Güter, die die Natur der Schweiz gegeben, in dem ſchönen Waſſer beſteht, und daſſelbe von allen Bergen herabfließt; ſo haben die Landleute es auf eine geſchickte Art in ihre Wieſen und auf ihre Aecker zu leiten gewußt, die überal mit kleinen Gräben durchſchnitten ſind, worin

man das Wasser ab- und zulaufen, und im Frühling und Herbst einige Monate stehen läßt. Dieses Wasser ist so rein und klar, wie ein Crystall, und behält mitten im Sommer eine angenehme Kälte. Man trinkt es mit dem besten Befinden auf Obst, und auf solche Speisen, die ein nordischer Magen nicht ohne Brandtewein verdauen kan. Ueberal auf den Straßen trift man Brunnen an, die sich beständig in große darunter stehende Wassertröge ergießen, und dieses ist in einem Lande, das so viel Rind hat, sehr beauem. Das Land hat so viele Quellen, die aus den Seiten der Gebirge entspringen, und auch so viel Holz, Röhren daraus zu machen, daß es gar kein Wunder ist, wenn nicht nur die Gärten, sondern auch freie Felder mit Springbrunnen angefüllt sind.

Zu der großen Fruchtbarkeit der Schweiz tragen auch die Düngungen bei, die nirgends häufiger, als hier, angebracht werden können. Oft hat man den obersten Boden der Erde abgeräumt, und so lange gegraben, bis man eine gute Erde gefunden. So viel Mühe hat es den Einwohnern gekostet, der Natur durch

die

die Gewalt des Fleißes den Unterhalt des Lebens abzunöthigen. Jetzt sind hundert Gegenden, die Wüsten waren, zu einer Fruchtbarkeit gebracht worden, die nicht allein das Auge belustiget, sondern auch die reichsten Vortheile einbringt. Die Wiesen werden 3 bis 4 mal gemähet, wenn der Anfang oft schon in den ersten Tagen des Mammonats gemacht wird, und das Gras wächset in einigen Wochen wieder zu einer Höhe empor, worüber man erstaunen muß. Hierin liegt auch der Grund von dem Vorzuge des schweizer Hornviehes, woraus die größten Einkünfte gezogen werden. Durch diesen Fleis im Anbau der Wiesen und der Felder wird auch eine so starke Menge von Einwohnern ernähret, die ohne denselben in einem Lande von kleinem Umfange, das dabei hart und gebirgigt ist, und wenig Handlung hat, Mangel leiden würden; da hingegen die Schweiz jetzt nicht allein alles im Ueberflusse ernähret, sondern auch noch viele tausend Menschen versorgen könte. Wenn man nicht weis, wie viel der Wiesenwachs den Schweizern einträgt, so kan man auch nicht begreifen, wie es möglich sei, daß eine große Anzahl von

Menschen auf einem kleinen Fleck Landes neben einander sich im Ueberflusse ernährt. Dieser Reichthum hat also seinen ersten Grund in dem Fleiße und in der Geschicklichkeit der Einwohner, unter welchen es viele giebt, die eine recht gründliche Wissenschaft vom Landbau besitzen. Die Obrigkeit unterstützt und ermuntert die Landverständigen theils durch Beschenkungen und jährliche Aufgaben und Preise, theils durch Lobsprüche und Aufnahme in die ökonomische Gesellschaft. Diese Gesellschaft hat sich vereiniget, die ganze Wissenschaft des Landbaues gründlich zu untersuchen, und durch neue Versuche und Erfahrungen zu erweitern; gewiß eine der wohlthätigsten Beschäftigungen für das menschliche Geschlecht. Sie besteht aus verschiedenen Herren von der Regierung, und aus vielen auswärtigen gelehrten Personen; und ihre Schriften erhalten überal den Beifal, den sie verdienen.

Ein wichtiger Theil der Beschäftigungen der Landleute bestehet in der Viehzucht. Es giebt unter den Alpen verschiedene Berge, die sich in einer weiten Strecke fortziehen, wohin die Schweizer ihre Heerden zu vielen Tausenden treiben,

treiben, mit welchen sie im Anfange des Herbstes zurückkehren. Diese Hirten nennt man Sennen, und sie tragen einen rauhen ehrbaren Kittel, und Holzschuhe, die mit zwei ledernen Riemen über die bloßen Füße gebunden sind. Ein solcher Senn hat gemeiniglich eine Heerde von 20 bis 40 Stück Kühe, von welchen er Milch, Käse und Butter zieht, und davon entweder dem Besitzer Rechnung, oder einen gewissen verdingten Zins giebt. Die Hirten bearbeiten selbst die Milch, und haben keine Weiber bei sich. Ihre Wohnung ist eine kleine Hütte, von hölzernen auf einander gelegten Balken aufgebauet, mit Tannenrinden bemauert, mit Brettern bedeckt, worauf oben Steine gelegt sind, daß der Wind das Dach nicht so leicht abreißt; der Boden ist mit Tannenrinden bedeckt; die Thüren, Schlösser und Riegel sind alle von Holz, wie auch das Hausgeschirre; und das Bette ist Heu, das über einige Käse gelegt wird. Der Milchkeller in dieser Hütte liegt gegen Norden, weil die Milch daselbst kühler steht. Nicht weit von der Sennhütte liegt der so genante Viehgaden, wo die Ochsen, Kühe und Ziegen nach ihrem Range stehen,

und wovon jedes einen gewissen Namen führet. Das Leben dieser Hirten scheint eine Nachbildung des arcadischen Schäferlebens, oder der Unschuld und Ruhe zu sein, die man dem ersten Weltalter zuschreibt. Kein Anblick ist schöner, als wenn diese Leute mit ihren Heerden im Herbste unter ländlichen Frolockungen und Liedern von ihren Bergen herab kommen, und den Segen des Sommers in die Dörfer zurück bringen. Viele tausend Stücke vom schönsten Vieh, das Geläute ihrer Glocken, die sie am Halse tragen, die darunter tönenden Alphörner der Hirten, die mit Kränzen geschmückt sind, der frohe Zuruf der Dörfer, die sich über die Zurückkunft ihrer Heerden freuen, der Lerm der Weiber und Bräute, die ihren Hirten entgegen kommen; alles dieses sind unter diesem glückseligen Volke Auftritte, die jeden empfindlichen Zuschauer in die lebhafteste Bewegung setzen.

Ein besonderes Beispiel der Fruchtbarkeit und der Viehzucht in der Schweiz giebt das Glarnerland. Fast scheint es unbegreiflich, und doch ist es gewis, daß ein Land, das ungefähr 11 Stunden in der Länge und 9 in der Breite

hat,

hat, und auſſer zwei engen Thälern faſt aus lauter Eisbergen zuſammengeſetzt iſt, bei 15000 Stück groſſes Vieh ernähret, und 10000 Morgen Landes, worin die ſämtlichen Berge eingetheilt ſind, jährlich 3090000 Gulden abwerfen. Was die Fruchtbarkeit in dieſem Lande vermehrt, iſt der Foen, ein warmer aber ungeſtümer Mittagswind, der vornehmlich im Frühjahr zu wehen pflegt und die Früchte viel eher zur Reife bringt, als in andern anliegenden Ländern. Daher ſchmilzt auch der Schnee auf dieſen Gebirgen viel geſchwinder weg, ſo daß ohne dieſen Wind noch viel andere Berge den Schnee beſtändig behalten würden. Von den vortreflichen Pflanzen dieſer Landſchaft wird der berühmte Glarner- oder Schweizer-Thee gemacht, der in viele Länder verſchickt wird.

Wer die Schweiz geſehen hat, wird ſich auch nicht wundern, daß die Einwohner eine ſo ſtarke Neigung zum Landleben beſitzen. Im Sommer ſind faſt alle Städte leer; wer auch nur ein mittelmäßiges Vermögen hat, wendet es an, um ſich ein Landgut oder ein Sommerhaus zu kaufen, und bringet auf demſelben mit ſeiner Familie die ſchönen Monate des Jahres

zu. Auch geniessen die Landvögte des süssen Glücks des Landlebens, und es pflegen sich viele ihrer Verwandten im Sommer bei ihnen aufzuhalten. Man mus die Landhäuser in der Schweiz gesehen haben, um die Schönheit ihrer Lage, und den feinen Geschmack zu wissen, womit sie angelegt und ausgeschmückt sind. Sie liegen meistens an den Bergen, und ausser der reizenden Aussicht, die sie in andere Landhäuser, Dörfer, Gebirge, Thäler und Flüsse geben, sind sie mit allem ausgezieret, was die Kunst ohne Pracht und ohne Verschwendung in den Gärten und in den Zimmern Schönes anbringen kan. Was die Natur und der Sommer anmuthiges hat, wird auf diesen Landgütern gedoppelt empfunden; und man müßte ohne Gefühl sein, wenn man nicht bei dem Anblicke derselben von einer sanften Sehnsucht nach der Ruhe des Landlebens erfüllet werden solte. Nachdem die schöne Jahreszeit auf diesen Landhäusern zugebracht, und die Weinlese mit den ihr eigenthümlichen Lustbarkeiten vollendet worden: so kehrt alles gegen den Winter in die Städte zurück, wo alsdenn die Gesellschaften wieder zahlreich, und die rauhen Monate durch

Bälle,

Bälle, Concerte, Schlittenfahrten und Besuche angenehm gemacht werden.

14.

Ich habe schon einmal angemerkt, daß, so wie die reformirten Cantons mehr bevölkert sind, sie auch mehr Reichthum haben, als die katholischen. Wenn gleich die Zahl der Klöster eingeschränkt ist, so nehmen doch die Bettelmönche und die Messen tährlich vieles weg, und die häufigen Feiertage hindern den Landmann und den Handwerker sehr in den Geschäften ihres Berufs. Auch sind in den katholischen Cantons viele einträgliche Ländereien in den Händen der Geistlichkeit, an welche sie als Schenkungen gekommen sind; die reformirten aber haben bei der Einziehung der Klöster die schönsten Güter, welche die Mönche und Nonnen besaßen, an sich gezogen, und zu Landvogteien gemacht. Die meisten Bauern in den reformirten Cantons sind sehr reich, und man hat mir erzählt, daß es gar nichts seltenes sei, daß mancher ein Vermögen von 80000 Thalern besitze.

In den meisten Städten, wie ich schon angeführt, herscht eine artige Lebensart, da hingegen in andern Gegenden, Uri, Schweiz, Unterwalden, bei den Graubündnern noch eine gewisse Barbarei, wie in der Religion und in den Wissenschaften, also auch in den Sitten wahrgenommen wird. Der Grund dieses Unterschiedes liegt ohne Zweifel darin, nachdem die Cantons mit andern gesitteten Nationen weniger oder mehr in Verbindung stehen. Die verschiedenen Reisen, die Dienste der Schweitzer in Frankreich, und in andern Ländern, und die vielen Fremden, die beständig aus Deutschland, Frankreich, Italien, England, hieher kommen, und durchreisen, haben einige Cantons nach und nach zu einer feinen Aufführung gewöhnt, wobei das schöne Geschlecht ein vorzügliches Lob verdient.

Von den Manufakturen und Fabriken der Schweitzer, und von der Vortreflichkeit ihrer Arbeiten darin, habe ich schon manches erwähnt; ich wil nur noch etwas von St. Gallen anführen, wo die schönste Leinewand verfertiget wird. Hievon werden Bürger und Bauern reich, da sie sonst wenig Ländereien besitzen.

Das

Das ganze Land liefert ihnen eine große Menge Flachs, woraus eine große Menge Leinwand wieder bearbeitet wird. Manche Stücke sind so schön, daß sie der holländischen Leinwand nichts nachgeben; sie haben vortrefliche Arbeiter und viele Bequemlichkeit zum Bleichen; alle Felder um die Stadt sind mit Leinewand bedeckt. Ihre Arbeiten werden nach Deutschland, Italien, und selbst nach Spanien verschickt. Es würde zu weitläuftig sein, wenn ich hier alle besondere Gattungen von Fabriken beschreiben wollte.

Daß die Schweitzer iederzeit eine vorzügliche Fähigkeit zu den freien Künsten gehabt, wäre unnöthig, hier erst ausführlich zu erzählen. Die Malerkunst wird noch itzt sehr geschätzet; und man findet nicht nur noch große Meister darin, sondern auch selbst viele vornehme Personen legen sich aus Neigung auf diese Kunst, und beweisen darin eine seltene Geschicklichkeit. Ich habe Officiers und zum Theil Damen gesehen, deren Pinsel dem besten Schüler eines van Dyk oder Kneller in Portraits Ehre gemacht haben würde. Selbst unter den Landleuten findet

findet man oft junge Personen, die sich auf Zeichnung und Malerei legen, und nicht blos Lust, sondern auch Talente verrathen. Fände das Genie immer Unterstützung genug, so würde an den treflichen Denkmalen, die Herr Füeßlin der Kunst seines Vaterlandes gesetzt hat, noch ungleich mehrere einen Antheil gewinnen können. Bern hat noch einen Handmann für Portraits und historische Stücke, und einen Abarly für die Landschaft. Die meisten Häuser in Bern sind mit vortreflichen Gemälden ausgeschmückt, die theils von Meistern der Nation verfertiget, theils nach und nach aus Italien geholet worden; man findet nicht nur die Bildnisse berühmter Vorfahren, welche die Familien sorgfältig aufzubewahren und mit neuen zu vermehren suchen, sondern auch schöne historische Gemälde und Landschaftsstücke. Besonders machen sich diejenigen Familien, deren Vorfahren zwar am Ruder des Staates sassen, die aber selbst durch die Ungerechtigkeit der Zeit keinen Antheil mehr daran haben, einen besondern Ruhm daraus, und sind sehr geschäftig, einem Fremden Portraits von solchen ihren Voreltern zu zeigen, die in der Republik an-

ansehnliche Stellen bekleidet haben. Die Bildhauerkunst scheint noch zu liegen.

Die Musik gewinnt von einem Jahre zum andern immer mehr Verehrer und Kenner; Personen vom Stande lassen sich von ihren Annehmlichkeiten gewinnen, und ich bin versichert, daß die Concerte vieles zur Bildung des guten Geschmacks mit der Zeit beitragen werden. Die Geschicklichkeit in der Baukunst beweisen nicht nur die Landhäuser, sondern auch die Städte, besonders Bern, wo man überal mit der Regelmäßigkeit und Festigkeit einen guten Geschmack vereiniget siehet. Der Canton Bern sol jährlich allein über 100000 Thaler auf öffentliche Kosten verbauen, wodurch die Städte von einem Jahre zum andern ein immer schöneres Ansehen gewinnen; und diejenigen, welche Lust zum bauen haben, werden von der Obrigkeit mit verschiedenen Materialien unterstützt, wobei besonders die vortreflichen Steinbrüche im Berner Gebiete genützt werden. Selbst die Häuser auf den Dörfern sind zierlich gebauet, und man wendet gerne einen Theil seines Vermögens daran, sich eine schöne Wohnung zu verschaffen.

Es

Es würde gewiß überflüssig sein, Sie an die Namen und Verdienste der Männer zu erinnern, welche die Schweiz, besonders seit der Reformation, hervorgebracht, und an diejenigen, welche noch itzt eine Zierde der gelehrten Welt sind. Aber ich wil noch etwas von dem Zustande der Gelehrsamkeit anführen, so wie ich ihn angetroffen habe. Die Schweizer Akademien bieten den Freunden der Wissenschaften alle Gelegenheit an, sich auf denselben zu bilden; ob sie gleich seit einigen Jahren in Ansehung ihres Ruhms gefallen sind, wie ich schon von Lausanne und Genf erinnert habe. Auch die schönen Bibliotheken unterstützen die Liebe der Studien auf eine freundschaftliche Art. Allein es kommen wenig Fremde mehr nach der Schweiz, um da zu studieren; und sie halten sich da mehr auf, in der Absicht, die französische Sprache zu lernen, und die Uebungen im Reiten, Fechten und Tanzen zu treiben, als sich eine gründliche Kentnis der Wissenschaften zu erwerben. Die Berner Akademie wird von Auswärtigen gar nicht besucht; man hat wegen ihrer Verbesserung Vorschläge gemacht, deren Ausführung gewiß zu wünschen ist.

Wenn

Wenn man bedenkt, daß die jungen Schweizer nur darnach streben, um entweder bei ihren in auswärtigen Diensten stehenden Regimentern Officierstellen zu erhalten, oder, wenn sie das Alter haben, zum Rathe befördert zu werden, und daß sie zu jenem nur die französische Sprache, und zu diesem nur einige Kenntnis der Verordnungen und Einrichtungen des Staates nöthig haben; so wird man leicht begreifen, warum die Liebe zur gründlichen Wissenschaft und zur Gelehrsamkeit fast ganz zu verlöschen anfängt. Da man in der Schweiz noch eigentlich kein geschriebenes Gesetzbuch hat, sondern vornehmlich nur nach den Vorschriften des natürlichen Rechtes und nach den besondern Verordnungen und Gewohnheiten eines jeden Cantons regieret; so liegt auch zum Theil die Rechtsgelehrsamkeit, die in Deutschland nach allen ihren Theilen so ausführlich gelehret wird. Die Philosophie wird nur so obenhin nach dem Schulschlendrian getrieben. Die Theologie ist noch das einzige, worauf sich die Geistlichen mit Fleis legen. Allein überhaupt zu urtheilen, so scheint es, daß die Wissenschaften mit vieler Gleichgültigkeit angesehen werden; so

viel ist wenigstens gewiß, daß man mehr einen schimmernden Witz, als eine gründliche Gelehrsamkeit liebt, die man für bloße Pedanterei hält. Vielleicht trägt auch das Temperament der Nation, vermöge welcher sie sehr gemächlich ist, und schwere Anstrengungen scheuet, zu andern Hindernissen der Gelehrsamkeit das Seinige bei. Wer von einer vornehmen Familie ist, der hat dadurch schon Empfehlung genug, unter die Herren der Regierung aufgenommen zu werden, ohne es durch die Eigenschaften des Geistes erst verdienen zu dürfen. Kein Vornehmer, kein Reicher wird sich der Theologie widmen; diese Wissenschaft ist nur für die Armen, und für die, welche keinen Antheil an der Regierung haben. Indessen giebt es noch jetzt sehr viele unter den Schweizern, besonders unter denen, die von einem gesetzten Alter sind, denen man Gerechtigkeit wiederfahren lassen und von denen man gestehen mus, daß sie sich durch eine rühmliche Kenntnis der brauchbarsten Wissenschaften unterscheiden. Die Geschichte und die Staatskunde scheinen die Lieblingsstudien dieser Schweizer zu sein; und da vielleicht kein Land ist, das den Naturforschern

mehr

mehr untersuchungswürdige Gegenstände vorleget, als die Schweiz, so hat man auch seit einigen Jahren einen großen Geschmack an der Naturlehre gefunden, und man hat in Basel eine physikalische Gesellschaft errichtet, die diesen Geschmack unterstützt. Noch mus ich bemerken, daß die meisten Schweizer sich mehr durch eine gute Lectüre und durch Reisen ausbilden, als durch öffentlichen Unterricht in den Akademien, dessen sich gemeiniglich nur diejenigen bedienen, die sich dem geistlichen Stande widmen. Bei der Berner Akademie ist diese Ordnung der Studien eingeführt: Die ersten 2 Jahre werden mit dem Unterricht in der lateinischen Sprache, der Historie, der Eloquenz, wie man es nennt, und den schönen Wissenschaften zugebracht; darauf werden 4 Jahre auf die Philosophie, die theologische Moral, und die griechische Sprache, und nach deren Verlauf wieder 4 Jahre auf die übrigen Theile der Theologie und die ebräische Sprache gewendet; worauf die Candidaten examiniret werden, und die Händeauflegung empfangen, wodurch sie die Erlaubniß bekommen, den Predigern in Amtsverrichtungen beizustehen, und zugleich

sich zu verheirathen. Man siehet leicht, daß bei dieser Einrichtung die gewöhnlichen Studien der Schulen oder Gymnasien mit den akademischen Wissenschaften vermischt sind; und da nach Verlauf dieser 10 Jahre die Geistlichen noch eine lange Zeit warten müssen, ehe sie zum Amte befördert werden, so werden darüber die theologischen Wissenschaften auch oft theils kaltsinnig getrieben, theils wieder vergessen.

Fast ein ieder Canton unterscheidet sich von den übrigen durch die Sprache, wie durch seine Kleidung. In den Gegenden nach Italien wird schlecht Italienisch, und eine Art des Lateinischen geredet; in andern wird ein schlechtes und gemeines Französisch gesprochen; im Neuschateller Gebiete, im Pais de Vaud, in Genf, und unter den Vornehmen in den meisten Städten findet man die französische Sprache sehr gut; in den meisten Oertern aber ist die deutsche Sprache, oder ein schlechter Dialekt derselben gebräuchlich. Dieses Deutsch wird in den Angelegenheiten der Regierung der Eidgenossenschaft gebraucht. Allein die Zusammen-

menfügungen der Wörter, die Menge der Nationalausdrücke, und die rauhe Aussprache machen, daß ein Fremder Jahre braucht, ehe er einen Schweizer vom Lande verstehen lernt. Man würget die Wörter aus der vollen Kehle mit einer solchen Rauhigkeit hervor, daß einem dabei bange wird. Gegen Basel zu, in Zürch, Schafhausen, und auf andern Seiten nach Deutschland wird die Sprache verständlicher. Wenn man auch zugesteht, daß die Schweizer seit einiger Zeit ziemlich rein deutsch schreiben, so ist doch ihre Aussprache einem feinen Ohre unerträglich. Sie reden auch das Deutsche nicht gern in Gegenwart eines Deutschen; in den Städten ist die französische Sprache überal gebräuchlich, sie wird aber meistens nur von dem Frauenzimmer mit einer gewissen Feinheit und zarten Ausdruck gesprochen. Man könte leicht die deutsche Sprache verbessern; allein man liebt zu sehr das Vorurtheil des Alterthums, bleibt bei der gewöhnlichen Aussprache, und die Lehrer des Deutschen sind Schweizer, die oft niemals in Deutschland sich aufgehalten haben.

Vormals war es etwas ſehr gewöhnliches, daß man Greiſe von 90 bis 100 Jahren in der Schweiz fand. Man erblickt auch noch jetzt ſehr häufig Leute auf dem Lande, deren Haupt und Bart mit der Farbe des Schnees bedeckt ſind, und die in ihrem hohen Alter noch alle Kräfte und Lebhaftigkeit der männlichen Jahre behalten. Man will behaupten, daß diejenigen Schweizer, welche meiſtentheils von der Milch leben und keinen Wein trinken, viel größer, ſchöner und dem Anſehn nach ſtärker ſind, als die, welche Wein und weniger Milch trinken. Man führt zum Beiſpiel an, daß wenn man Zürcher und Lucerner Bauern neben einander ſähe, man ſie gewiß nicht für eine Nation halten würde, indem dieſe große, fette und ſchöne Männer, jene aber klein, mager und lange nicht ſo ſchön ſind. Auch will man wiſſen, daß die Bauern aus den Milchländern viel tapferer, ſtärker und arbeitſamer ſind, als die aus den Weingegenden. Die Söhne erreichen ſelten mehr das Alter ihrer Väter, woran ohne Zweifel die veränderte Lebensart Urſach iſt. Diejenigen, welche tief in den Gebirgen wohnen, wohin die Wollüſte ſich

noch

noch nicht so sehr ausgebreitet haben, werden für ihre Mäßigkeit und Arbeitsamkeit mit einem längern Leben belohnt.

Die Schweizer sind so wohl in den Städten, als auf den Dörfern größtentheils von einer schönen Leibesgröße, stark und von gesundem Ansehen; das weibliche Geschlecht ist meistens nur mittelmäßig groß. Bei beiden Geschlechtern siehet man fast nichts als schwarze Haare und Augen; und die männlichen Gesichter sind mit einer frischen braunen Farbe bedeckt, wovon man aber die platten Länder und die Städte zum Theil ausnehmen könte. In den Thälern, die sich zwischen hohen Bergen, sonderlich von Morgen gegen Abend ziehen, ist wegen vielfältiger Zurückprallung der Sonnenstralen eine große Hitze, welche die Gesichter verbrennet; selbst auf den Schnee- und Eisgebirgen machen eben diese vom Schnee häufig zurückprallende Stralen auch in kalter Luft die Gesichter der Anwohner ganz braun.

Die Landleute beiderlei Geschlechts kleiden sich mit so vielem Anstand und Reinigkeit, als man nicht so leicht wahrzunehmen pflegt. Die Landmädchen im Canton Bern, auch die ver-

heirratheten Bäuerinnen, kleiden ſich gleich; ſie tragen alle einen blauen Rock, ein rothes feſtgeſchnürtes Mieder, das keine Ermeln hat, an deren ſtatt die Ermeln des weiſſen Hemdes über den Arm herabhängen, und auf dem bloßen Kopfe, deſſen Haare geflochten über den Rücken faſt bis zur Erde herunterhangen, einen kleinen runden weiſſen Schäferinnenhut von feinem Stroh, der mit einem rothen Bande geſchmückt iſt. Es iſt ein angenehmer Anblick, die Wieſen bei der Einſamlung des Graſes von dieſen gleich gekleideten Dorfſchönen, die bei der Artigkeit ihrer Tracht noch die Schönheit der Geſichtsbildung und des Körpers und ein gewiſſes fröhliches und freundſchaftliches Weſen beſitzen, erfüllet zu ſehen und ſie dabei ihre ländlichen Lieder ſingen zu hören. Die Landleute männlichen Geſchlechts kleiden ſich ganz ſimpel, und auſſer den Schäferhut und den weiten Hoſen, iſt ihre Kleidung deutſch. In Anſehung der Tracht ſind die Cantons ſehr verſchieden. Die Landleute tragen auch lange Bärte, wodurch ſie ein gewiſſes ehrwürdiges Anſehen erhalten; allein die Jungen fangen an, dieſe Zierde ihrer Vorfahren allein ihren Vätern zu überlaſſen.

15.

15.

Ich komme itzt auf einen Abſchnit in dem Charakter der Schweizer, den ich lieber ganz weglaſſen möchte, wenn ich nicht meine Beſchreibung, die ich Ihnen geben ſol, ſo vollſtändig zu machen ſuchen müßte, als es mir möglich iſt.

Was man von allen Nationen ſagen kan, daß die Zeit ſie entweder beſſert oder verſchlimmert, das gilt auch von den Schweizern. Die alte Geſchichte weis ihre Einfalt, ihre Mäßigkeit und ihre Verachtung gegen alles, was den Menſchen weichlich macht, nicht rühmlich genug zu beſchreiben. Sie kanten keine andern Ergötzungen, als ſolche, die ſie ſich erſt nach einer langen Arbeitſamkeit auf eine kurze Zeit erlaubten; ihre Vergnügungen waren einfältig, und hatten weder auf den Körper noch auf den Geiſt ſchädliche Einflüſſe. Ihre Feſte und Spiele waren von der Beſchaffenheit, daß ſie den Körper feſt und dauerhaft machten und ihren kriegeriſchen Geiſt nährten. Im Wettlaufen, im Ringen und im Schieſſen mit dem Bogen ſuchten ſie nicht weniger ihre Ehre, als

ihr Vergnügen. Ihre Speisen waren Brod, die Früchte des Feldes und der Heerde; und ihr Getränke das nahe Wasser, das von den Gebirgen zu ihren Wohnungen herabfloß. Ihre Zufriedenheit bei der Armuth, ihre Treue gegen ihre Nachbarn, ihre unermüdete Arbeitsamkeit, ihre Keuschheit und ihre unüberwindliche Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande verdienten eben so viele Nachahmung, als Bewunderung. Man mus, um die alten Schweizer kennen zu lernen, in die spätere Geschichte zurückgehen, und man wird eine so vortrefliche Nation nicht anders als verehren können.

Allein vergleicht man ihren vormaligen Charakter mit ihrem jetzigen, so wird man finden, daß sie die edle Einfalt ihrer Vorfahren zu vergessen anfangen und sich dem Schicksale der Römer nähern, als sie nach ihren Siegen reicher wurden und die Wollüste fremder Völker kennen lernten. Es ist wahr, daß die Schweiz, besonders in den Gebirgen, noch Einwohner genug hat, bei welchen man noch Spuren der alten Einfalt der Sitten und Tugenden erblickt, die seit Jahrhunderten so berühmt sind, Leute, die mit ihren Heerden

aus

aus einer Quelle trinken und ſich begnügen, mit Milch, Brod und Früchten ihren Hunger zu ſtillen. Man würde die Geſetze der Billigkeit und der Unpartheilichkeit zu ſehr beleidigen, wenn man das Gegentheil behaupten wolte. In dem Landmann ſiehet man noch zum Theil den Abkömmling der alten Helvetier; zum Theil, denn auch auf den Dörfern hat das Verderben der Zeit ſchon manche Unordnung ausgebreitet. Da die Sitten der Städte durch die Reiſen und Kriegsdienſte in fremden Ländern und durch die blinde Nachahmung der franzöſiſchen Weichlichkeiten ſehr ausgeartet ſind; ſo iſt es gekommen, daß das anſteckende Gift einer wollüſtigen und unmäſſigen Lebensart ſich auch bis in die Hütten der Landleute, beſonders derer, die in der Nachbarſchaft der Hauptſtädte liegen, verbreitet hat. Zu den verführenden Beiſpielen, die der Landmann ſo wohl in den Städten ſeines eigenen Vaterlandes, als auch als Soldat in andern Ländern geſehen, kan man noch die heitere und geſunde Luft der Schweiz und den Ueberfluß der Naturgüter als Urſachen ſetzen, daß der verdorbene Geſchmack an der Unmäſſigkeit eine Nahrung erhält.

Zwar

Zwar mus man die Gesetze der Obrigkeit rühmen, die dem öffentlichen Verfal der Sitten sorgfältig entgegenarbeiten. Sie bemühet sich sehr, alles zu entfernen, was zur Pracht oder Schwelgerei gehört; und die Verordnungen der Regierung werden von den Predigern bekräftiget. Dieses ist besonders in den Städten und Gegenden nothwendig, wo sich die aus Frankreich vertriebenen Protestanten niedergelassen haben, die noch immer für den Geist der Schweizer Obrigkeit und ihre Einrichtungen zu viel Galanterie mitgebracht. Nichts kan den Schweizern schädlicher und selbst der Freiheit nachtheiliger sein, als Ueppigkeit und Verschwendung; dadurch wird nicht nur das kriegerische Wesen erstickt, sondern es übersteigen auch sehr bald die Ausgaben die Einkünfte; ausserdem müssen die Dinge, welche die Schwelgerei unterhalten, von andern Nationen geholet werden, wodurch die Schweiz, die wenig von ihren eigenen Produkten verkauft, und ohnedies nicht viel Geld hat, bald ihrem Untergange nahe gebracht werden kan. Dabei ist bekant, daß die Verschwendung mit vielen andern Lastern verschwistert ist; sie bringt Müs-

ſſgang, Ungerechtigkeit und Raub. Beſonders werden durch die Schwelgerei in einer Republik die Freiheit und die Stimmen einer ieden auswärtigen Macht feil. Daher gereicht es der Wachſamkeit der Schweizer Regierungen zum Ruhm, daß ſie alles einſchränken und entfernen, was nach Schwelgerei, Eitelkeit und Pracht ausſieht; und man hat nicht nur eine nachdrückliche Einſchärfung von Kleiderverordnungen, und andern heilſamen Einrichtungen, die Bälle, Gaſtereien und ſo weiter, betreffen, ſondern auch die Obrigkeit geht mit einem guten Beiſpiel vor und iſt ſelbſt den Geſetzen unterworfen, die für das algemeine Beſte gemacht ſind. Allein demohngeachtet ſind die verdorbenen Sitten mächtiger, als die Geſetze; und die Unmäßigkeit und Wolluſt haben ſich überal ausgebreitet. Wenn gleich die Einfuhr fremder Weine verboten iſt, ſo findet man dieſe Getränke doch häufig genug in der Schweiz; da man doch den vortreflichſten Landwein hat und der auswärtige für die Einwohner unſtreitig zu hitzig iſt, die Geſundheit zerſtöret und mancherlei Krankheiten verurſacht. Die Natur iſt in Anſehung des Getränkes

tränkes sehr günstig; überal sieht man die schönsten Weinberge, und da der Wein fast gar nicht ausgefahren wird, so hat man ihn wohlfeil und in großer Menge. Demohngeachtet verlangen die Vornehmen ausländische Weine, und der Landmann und gemeine Bürger trinken gewöhnlich den Wein ihres Landes in dem größten Uebermaaße bis zur Tollheit, so, daß man ihnen die Liebe zum unmäßigen Trunk fast mit mehrerem Rechte vorwerfen kan, als den Deutschen. Hiervon kan sich ein jeder, der nach der Schweiz reiset, durch das eigene Zeugnis seiner Augen überzeugen.

So wie das unmäßige Trinken am meisten auf den Dörfern und unter einer gewissen Klasse von Bürgern herrscht; so findet man den überflüßigen Genuß der Speisen vornehmlich in den Städten, obgleich auch dieser Zweig der Schwelgerei bei den Landleuten wahrgenommen wird. Nicht nur die Jugend, sondern auch Erwachsene und Alte speisen des Tages dreimal, und fast könte man sagen, viermal, indem das Frühstücken sich nicht blos auf Kaffee einschränkt, sondern man auch alsdann schon kalte Speisen zu genießen anfängt. Ausser den gewöhnlichen

Mahl-

Mahlzeiten zu Mittag und zu Abend wird in allen Häusern des Nachmittags, oft eine Stunde nach dem Mittagsessen, bei dem Kaffee wieder eine Menge Speisen, Käse und Brod, Fische, Braten, Schinken, Gebackenes, auch Wein aufgetragen; und man mus sich wundern, mit welchem Appetit man wieder speiset und wie selbst die Damen sich nicht davon ausschliessen. Diese Gewohnheit wird sehr sorgfältig beobachtet, und ohne dieselbe würde der Schweizer gewiß befürchten, in eine Krankheit zu fallen. Man nent dieses goutiren; aber es ist eine förmliche Mahlzeit, nur mit dem Unterschied, daß man nicht zu sitzen pflegt, sondern dabei im Zimmer herumgeht. Ein recht artiges Gemälde müßte es abgeben, wenn man die zufriedene Mine nachbildete, mit welcher eine solche Gesellschaft goutirt. Um achte Uhr des Abends geht man schon wieder zu Tische und speiset mit einem völligen Appetit, daß man kaum glauben solte, es wären eben dieselben, die so vortreflich goutirten. Wenn man dem Schweizer seine Verwunderung über den ausserordentlichen Appetit zu erkennen giebt und ihn nach der Ursache fragt, so antwortet

er

er mit einer gründlich entscheidenden Miene, daß es die strenge Luft des Landes sei. Allein es ist nicht so wohl die Luft, als vielmehr eine herschende Gewohnheit, die in der That eine Quelle vieler Krankheiten werden muß, besonders bei Leuten, die keine schweren Arbeiten zu verrichten haben.

Vielleicht ist die Unmäßigkeit im Essen und Trinken auch eine Ursache von der Wollust, die unter den Schweizern mehr herscht, als man glauben solte. Sehr gewöhnlich sind auf dem Lande Eheschlüsse durch vorhergegangene Schwängerungen, und in der Stadt Untreue in der Ehe von beiden Geschlechtern. Wenn gleich die Verletzung der Keuschheit aufs strengste beobachtet, und aufs härteste bestrafet wird, so ist doch die Neigung zur Wollust zu unbändig, als daß sie sich durch die Strafen an Geld und Ehre solte bezwingen lassen. Noch könte man die große Weichlichkeit der Schweizer, die man nicht bei ihnen suchen solte, als einen Theil der Verschlimmerung ihres Charakters anführen; allein vielleicht habe ich schon zu viel von ihren heutigen Fehlern gesagt. Wenn man den Charakter einer Nation beschreiben

will,

will, ſo muß man eben ſo wenig die Schlimme, als die gute Seite überſehen. Die Miſchung der Tugenden und der Fehler macht ſo wohl bei einzelnen Menſchen, als auch bei ganzen Völkern den Charakter. —

16.

Man ſchreibt den gemeinen Leuten in der Schweiz einen großen Aberglauben zu, und es iſt gewiß, daß ſie eben ſo wenig davon ganz frei ſind, als andere Länder. Am meiſten ſcheint er ſeine Heimath an den Seiten der entlegenen Gebirge zu haben, und er iſt nicht blos ein Antheil der katholiſchen Landleute, ſondern man findet ihn auch bei den reformirten Bauern; man darf nur eine kleine Reiſe nach den Gletſchern machen, um ſich davon zu überzeugen. Die Einwohner dieſer Gegenden ſind vol von abergläubiſchen Erzählungen von den Künſten des Teufels und von Hexereien, und wer ſich am Abend in der Herberge einen Zeitvertreib machen will, darf ſie nur auf die Geſchichten bringen. Es iſt ganz auſſerordentlich, wie viel Geſchäfte der böſe Geiſt vormals in der Schweiz ausgeführet hat. Allein da dieſer

Glaubens ein Erbtheil des gemeinen Mannes ist, so will ich weiter nichts davon erwähnen; nur muß ich noch sagen, daß es falsch ist, was ich in einigen Reisebeschreibungen gefunden zu haben mich erinnere, daß nämlich einige Obrigkeiten in der Schweiz noch in neuern Zeiten Personen zum Tode verurtheilt, die wegen Hexereien angeklagt worden.

Daß das gemeine Volk leichtgläubig sey, davon hat man freilich verschiedene Exempel. So hat man beim Ausgraben der Steine ein ausgelegtes Pflaster gefunden, in dessen Mitte ein schön ausgearbeiteter Kopf von einem Satyr gelegen. Wer hätte wohl auf die Gedanken kommen sollen, daß man denselben für den Kopf Mosis halten müßte, dessen Grab endlich entdeckt worden? Genug, es geschah hier, was kein Mensch hätte denken sollen. Die ganze Nachbarschaft wurde durch das Gerüchte, daß das Grab Mosis gefunden, in eine heilige Bewegung gesetzt; alles eilte herzu, um den Rest dieses Mannes zu sehen; entfernte Gegenden wurden rege und es kamen schon viele Wallfahrende und Pilgrimme an. Allein der Landvoigt, der die geistliche Politik, diesen

Ort

Ort mit Zeichen der Andacht zu schmücken und ihn zu christlichen Wallfahrten zu empfehlen, nicht begünstigen wolte, ließ den Kopf zum großen Leidwesen der Pfaffen und des Pöbels wieder eingraben und mit Erde bedecken. In Baden hat man unter andern ein Bad, wo die Armen sich umsonst baden können. Bei diesem Bade stehet eine große Säule, auf welcher man eine steinerne Statue erblicket, welche den alten Inschriften zufolge von den Zeiten der Römer herkomt und das Bildnis der Isis vorstellet, die, wie bekant ist, die Göttin der Arzeneikunst bei den Egyptern war und den medicinischen Wassern vorstand. Man weis, daß diese Göttin von den Römern verehret worden und diese Bäder schon zu ihren Zeiten berühmt gewesen. Man findet selbst an der Statue noch viele Inschriften, welche der genanten Göttin Erwähnung thun. Allein aller dieser Gründe ungeachtet, siehet man die Statue für eine Vorstellung der heiligen Verene an; und ihr zu Ehren wird gerade gegen sie über alle Nacht eine Kerze angezündet, zu deren Unterhaltung eine jährliche Steuer gesamlet wird. Artig genug, daß man noch in unsern

Zeiten einer egyptischen Gottheit eine gottesdienstliche Verehrung erweiset.

Noch mus ich eine vortrefliche Verordnung berühren, die mir eben beifält. Man hat in der Schweiz diesen heilsamen Vergleich getroffen, daß weder die katholischen, noch die reformirten Cantons Bekehrer aussenden sollen, daß keine Parthei die andere auf keine Art wegen der Religion beleidigen sol, daß die, welche die gegenseitige Religionsparthei mit Schimpfwörtern belegen würden, von ihrer Obrigkeit bestrafet werden sollen, daß ein ieder in seiner Religion bleiben solle, so lange es ihm gefält; und auf diese Verordnungen wird mit einer desto gröſsern Wachsamkeit von der Obrigkeit gehalten, da man sich noch immer der traurigen Religionskriege von 1531 und 1712 erinnert, wo die Cantons unter einander sich bekriegten.

Was ich von Baden erzählt, erinnert mich noch an einige Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römer, die man in der Schweiz antrift. Man gräbt beinahe alle Jahre noch einige merkwürdige Alterthümer aus. Bei Winterthur hat man auſser den römischen Inschriften,

die

die man in alten Steinen lieſet, eine Menge römiſcher Münzen von der Regierung des Nero, Domitian und Conſtantin gefunden; nicht weniger hat man in der benachbarten Gegend nicht lange viele von Erz gegoſſene Stücke und unter denſelben 2 Mercurios, Ochſen, Hunde, u. ſ. w. ausgegraben. Nicht weit von Rappersweil hat man bei Gelegenheit der Veränderung eines Gebäudes einen irdenen Topf gefunden, worin 1900 alte römiſche Münzen von den Zeiten des Valerian, Aurelian und Probus geweſen, unter welchem letztern dieſe Gegend verwüſtet wurde. Auſſerdem weiſet man daſelbſt noch 1700 andere alte römiſche Münzen. In Yverdun, die ſchon zu den Zeiten der Römer eine beträchtliche Stadt geweſen, hat man Medaillen von des Auguſtus Regierung an bis auf Julian, imgleichen ſilberne gothiſche Münzen gefunden. Faſt nirgends ſiehet man mehr römiſche Inſchriften in Steinen, als in Avenche, welches das ehemals berühmte Aventicum iſt, wohin die Römer eine Colonie legten. Man findet auch da ein moſaiſches Pflaſter und einige Ueberbleibſel von einem Amphitheatro. In

Baden siehet man eine große Anzahl von Denkmälern der Pracht, welche dasienige bestätigen, was Tacitus von dieser Stadt sagt. Man hat da verschiedene Figuren heidnischer Gottheiten, einige Statuen alter Römer, viele Stücke römischer Münze von Erz, und steinerne Bildsäulen vom Kaiser August, Vespasian, u. s. w. in den tiefen Wasserquellen ausgegraben. Nicht weniger hat man auf den Bergen und in den Wäldern viele Alterthümer entdeckt, insonderheit viele Münzstücke von Erz, Kupfer, Silber, Gold. In der Abtei zu Wettingen siehet man an dem Thurme der Kirche einen Stein, der eine Inschrift von der Göttin Isis enthält, zu deren Tempel er gedienet. Ich habe gefunden, daß man gerne diejenigen Steine, von welchen man aus den Inschriften weis, daß sie ehemals zu Götzentempeln gebraucht worden, bei Erbauung der Kirchen anbringt, entweder aus Achtung gegen ihr Alterthum, oder, wie ein gewisser Cardinal schreibt, um ihre ehemaligen Beschimpfungen zu rächen.

17.

Ich mus Ihnen noch etwas von den natürlichen Merkwürdigkeiten der Schweiz erzählen, weswegen dieſes Land eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. In der That hat dieſes Land Vorzüge, die man gewiß in andern Theilen von Europa entweder vergebens ſucht, oder doch nicht ſo häufig beiſammen findet. Die eigenthümlichen Seltenheiten, welche die Schweiz hat, ſind ſo große Verwürfe, daß man ſie nicht ohne einen hohen Grad der Bewunderung betrachten kan. Man findet hier einen weiten Schauplatz von Merkwürdigkeiten der Natur, an welchen ſich ein Reiſender nicht ſatt ſehen kan. Ich erzähle ſie, ſo wie ſie mir beifallen, ohne mich ängſtlich an eine Ordnung zu binden.

Was mir in der Schweiz das merkwürdigſte unter den Seltenheiten der Natur geſchienen, das ſind die entſetzlichen Schaugerüſte, die Alpen. Sie ſind zum Theil die ſtärkſten Befeſtigungswerke, welche die Natur der Schweiz gegeben hat, um ſie nach dem Ausdruck des Herrn von Haller

— — — von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten
Plagen sind.

Die Alpen sind, wie bekant ist, von verschiedener Höhe, Umfang und Benennung. So wohl die Höhe dieser Gebirge, als auch die Tiefen der dazwischen liegenden Thäler und die Rauhigkeit und Gefahren der Zugänge zu ihnen haben bisher die Naturkündiger verhindert, uns eine volständige Beschreibung von diesen Gebirgen zu geben. Sie sind unstreitig die höchsten in Europa. Man kan auf ihre Höhe aus der großen Entfernung schon schliessen, in welcher man sie entdeckt, und aus der weiten Ausdehnung des Landes, welches man von ihrem Gipfel siehet. Von dem Berge Sucket erblickt man 2 Seen in Bourgogne, und 6 in der Schweiz, unter welchen einer 6 deutsche Meilen davon liegt; und doch geht man von dem Fuß dieses Berges bis nach seinem Gipfel nicht länger als zwo Stunden. Man kan hieraus abnehmen, was für eine weite Aussicht man von den Spitzen solcher Gebirge habe, welche ungleich höher sind und zu deren Besteigung man zwo Tagereisen gebraucht.

braucht. Mir fält hierbei die Stelle des Livius ein, da er von dem Hannibal sagt, daß, als derselbe mit seiner Armee über die Alpen nach Italien gegangen und auf die höchsten Berge gekommen sei, er von da Italien entdeckt, und es seinen Soldaten gezeigt, um sie durch diese Aussicht aufzumuntern, ihren Zug fortzusetzen und alle rauhe Beschwerlichkeiten zu überwinden. Wenn man von der einen Seite die erstaunliche Höhe, das ewige Eis und den Schnee der Alpen und die Unbequemlichkeit und das Fürchterliche der Wege betrachtet, so scheint es, daß daselbst nicht viel Vergnügen zu hoffen sei. Aber wenn man von der andern Seite bedenkt, daß die Alpen der Schweiz mächtige Schutzmauern gegen die Angriffe der Nachbarschaft sind, wenn man Achtung hat auf die Menge von kleinen und großen Seen und Flüssen und Bächen, die von diesen Gebirgen herablaufen, auf die vortrefflichen Arzeneikräuter, die man da findet, auf die reichen Weiden, die sie zum Theil dem Viehe geben, auf die Menge von allen Arten von Wild, auf ihr Metall, und auf viele andere Güter und Seltenheiten der Natur, die man auf den Alpen antrift; so ist es gewiß, daß sie

so wohl wegen ihres Nutzens, als ihrer Schönheit, der Schweiz einen großen Vorzug vor allen übrigen Ländern geben. Es ist wahr, daß die nach diesen Gebirgen Reisende vielen Gefahren ausgesetzt sind, ohne die Beschwerlichkeiten zu rechnen, die sie beim Auf- und Niedersteigen vor sich finden.' Die größten Gefahren kommen theils von den ungeheuren Abgründen, die man oft zur Seite antrift, theils von dem Schnee und Eis, und theils von den Winden.

Die Eisberge werden von den Deutschen Gletscher, und von den Franzosen Glacières genant. In Bern und vielen andern Städten hat man eine schöne Lage derselben täglich vor Augen. Ob sie gleich von Bern in einer Entfernung von mehr als 7 deutschen Meilen liegen, so scheint es doch, als wenn sie kurz vor dem Eingange der Stadt aufstiegen und sie erheben sich, wie ungeheure Wetterwolken, am Himmel hinauf. Man sieht sie in einer langen Strecke fortgehen und ihre Gestalt verändert sich oft. Gemeiniglich liegen sie wie graue oder schwarze Wolken in einer angenehmen Verfinsterung und schliessen den Gesichts-

kreis

kreis auf eine feierliche und ernsthafte Art. Oft schimmern nur die Spitzen vom Schnee, und der übrige Theil dieser Gebirge ist dunkel. Oft aber haben sie eine so glänzendweiße Gestalt, daß sie nicht allein den ganzen Horizont umher mit ihrem Lichte erfüllen, sondern auch das Auge des Hinschauenden blenden. Der weiße Schimmer der Eisberge ist dem Landmann allemal eine Anzeige eines bevorstehenden Regenwetters.

Niemals aber kan ein Anblick in der Natur prächtiger sein, als derjenige, den diese Gletscher bei dem Untergange der Sonne geben. Wenn wir die Sonne nicht mehr über unserm Horizont erblickten, so durften wir unsre Augen nur nach den Schneegebirgen wenden, wo wir die bewundernswürdigste Malerei sahen, womit sie die letzte Scene des Tages beschließt. Zuerst erscheinen die Gebirge, so weit man ihre Höhe und Ausbreitung sieht, in einem sanften Schimmer; nach einer halben viertel Stunde in einem prächtigen hohen rosenfarbenen Glanze; bald darauf in einem röthlich vermischten Blau, welches nach und nach erbleichet und aus einer grauen Schattirung in

eine

eine völlige Dunkelheit übergeht. Man kan die *chalerischen Abwechselungen bei diesem Schauspiele der Natur nicht ansehen, ohne von Bewunderung und Entzücken durchdrungen zu werden. Wenn ein Fremder diesen majestätischen Auftrit das erstemal erblickt; so ist sein Erstaunen ganz unbeschreiblich. Ich mus gestehen, daß ich dieses Schauspiel, so oft ich es auch gesehen, allemal mit einem ausnehmenden Vergnügen betrachtet. Wenn man sich dieses vorstelt, so versteht man recht die folgende Stelle in dem Gedichte des Herrn v.. Haller über den Ursprung des Uebels:

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Die obersten Theile von den Schneebergen sind mit tiefem Schnee bedeckt, der sich seit vielen Jahrhunderten daselbst häufet. Die mittlern und untern Theile enthalten gemeiniglich eine fruchtbare Viehweide und werden auch

zum

zum Theil bewohnt. Einige Gletscher aber sind ungeheure Wildnisse, wo in einer Strecke von vielen Meilen Eisberge an Eisberge stoßen und keines Menschen Fuß hingekommen ist. Diesen Theil scheint sich die Natur allein vorbehalten zu haben, um da ihre ganze furchtbare Majestät zu zeigen. Die Klüfte zwischen diesen Bergen sind von einer unermeslichen Tiefe. Oft hört man von den Spaltungen des Eises, oder von dem Einstürzen desselben ein so entsetzliches Krachen, als wenn das ganze umher liegende Gebirge in Stücken zerspringen wolte. Die Spaltungen sind oft über 400 Ellen tief; und wenn iemand hineinfällt, so ist er verloren, zum wenigsten ist es sehr selten, daß einer wieder herausgekommen. Man stürzt in einen Abgrund, wo man entweder von der großen Kälte, oder vom Schnee, oder von Hunger seinen Geist aufgeben mus. Indessen giebt es unter diesen Gegenden doch einige, worüber man reisen mus, weil man keinen andern Weg wählen kan. Oft bedeckt der Schnee so sehr die Oefnungen, daß ein Reisender sich kaum bei aller Vorsicht genug in Acht nehmen kan, um nicht hineinzustürzen. Um diese Gefahren

fahren zu vermeiden, ſo nimt ein Fremder Wegweiſer mit ſich, welche mit langen Stöcken in der Hand vorangehen und den Weg unterſuchen, ob er auch Spaltungen hat; und findet man dergleichen, ſo mus man entweder hinüberſpringen, oder wenn dies nicht geſchehen kan, ſo wird ein langes Brett übergeworfen, welches man zu dieſer Abſicht mit ſich führt. Die Gefahr vermehrt ſich, wenn der Schnee erſt friſch gefallen iſt; denn man ſiehet alsdann nicht die geringſte Spur von einem Wege. In dieſem Fall mus man ſich nach gewiſſen Maaßruthen richten, welche oft in einer Entfernung zur andern geſetzt ſind, um darnach den Weg zu finden. An vielen Oertern aber ſetzen die Anwohner keine dergleichen Maaßruthen, damit die Reiſenden genöthiget werden, ſie zu Wegweiſern anzunehmen und ſie gut zu bezahlen. Bei allen dieſen Umſtänden mus man noch die Schuhe mit kleinen ſpitzigen Nägeln beſchlagen laſſen, um nicht auf dem Eiſe zu fallen, und man mus dabei mit vieler Behutſamkeit gehen. Dieſe Gefahr, in Spaltungen zu ſtürzen, iſt es nicht allein, der man ausgeſetzt iſt. Oftmals reiſſen

ſich von den Spitzen der Berge groſſe Stücke von Eis los, die ſich mit einer ungeſtümen Gewalt herabwälzen, alles niederreiſſen, was ihnen begegnet, und die Wege dergeſtalt bedecken, daß man weder weiter gehen, noch wieder zurückkommen kan. Auſſer dieſen Eisgebirgen haben die Reiſenden noch die zu befürchten, wo der Schnee locker liegt. Oft fallen von den oberſten Theilen der Berge fürchterliche Ballen von Schnee, welche ein Getöſe machen, das einem Donner ähnlich iſt und dabei die Vorübergehenden begraben. Manchmal wird der Schnee durch heftige Winde empört, und herumgetrieben, und fliegt in einer ſo erſtaunlichen Menge und in ſolchen Stücken umher, daß ſie Menſchen und Thiere niederſtürzen und bedecken, und nicht ſelten ganze Bäume niederreiſſen. Dieſes Unglück iſt deſtomehr zu befürchten, weil es die meiſte Zeit plötzlich geſchieht. Es iſt beinahe unglaublich, wie leicht die hohlen Schneeklumpen ſich losreiſſen. Die Bewegung von dem Sprunge einer Gemſe, der Schall von einem Piſtolenſchuß, ein Geſchrei, ein lauter Ton iſt ſchon fähig, auf den Schneebergen eine Erſchütterung

rung zu machen, die ganze Stücke losstürzt. Deswegen pflegt man den Fremden, die in diesen Gegenden reisen, sehr zu empfehlen, früh Morgens zu reisen, wenig zu reden, so wenig Geräusch zu machen, und so geschwind zu gehen, als es möglich ist.

Was mir besonders bei den Eisbergen merkwürdig vorgekommen, besteht darin, daß das Wasser, welches von denselben herabfließt, das gesundeste von der Welt ist. Ein Reisender, der über die Alpen geht, kan kein anderes Wasser trinken, ohne sich der Gefahr einer Krankheit auszusetzen. Aber das Wasser von den Eisbergen kan man so gar früh Morgens, ehe man etwas zu sich genommen hat, trinken, und es hat eine ausserordentliche Kraft, den Körper zu erfrischen. Die Leute, die in diesen Gegenden wohnen, brauchen bei Fiebern und Zahnschmerzen keine andere Arzenei, als dieses Wasser.

Das, was ich bisher von diesen Gegenden gesagt, betrift meistens nur ihre schlimme Seite; allein sie vergüten diese fürchterliche Rauhigkeit auf der andern Seite mit den angenehmsten Gegenständen und Vortheilen, wovon

von ich schon vorher verschiedene angeführt habe. Wenn auf den obern Theilen der Berge auch die ungeheuresten Klumpen von beständigem Eise und Schnee, und nicht weniger auch in den Absätzen und Klüften liegen; so mus man sich doch nicht vorstellen, daß diese rauhe Natur eben dieselbe in allen Gegenden der Alpen sei. Es giebt ganze Striche, wo die schönsten Landhäuser und Bauerhütten in Menge liegen, und um welche herum große Heerden von Vieh weiden. Und wie die Berge nach dem Maaße ihrer Höhe vielmehr Land in sich begreifen, als man gemeiniglich zu denken pflegt; so nehmen sie auch eine weit größere Menge von Menschen und von Vieh ein. In dem Canton Bern giebt es einige Gegenden in den fruchtbaren Alpen, welche eben nicht groß sind, und doch die Woche auf 1000 Thaler eintragen. Man weis, wie klein der Antheil des Canton Glaris an den Alpen ist, und er ernähret doch auf 15000 Stück Hornvieh, das andere Vieh ungerechnet.

Es ist zwar bekant, aber doch immer noch merkwürdig, daß man in vielen Gegenden auf den Alpen auf einmal die vier Jahreszeiten er-

blickt. Wenn man seine Augen nach dem Gipfel der Berge richtet, so siehet man in den ewigen Massen von Schnee und Eis das Bild des Winters; ein wenig herunter erblickt man viele schöne Landhütten, die von den umstehenden Bäumen mit grünem Laube und Blüten eingekleidet scheinen, welches uns den Frühling vorstellet; noch weiter herab findet man Bäume, die schon reife Früchte tragen, und Thäler, welche mit den schönsten Erndten angefüllet sind, welches zusammen eine Abbildung des Sommers und des Herbstes ist. Ja ich habe so gar selbst gefunden, daß man oft mit einem Fuß auf Eis und mit dem andern auf einen grünen Boden treten kan, der Erdbeeren trägt.

Außer den Vortheilen der Viehzucht, welche die Alpen den Einwohnern verschaffen, geben sie ihnen noch hundert Annehmlichkeiten. Dahin gehört die Jagd mit wilden Thieren; denn außer den Hirschen, Rehen und Haasen giebt es hier auch Gemsen, Bären, Wölfe und Füchse; auch findet man viele Murmelthiere. Im Winter siehet man eine Art von großen weissen Haasen, die aber wenig geschossen werden.

werden. Auch hat man hier viele Arten vom wilden Federvieh, und unter andern auch eine Menge von groſsen Adlern, die Haasen, Gemsen, Rehe und Lämmer wegtragen, und in deren zerstörten Nestern man oft Knochen von Kindern gefunden hat. Nicht weniger sind die Alpen wegen der unvergleichlichen Kräuter merkwürdig, welche daher geholet, und zu den heilsamsten Arzeneimitteln verwendet werden. Zu den Vortheilen der Alpen kan man noch die Menge von Mineralien, Muscheln, Versteinerungen, Thon, Alabaster rechnen. In den wildesten Gegenden hat man ganze Krystallgewölber entdeckt, welche auf 30000 Thaler geschätzt worden und worunter ganze Stücke von 8 Centnern gewesen; nicht weniger Marmor von verschiedenen Farben, und Brüche, deren Werth man auf 100000 Thaler angegeben.

18.

Ich habe Ihnen einige allgemeine Bemerkungen über die Alpen gegeben. Ich mus Sie noch näher zu diesen wundervollen Gebirgen führen, und derwegen will ich Ihnen

die Reise erzählen, die ich selbst in eine Gegend der Gletscher gemacht habe.

Ich reiſete im Anfange des Julius (als welches die gewöhnliche Zeit ſolcher Reiſen iſt, weil alsdann die Wege durch die ſtärkere Sonnenhitze vom Schnee gereiniget ſind,) von Bern nach dem Grindelwald, welches die Gegend iſt, die am meiſten von Fremden beſucht wird, weil man daſelbſt weniger Gefährlichkeiten als an andern Oertern antrift und man einige der berühmteſten Eisberge findet. Dieſe Gegend, nach welcher ich meine Reiſe mit vieler Neugierde nahm, wird das Oberland genennet, und die Alpen trennen den Canton Bern von der Landſchaft Wallis. Das Oberland beſteht aus den ſchönſten Thälern und Bergen, und fängt bei der Stadt Thun an. Dieſer Ort liegt überaus anmuthig; die Aare fließt hier aus dem See in verſchiedenen Betten nach Bern hinunter und außerdem ligen einige ſteile Berge der Stadt gegen über. Von hier durchſegelt man den Thunerſee der Länge nach, welcher auf 3 deutſche Meilen beträgt. Wenn die Fahrzeuge beſſer wären, als ſie gemeiniglich zu ſein pflegen, ſo könte keine Waſſerfahrt anze-

angenehmer sein, als diese. Im Anfang sieht man auf der einen Seite des Sees eine Menge von Weinbergen liegen, die sich ungefähr auf eine Meile erstrecken. Hinter diesen erheben sich auf beiden Seiten des Sees starke Gebirge, auf welchen man ganze Heerden weiden siehet, und zwischen welchen fruchtbare Thäler liegen. An dem Fusse der Berge zeigen sich schöne Dörfer und Landhäuser, die einen reizenden Anblick geben. Die Kette der Gebirge, welche den See umgeben, gehet immer fort, und am Ende des Sees gewinnen sie eine grössere Höhe. Der See ist fischreich; aber zuweilen sehr ungestüm, und dieses ist desto unangenehmer, da man wegen der steilen Felsenwände an wenig Orten anlanden kan. Von ihm wird eine besondere Merkwürdigkeit erzählt, nämlich daß er, vermuthlich durch ein unterirdisches Feuer, im Jahr 604 so sehr zu sieden angefangen, daß er eine Menge todter und verbrannter Fische ans Land geworfen. An der Nordseite des Sees wird den Fremden von den Schiffern die St. Beatenhöhle gezeigt, worin der heilige Beat gewohnet haben soll, der zuerst die christliche Religion nach Helvetien

gebracht. Sie liegt in der Mitte eines hohen und ſteilen Felſens, und das Aufſteigen iſt ſehr mühſam. Die Höhle geht weit in den Felſen hin; aus dem Eingange fließt ein ſehr klarer aber kalter Bach heraus; der Grund der Höhle zeigt von dem Waſſer viele wellenförmige Lagen. Nicht weit von dem Ende des Sees iſt eine reiche Vitriolquelle, welche ſo ſtark iſt, daß ſie das Waſſer, worüber ſie fließt, ſchwarz, und das Seewaſſer, wohin ſie ſich ergießt, grün färbt. Nachdem dieſe kleine Reiſe zu Waſſer geendigt war, giengen wir zwo Stunden in einer mit den vortreflichſten Obſtbäumen beſetzten Ebene, worin auch ſchöne Wieſen liegen, nach Unterſeen, welches tief am Fuße der Alpen liegt und wo die Reiſenden ſich zur Beſteigung derſelben anſchicken. Hier eröfnet ſich ſchon ein prächtiger Schauplatz, indem die von dem Schnee ſchimmernden Gebirge ſich über ihre Vormauern, die hohen Felſen und zum Theil mit Waldungen bewachſenen Berge, hervorheben.

In Unterſeen läßt man das ſchwere Reiſegeräthe, und man nimt nichts mehr mit, als was man bequem fortbringen kan. Weil ſich

auf

auf den Höhen ſehr wenig Menſchen aufhalten und man in dem einzigen Wirthshauſe im Grindelwald oft nicht hinlängliche Lebensmittel antrift, ſo nimt man einen Bauer, der die nothwendigen Speiſen und Getränke trägt. Die Reiſe nach den Gletſchern kan von hier aus in einer nach und nach ſich erhebenden Höhe, die ſich auf 3 Meilen erſtreckt, noch ziemlich bequem fortgeſetzt werden; und man bedienet ſich entweder gewiſſer enger Karren, auf welchen man hinaufgefahren wird, oder man reitet. Eine ganze Stunde hindurch gehet man durch die angenehmſten Thäler und Weiden, die mit fruchtbaren Bäumen bebauet ſind und worin ſich viele Landhütten befinden. Darauf komt man zwiſchen Gebirgen und Felsmauern, die auf beiden Seiten fürchterlich in die Höhe ſteigen und ſich immer mehr erheben, je weiter man reiſet. Die Wege werden immer enger und ſteiniger; und je höher man komt, deſto einſamer und ſchrecklicher wird alles. Hier giebt es wenig Fruchtbarkeit, weil die Gebirge meiſtens aus Felſen beſtehen, die zum Theil mit Moos und Fichtenwäldern bedeckt ſind. In der Tiefe liegen einige Weiden, hin und her

zerstreute Hütten, worin man das Gras und Holz zu sammeln pflegt, und verschiedene Häuser, worin Landleute wohnen.

Diese Menschen, so weit ich sie gesehen, sind gütterer, als man glauben solte. Man trift bei ihnen eine verständliche Sprache, eine sehr gesunde Vernunft, eine gute Kentniß der Natur, so weit es ihre Umstände erlauben, eine freundliche Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen Fremde, und eine bewundenswürdige Ruhe und Zufriedenheit selbst bei der Armuth an, die größtentheils unter ihnen herscht. Wenn sie ihre Arbeiten verrichtet haben, besonders an den Sonntagen, so langern sie sich in artheilten Haufen unter den Schatten der in ihren dürftigen Wiesen stehenden Fruchtbäume, und singen ihre Psalmen. Dies ist in der That ein rührender Auftritt für einen Fremden. Ihre meiste Speise ist Milch, und ihr Getränke Wasser. Man findet einige Gegenden, wo die Landleute, so alt sie auch sind, kein Brod essen, und nichts als gute Milch zu ihrer Nahrung nehmen. Wenn eine fremde Gesellschaft von Reisenden in diese Gebirge komt, so scheint sich auf einmal eine besondere Heiterkeit

bei

bei diesen Leuten auszubreiten, indem es ihnen bei ihrem einsamen Leben ohne Zweifel ein Vergnügen ist, von ihren Nebenmenschen noch andere, als ihre Nachbaren, zu sehen. Ich erinnerte mich bei dem vergnügten Anblick dieser Leute der folgenden Stellen aus dem Gedichte über die Alpen, und es scheint, als wenn das schöne Gemälde in diesen Gegenden entworfen ist; so passend und so richtig ist es.

Wohl dir, vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.

Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht.
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht.

Die Freude wird hier nicht von banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herschet die Vernunft von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält für Last.
Kein müssiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh besetzt die Nacht.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit;
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ißt, wie gestern war, und morgen wird, wie heut.

Kein

Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.
Der Jahre Lust und Müh ruhn stets auf gleicher Wage,
Des Lebens Staffeln sind nichts, als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden.

Entfernt vom eitlen Tand der mühsamen Geschäfte
Wohnt hier der Seelen Ruh, und flieht der Städte Rauch.
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht.

In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fault, kein welscher Koch versäuret.

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt;
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt.
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Darwider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.

Nichts

Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet, wie ihr lebet.

Doch bald, Freund, hätte ich Ihnen das halbe Gedicht abgeschrieben; es war eine kleine Begeisterung, worin mich sowohl der Dichter, als das Andenken an das glückselige Volk, das er so schön zu schildern gewußt, versetzte, und wobei ich vergaß, daß Sie alle diese Stellen auswendig wissen. Meine Einbildungskraft stellet mir alle die angenehmen Bilder von der Ruhe, der Zufriedenheit und den Tugenden dieser Leute wieder vor, und mein ganzes Herz erwärmt sich so stark, daß ich die dadurch erweckten Empfindungen nicht nur mit Vergnügen zu unterhalten suche, sondern auch alle Landleute so glücklich zu sein wünsche, als ich sie am Fuße der Alpen gefunden. Ich kehre jetzt zu dem Verfolg meiner Reisebeschreibung zurück.

Die hohen Gebirge auf dem Wege nach dem Grindelwald verursachen eine große Dunkelheit, besonders da gemeiniglich die Regenwolken

wolken und der Nebel sich an denselben herab-senken. Ueberal stürzen von den fast unabsehbaren Höhen der Felsenwände reissende Bäche und Wasserfälle herab, die aus den Wolken zu kommen scheinen, und in dem tiefen Sturz so stark schäumen, daß das Wasser wie Milch aussiehet, die vom Himmel herabfließt.

Unter diesen Bächen und Waldströmen ist auf der Seite dieses Weges einer besonders merkwürdig, welcher der Staubbach genant wird, bei dem Dorfe Lauterbrunnen von einer hohen Felsmauer 1100 Schuh herabfällt und sein Wasser in einen leichten Staub verwandelt, oder in einen zarten Regen zerstöbert, daß man in dem darunter liegenden Thale schon auf einige hundert Schritte weit von seinen Tropfen, wie vom Thau, benetzt wird. Er fließt durch einen Tannenwald den Berg hinab, und nachdem er sich gesamlet hat, so dringt er auf einmal über die Felsenbank herunter, zerstöbert oben in einen sanften Thauregen, und wird wegen des schiefen Absatzes am Felsen weit getrieben. Wenn der Wind hinzukomt, so treibt er das fein zerstöberte Wasser weit umher. Im Winter

sol

ſol davon eine ſo große Eisſäule entſtehen, daß man zweifelt, ob dieſelbe iemals im Sommer wieder zerſchmelzen würde. Oft aber, beſonders wenn er von Regen und geſchmolzenem Schnee anläuft, wirft er große Steine mit herunter, die, indem ſie auf die hervorragenden Felſenbänke ſtürzen, ein ſo entſetzliches Gepraſſel verurſachen, daß man einen Donner mit einem ſtarken Echo zu hören glaubt; daher es in ſolchen Zeiten nicht gut iſt, ſich nahe unter ihn zu wagen. Wenn die Sonnenſtralen in dieſen Staubbach fallen, ſo bilden ſie in demſelben mit den lebhafteſten Farben einen ſchönen Regenbogen, den man oft doppelt in dem Staubwaſſer, oft aber davon den Wiederſchein an den Felſen abgebildet ſieht. In dem Gedichte über die Alpen befindet ſich ebenfals eine Stelle, die ſich auf dieſen ſchönen Waſſerfall beziehet, und ich kan der Verſuchung nicht widerſtehen, ſie hier wieder abzuſchreiben.

Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldſtrom eilt hindurch, und ſtürzet Fall auf Fall.

Der

Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit zäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau;
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken gießen.

Weil das Wasser, das fast von einem jeden Berge und Felsen herabstürzt, sich in der Tiefe samlet, wo ohnedies schon aus dem in den Gletschern geschmolzenen Schnee und Eis Ströme laufen; so hört man auf dieser ganzen Reise ein entsetzlich starkes Geräusch. Die Luft wird zwischen diesen Gebirgen so stark zusammengepreßt, daß man eine durchdringende Wärme

Wärme empfindet. Die Gefahr, der man etwa in diesen Gegenden ausgesetzt wäre, besteht nicht so wohl in den Abgründen, die man oft zur Seite hat, und in dem daneben laufenden meistens engen Wege, sondern vielmehr in den herabhangenden Felsmauern, die jeden Augenblick herunter zu stürzen drohen. Sie fallen in der That auch oft mit solchem Krachen herab, wovon das ganze Gebirge wiederhallt, und begraben Häuser und Menschen. Hin und wieder in den Tiefen sieht man so ungeheure herabgestürzte Felsklumpen liegen, worüber man schon bei dem bloßen Anblick erschrickt. Die Gebirge schließen sich zuweilen so nahe an einander, daß man in einer gewissen Entfernung glaubt, als wenn weiter kein Ausgang mehr möglich wäre. Wenn die Nebel von der Mitte der Berge herabsinken, so halten sie sich fast den ganzen Tag in der Tiefe auf. Es ist ein schöner Anblick, wenn die weissen Morgennebel sich hin und her an den Felsen und Gebirgen in einer Oefnung trennen, wodurch sich die dunkeln Wälder und grauen Felsspitzen vermischt zeigen; oder wenn durch den dicken Nebel, der an den Höhen schwebt und

sie bedeckt, ein Wasserfall heruntergeschäumet. Oft höret man das Geschrei der Geyer und andrer Raubvögel, das den Schauer dieser wilden Einöden vermehrt. Nachdem wir die Höhe erreichet hatten, kamen wir in dem Pfarrdorfe Grindelwald an, welches auf der Spitze des bewohnten Landes gerade gegen die Gletscher über liegt, und wo der Prediger die Fremden aufzunehmen und zu bewirthen pflegt, wenn es ihnen im Wirthshause nicht gefält. Hier eröfnet sich auf einmal die ganze fürchterliche Majestät der Schneegebirge; man erschrickt bei diesem Anblick und wünscht dieses angenehme Schrecken allen seinen Bekannten mittheilen zu können; und eine stille Bewunderung der Natur, oder vielmehr ihres großen Urhebers, bemächtiget sich eines jeden Herzens.

Unsre Neugierde ließ uns nicht lange in dem Wirthshause verweilen; und nachdem wir in der Geschwindigkeit einige Erfrischungen genommen, so eilten wir in der Begleitung einiger Wegweiser, diese Wunder der Schöpfung in der Nähe zu sehen. Ich glaubte, daß mir die Mühe des Steigens durch die schöne Aussicht, die ich auf der Höhe zu haben hofte,

reich-

reichlich genug belohnet werden würde, und konte mich daher nicht begnügen, am Fusse der Schneethürme stehen zu bleiben. Es war der so genante Grindelwaldgletscher, den wir besahen, und der zwischen dem großen Wetterhorn und dem Mettenberg liegt. Er füllt die ganze weite Oefnung dieser beiden Berge aus und bedeckt den Grund und den Rücken der hinter ihm stehenden Berge, wie mit einem weissen Mantel. Dieser Gletscher ist sehr groß. Seine Oefnung zwischen den Bergen, wo er sich gegen das Thal endiget, hat beinahe etliche tausend Schritt in der Breite; er theilt sich in verschiedene Arme. Ich wagte es, einige Stunden höher zu steigen, und dies konte geschehen, weil an der Seite des felsigten, mit Schnee oben beladenen Berges, ein schmaler Weg hinaufgeht. Allein weil ich auf der einen Seite nichts als eine steile Felsenwand hatte und auf der andern Seite neben dem schmalen Wege, der noch darzu mit Felsen und Gesträuchen halb verschlossen war, sich eine erschreckliche Tiefe zeigte, worin viele von Eis und Schnee aufgethürmte Höhen emporsteigen; so mußte ich mich bald mit der Höhe begnügen,

die ich hatte erreichen können, und ich mochte mich der Mühe und der Gefahr nicht länger aussetzen. Ich war indessen fähig, mir die übrige Gegend weiter vorzustellen.

Der Rückweg ward desto gefährlicher, da man über die Erhöhungen und Felsen, die sich auf dem schmalen Wege zeigen, meistens herunterglitschen mus; und man erstaunt, daß sich vordem Bauern gewagt, durch diese Gegend einen Weg nach dem Walliserlande zu versuchen. Indessen mag sie vordem nicht so fürchterlich gewesen sein, als sie ietzt ist. Man siehet noch Stämme von Lerchenbäumen aus dem Eise hervorragen, die noch ganz frisch aussehen, und dennoch schon sehr lange daselbst stehen. Denn man weis, daß diese Gegend wenigstens seit 60 Jahren mit Schnee bedeckt ist. Die Bäume beweisen, daß dieser Ort ehemals fruchtbar gewesen ist. Vordem sollen auch die Walliser zur Wallfahrt nach der heiligen Perronella hieher gekommen sein; und man sol noch unter dem Eise den Eingang der Kapelle wahrnehmen, ob ich ihn gleich nicht gesehen, und dieses auch von andern als ein bloßes Vorgeben bestritten wird. So viel ist

indessen

indessen gewiß, daß diese Heilige vormals im Grindelwalde ihren Sitz gehabt. Was die Liebe zur Freiheit thut, kan man aus folgender Erzählung sehen. Im Jahr 1712 während des einheimischen Krieges wurden drei Grindelwalder in dem Wallislande, wo sie arbeiteten, zu Geisseln behalten. Sie konten nirgends entwischen, als über diese ungeheuren Eisberge; und der ehemals offene Weg war schon lange vergletschert. Die Noth lehrte sie die Gefahr verachten. Von der Walliserseite kamen sie zwar, ohne viele Beschwerde, bis oben auf die Berge, weil der Schnee auf der Mittagsseite im Sommer meistens wegschmilzt. Die Seite gegen Grindelwald aber ist lauter Eis. Sie waren also genöthiget, ihre Tritte einen nach dem andern mit Beilen einzuhauen, und um nicht zu erfrieren, mußten sie Tag und Nacht fortarbeiten. Nach dieser erstaunlichen Mühseligkeit und Gefahr kamen sie endlich halb todt in dem Grindelwald an, und wurden der Obrigkeit von den Einwohnern als ein Wunder vorgestellt.

Weil man, wenn man auch noch so hoch sich zu steigen bemühet, wegen der Rauhigkeit der

Felsen, Abgründe und Gebüsche doch sehr verhindert wird, vornehmlich aber die Gebirge über einander hervorragen, und die Aussicht auf allen Seiten begränzen; so sieht man in dieser Gegend nicht das auf den Höhen, was man zu sehen glaubt, wenn man noch am Fusse der Berge steht. Auf der Anhöhe, auf welcher ich war, habe ich sehr kalte Winde bemerkt, ob es gleich sonst ein warmer Tag war; und diese Kälte ist oft gefährlich, weil man wegen des beschwerlichen Aufkletterns vom Schweiße übergossen ist. Was den Schnee anbetrift, so hat er eine fast undurchdringliche Härte. In den Zwischenräumen der Felsgebirge steigen viele hundert große spitzige Thürme von Eis empor; sie glänzen wie Krystall, oder silberne Säulen, sind meistens sehr hoch, und geben einen prächtigen Anblick. Unter diesen höret man im Sommer ein fürchterliches Geräusch von Strömen, die sich unter dem Eise hervordrängen; und oft reisset das Wasser Klumpen von Eise ab, welches ein hohles Krachen verursacht, als wenn ein Donner gehöret würde. Nicht weniger wälzen sich oft Lasten von Schnee herunter, die der Wind auf den Felsgebirgen

los macht. Ohngeachtet dieser Eisberge ist doch das Grindelwaldthal sehr fruchtbar. Es werden in demselben über 2000 Stück großes, und an 2500 Stück kleines Vieh geweidet. Gerste, Roggen, Gras und Hanf kommen hier fast zu gleicher Zeit zur Reife; in einer Zeit von drei Monaten kan man hier säen und erndten; und schöne Kirschen und Erdbeeren wachsen nahe unter dem Eise.

Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

19.

Oben auf dem Berge herschet eine fast beständige Kälte; starke Winde und sehr feuchte Nebel sind die gewöhnliche Witterung in diesen Revieren. Daher wachsen da auch Pflanzen, die sonst nur in Lappland und bei den Spitzbergen erscheinen. Ein guter Theil der Wolken komt die meiste Zeit des Jahres nicht bis an die Spitzen der höchsten Berge, sondern bleibt weit unter denselben stehen. Von

dieſem Aufſteigen und Niederwallen der Wolken an den Bergen weiß der kluge Landmann das Wetter genau vorher zu verkündigen.

Der eine lehrt die Kunſt, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzuſehn;
Er kan der Winde Strich, den Lauf der Wetter ſagen,
Und ſieht in heller Luft den Sturm von weiten wehn.
Er kent die Kraft des Monds, die Würkung ſeiner Farben,
Er weiß, was am Gebirg ein früher Nebel wil.

v. Haller.

Ein Reiſender, der einen mit Wolken bedeckten Berg beſteigt und durch dieſelben gehr, ſieht nichts als einen dichten weiſſen Nebel. Iſt er über die Wolken hinaus, ſo kömt er gleichſam in eine neue Welt. Er erblickt die Sonne, welche ihm unten von den Wolken entzogen war. Er ſchaut über die Wolken hin, wie einer, der von einem Vorgebirge in das Welt-

Weltmeer ſieht. Er nimt eine große Menge von Inſeln wahr, nehmlich die Berge, die durch den erhabenen Ocean der Wolken ihren Rücken hervorſtrecken. Ein Schauſpiel, das unbegreiflich ergötzt, beſonders wenn ſich die Wolken an einem Orte öfnen, daß man gleichſam vom Himmel einen Blick auf die tiefe Erde hinabwerfen kan.

Durch den zerfahrnen Dunſt von einer dünnen Wolke
Eröfnet ſich im Nu der Schauplatz einer Welt.
Ein weiter Aufenthalt, von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmal, was ſein Bezirk enthält.
Ein ſanfter Schwindel ſchließt die alzuſchwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzuſtrahlen taugen.

v. Haller.

Oft aber ſind die Wolken und Nebel an den Bergen ſo dick, daß ſie den Fortgang der Reiſe verhindern, indem die Verdunkelung,

sie verursachen, besonders an unbekanten Orten, nicht selten gefährlich wird. Eine schwebt über die andere hinauf, und wenn man sich durchgearbeitet zu haben glaubt, so erblicket man immer neue finstre Wände vor sich. Nichts aber ist angenehmer, als auf einem Berge über die Wolken zu stehen und die niedrigen Gewölke sich in Regen in die Thäler hinab ausleeren zu sehen. Das herlichste Schauspiel aber, das einige meiner Freunde mit angesehen, ist der Anblick eines Gewitters, das man unter seinen Füssen hat. Uebrigens weiß man, daß die Nebel im Frühling und im Anfang des Herbstes häufiger sind, vornehmlich in Gegenden, wo sich hohe Berge und Flüsse befinden, und daß sie da oft den ganzen Tag über einen Strich bedecken.

Scheuchzer versichert, daß die Reisen in den schweizer Gebirgen sehr gesund sind. Bei abwechslendem Auf- und Absteigen kommen alle Glieder des Leibes in Bewegung, aber nicht zugleich, sondern nach und nach und wechselsweise, so daß, wenn einige Nerven arbeiten, andere, die sich eben vorher abgemattet haben, unterdessen ruhen können. Ausserdem wird durch die

die fortgesetzte Bewegung aller Glieder der Lauf des Geblüts merklich befördert. Betrachtet man dabei noch die Ausdehnung der innern in dem Körper enthaltenen Luft, die geringere, schwere und rauhe Kälte der äußern, so erkennt man, daß der Kreislauf aller Säfte befördert und die Ausdämpfung des Leibes verhindert wird, welches gewis sehr die Leibeskräfte stärkt. Indessen ist es wahr, daß derjenige, welcher der Beschwerden nicht gewohnt ist, auf den höchsten Alpfirsten eine merkliche Schwierigkeit des Athemholens empfindet, welches aber nicht so wohl von Mattigkeit der Glieder, als von der Ausdehnung der innern die Lunge umgebenden und zusammendrückenden Luft herkomt.

Aus dieser Ausdehnung der Luft mit man auch zum Theil die vorzügliche Grösse des schweizer Viehes erklären. Denn man hat angemerkt, je höher es auf die Alpen hinaufkomt, desto mehr nimt es zu. Auch lehrt die Erfahrung, daß die schweizer Kühe, die man nach Deutschland und Italien geführet, um davon eine Zucht zu ziehen, von ihrer Gröſſe und Stärke verlohren. An dieser Veränderung ist nicht allein der Mangel der dünnen Bergluft, sondern auch der

schönen

schönen Wasserquellen und Bergkräuter Ursach, die das Vieh in keinem andern Lande findet.

Es ist merkwürdig, daß die Buchen, Fichten, Lerchenbäume und andere Gattungen nicht auf den obersten Alpspitzen, sondern nur bis auf eine gewisse Höhe wachsen; auch werden die Bäume immer kleiner, je höher man sie findet. Dieses gilt auch von den Alpkräutern. Diejenigen, welche auf den obersten Bergspitzen wachsen, sind weit kleiner, als diejenigen, welche an niedrigen Orten hervorkommen; sie sind oft so klein, daß man sie kaum fassen und mit der Wurzel ausreissen kan. Ueberhaupt kan man sagen, daß die Kräuter weit kleiner sind, wo die starken Winde wehen. Die kleine Gestalt der Bergkräuter aber wird durch ihren gewürzten Geruch und Geschmack wieder vergütet. Weit kräftiger sind die schweizer Pflanzen, als die von eben der Art in andern Ländern wachsen; jährlich wird davon eine Menge nach Holland und England geführt und zu Arzeneimitteln gebraucht.

Noch mus ich etwas von den Metallen in der Schweiz anführen. Die Lagerstellen, welche die Metalle hier haben, sind sehr von denen

denen verschieden, worin man sie in andern Ländern findet. In Hungarn, Sachsen und andern Gegenden liegen sie tief in die Erde eingesenkt; je weiter man in ihre Eingeweide eingräbt, desto reichhaltiger werden sie; die obere Erdrinde ist ziemlich unfruchtbar und die Schärfe vieler metallischer aus dem Innern der Erde aufsteigender Dünste versengt gleichsam das Gras, Korn und andere Früchte. Hingegen in der Schweiz sind in den Tiefen der Gebirge mehr Wasserschätze als Metallen; daher auch die aufsteigenden und in Wolken, Brunnen und Flüsse sich verwandelnden Dünste von wenigen metallischen Dünsten begleitet sind und die obere Erdrinde nicht nur befeuchten, sondern auch sehr fruchtbar machen. Die Metalle liegen gemeiniglich nicht in ihren Adern, sondern meistens zwischen den Felsen wie kleine Stücke eingesprengt; sie liegen nicht tief und werden desto schlechter, jemehr man in die Tiefe komt. Allein weil hin und wieder Mangel an Holz zu den Schmelzhütten ist, weil man die Bergleute mit großer Unbequemlichkeit und Kosten aus fremden Ländern kommen lassen, und die Einwohner für die Mühe, die

sie

sie beitragen, reichlich bezahlen muß; so hat man noch weniger Lust, sich mit den Bergwerken abzugeben.

Man findet in der Schweiz gediegenes Gold in dem Sande einiger Flüsse. Diese Art von Gold darf nicht erst durchs Feuer von andern Metallen oder Steinen geschieden werden, sondern wird allein aus dem Sand gewaschen. Im Canton Bern wäscht man Gold aus der grössern Emmat, die in dem obern Emmenthal entspringt und unter Solothurn in die Aare fließt. Ferner findet man es in dem Goldbach im Canton Lucern, in der kleinen Emme, in der Reuß, in der Adda, im Rhein nicht weit von seinem Ursprung, und in andern Gegenden. Vornehmlich ist es die Aare, die Gold führt und deren der Sänger der Alpen in dieser Absicht erwähnt.

Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weisse Fluth mit königlichem Erzt;
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,

Wie

Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer
schwärzt.
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu sei-
nen Füssen;
O! Beispiel für die Welt! er sieht und —
läßt ihn fließen.

Ein schöner Zug, wenn der Hirt aus einer glücklichen Unwissenheit oder aus edler Verachtung das Gold fliessen ließe. Allein eine Note des Dichters lehrt, daß die Einwohner in den Gebirgen zu reich sind, um Gold zu waschen, und daß nur unten im Lande die ärmsten Leute um Karwanzen und Baden sich damit beschäftigen. Bequemer ist immer das Goldfischen als das Graben in den Bergwerken; aber lange nicht so einträglich, als dieses. Die Goldfischer bemerken, daß sich der goldreiche Sand vornehmlich auf den sogenannten Klingen befindet; diese sind von dem Wasser selbst aufgeworfene Sandhaufen etwa in der Mitte des Flusses. Auf denselben bleibt der schwere Goldsand liegen, und der leichtere wird von dem Fluß weggeschwemmt. Daher suchen die Goldfischer ihre Schätze auch in und

bei

bei den Wirbeln. Am meisten gehen sie auf die Beute aus, wenn die goldreichen Bergwasser vom Platzregen oder geschmolzenem Schnee angelaufen sind und bei den Austretungen den schweren Goldsand von dem unnützen Sande geschieden zurücklassen. Die Obrigkeit macht kein Monopolium aus dem Goldfischen; ein jeder hat die Freiheit, Gold zu suchen und zu waschen, nur daß er einen gewissen Zehenden der Obrigkeit oder dem Landvoigt zustellen muß, welches aber wenig beobachtet wird. Aus den Goldkörnern, welche die Flüsse in der Schweiz führen, schließet man richtig, daß sich in den Gebirgen, woher die Flüsse ihren Lauf nehmen, reiche Goldquellen befinden.

Was das Silbererzt anbetrift, so findet man in den Gebirgen der Schweiz keine kostbaren und weichflüssigen Silberstuffen; sondern die Silbererzte sind meistens hart, streng in Steine eingesprengt, oder mit Bleyerzt untermengt; daher man sich keine große Ausbeute in Ansehung dieses Metalls versprechen kan. Man zählet verschiedene Silberbergwerke, die Scheuchzer zum Theil nahmhaft macht.

macht. Man hat oft angefangen, sie zu bearbeiten. Allein da die Adern sich bald wieder verlohren, und man kaum so viel fand, daß man die Unkosten der Arbeit damit bestreiten konte, so hat man sie endlich völlig liegen lassen.

Der ganze Berg Jura, der sich vom Schafhauser Gebiete durch den Canton Zürch, die Grafschaft Baden, die Cantons Bern, Solothurn, Basel, die Grafschaft Neuenburg und längst dem Genfersee bis in Frankreich ziehet, ist durchaus in seinen Eingeweiden mit Eisen und eisenschäftigem Kies angefüllet. Ausserdem giebt es eine Menge von Eisenerzten im Zürcher, Berner, Lucerner, Urner, Unterwaldner, Solothurner und Schafhauser Gebiete, ferner in Bünden und im Walliser Lande.

Kupfererzt giebt es weniger; die meisten liegen im Graubündner Lande, woselbst auch viel Blei in den Thälern gefunden wird. Zinn findet man in der Schweiz gar nicht.

Die Krystallen der Schweiz haben ihren Geburtsort auf den Gotthardischen, Leponti-nischen, Phänischen und Walliser Gebirgen;

je höher man komt, desto reiner, größer und schöner findet man sie und es ist vielleicht in der Welt kein Land, wo man so viele und seltsame Krystallen antrift, als hier. Scheuchzer hat davon eine Menge beschrieben und Abbildungen in Kupferstichen dabeifügen lassen; ich zweifele aber, ob sein Verzeichnis vollständig sei und alle Gattungen enthalte. Seine Beschreibungen sind zwar weitschweifig und mit vielen Nebendingen vermischt; indessen sind seine Anmerkungen lehrreich, mit Kentnis der Natur und Belesenheit vorgetragen. Zugleich handelt er die Lehre von der Zeugung der Krystalle ab; allein ich übergehe diese Materie, die bereits in so manchen guten Schriften untersucht worden. Wer ein Liebhaber der Krystalle ist, der wird sie nicht nur in öffentlichen Kabinetten, sondern auch in vielen Privatsammlungen in der Schweiz häufig antreffen. Man kan den Schweizern das Lob nicht entziehen, daß sie nicht nur auf die Merkwürdigkeiten ihres Landes sehr aufmerksam sind, sondern sie auch den Fremden mit Vergnügen vorzeigen. Selbst viele Prediger in den entlegenen Berggegenden fangen an, sich aus der Samlung und

Unter-

Untersuchung der Naturalien ihres Vaterlandes eine eben so nützliche als angenehme Beschäftigung zu machen.

An verschiedenen Orten, am meisten auf hohen Bergen und selbst in tiefen Bergwerken findet man Steine, die ihrer Gestalt nach mit noch lebenden Thieren vollkommen übereinkommen. Daher kan man nicht leugnen, daß diese Steine nicht wirklich die Thiere gewesen, welche sie vorstellen. Man hat Muscheln, davon ein Theil noch nicht versteinert ist, woraus man deutlich sieht, daß auch der Theil, welcher versteinert ist, vorher nicht steinern, sondern von der Materie gewesen, woraus die Muscheln bestehen. Desgleichen hat man Steine, auf welchen Fische zu sehen sind, wovon die Schuppen zum Theil in Steine verwandelt sind, zum Theil aber ihr voriges Wesen behalten haben. Es ist also nicht mehr zu zweifeln, daß der Ursprung dieser Dinge würklich aus dem Thierreich herzuleiten ist. Nun entstehen hier zwo Fragen: Wie geht es zu, daß diese Thiere itzt auf den hohen Bergen gefunden werden, da die meisten von ihnen nirgends als im Meer leben können; woher komt es, daß

sie ietzt versteinert sind? Wegen der ersten Frage sind die Naturforscher nicht einig. Einige glauben, es komme von der Sündfluth; andere behaupten, daß es von irgend einer particulairen Ueberschwemmung herrühre; noch andere nehmen an, es sei vormals an den Orten, wo man ietzt diese versteinerten Geschöpfe findet, Meer gewesen. Was die andere Frage anbetrift, so mus man merken, daß es Sachen gibt, die würklich, da sie vorher aus einer andern Materie bestanden, in Steine verwandelt worden. Andere sind nur ausgehärtet, nehmlich die steinerne Materie ist, da sie noch flüssig war, in die hohlen Schalen der Schnecken, Meer Igeln u. s. w. hineingeflossen und nachher hart geworden. Daher findet man ietzt Schnecken- und Muschel-Steine, deren Schale noch in ihrem natürlichen Zustande, inwendig aber ein Stein ist, der die Gestalt der äussern Schale volkommen an sich hat. Doch über diese und andere ihnen ähnliche sehr wichtige Merkwürdigkeiten der Schweiz, weil ich Sie, mein theuerster Freund, auf dasjenige verweisen, was der gelehrte Herr Gruner in seiner Beschreibung der Eisgebirge des

Schwei-

Schweizerlandes, und besonders im dritten Theil, davon erzählt und urtheilt. (*) Uebrigens besteht der Nutzen, den man aus der Untersuchung der Versteinerungen zieht, darin, daß man die ehemalige Beschaffenheit des Erdbodens kennen lernt; daß man dadurch ziemlich von dem Ursprung und Wachsthum der Steine unterrichtet wird; daß man sehen kan, ob die Thiere, welche vor alten Zeiten in dem Meere gelebt haben, sich noch daselbst befinden, und ob sie nach einer so langen Fortpflanzung ihre Gestalt behalten haben. Viele versteinerte Muscheln haben auch einen medicinischen Gebrauch.

Daß es besonders in den vorigen Zeiten viele Erdbeben in der Schweitz gegeben, davon findet man im Scheuchzer eine weitläuftige Anzeige. Er hat alle Nachrichten gesamlet, welche diese Naturbegebenheit betreffen und überal Ort und Tag angezeigt. Es ist bekant, daß alle bergigte Gegenden vornehmlich dem Erdbeben

(*) Eine andere merkwürdige Schrift des Herrn Gruner über diese Gegenstände ist in diesem Jahre zu Bern unter dem Titel: Naturgeschichte Helvetiens in der alten Welt, herausgekommen.

unterworfen sind, weil in ihren Höhlen und Grüften allerhand schwefelichte, salpetrische und andere entzündbare Dünste sich aufhalten. Es giebt Felsenberge in der Schweiz, die so gespalten sind, daß es nicht anders als durch ein Erdbeben geschehen können. Ohne Zweifel fallen noch immer in den Alpen viele Erdbeben vor, die aber wenig bemerkt werden, weil in viel en Gegenden gar keine Menschen wohnen. Unter allen Erdbeben in der Schweiz war wohl keines gröſſer, als das, welches sich 1356 den 18ten October vornehmlich zu Basel ereignete, zur Nacht in zehn heftigen Stöſſen ausbrach, Häuser, Thürme und Kirchen niederstürzte, den ansehnlichsten Theil der Stadt zerstöhrte, mit einem wütenden Feuer verbunden war, über tausend Menschen tödtete, und auf vier Meilen um die Stadt vier und dreyſsig Schlöſſer verheerte. Dieſses schreckliche Erdbeben ward nachher ein ganzes Jahr hindurch fast alle Tage verspürt, ob es gleich weniger heftig und schädlich war.

20.

Die Gemsen, die schon hin und wieder genant sind, verdienen noch eine besondere

Be-

Betrachtung. Diese Thiere sollen ein sehr zähes Leben haben; wenigstens wissen die Jäger viel davon zu erzählen. Sie geben vor, daß diese Thiere schußfrei wären, wenn sie vor Sonnenuntergang von der Gemswurz gegessen haben. Andere sagen, daß sie schwer zu erschiessen sind, wenn sie in ihrem Magen die sogenannten Gemskugeln tragen. Wenn man aber viele Dinge in Betrachtung zieht, die bei der Gemsenjagd vorfallen, so geht es wohl mit dem harten Leben dieser Thiere sehr natürlich zu. Denn die rauhe und kalte Luft, der sie immer ausgesetzt sind, macht sie hart und stark. Sie haben eine dicke Haut; und der Jäger hat mehrentheils einen zu weiten Stand von ihnen, als daß er sie allemal mit einer einzigen Kugel treffen könte. Sehr begierig lecken die Gemsen die sogenanten Salzläkmen. Man glaubt nicht ohne Grund, daß sie dadurch ihren Magen von dem Schleim und den Unreinigkeiten befreien, die aus ihren trocknen und zähen Speisen entstehen. Besonders erzählt man, daß sie häufig die Sulzen auf dem Fißmat, zwischen welchem der Weg in das Urnerland gehet, besuchen. Diese Sulzen sind Felsen-

klippen, die von der Natur mit Salz oder Salpeter durchwürzt sind und die mit der größten Begierde von ihnen geleckt werden. Sie kommen da, vornehmlich im Voll- und Neumond, in großen Truppen zusammen und machen verschiedene Tagereisen dahin. Wenn sie dort angekommen sind, essen sie ein Paar Tage hindurch nichts, sondern belecken beständig diese gesalzene Felsenbänke. Einige dieser Sulzen sind naß, andere trocken. Es ist merkwürdig, daß die Gemsen auf diesem Alp niemals Kugeln oder Bezoar haben, obgleich die auf den benachbarten Alpen beinahe durchgehends damit versehen sind.

Die Gemsenjagd ist nützlich, aber zugleich eine der beschwerlichsten und gefährlichsten, und von ganz besonderer Art. Dem Jäger nutzen dabei die Hunde nichts. Er selbst mus oft von einer steilen Felsenspitze über die andere hinüberspringen. Seine Ausrüstung besteht in einem schlechten Kittel, Schießgewehr, Pulver und Kugeln, einen Renzel, worin etwas dürres Brod und Fleisch oder Käse ist, und ein Paar Schuheisen, die er an die Schuhe anlegen und womit er über die jähen abhängigen Felsen oder

Glet-

Gletscher klettern kan. Seine Wirthshäuser sind die Senten, in welchen er Milch und Milchspeisen zu seiner Labung findet. Da nimt er auch seine Nachtherberge, fast immer auf bloser Erde. Oft wird er ganz zerfallen nach Hause zurückgebracht. Oft stürzt er solche ungeheure Tiefen über Fels und Berg hinunter, daß man ihn nie wieder findet. Zuweilen werden die Thiere von den Jägern an einem Ort, der kaum einen halben Schuh breit ist, wo vorne eine hohe Felsenwand, hinten aber ein unabsehlicher Abgrund ist, in die Enge getrieben. Sehen die Gemsen, daß sie vor sich nicht weiter kommen können, hinter sich aber ihren Feind haben; so drängen sie sich vol Verzweifelung und im schnellen Sprunge zwischen dem Felsen und dem Jäger hin, und stürzen diesen in den Abgrund. In diesem gefährlichen Zustande leg: sich der Jäger entweder der Länge nach zu Boden, damit die Gemsen über ihn weg ohne Anstoß springen können; oder er steht aufrechts, so nahe an der Wand, als möglich, damit das Thier, wenn es keinen Raum zwischen dem Jäger und der Wand merket, neben ihm vorbei springe. Hier pflegt

er denn noch den Vortheil zu ergreifen, daß er dem vorüberspringenden Thiere einen Stoß giebt, daß es sich stürzen mus. Wo aber die Gemse zwischen dem Jäger und dem Felsen einen kleinen Raum merket, da drängt sie sich herein, und stürzt ihn herunter. Manchmal versteigt sich der Jäger so weit, daß er weder vor noch hinter sich weiter kommen kan, und sein Leben durch einen gewagten Sprung zu retten genöthiget ist, bei dem er keinen größern Ansatz hat, als ein eine halbe oder ganze Hand breit hervorragendes Felsenstück. In dieser äussersten Gefahr wirft er sein Geschütz von sich, zieht die Schuhe, denen er wegen der Schlüpfrigkeit nicht trauen darf, aus, schneidet sich mit dem Messer in die Fersen, oder in die Ballen des Fusses, damit das hervordringende Geblüte an dem felsigten Vorschuß statt eines Leims dienen könne, welcher den Fuß an dem Felsen, ohne Gefahr des Ausglitschens, fest anhält. So setzt er manhaft an und wagt den Sprung.

Die Jäger sehen sich sehr vor, daß die Gemsen, die einen sehr zarten Geruch haben, nicht vom Winde die Ausdünstungen des Jägers

gers merken. Sind die Gemsen noch jung, daß sie ihren in der Flucht begriffenen Eltern nicht folgen können, so fängt sie der Jäger lebendig und führt sie mit sich nach Hause. Oder er fängt die jungen Gemsen, wenn sie ihm entlaufen, mit folgender List. Wenn er die säugende Mutter erschossen hat, legt er sich auf die Erde nieder und stellt die todte Mutter auf ihre vier Füsse, als ob sie lebendig wäre. So lockt er die Jungen herzu, welche er erhaschet und am Stricke mit sich wegführet. Oft aber folgt die junge Gemse dem Jäger gleichsam als eine freywillige Sklavin nach, wohin er gehet. Bringt sie der Jäger lebendig heim, so ernährt er sie mit Geißmilch, und macht sie so zahm, daß sie oft mit ihren Stiefeltern, den zahmen Geisen, auf den Alpen weidet und ungezwungen wieder zurückkomt. Jedoch verlassen auch diese vermeinten zahmen Gemsen manchmal ihre Gesellschaft, und laufen wieder auf die höchsten Gebirge zu den wilden zurücke.

Die Gemsen leben in zahlreicher Gesellschaft und theilen ihr Futter, welches sie gleich einer Beute in gröster Unsicherheit wegschnappen müssen, ganz freundschaftlich. Damit sie aber

desto sicherer weiden können, haben sie beständig eine Schildwache. Eine dieser Gemsen, welche die Jäger das Vorthier oder die Vorgeiß nennen, führt den ganzen Trup auf, und hält Wache, indem die andern weiden. Wenn es nun etwas Verdächtiges hört oder sieht, so giebt es dem Truppe durch ein helles und durchdringendes Pfeiffen das Zeichen zur Flucht. Wenn hingegen das Vorthier in seiner Kehr weidet, so steht allezeit ein Bedienter von dem Trup mit gespitzten Ohren zur Schildwache neben ihn. Diese armseligen Thiere leben zu keiner Zeit sicherer, als in stockfinsterer Nacht und mitten im Winter, da ihnen nicht beizukommen ist. Denn ihre Winterquartiere haben sie nicht auf den höchsten Bergspitzen, wo sie im Sommer umherspringen, sondern mitten in den Alpen unter hervorragenden Felsen, wo sie vor den herabfallenden Schneelauinen sicher sind und sich theils von den unter dem Schnee grünenden Kräutern, theils von Wurzeln, theils von Tannenreisern nähren. Die Gemsen sorgen das ganze Jahr hindurch nicht nur für ihre eigene Erhaltung, sondern auch für die Jungen, welche sie nicht eher auf gefährliche Klippen

pen führen, als bis sie des Steigens gewohnt sind. Sie müssen sie auch vor dem Anfalle der großen Steingeyer beschirmen, welche sich plötzlich auf die jungen Gemsen herablassen, sie mit ihren Klauen anpacken, und mit in die Luft fortschleppen, oder mit ihren Flügeln so schlagen, daß sie über die Felsen herabstürzen, und ihnen also nach dem Tode zu Theil werden.

Die Gemsballen oder Gemskugeln findet man im Magen. Sie sind rund oder länglicht rund, schwarz oder grau, etwa so groß wie eine Haselnuß, selten wie ein Häner- oder Gänse Ey, und bestehen inwendig aus lauter in einander geflochtenen Wurzelfasern der Alpkräuter. Es ist bekant, daß die Gemsen im Winter, aus Mangel der Nahrung, die Wurzeln aus der Erde zu scharren genöthiget sind, da sich solche denn gar leicht unter beständiger Bewegung und Zusammenziehung der Magenhäute über einander wickeln und in eine Kugel formiren können, welche von dem Schleim des Magens immer fester gemacht wird. Wie die Metzger von dem Hornvieh, das Haarballen hat, bemerken, daß es mager sei; so bekräftigen die Jäger der Gemsen bei diesen eben

dasselbe.

daſſelbe. Uebrigens hat man die Gemſeballen von vielen Zeiten her für eine groſſe Arzenei gehalten und man nent ſie deutſchen Bezoar.

Der Steinbock iſt auch ein beſonderes Thier. Es gehört ebenfals in das Ziegengeſchlechte, iſt aber vom Leibe ſchwerer, als die Gemſe. Es hat rauhe Schenkel, und einen kleinen Kopf, wie der Hirſch. Seine Augen ſind klar und ſchön. Er trägt ein ſchweres Horn hinter ſich auf dem Rücken, welches knorricht iſt und im Alter an 20 Knoten bekömt, ſo daß ein ſolches Gewehe oft 18 Pfund wiegt. Seine Klauen ſind ſehr ſcharf gespalten, wie bei der Gemſe. Seine Natur ſchreibt ihm ſeinen Aufenthalt nur auf den allerhöchſten Schneegebirgen vor; denn er mus ſehr kalte Luft haben, ſonſt wird er blind. Im Springen übertrift er die Gemſe ſehr weit. Seine Sprünge ſind denen, die das Thier nicht kennen, unglaublich. Kein Gebirge iſt ſo hoch und ſteil, auf welches ſich nicht der Steinbock waget, wenn er nur ſeine ſcharfen Klauen anſetzen kan. Er läuft eine hohe Mauer hinauf, wenn ſie nur rauh iſt. Die Jäger müſſen, um ihn zu fällen, ihn nachſteigen, und ihn

an

an eine hohe und glatte Wand zu treiben ſuchen, worüber er nicht wegſpringen kan. Oft laſſen ſich die Jäger an Seilen über ſchräge Felſen herunter. Wenn das Thier geängſtiget wird und ihm die Flucht nicht offen iſt, ſo ſteht es ſtil, und wartet, bis der Jäger an dem Felſen herumgehet, und giebt Achtung, ob es zwiſchen dem Jäger und dem Felſen hindurch ſehen könne. Sieht es eine Oefnung, ſo dringt es hindurch, und ſtürzt den Jäger über den Felſen herunter, wenn er nicht ſeinem Schickſal zuvorzukommen und das Thier im vollen Sprunge herunterzuſtürzen weiß.

Auſſer dieſen Thieren giebt es in der Schweiz noch unzählige andere, und diejenigen, welche die Jagd lieben, können ſich hier mit derſelben beluſtigen. Allein die Jagdverordnungen, die man in andern Ländern hat, ſcheinen hier nicht recht bekant, oder nicht beobachtet zu werden; ein ieder Bürger geht auf die Jagd, oder ſchickt ſeine Söhne dahin, und in einigen Gegenden jagen ſelbſt die Bauern. Daher ſind auch einige Reviere ſehr leer von Wild geworden; und wegen der vielen Gebirge und rauhen Waldungen hat die Jagd

hier

hier auch mehr Beſchwerlichkeiten, als anderswo. Indeſſen bekömt man überal auf den Tafeln das ſchönſte Wildpret von allerlei Art. Noch muß ich hier aus dem Gedichte über die Alpen das lebhafte Gemälde von der Jagd der Schweizer mittheilen.

Allein es iſt auch hier der Herbſt nicht leer an Schätzen,
Die Liſt und Wachſamkeit auf hohen Bergen findt;
Eh' noch der Himmel graut, und ſich die Nebel ſetzen,
Schalt ſchon des Jägers Horn, und ruft dem Felſenkind.
Da ſetzt ein ſchüchtern Gemß, beflügelt von dem Schrecken,
Durch den entfernten Raum geſpaltner Felſen fort;
Dort kürzt ein künſtlich Blei den Lauf von ſchnellen Bächen,
Hier flieht ein leichtes Reh, es ſchwankt, und ſinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erzes tödlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erſchallen.

Da

Da der schweizer Käse so berühmt ist; so mus ich Ihnen noch etwas von seiner Zubereitung erzählen. Der Senne siebt die frisch gemelkene Milch durch ein hölzernes, oben weites, unten enges, mit frischem Tannenreißig verstopftes Instrument, das die Föllen oder Milchsieben heißt, in den großen Wellkessel oder Käsekessel, welcher an einem hölzernen Schnabel (Thurner) hängt, damit er mit leichter Mühe von dem Feuer wegzunehmen und über demselben zu bewegen ist. Wenn die reine Milch eine Zeitlang über dem Feuer gestanden hat, thut man einen Löffel vol Lupp hinzu, womit er bis hundert Maaß Milch scheiden kan. Von dieser geschiedenen Milch nimt man mit einer durchlöcherten Kelle den Abzug hinweg, welches ein schäumigtes Wesen ist, das den Schweinen zur Nahrung dient. Die übrige zum Käsemachen dienliche und in ein dickes zusammenhaltendes Wesen zusammengeronnene Materie nent man Bulderen. Dieselbe zerbricht der Senne mit dem Käsebrecher in die kleinsten Stücke. Alsdann scheidet sich die dicke Materie von dem wässerichten Wesen. Jene heißt Käse, diese aber Sirpen.

Von dieser Sirpen nimt der Senne etliche Maaß weg, und schüttet sie in ein anderes Geschirr. Den Käse aber faßt er in die Mutten, welche abhängig auf das Muttenholz gelegt wird, damit die überflüßige wäßerichte Feuchtigkeit weiter ablaufe. Unterdessen wird die Sirpen, weil sie noch viele fette nahrhafte Theile in sich hat, wieder über ein stärkeres Feuer gesetzt, damit sich aufs neue der Vorbruch scheide, welches ein schäumigtes oben aufschwimmendes sehr niedliches Wesen ist, das der Senne abnimt, und entweder allein, oder mit andern Milchspeisen vermischt, zu seiner Nahrung braucht. Zu der übrigen im Wellkessel noch befindlichen Sirpen aber wird etwas von dem Sauertranke, oder Sauerschotten, geschüttet. Da geschicht denn wieder eine neue Scheidung der flüssigen Theile von den festen, und jene heissen Schotten, diese aber Zieger. Nach diesem kehrt der Senne wieder zu seinem Käse, nimt denselben aus der Mutten, umgiebt ihn mit einem hölzernen, oder baumrindenen Ring, bedeckt ihn mit einem groben reinen Tuche, belegt ihn weiter mit einem runden Brett, und beschwert ihn mit einem schwe-

rern

ren Käſeladeſtein; damit der Käſe auf ſolche Weiſe nicht allein ſeine ordentliche Rundung und ſeine oben und unten flache Geſtalt bekomme, ſondern auch von allen wäſſerigten Theilen befreiet werde. Einer der vortreflichſten Käſe iſt der Urſelerkäſe, der in der Oberalp des Urſelenthales gemacht wird. Er iſt fett, und wird in hohe Stöcke geformt.

Der Zieger iſt nach dem, was oben geſagt iſt, das, was man aus der Milch erhält, wenn ſolche bereits den Käſe und die Butter von ſich gegeben hat. Die Alpbewohner verwahren ihn zur Speiſe auf den Winter.

Indeſſen, daß der Froſt ſie nicht entblöße berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf ſtrenger Glut geſchiednet Zieger dicke,
Und dort gerint die Milch, und wird ein ſtehend Oel.
Hier preßt ein ſtark Gewicht den ſchweren Satz der Molke,

Dort trent ein gährend Saur das Waſſer und das Fett;
Hier kocht der zweite Rauh der Milch dem armen Volke,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geſchnitten Brett.

v. Haller.

Man macht auch noch den berühmten Glarnerſchen Schabzieger, womit weit und breit in Europa Handel getrieben wird, welcher seinen Nahmen davon hat, weil er sich zu ebharem Gebrauche schaben läßt. Viele Leute haben die Meinung, daß man allerhand gute heilsame Kräuter zu Bereitung dieses Käses brauche. Allein das iſt falſch. Es iſt nur ein einziges Kraut, welches zu der Abſicht in den Gärten gepflanzet wird. Es iſt wilder Steinklee; wohlriechender Klee. Dieſes Kraut wird, wenn es reif iſt, gedörret, zu Pulver gerieben und durchgeſiebet, und auf folgende Weiſe zur Bereitung des Schabziegers gebraucht. Man richtet im Hauptflecken Glarus, zu Matt, und an mehrern Orten des Landes gewiſſe Maſchinen auf, die ſie Zieger-Reiben heiſſen, weil damit das Ziegerpulver mit dem Zieger wohl untermengt und

und gerieben wird. Wenn die Vermischung geschehen ist, so werden die Ziegerformen nach einander angefüllt, wohl eingedrückt, und abgekehrt, und nachher an einen lüftigen Ort gestellet, bis zu einem gewissen Grade der Trockenheit. Selbst die Schweizer urtheilen nicht einerlei über diesen Schabzieger. Einige können ihn nicht essen, ja nicht einmal den Geruch davon leiden. Andere leben ihn, als eine delikate Kost. Schweizer beweiset, daß der Schabzieger eine der nutbarsten Erfindungen des Landes sei, und nicht ohne Ursach in der Schweiz so wohl, als in vielen andern Ländern gebraucht, und selbst auf königlichen Tafeln aufgetragen wird. Der Zieger, nehmlich der weiße, schleimt sehr, giebt grobe Crudiräten, und Säure im Magen, veranlaßt Verstopfungen, und dadurch viele Krankheiten. Die Schweizer würden solche Ziegerspeisen ohne große tägliche Gefahr der Gesundheit nicht ertragen können, wenn ihnen nicht theils die Gewohnheit, theils die gesunde subtile Luft nebst dem herlichen Bergwasser zu Hülfe käme. Ob nun gleich die Bestandtheile der herlichsten würzhaften Bergkräuter in der schwei-

zer Milch stecken, und der Landkäse überhaupt weniger Schleim erzeuget, als etwa ein Holländischer; so verdienen doch die Glarner Lob, daß sie durch ein schickliches Mittel den Zieger verbessern, und dessen böse Eigenschaften durch Zusetzung eines balsamischen Krauts mässigen und verändern. Das gedörrete Schabziegerkraut führt viele subtile salzölichte Theile bei sich, die vermöge ihrer Durchdringlichkeit sich zwischen den schleimigten Theilen des Ziegers einmischen, und selbige mehr auseinander treiben, so daß auf solche Weise der grüne Käse leichter kan verdauet werden. Hierzu trägt noch das Salz das seinige bei, welches den Schleim im Magen, in den Gedärmen und im Blute auflöset. Scheuchzer behauptet, daß der Schabzieger durch die Vermischung der gewürzten Salztheilchen sich nicht nur nicht so leicht in einen Schleim verwandeln kan, sondern auch denjenigen, der würklich im Leibe vorhanden ist, auflöset. Dieser grüne Käse sei also als eine algemeine Schweizer-Arzenei anzusehen, ja als ein Theriak in vielen Zuständes Magens, der Gedärme, und des ganzen Leibes, und vornehmlich in solchen, die von

zähen

zähen und schleimigten Flüssen und daher rühren den Verstopfungen entspringen. Er benimt auch alle Complexionen.

Die Alpbewohner behelfen sich nicht blos mit der Milch und Butter, dem Käse und Zieger, sondern sie bereiten auch allerhand Milchspeisen, worunter vornehmlich das Nudelbrod und die Stunkenwerne kan gezählet werden. Ersteres ist ein in heissem Milchrohm getunktes, oder gekochtes, in Schnitten zertheiltes Brod, welches einige auch mit Butter und Milch zurichten. Die Stunkenwerne aber ist ein fettes Muß, und wird gemacht aus Nudel, Mehl und Zieger. Ausserdem bereitet man aus altem Käse auch eine schmackhafte Suppe. Bei allen Mahlzeiten wird Käse aufgetragen, und gemeiniglich ohne Butter, die sehr fett und schleimend ist, genossen. Der Werth des Käses wird auch nach den Gebirgen bestimt, auf welchen er gemacht ist; daher hat er auch seine besondern Nahmen. Uebrigens findet man unter den Landleuten oft Käse von einem sehr hohen Alter; denn da man ihn an einigen Orten zu Pathengeschenken braucht, so wird er sorg-

fältig aufbewahrt, um noch in die Hände spä-
ter Enkel zu kommen.

21.

Jetzt wird es Zeit, liebster Freund, diese Briefe zu schließen; indessen erlauben Sie mir, noch eine kleine Samlung von Bemerkungen nachzuholen, die zum Theil nicht ganz unerhebliche Gegenstände betreffen. Es sind freilich nur abgerissene Stücke, so wie ich Ihnen bisher überhaupt meine Anmerkungen mitgetheilt habe, mehr einzeln als zusammenhängend, wie sie sich selbst mir anboten, ohne eine genaue Anordnung zu beobachten. So mancherlei Gegenstände lassen sich nicht immer unter einen bestimmten Gesichtspunkt und in eine methodische Ordnung zusammenfassen; und die Freiheit der Brieferzählung begünstigt das Vergnügen, das Sie vielleicht mit mir empfinden, von einer Scene zur andern umherirren zu können.

Blainville, der, wie Sie wissen, viel schwahrt, aber wenig, das zur Kenntnis eines Landes diente, und noch weniger, das interessant wäre, der blos die Absicht zu haben scheint,

uns

uns zu berichten, wann und wohin er gereiset und was ihm dabei eingefallen, dieser gute Blainville, von seinem deutschen Uebersetzer oft mit eben so lächerlichen Anmerkungen widerlegt, macht von den Zürcherinnen eine Beschreibung, die mit andern sonderbar contrastirt. Die Fremden, sagt er, grüssen sie auf den Strassen zwar mit Abnehmung der Hüte, wofür sie aber nicht danken; welches uns so unhöflich vorkam, daß wir in Gefahr stunden, diesen guten Frauenzimmern das Unrecht anzuthun und sie für eben solche Wildinnen, als die Nürnbergerinnen zu halten, bis uns unser Wechsler berichtete, daß des Orts Gewohnheit ihnen nicht erlaubte, unsre Höflichkeit zu bemerken. Blainville und sein theurer Wechsler, irren beide. In Zürch lebt freilich das Frauenzimmer viel eingezogener und sittsamer, als an einigen andern Orten in der Schweiz; aber ihnen einen solchen Mangel der Lebensart zuschreiben, heißt sie nicht kennen. Und wie kan er von den Sitten einiger Personen, die ihm auf der Gasse begegnet, auf die Sitten der ganzen Stadt fort schließen? Vielmehr haben die Zürcher überhaupt den

Ruhm der Politesse. Die hiesige Art, das Frauenzimmer zu grüssen, setzt Blainville hinzu, ist, ihre rechte Hand zu fassen und sie freundlich zu drücken, ohne jedoch den Huth abzunehmen. Wer weiß, welches Mädchen Blainville bei der Hand gehabt? Unter Vertrauten und Bekanten ist wohl das Händedrücken hier eben so gewöhnlich, als anderswo; aber eine so durchgängig herschende Gewohnheit ist es nicht. Allein das Aufbehalten des Huths? Nun dis ist freilich eine eigene Sitte vieler Schweizer, wiewohl es gröstentheils auch nur von dem mitlern Stand gilt. Der Huth scheint noch manchen Schweitzern ein liebes Attribut der Freiheit zu sein. Man findet in manchen Städten und besonders in Bern ganz anständige Gesellschaften, worin die Männer es gar nicht für ungesittet halten, unter sich und bei dem Eintritt und der Gegenwart artiger Frauenzimmer beständig den Huth aufzubehalten, welches anfänglich einen Fremden sehr beleidigt.

Ich habe schon einmal etwas von den Sitten zu Baden angeführt, und ich setze noch dazu ein Urtheil, daß davon ein Florentiner,

Pog-

Poggio, in einem Brief an Aretin ſäkt: Nulla ſunt in orbe terrarum balnea, ad fœcunditatem mulierum magis accommodata. Innumerabilis multitudo nobilium et ignobilium eo venit, non tam valetudinis, quam voluptatis cauſa; multae foeminae corporum ſimulant aegritudines, cum animo laborent. Omnibus una mens eſt, triſtitiam fugare quaerere hilaritatem. Auch Busbeck nent die Bäder zu Baden Thermas conciliatrices amorum. Allein die Vergnügungen dieſer Art ſind wohl nicht der einzige Antrieb, jene Bäder zu beſuchen; die Freiheit, ſich da nach Gefallen zu kleiden, hat auch ihren Antheil daran. In ihren Städten, wo die Geſetze herſchen, ſind die Schweizer in Anſehung ihrer Kleidung ſehr eingeſchränkt. Sobald ſie aber auswärts kommen, kleiden ſie ſich gemeiniglich mit ſo viel Pracht und Ueppigkeit, daß man glauben ſolte, ſie wolten ſich dadurch an ihrer Einſchränkung in ihrem Vaterlande rächen. Manche ſchaffen ſich für eine monatliche Reiſe nach Paris eine ganze Garderobbe von beſetzten Kleidern und andern Koſtbarkeiten des Putzes an, die ſie zu Hauſe niemals wieder tragen

tragen können und den Würmern überlassen müssen. Der Franzose lacht über den verkleideten Mönch, der, sobald er in seine Zelle komt, wieder in seiner Kutte läuft. Wäre es nicht besser, auch auswärts in der simpeln, reinen und anständigen einheimischen Kleidung zu erscheinen und dadurch andern zu zeigen, wie sehr man die Weisheit der vaterländischen Verordnungen erkenne?

Wenn Prinzen, Gesandte oder andere hohe Personen durch ansehnliche Städte der Schweiz reisen, so pflegt man sie auf eine förmliche Art zu bewillkommnen. Man schickt zu ihnen ein angesehenes Mitglied aus dem Rath, das, von Gerichtsdienern begleitet, im Nahmen des Standes das Compliment abstattet und dabei ein Geschenk von einigen Flaschen einheimischen und zuweilen auch ausländischen feinen Wein überreicht. Sogar wird dies beobachtet in manchen kleinen Städten und selbst in einigen Dörfern, wo reiche Bauern wohnen, die alsdann auch wohl zu dem Wein noch einen guten vieljährigen Käß hinzufügen. Der Wein wird der Ehrenwein genant und die

die gutherzigen Schweizer suchen dazu die beste Sorte aus.

Die schweizer Weine sind, wie man leicht denken kan, von sehr verschiedener Art und von verschiedenem Werth. Dis komt theils von der Lage der Gegenden, theils auch von der grössern oder geringern Aufmerksamkeit her, die man auf den Anbau des Weins verwendet. Der Neuschateller rother Wein wird nach einigen Jahren so gut, daß man ihn für Burgunder trinken kan; der Arbwein oder Vin de la Cote, eine Sorte weisser Wein, ist zuweilen so schön, daß er alten Rheinwein mit Recht verdrängen kan. Vertrügen die schweizer Weine das Verfahren, so würde man davon einen vortheilhaften Absatz nach Deutschland liefern können. In vielen Städten hat man die weise Einrichtung, daß von der Obrigkeit bestelte und beeidigte Personen den Wein, ehe er verkauft werden darf, untersuchen und taxiren müssen; daher weiß man hier auch nichts von den betrügerischen und schädlichen Künsten, den Wein zu versetzen und zu verfälschen. Es ist mir noch immer unbegreiflich, wie die Policey in unsern meisten deutschen

Städten

Städten, und besonders in großen Handelsplätzen, in Ansehung der Weinschenken eine so unverantwortliche Nachläßigkeit bezeigen kan. Ungeahndet und ungehindert üben diese Leute ihre Künste auf Kosten der Gesundheit und des Vermögens eines ganzen Publikums, die Weine nachzumachen, zu vermischen, zu verfälschen und anstat eines wohlthätigen Getränkes Gift zu verkaufen, das vom Vater bis zum Enkel würket und ganze Geschlechter von siechen Personen hervorbringt. — In manchen felsigten Revieren würde der schweizer Landmann gar nichts bauen können, wenn er keine Reben hätte. Einige Gegenden, z. B. Uri, und besonders in der Nachbarschaft der Gletscher, verstatten gar keinen Weinbau. Man hat bemerket, daß nicht nur der häufige Wein in der Schweiz die Unmäßigkeit in dem Genus dieses Getränkes befördert, sondern daß auch der Weinbau hie und da viel gutes Land entzieht, das zum Getraidebau brauchbar wäre. Einige Cantons haben daher auf Mittel gedacht, den Weinbau einzuschränken. Es ist nicht zu läugnen, daß einige Gegenden in der Schweiz oft Kornmangel haben, den sie mit vielen

vielen Kosten heben müssen. Auch weiß man, daß der Wein nicht auswärts verführt, sondern im Lande consumirt wird. Indessen werden Verbote wegen weiterer Ausbreitung der Weinkultur doch manche Schwierigkeiten finden, indem bey dem Weinbau in verschiedenen Gegenden mehr Privatvortheil abzusehen ist, und viele ansehnliche Eigenthümer sich nicht vorschreiben lassen, wie sie ihr Land nützen sollen.

Zur Vorbereitung der vornehmen Jugend zu den Geschäften des Staats gehört unter andern ein Institut in Bern, das ich nicht übergehen kan. Dis ist der sogenante äussere Stand. Er begreift eine Versamlung von jungen Patriciern und Bürgerssöhnen, die unter sich einen Schattenstaat errichtet haben, worin idealische Aemter bekleidet und nachgeahmte Geschäfte in einem eigenen Hause besorgt werden. Eigentlich ist es eine Nachahmung des innern Standes oder der aristokratischen Regierungsverfassung von Bern. Sie haben unter sich Schultheißen, Senatoren, Pfenner, Landvoigte, u. s. w. gewisse Geschäfte, worüber sie Berathschlagungen halten,

Ent-

Entscheidungen geben, und dergleichen mehr. Alles aber ist blos Schattenwerk, und hat keinen offenbaren Einfluß in den Staat. Der Endzweck dieses Instituts ist, Jünglinge, die künftig in die Regierung treten wollen, mit der Form der Staatsgeschäfte bekant zu machen und sie in eine vorläufige Uebung zu setzen. Von dieser Seite betrachtet ist es allemal eine nützliche und rühmliche Veranstaltung. Sie halten in einem sehr schönen neuen Hause auch öffentliche Reden, worin oft freilich viel vom Patriotismus gestammelt, inzwischen doch auch zuweilen manche gute Materie vorgetragen und mit Freymüthigkeit ausgeführt wird. Das allegorische Denkzeichen dieses Standes ist etwas sonderbar; es stelt einen Affen vor, der auf einem Krebse reitet, und ist an dem Frontispice des Gebäudes in Stein abgebildet. Dieser Affe gefält freilich den jungen Herren nicht sehr und sie haben bei der Regierung um ein schicklicheres Denkzeichen angesucht; diese aber findet es noch immer gut, ihnen ihren Affen zu lassen. Sie haben auch eine Denkmünze, die auf der einen Seite die erwähnte Vorstellung hat und zwar auf einem kleinen

Schilde,

Schilde, der auf einem Globo coelesti geheftet ist, über dem Schilde steht der Bär des Cantons, auf welchen, da er auch ein Himmelszeichen ist, die beigefügten Worte zielen: hoc sidere gaudet; auf der andern Seite der Münze erblickt man im Meer segelnde Schiffe, mit der Umschrift: dexterae gubernationis spes. Wenn der innere Stand am Ostermontag einen der beiden Consuls oder Schultheißen mit vieler Feierlichkeit zum Regierenden für das Jahr erhebt, so hat auch der äussere Stand seine Festivitäten. Er zieht öffentlich mit Musik auf; die Mitglieder gehen paarweise; vor ihnen geht ein Harlequin, ein Affe, ein in Bärenhaut verkleideter Mensch, ein anderer mit einen Bogen, der Wilhelm Tell vorstelt, neben welchem sein kleiner Sohn von einen andern auf dem Arm getragen wird, 13 große starke Schweizer in der alten Tracht ihrer Vorfahren und in der Farbe, welche die 13 Cantons, die dadurch vorgestelt werden sollen, in ihren Wapen haben; ein Aufzug, der zum Theil viel lächerliches hat, lustig zu schauen für den gemeinen Haufen und für die Kinder, die sich sehr auf diesen Tag freuen mögen. Darauf

hält nach vollbrachten Wundern dieses Tages der äussere Stand zu seiner Erquickung einen solennen Schmauß, wodurch der gar zierliche Fond von Schulden, den er schon gelegt hat und den doch wohl zuletzt die Regierung bezahlen muß, nicht wenig zunimmt. Man will seit einiger Zeit bemerken, daß die jungen Herren in dieser Schattenrepublik (worunter viele schon verheirathet sind) anfangen, zu freimüthig zu werden und sich in ihren öffentlichen Reden zu viel Anspielungen auf gewisse Vorfälle und Beurtheilung der Regierungsmaximen ihrer Väter zu erlauben. Das läßt sich nun wohl nicht anders denken. Aber es scheint doch, daß die Regierung solche kleine Ausbrüche des republikanischen Geistes, die ganz ohne nachtheilige Folgen sind, zuweilen zu hoch und für mehr nimt, als was sie sind.

So ganz frei ist das Denken wohl nicht in der Schweiz; wenigstens nicht in einigen Cantons, wo man manche Wahrheit, die in einem monarchischen Staat zu sagen erlaubt ist, nicht hören lassen darf. Der junge Herr von Haller hatte gezweifelt, ob die Geschichte von Tell so wahr sei, als man sie gewöhnlich erzählt;

zählt; sogleich bliesen darüber einige Cantons lerm und verdamten ihn als einen Ketzer. Ein fremder Gelehrter, sagt Herr Zimmermann in seinem vortreflichen Werke vom Nationalstolz, kam vor einigen Jahren nach der Schweiz, um sich in einem Lande niederzulassen, wo man frei denken dürfe; er blieb zehn Tage in Zürch und gieng nach Portugal. „Unser Nichtdenken, sagt er an einem andern Orte, fält doch mehrentheils in jene fromme und andächtige Zeiten, in welchen man in der Stadt Bern zwar das erste öffentliche Hurenhaus gestiftet; aber zugleich auch auf patriotisches Anrathen des apostolischen Doctors und Stadtschreibers der Republik Bern, Thürings Frickart, die im Jahr 1479 unserm Canton sehr schädliche Raupen durch eine gesetzmässige Notification vor die geistliche Gerichtsbarkeit des Bischofs von Lausanne lud, der sodann nebst seinen übrigen geistlichen Vätern nach angehörter Klag und Antwort, Replik und Duplik, diese Raupen im Namen der heiligen Dreieinigkeit verfluchte.„ Das Factum ist wahr. Vor einigen Jahren hielt ein junger Berner, Herr Walther, ein denkender Kopf, in der Ver-

samlung des äussern Standes eine Rede, die gedruckt werden solte und es auch verdiente. Weil er aber zur Erläuterung verschiedener Punkte einige historische Noten gemacht hatte, die ausser der von Herrn Zimmermann erzählten Begebenheit noch einige ähnliche eben so wahre aus den ältern Zeiten betrafen; so ward es ihm versagt, das drucken zu lassen, was man mit Beifal angehört hatte. Leicht liesse sich noch eine Menge von ähnlichen Beispielen anführen.

Die Art, wie sich die Einwohner des Cantons Bern kleiden, ist schon angezeigt; auch ist gesagt, daß die übrigen Cantons in ihrer Tracht sehr verschieden sind. Die letztere verdient noch eine kurze Erläuterung. Mit so vielem Geschmack sich die Damen in Solothurn, Bern, Lausanne und Genf kleiden; so abscheulich ist ihre Tracht in Basel. Einförmig und nach einem uralten Zuschnit gehen die artigsten Mädchen gekleidet; ohne Frisur; das schönste Haar ist unter eine silberne oder goldene Haube hingestreift, die sehr klein ist und der Mütze eines katholischen Priesters ähnlich sieht. Die Tracht in Freyburg ist eben

nicht

nicht weit von der Baſeler unterſchieden; aber doch noch etwas beſſer. Auch die Kleidung des weiblichen Geſchlechts von der ländlichen Claſſe hat ihre Abänderungen. In Baſel ſieht man unbedeckte Köpfe mit einem geflochtenen langen Haarzopf; eben dieſes nimt man auch im Canton Solothurn wahr, nur mit dem Unterſchied, daß man hier, ſo wie auch in Freyburg, kleine artige Strohhüthe trägt. In Baden erblickt man ſehr ſeltſame breite Hauben; von Roche bis Aigle ſehr große Strohhüthe mit gethürmten Kipfen. Man hat den Berner Damen den Vorwurf gemacht, daß ſie, gleich den ſchönen Türkinnen, ihr Geſicht den profanen Blicken der Mannsperſonen durch einen Schleier entziehen. So viel ich geſehen, wird der Schleier, meiſtentheils vom weiſſen Flohr, nur im Sommer angelegt. Die Vortheile, die eine Dame davon wider die Sonne, die Luft und das fliegende Ungeziefer gewint, wären ſchon Empfehlungen genug, wenn nicht die Liebe, zu gefallen, noch eine höhere hinzuſetzte. Jede weiß, daß ein ſchönes Geſicht, dergleichen es in Bern ſo viele gibt, unter dem Flohr noch reitzender ſcheint; die halb ver-

deckte Schönheit bricht so lieblich hervor, wie das Morgenlicht eines Maytages durch einen leichten Nebel; und die angenehme Ungeduld, näher zu sehen, ist mehr werth, als ein freier Anblick, der auf einmal sättigt. Die bescheidenen Damen verdienen durch diesen kleinen Kunstgrif zu gewinnen. Vielleicht wäre der Schleier auch an andern Orten und zu einem andern Endzwecke brauchbar; der Flohr müste dann etwas dichter sein, um uns einen Anblick und eine Empfindung zu ersparen, die wir nicht gar zu gerne haben.

Um Ihnen aber doch einiger maassen begreiflich zu machen, was für Wörter zuweilen aus einem schönen Munde unter dem Schleier hervortönen, so wil ich einige davon hersetzen. Ich sage, daß sie zuweilen nur gehört werden. Denn Personen von Erziehung fühlen die Rauhigkeit ihrer deutschen Mundart, und sprechen lieber französisch, besonders mit einem Deutschen, von dem sie wissen, daß er seine Sprache versteht.

Lesen,

Loſen, hören.
Lugen, ſehen.
Schmecken, riechen, wie auch in der eigentlichen Bedeutung.
Grifen, fühlen.
Frueli, Frau.
Hamme, Schinken.
Süß, ſchön, ſanft, angenehm, z. B. ſüß Wetter.
Priegen, weinen.
Abbrecher, Lichtſcheere
Epper, jemand.
Schlächt, ſchlecht.
Lichten, klingeln.
Zimmes, Mittag.
Z'Obe, Abends.
Eppis, etwas.
Parelleli, Apricoſen.
Meer-Trubli, Roſinen.
Rösli, Pferd.
Götti, Gevatter.
Götte, Gevatterin.
Plunder, Leinen.
Naſelumpe, Schnupftuch, auch wenn es ein neues, reines, ſeidenes iſt.
Komeli, bequemlich.
Trümlick, ſchwindlicht.
Knicken, betrügen.
ä Mah, ein Mann.
Ancke, Butter.
Ranf, Brodrinde.
Staachel, Stahl.
Balge, keifen, ſchmähten.
Go'lo, gehen laſſen.
Rang, gehe.
Totſch, unvorſichtig.
Nedle, Rohm oder Sane.
Gar uerlich Geſicht, angenehme Ausſicht in die Landſchaft.
Hetrie eppen epper eppis to? hat dir etwa jemand etwas gethan?
Jo, ja.
Bitzelechtig, ſauer.
Käfer Mus, Zuckererbſen.
Suntik, Sontag.
Mäntik, Montag.
Ziestik, Dienſtag.
Mitwuche, Mittewochen.
Donſtik, Donnekſtag.
Fritik, Freitag.
Samſtik, Sonnabend.

Bei einem solchen sogenanten Deutschen ist es gar kein Wunder, wenn man bei einer richtig deutschen Anrede zur Antwort erhält: Bi Gott! Herr, i verstah nüt Welsch. Denn Welsch bedeutet Französisch. Man könte dieses kleine Handlexicon noch unendlich vermehren; indessen mag dis jeder anderer Reisende selbst zu seinem Vergnügen thun. Diese Beschäftigung wird nicht ganz unnütze seyn; man wird viele und mannigfaltige Abänderungen der Dialecte in den verschiedenen Cantons, besonders in Absicht auf die mehr oder weniger rauhe Aussprache, aber auch zugleich manche alte nachdrückliche Wörter wieder antreffen, die zwar unter uns erloschen sind, jedoch ihren Untergang nicht verdienen. Die Diminutiva sind den Schweizern insonderheit werth; man hört sie überal, z. B. Brünli, Hügeli, Knäbli und tausend dergleichen; aber sie werden mehr anstat der gewöhnlichen männlichern Wörter, als aus Sport oder Zärtlichkeit und Delicatesse gebraucht. Wie eine ganze Rede von so vielen unverständlichen Wörtern klingen mus, könte man sich leicht vorstellen, wenn es möglich wäre, sich auch von der rauhen Gurgel,

aus

aus welcher sie oft daherthönen, einen Begrif zu machen, ohne sie selbst gehört zu haben.

Die Landwirthschaft der Schweizer ist bekant und schon berühret. Noch verdient es angemerkt zu werden, daß der Socrate rustique von Herr Hirzel in Zürch die Abbildung eines nachahmungswürdigen Landmanns ist, der würklich existirt. Dieser Herr Hirzel ist eben der, welcher die erste Veranlassung zur Stiftung der Gesellschaft zu Schinznach gegeben, die daselbst alljährlich zusammen komt. Sie besteht aus Mitgliedern von allen Cantons; und ihre Zusammenkünfte haben zur Absicht, nicht nur die Eintracht und Freundschaft der Bundesgenossen zu unterhalten, sondern einander auch nützliche Vorschläge, besonders die Landoconomie betreffend, mitzutheilen. Der Prinz Ludewig von Würtenberg, der sich vor einigen Jahren als ein wahrer Philosoph und als ein algemeiner Wohlthäter seiner Gegend auf einem Landhause bei Lausanne aufhielt; wohnte der Zusammenkunft zu Schinznach bei. Ein vortreflicher Landmann in der Nachbarschaft war ihm und der Gesellschaft durch seine Einsichten, seinen Fleiß und seine löbliche Haushaltung bekant.

kant. Der Prinz schickte dem edlen Bauer seine Kutsche, um ihn zu der Gesellschaft zu holen; er selbst gieng ihm entgegen, als er ankam, und stellte ihn vor. Man erwartete ungeduldig, was der Prinz ferner mit ihm anfangen würde. Als man sich bald darauf zur Tafel setzte, nahm er seinen Gast bei der Hand, führte ihn durch die große Gesellschaft fort und ließ ihn neben sich sitzen. Während der Tafel bewies der Prinz dem Bauer eine vorzügliche Achtung, und dieser wuste die Gesellschaft durch seine reifen Urtheile, die von seinem ehrwürdigen Ansehen ein neues Gewicht bekamen, auf eine ausserordentliche Weise zu unterhalten. Gewis die Fürsten würden durch mehr ähnliche Beispiele viel Gutes stiften, viel nützliche Nacheiferung erwecken, wenn sie nur wolten, wenn sie durch Vorurtheile und den Nebel der äussern Grösse hindurchdrängen, um das Verdienst in der Hütte und am Pfluge zu erkennen. —

Ich habe schon einmal berührt, daß die Bildhauerkunst bei weitem nicht den Fortgang in der Schweiz gehabt, als die Malerkunst. Wie viel in dieser Kunst geleistet ist, kan man am

besten

beſten aus Füeßlins Geſchichte der beſten Künſtler in der Schweiz erkennen. Indeſſen beſitzet ſich nicht weit von Bern in der Kirche zu Hindelbank ein treffliches Werk der Bildhauerkunſt, das ich unmöglich ganz mit Stillſchweigen übergehen kan, da ich es erſtlichemal mit Bewunderung betrachtet habe und viele Fremde zu demſelben eine kleine Luſtreiſe machen. Auch iſt dieſes Meiſterſtück noch nicht bey uns ſo bekant, als es zu ſein verdient. Es beſtehet nehmlich in einem Grabmal in Stein, das ein Schwede, Nahmens Nahl, verfertigt hat, und worunter eine in ihrem erſten Wochenbette geſtorbene Gattin des Pfarrers zu Hindelbank ruhet. Der Künſtler hatte viele Achtung gegen ſie und ſetzte ihr das Denkmal zum Beweiß ſeines Schmerzes, und nicht aus Eigennutz. Sie war eine Perſon, die Tugend mit ihrer Schönheit vereinigte. Sie ſtarb am erſten Oſtermorgen. Dieſer Umſtand gab dem Künſtler die Idee, die Verſtorbene in dem Moment einer Wiederauferſtehenden vorzuſtellen. Der Stein, der das erhabene Grab bedeckt, iſt zerborſten und wird von der Bemühung, die der wieder belebt werdende Körper gegen denſelben

ſelben entwendet, in die Höhe und von einander erhoben. Durch den Riß ſieht man die Wiederaufſtehende, die ihr Kind im Arme hält, das ebenfals wie die Mutter empor ſtrebt. Man kan ſich nichts Feierlicheres und Rührenderes denken, als in dieſer ganzen Vorſtellung liegt. Das unſchuldige Kind, in den Armen ſeiner Mutter, mit welcher es geſtorben, mit welcher es wieder erwacht; der Ausdruck der Freude und Hofnung in dem Geſicht der Mutter, daß mit der größten Achtlichkeit und mit einer meiſterhaften Kunſt gebildet iſt; ihr Beſtreben, die Decke des Grabes wegzuheben; die Gröſſe der Ideen, die dadurch bei dem Zuſchauer erwachen und das Intereſſe, das ein jeder Menſch daran hat — alles dieſes vereinigt ſich, die Seele in die lebhafteſte Bewegung zu ſetzen. Dieſe wird nicht wenig durch eine Aufſchrift vom Herrn von Haller unterhalten, die auf dem Stein eingegraben iſt.

Herch! die Trompet: ſchalt, ihr Klang dringt
durch das Grab;
Wach auf, mein Schmerzenſohn, wirf deine
Hülſen ab,

Dein

Dein Heiland ruft dir zu; vor ihm flieht
Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles
Leid.

Auch Herr Wieland hat dieses Werk, von dem er sagt, daß es nicht blos das Meisterstück des Künstlers, sondern der Triumph der Bildhauerkunst sei, in seinem Gedicht über die Natur oder die vollkommenste Welt gepriesen.

Seht, wie vom Donnerton des Weltgerichts
erwekt,
Durch den zerrissnen Fels, der dieses Mahl
deckt,
Die schönste Mutter sich aus ihrem Staub
erhebet,
Wie den verklärten Arm Unsterblichkeit
belebet!
Wie bebt von seinem Stoß der leichte Stein
zurück!
Wie glänzt die Seligkeit schon ganz in ihrem
Blick!
Ihr triumphirend Aug, im heiligen Entzücken,

Scheint

Scheint den enthüllten Glanz des Himmels zu erblicken;
Der Seraphinen Lied rührt schon ihr lauschend Ohr;
Ein junger Engel schwebt an ihrer Brust empor
Und dankt ihr jetzt zuerst sein theuerkauftes Leben.
Der Wandrer siehts erstaunt und fromme Thränen beben
Aus dem entzückten Aug: er siehts und wird ein Christ,
Und fühlt mit heilgem Schaur, daß er unsterblich ist.

Wie sehr verdiente nicht das angezeigte Werk, das nur im schlechten Stein gearbeitet ist, von Marmor zu sein. Wem edler wäre es, den schönsten Marmor zu Arbeiten dieser Art, als zu blossen Hausgeräth, anzuwenden. Man hat vom Marmor verschiedene Arten in der Schweiz. Der von Oberhasli hat eine klumpenartige Zusammensetzung aus mancherlei Farben, wovon die Grundfarbe röthlich ist, bald mehr, bald weniger. Ein anderer ist

durch

durch und durch purpurröthlich mit schwärzlichen Flecken. Man findet einen andern, der weislich ist, mit röthlichen sehr kleinen Flecken, und in den Rissen sieht man grünliche und gelbe Materien. Auch hat man ganz weissen Marmor. Der im Grindelwalde hat eine bleichrothe Grundfarbe mit einigen grünen Flecken und vielen zarten Rissen, worin sich eine grünliche Materie zeigt. Der Marmor von Büren ist höher oder blasser gelblich mit häufig eingesprengten dunklern rostfarbenen Flecken. Im Belpberg findet man ihn schwarz mit weissen Flecken und Adern. Diese und noch einige andere Arten von Marmor werden an verschiedenen Orten in der Schweiz verarbeitet. Vornehmlich geschiehet dis zu Bern, wo man sie in einer an der Aare gelegenen Mühle säget oder schneidet, worauf sie in der Frankischen Werkstätte ins Feinere verarbeitet und sodann nach Frankreich, England, Deutschland und selbst nach Rußland verschickt werden.

Endlich mus ich doch wohl noch ein paar Worte von dem berühmten Rheinfall bei Schafhausen sagen, einer Scene, die so viel Erha-

Erhabenes hat, daß viele Fremde dahin eine besondere Reise unternehmen. Zerstreute Felsen machen auf einmal das Bett des ohnehin schnellen und fortreissenden Rheins enge und zertheilen seine schäumenden Fluthen. Diese Felsen machen unten an dem gegen über liegenden Laufen eine schroffe Wand aus, die von den meisten Schriftstellern ungefähr auf etliche 60 Fuß hoch geschätzt wird. Diese feste Wand wird von 3 oder 4 sonderbar gestalteten Felsen durchbäumet; und zwischen denselben stürzet sich, mit einigen Wasserbächen durchschlängelt, der in lauter Schaum verwandelte Strom mit einem fürchterlichen Getöse in die Tiefe hinunter, woraus er plötzlich wieder in die Höhe aufbrauset und sich in wilden Wellen wälzt. Von ihnen steigt ein grosser Dunst empor; daher sind auch in dieser ganzen Gegend viel Nebel und Regen. Wenn man diesen Stromfall von der Zürcher Seite am Schlosse Laufen betrachtet, so erscheint er noch weit prächtiger, weil man ihn von unten und in der Nähe von einigen Schritten beschaun kan. Ein angenehmer Schauer nimt die Seele des Zuschauers bei dem Anblick dieser Scene ein,

wo

wo das Auge, das Ohr und die Einbildungskraft zugleich beschäftigt wird. Es ist kein Wunder, daß der berühmte Watelet, um diesen Wasserfall abzubilden, eine eigene Reise dahin gemacht. Ausserdem haben viele geschickte Maler, als Meyer, Schütz, Wüst und andere, diesen majestätischen Fall nach der Natur abgebildet. Am besten aber ist es Schalch, einem denkwürdigen Maler von Schaffhausen, geglückt, die Schönheit des Rheinfalls getreu auf die Leinwand zu bringen und die würkliche Natur in verschiedenen Situationen zu malen. Beim Wagner und Scheuchzer findet man Kupferstiche, die durch bessere verdrängt werden sollen. Der Herr von Haller ist uns eine Schilderung dieses merkwürdigen Auftritts der Natur schuldig geblieben.

22.

Mit allen den Empfindungen, welche die Trennung von einem geliebten Gegenstande erweckt, scheide ich jetzt, mein wertheſter Freund, von Ihnen und von der Schweiz, die

Sie mit mir schätzen. Ruhen Sie nun, wenn ich Sie ermüdet habe. Zur Erquickung gebe ich Ihnen, indem ich Sie verlasse, noch einige poetische Gemälde unsers geliebten Landes, die Sie nicht ohne Vergnügen hier wieder finden werden. Versetzen Sie sich noch einmal nach den Eisgebirgen.

Cuncta gelu canaque aeternum grandine tecta
Atque aevi glaciem cohibent: riget ardua montis
Aetherei facies, surgentique obvia Phoebo
Duratas nescit flammis mollire pruinas.
Quantum Tartareus regni pollentis hiatus
Ad manes imos atque atrae stagna paludis
A supera tellure patet: tam longa per auras
Erigitur tellus et coelum intercipit umbra.
Nullum ver usquam nullique aestatis honores.
Sola jugis habitat diris sedesque tuetur
Per-

Perpetuas deformis hyems; illa undique nubes
Huc atras agit et mixtos cum grandine nimbos.
Jam cuncti flatus ventique furentia regna
Alpina posuere domo, caligat in altis
Obtuitus saxis, abeuntque in nubila montes.
Sil. Ital.

Si vero, Helvetiae quae sit natura, requiris,
Conditio est duplex, terrae natura biformis.
Namque ubi ad Italiam vergit solemque calentem,
Montana est, sed enim ridenti fertilis arvo,
Fontibus irrigua, et florentibus optima pratis,
Lucis et sylvis, pecori gratissima tellus.
Sed contra Boream casumque ortumque astrorum

Plana jacet campis foecundoque utilis agro,
Frumenti vinique ferax et divite rure,
Collibus apricis, quos pampinus ornat et uva.
Quid liquidos referam fontes, rivosque loquaces,
Muscosque amnes de viva rupe cadentes,
Caeruleos latices? o! Murmura grata colonis,
O! requies, o! lenimen praedulce laborum!

Glareanus.

Die Poesie dieses schweizer Dichters aus dem 15ten Jahrhundert mag Ihnen weniger gefallen, als ein Gemälde von der Art aus dem Virgil; aber man fühlt doch die Annehmlichkeit der Scenen, die er beschreibt, und die gegen die rauhe Seite der Alpen so sehr kontrastiren. Der englische Dichter Akinside hat in seinem Gedicht über die Ergötzun-

gebungen der Einbildungskraft die Alpen nicht vergessen; aber noch schöner hat sie sein Landsmann, Keate, vor einigen Jahren in seiner Schilderung von Ferney, Voltairens Tusculan, beschrieben. Nur diese reitzende Stelle vom Pais de Vaud:

Hier erfüllt die schöne Natur das bewundernde Auge mit allen Reitzungen der ungekünstelten Veränderung. Hier fält das zur Erndte reife Korn wellenweise über einander, oder purpurfarbene Weinberge glühen in der Ferne, oder Gebirge glänzen weiß von einem ewigen Schnee. Jähe und weit entfernte Klippen erheben ihre umwölkten melancholischen Spitzen, oder Felsen gleich Säulen steigen gen Himmel; eine angenehme Kühlung übergiesst die Thäler und verbreitet sich weit über die umherliegenden Wälder. Hell scheinen die Ströme in der Ferne, die große Ueberschwemmungen drohen. Hier ruhet das friedfertige Gewässer

des

des Oceans, dort brauſen reiſſende Ströme um die Wette. Unzählige Landhütten erheben ſich an einer jeden Seite, die Wohnungen froher Weisheit und nicht des Stolzes. Kein Fleck Landes iſt unbebauet; denn der dankbare Erdboden kan mit reichem Wucher die ſaure Arbeit belohnen. Zufriedenheit und Ruhe haben hier ihre glücklichen Wohnungen aufgeſchlagen, und die Freiheit bewohnt im Stillen die Ebenen.

Das

Landleben

von

C. C. L. Hirſchfeld.

Rura mihi, et rigui placeant in vallibus amnes,
Flumina amem, ſiluasque inglorius!

VIRG.

Vierte Auflage.

Leipzig,
bei Siegfried Lebrecht Cruſius.
1776.

An den Leser.

Nichts mehr habe ich auf dem Herzen, als den Wunsch, das Landleben mit einigen Freunden, die mir dis Gemälde desselben hie und da erworben hat, einst wieder in seiner ganzen Ruhe und Süssigkeit zu geniessen: ein Wunsch, der mich entzückt, wie ein Traum.

An die

Madame Tscharner

von Bellevüe

gebohrne von **Bonstetten**

in Bern.

Madame,

Ich glaube, daß ich mit einer gewiſſen Freimüthigkeit mir die Ehre nehmen darf, Ihnen dieſe Schrift zu widmen, weil ſie ein Abdruck von den ſanften Annehmlich-

keiten Ihres Vaterlandes und besonders der Gegend ist, die Sie mit jedem Frühling verschönern. Wird Ihnen wohl dis Gemälde des Landlebens, das die Vergnügungen wiederholt, die in der Nähe Ihres Landsitzes so reitzend waren, und woran Sie einen so grossen Antheil hatten, gleichgültig seyn können?

Jezt, Madame, da die Nachtigall Sie wieder in das aufgrünende Land hinlockt, iezt besuchen Sie es wieder; und wie schön lächelt nicht da die Natur, wo Sie und der Frühling sind? Jede Grazie, jedes feine Gefühl des Schönen eilet mit Ihnen auf Ihr Sommerhaus; und der Weise und der Dichter geht

Ihnen in Ihrem Gemahl zur Seite. Wie sehr darf ich nicht hoffen, Madame, daß Ihnen diese Abbildung des Landlebens gefallen werde, Ihnen, die Sie alles besitzen, was das Landleben reitzend macht, und zu deren Bellevüe, dem die Natur selbst den Nahmen gab, meine Einbildungskraft so oft hinaufirrete, wenn sie eine anmuthige Scene bilden wollte?

Wenn einst, Madame, in einer heitern Morgenstunde, indem die weite ofne Landschaft vor Ihnen lacht, Ihr Auge einen Blick auf diese Blätter werfen und hin und wieder eine Stelle antreffen solte, bei welcher Sie einige

Augenblicke mit Vergnügen verweilten; so würde meine Ehrbegierde, Ihnen zu gefallen, befriedigt seyn, und jeder Frühling neue Schönheiten für mich gewinnen.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Madame,

Ihr

Im May 1768.

ganz gehorsamster Diener,
C. C. L. Hirschfeld.

Wer kömmt vom Hügel herab, vol unaus-
sprechlicher Anmuth,
Dem Glanz die fröhliche Sterne beſtrahlt,
Den Philomele begrüßt? Ihm duften frühe
Violen.
Ihm grünt der Erde beſchatteter Schoos.
Wunſch meiner Muſe, du kömmſt! o! Früh-
ling! *

* Uh.

Empfangt ihn, Freunde des Ländlebens, er kömmt in unsre Gefilde mit allen seinen Freuden zurück. Wie frolockt die ganze Natur bei seiner Wiederkunft! Welches Leben in den erheiterten Lüften, voll von dem Triumphliede der Lerchen, auf diesen zartaufblühenden Wiesen, auf diesen sich belaubenden Buchen, dort auf den begraßten Hügeln, wo hundert junge Lämmer springen, auf jenem See, in welchem die Sonne wieder ihr stralendes Antlitz spiegelt, in dieser ganzen vor uns ausgebreiteten Landschaft, deren Fläche von dem neuen Grün in abwechselnden Schattirungen geschmückt, und hin und her von den Scenen ländlicher Arbeiten wieder belebt ist! Welcher froher vermischter Lerm rings um uns her! Wie die frezen Bäche zwischen den Blumen rieseln, wie die Stiere den frischen Weiden entgegenjauchzen, wie die mannigfaltigen Stimmen der Vögel, die unter dem lauen Himmel umherschwärmen, in das einförmige Lied des Gukuks, der den Frühling ausruft, und in das Geschwätze der Frösche eintönen, unterdessen ein warmer West schmeichelnd unsre Wangen umfliesset und ein süsser Geruch aus der jun-

gen Erde hervorathmet. Ueberal iſt Frühling; überal ſchallet die Freude des verjüngten Jahres, und wecket den Wiederhall.

Was für eine Veränderung hat ſich in allen Theilen der Natur ausgebreitet, und wie algemein iſt die wohlthätige Güte des Weſens, das die Jahreszeiten in ihrer Ordnung abwechſeln läßt, unſre Erde, die ſich von ihrer Müdigkeit ausgeruhet hat, wieder mit Fruchtbarkeit und Freude ſchmückt und die ganze Schöpfung bis in ihre geheimſten Tiefen belebt! Noch vor wenigen Monaten war die ganze Fläche der Erde mit einer kalten Unfruchtbarkeit und einer todten Stille überdeckt. Dieſe Thäler, die itzt die Wolluſt des Auges ſind, lagen in einer tiefen Trauer vergraben; dieſe Berge, die itzt ihr grünendes Haupt in die Wolken erheben und an deren fruchtbaren Abhange die frohe Wollenheerde klettert, ſtanden im hohen Schnee erſtarret; dieſe belaubten Gänge, die itzt der Nachtigal eine angenehme Zuflucht geben, waren nackte Reiſer und Zweige, die unter der kalten Laſt des Winters arbeiteten; dieſe Bäche, die itzt mit lautem Gemurmel dahin-

häpfen, waren mit einer eisernen Kette in ihrem Laufe gehemt; der Nordwind heulete über Städte und Dörfer dahin, und schüttelte von seinen schrecklichen Flügeln Reif und Eiß und Kälte und Verwüstung herab; die Schöpfung schien einem ewigen Tode übergeben zu seyn.

Aber kaum hauchte der Athem des Allmächtigen, so drang das Leben wieder in alle Adern der erstorbenen Geschöpfe. Er winkte der Sonne, sich unserm Erdballe zu nähern, und die Luft ward mit einer belebenden Wärme erfüllt. Das ganze Reich der Pflanzen empfand den wohlthätigen Einfluß, und seine belebten Säfte drangen in allen Theilen zum neuen Wachsthum hervor. Die Erde gebahr in ihrem mütterlichen Schooße Gras und Kräuter und Blumen, ließ ihre Kinder hervorgehen, und zeigte sie, als ihre stolze Zierde. Die dicken Wolken zerflogen, und der Himmel lächelte über das hervorsprießende Grün der Felder hin.

Zwar verlohr er noch oft seine frühe Heiterkeit, und verhüllete seinen Glanz in Schnee und Hagel. Die zurückkehrende Kälte hemte

die Wirkungen der Sonnenstrahlen, und die noch schwachen Kräfte des Jahres waren in Gefahr, in ihrer Geburt erstickt zu werden. Die Hügel, auf welchen schon die Weide der Lämmer hervorgrünte, wurden noch einmal mit einem flimmernden Gewande überkleidet. Der erste Schmuck der sich belaubenden Fruchtbäume ward noch einmal mit Flocken durchwebt; und die noch halb kahle, und halb aufgeblühete Landschaft schimmerte unter dem Lichte, das hin und her die Wolken durchbrach, im Gemisch von Grau und Weiß und Grün. Und wie oft sahen wir nicht die Lerche, die dem ankommenden Frühling in die wärmere Luft entgegensang, in einer traurigen Stille wieder heruntergleiten, ihre kleinen Flügel betrübt zusammenfalten, und vor dem heuchlerischen Wetter in das Winterlager zurückfliehen?

Doch noch einmal gieng die belebende Kraft von dem Vater der Natur durch alle Wesen. Die stärkere Sonne löste die kalten Ueberbleibsel des Winters auf. Und nun herscht der siegreiche Frühling auf allen Hügeln, in allen Thälern, in allen Gärten. Alles ist von seinen Reitzen vol.

Erwachet nun, ihr Städte, zu den Freuden des verschönerten Jahres, und nehmet an ihnen auf dem Lande Theil. Ihr alle, die ihr die Unbequemlichkeiten des melancholischen Winters getragen, euch vor der unfreundlichen Nässe und Kälte und den pfeifenden Nordwinden in eure Wohnungen verschlossen, und sie vom Schneegestöber eingehüllt, und eure Fenster vom nächtlichen Froste erstarrt gesehen; vergesset nun die Unlust der rauhen Monate, verlaßt die Mauern der Stadt, und kommt in die Gefilde des Frühlings, wo überall Freude blühet, und der ganze Himmel mit einer neuen Heiterkeit lächelt. Jetzt in diesen Tagen, die der reinsten Lust heilig sind, jetzt müsse ein jeder, dessen Herz fröhlicher Empfindungen fähig ist, dem städtischen Kerker entfliehen, und die Ergötzungen der Natur in der heitern Luft des Landes suchen. Alles regt sich vom Vergnügen; alles ladet die Bewohner der Städte ein, an den Freuden Theil zu nehmen, die der Frühling rings um die Hütten der Landleute ausgebreitet hat. Die Berge umher strecken ihr stolzes Haupt, das mit einem grünen Schmuck bekränzt ist, empor,

und verkündigen den Frühling; die belaubten Wälder reitzen von allen Seiten her, und verkündigen den Frühling; die Heerden, die weit umher die Weiden bedecken, lassen ihr Brüllen bis in die dumpfen Mauern erschallen, und verkündigen den Frühling -- Ja, man hört die Lockungen der ganzen Natur, und der fühlende Theil der Menschen folgt ihnen. Ich sehe bereits einen Freund des Landlebens nach dem andern aus der Stadt entweichen, und sich in den Schoeß des Sommerhauses begeben. Die Häuser und Gassen der Stadt werden almählich einsamer. Die öffentlichen Spatziergänge, die im frischen Laube grünen, werden wieder am Morgen und am Abend besucht, und geben denen, welche die schönen Monate in der Stadt zubringen müssen, einen Theil der Frühlingsergötzungen. Schon höre ich dort in dem Schatten der Gänge eine muntre Gesellschaft nach der andern vorüberrauschen, wo die Freude das Alter und die Jugend vereinigt, jedes Herz durchwallet, und zu den vergnügtesten Gesprächen belebt. Ich sehe den Dichter mit Horaz in der Hand vol stiller Begeisterung am Hügel sitzen, und

da die Bilder des Frühlings, die Schönen an den Händen ihrer Verehrer durch Gras und Veilchen hüpfen, ihren Busen mit bethauten Blumen schmücken, und die verneuerte Gestalt der Natur bewundern. Ja, geniesset die ganze Wollust des jungen Jahres, ihr edlen, zum feinen Gefühle gebildeten Seelen. Trinket mit vollen Zügen das süsse Vergnügen, das der Vater des Frühlings überal für euch ausgiesset. Und ihr, geliebte Gefährte meiner Landergötzungen, indem ihr euren Geist in dem Schönen der Natur unterrichtet, so vergönnet mir, mit euch die frohen Monate des Jahres als ein Weiser zuzubringen, und mit euch vereinigt das Glück des Landlebens denen, die es vielleicht noch zu sehr verkennen möchten, fühlbarer zu beschreiben.

Der May blühete in seiner ganzen jugendlichen Schönheit, und endigte einen seiner heitersten Tage, in dessen Abendstunden unsre Gesellschaft sich auf das Landhaus begab.

Kein schönrer Frühlingsabend war
Vom Meere jemals aufgestiegen;
Die blätterreichsten Gipfel schwiegen,
Der sanfte West, den je ein Lenz gebahr,
Verhält im ätherleichten Kleide,
Trug vom Olymp herab den holden Gott der

Ein wolkengleicher Kräuterduft
Von allen Thälern, allen Höhen,
Umfloh die schattigten Alleen.
Am Horizont, aus purpurrother Luft,
Siegprangte noch, im goldnen Wagen,
Der angenehmste Tag von allen Frühlingstagen. *

Wie froh eilten wir an den Ort zu kommen, wo so viele Freuden auf uns warteten, von welchen wir schon auf der kleinen Reise einen süssen Vorschmack empfanden! In wenig Augenblicken verlohr sich die Stadt und ihr lermendes Gepränge hinter uns, und eine reitzende Aussicht nach der andern erfüllte unser Auge mit den sanftesten Vorstellungen. Die Schönheiten der Natur hatten einen desto lebhaftern Eindruck auf unsre Sinnen, da sie in ihrer ersten Jugend blüheten, und zunächst nach dem Ablauf des traurigen Winters erschienen. Bald kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir in eine weithinschimmernde Ferne blickten, wo das Auge von einem anmuthigen Gegenstande zu dem andern herumirte und in dem unabsehbaren Umkreise eine

* v. Gerstenberg.

zu unersättliche Lust empfand, als daß es irgendwo ausruhen konnte. Unsre Herzen fingen an, sich in einer süssen Empfindung nach der andern zu heben, und wir waren aufrichtig genug, uns das, was wir so edel fühlten, nicht zu verschweigen. Ringsumher Gegenden, von der Natur mit allen Nutzen bereichert und mit der ganzen Kunst ihrer Malerei geschmückt. Das Grüne, das die Flächen bekleidete, und so mannigfaltig abwechselte, die junge Saat, die auf den Aeckern hervorsprießte; die in Blüthe eingehülleten Fruchtbäume; hin und wieder friedsame Dörfer und ein Gewühl geschäftiger Landleute; eine Menge von Sommerhäusern, die umher von dem blauen Horizont und von einer Kette entfernter Gebirge, wie von der Dämmerung, begränzet lagen; nahe daran grasigte Berge, wo die sichern Lämmer unter dem Liede ihrer Hirten weideten, und in deren benachbarten Thale der Stier über den Ueberfluß seiner Nahrung jauchzte; dort die Aare, die neben den Hügeln ihren gekrümmten Strom durchs Land wälzte, sich bald in einem dunkeln Gebüsche verlohr, bald auf der andern Seite ihre silberne

Fluth wieder hervorschlängelte, auf deren hellen Oberflächen die Wolken ihre wechselnden Farben spiegelten; hier ein leises Gemurmel von einem verborgenen Bache, bey welchem die zärtliche Nachtigal lockte; die Milde der Luft, die aus den frischen Kräutern aufsteigenden Düfte, der westliche Himmel, der bey dem Untergange der Sonne von Purpur glühete, und die langen beschneiten Spitzen der Alpen mit schimmerndem Golde bestreute; tausend unnachahmliche Schönheiten, und die nachläßige Ordnung, worin sie erschienen, übergossen unsre Herzen mit einem Vergnügen, das uns eben so unvergeßlich bleiben wird, als es unbeschreiblich war. Wir sahen, wir hörten, wir fühlten nur, und die Lebhaftigkeit unsrer Empfindungen machte, daß wir in manchen Augenblicken unsre Unterredungen vergaßen. Doch wie leicht bricht nicht ein gerührtes Herz sein kurzes denkendes Stillschweigen? Wie belebend, sagten wir uns, indem das Auge die stillhervorzitternde Freudenthräne zurückhielt, wie belebend sind deine Wohlthaten, Vater der Natur! Mit welcher zärtlichen Wollust, von Wehmuth untermischt,

empfindet unser ganzes Herz die Gegenwart deiner Güte in diesen reitzenden Gefilden, wo alles sich für uns verjünget hat, wo alles für uns blühet. —

Die lezten Farben des abgeschiedenen Tages fingen schon an in Westen zu verbleichen; die Dämmerung verschleierte die Ferne; eine sanfte Erhellung schwebte nur noch um die nahen Fluren, und kühler hauchten schon die Zephirs, als wir das geliebte Sommerhaus erreichten. Wie vol war nicht dieser Abend von den süssesten Freuden, zu vol für eine Erzählung! Alles schien sich in der feierlichsten Zubereitung zu befinden, uns zu empfangen. Die Unschuld und Freude eilte uns in den kleinen Nymphen des Dorfs entgegen; einfältigfreimüthig sammelten sie uns ihre Ergötzungen vor, und brachten uns, den ankommenden Gästen des Frühlings, seine ersten Blumen. Eine ganze Familie von Nachtigallen fing an zu schlagen, als wenn sie sich vereinigt hätte, uns bey unserer Ankunft zu begrüssen. Der Mond erhob sein Licht und schien eine reinere Heiterkeit über unsere glückliche Gesellschaft auszugießen. Die Aare strömte tief unter unserm Landhause

mit lauten Wellen vorbei, und es deuchte uns, als wenn sie eben vor unsrer Wohnung, der Wohnung der Freude, mit einem angenehmern Geräusch, als anderswo, vorüberflösse. Alles belebte unsre Einbildungskraft, die sich Bilder auf Bilder entwarf, und sich an tausend frohen Gegenständen erfrischte.

Während der Abendmahlzeit, gewürzt von Freundschaft und Munterkeit, ward beim bescheidenen Glase der Vergleich errichtet, auf dem Lande der Natur gemäs zu leben, den Geist in einer beständigen Heiterkeit zu erhalten, ihn daher mit fleissigen Betrachtungen ländlicher Gegenstände zu beschäftigen, und unsre Empfindungen einander mitzutheilen. Vergnügt schlummerten wir ein; vergnügt erwachten wir wieder, und empfanden ganz den Geist eines schönen Frühlingsmorgens.

O! seht, wie über grüne Hügel
Der Tag bekränzt mit Rosen naht!
Ihn kühlen Zephirs linde Flügel,
Vom Thau glänzt sein beblümter Pfad.
Wie taumelt Flora durch die Triften!
Die Lerche steigt aus trunkner Saat,
Und singt in unbewölkten Lüften. *

* Uz.

Wie entzückend eröfneten sich jezt um uns her die Lustgefilde des Frühlings, und mit welcher lächelnden Freundlichkeit begrüßte uns das ganze mit uns erwachende Land! Allein es ging uns wie einem Fremden, der in einen prächtigem königlichen Pallast geführet wird; tausend Gegenstände erfüllen mit ihrem Glanz sein Auge und nehmen seine ganze Sele ein. Er läuft mit flüchtigen Blicken durch alle Auftritte der Pracht, die sich ihm verstellen; er übersieht das Ganze nach der Grösse; und nachdem er dem Allgemeinen seine Bewunderung gegeben, so ist seine Neubegierde noch nicht gesättigt, sondern er fängt an, eine besondere Seltenheit, ein Schauspiel der Kunst nach dem andern aufmerksam zu betrachten, bis er alle Theile und ihre harmonischen Verbindungen unter einander erkant, und von der innern und äussern Schönheit des Gebäudes bis zum Erstaunen gerühret ist. Die ganze Gegend umher war der unermeßliche Pallast, vol von Wundern der Natur, die uns auf den ersten Anblick in eine frohe Bewunderung setzten, aber durch ihre Mannigfaltigkeit zu sehr überhäuften, als daß unsre Aufmerksamkeit

bei einem einzelnen Auftritte hätte verweilen können. Wir eilten von einem Ort zu dem andern, ohne das alles genau genug betrachten zu können, was er uns Reitzendes zeigte. Bald streiften wir durch die Zimmer des Sommerhauses, bald im Garten, bald in den benachbarten Fluren umher, und liessen unsre Blicke in die weite Ferne hinaus irren. Nach und nach wurden wir mit den geheimen Ergötzungen der Natur immer vertrauter; und es schien, als wenn unsre Sinne geschärft, und alle Kräfte der Sele verjünget worden, um das unschätzbare Vergnügen des Landlebens gedoppelt zu empfinden. Je mehr wir es genossen, desto lebhafter ward unser Geschmack an ihm; kein Eckel minderte seine Dauer, keine Reue wird es vergällen.

Es gibt eine geheime Anlockung, einen Ort zu beschreiben, der durch irgend ein Vergnügen, womit er uns beschenkt hat, in der Geschichte unsrer Empfindungen merkwürdig geworden ist; und nach Horazens Tarent wie viele entzückende Gegenden sind nicht geschildert? Hier stehe also auch ein kleines Gemälde unsers Sommerhauses, nicht der Ewig-

Ewigkeit, sondern nur allein unsern Empfindungen gewidmet. Die angenehme und einsame Lage, und die Bequemlichkeit mit der innern sorglosen Ausschmückung machen seine Schönheit, und lassen keinen Wunsch mehr nach Gröſſe und Pracht übrig. Gelehnt an dem Busen eines waldigten Berges ruhet sie da, die ländliche Wohnung, und öfnet ihre Fenster den Gegenden zu, wo die Sonne aufgehet, wo sie niedersinkt, und wo die Nacht ihre kühlenden Schatten ausbreitet; ihre Zimmer steigen über einander in einigen Absätzen immer schönern Aussichten entgegen. An den äussern Wänden kreuzen vertraulich die Zweige des Weinstocks und des Pfirschbaums unter einander, und das Gewebe ihrer Blätter schützt sorgfältig die Seite, die den stärkern Strahlen ausgesetzt ist. Nahe blühende Linden streuen Wohlgeruch und wankende Schatten in die Gemächer hin, und bei jedem Hauch der Weste wallet an der Wand und ihren Gemälden ein sanftes Spiel des Lichtes und der Dämmerung auf und nieder. Gleich vor dem Eingange murmelt zwischen zwo jungen Lauben eine immer lebendige Quelle, die in ein Marmor-

becken, von Liebesgöttern gehalten, herabfallend einen sanftkühlenden Thau verspritzet; da indessen auf dem Dache eine friedfertige Familie von Tauben scherzt, die oft auf unser Locken herabflattert, sich unter dem mit herbeieilenden Federvolke des Hofes hervordrängt, um die Körner selbst aus unsern Händen zu picken. Und welche entzückende Gegend umher! Auf der einen Seite irret das Auge den mit Gras und Getreide und Wald bekleideten Berg hinauf, der seinen bewohnten Rücken weit zwischen glücklichen Landhütten fortstreckt, und von dem tausend fröhliche Stimmen der Vögel zu unsrer Wohnung herabtönen; auf allen übrigen Seiten fliegen die Blicke unaufhaltsam über die Aare, Wiesen, Felder, Dörfer, einzelne Häuser, Gärten, Landhäuser, Heerden, Tannenwälder, Thäler und Hügel fort, bis sie tief in der Ferne zwischen einigen Bergen noch eine matte dämmernde Aussicht gewinnen, und zuletzt von einem Gürtel blauer Alpgebirge, die mit dem Himmel vereinigt scheinen, bezirkt werden — ein unermeslichreicher Schauplatz der Vergnügungen für die Sinnen und für die Einbildungskraft. Bei

allen diesen Annehmlichkeiten blühet an unserm Sommerhause ein Garten, wo sich das Nützliche mit dem Schönen verbindet. Lang streckt er sich mit seinen farbigten Blumenbeeten, zwischen deren Krümmungen hin und wieder ein springendes Gewässer mit silberhellen Wirbeln sprudelt, und sich tief unten zu einem kleinen Fischteiche sammelt — mit seinen schattigten Gängen, wo ein Chor von Nachtigallen zu dem plätschernden Geräusche singt, mit seinen anmuthigen Rasenbänken und Lauben, mit seinen Küchengewächsen und Fruchtbäumen in nachläßig scheinender Ordnung hin, und ein Traubengeländer umzäunet seinen Bezirk. Hier wohnen Ruhe, Kühlung, und Entzücken aller Sinne; hier ist es lieblich, die Morgenröthe erwachen zu sehen, oder in der Abendluft zu wandeln, unter dem silbernen Lichte des Monds, oder in süssen Phantasien einsam zu sitzen, unterdessen die Laube Schatten und leichte Blüthe auf uns herabstreuet, oder der schwärmende Wind in den Gipfeln der Bäume ein sanftmelancholisches Rauschen verbreitet. Hier und da schimmert eine weisse Statüe dem Auge entgegen, die so wohl durch die Schön-

heit der Arbeit, als auch durch die lichtvolle Farbe und scheinende Grösse dem Garten mehr Leben und Heiterkeit mittheilt. Umgeben von Rosengebüschen stehet die reitzende Flora da, das Gesicht nach ihren aufblühenden Blumenbeeten gekehrt, und über diese scheint die holde Zufriedenheit aus ihren Blicken zu lächeln und das aus seinen Blättern sich entfaltende Veilchen die nahe Göttin zu grüssen. Dort liegen einige Nymphen und gießen das von den Springbrunnen in ihre Gefässe sich sammelnde Wasser immer geschäftig in den Teich herab; und in jener mit Fruchtbäumen verwachsener Wildnis, die an den benachbarten Wald gränzet, spannet Diana ihren Bogen durch die Gesträuche aus. Aber noch mehr entzücken das Auge jene unfabelhafte Gestalten, Thomson und Kleist, die, von den lauschenden Musen umgeben, oben an dem Ausgange der dämmernden Allee stehen, in der Hand die göttliche Leier, das Haupt mit jungen Rosen bekränzt. Freude umstrahlet ihre Stirne; noch scheinen sie die Reitze der Natur zu besingen und ihr Mund sich in sanfter Begeisterung zu öfnen; nahe vor ihnen reicht der

ernſthaftere Sommer jenem ſeine Früchte, da indeſſen der Frühling an der Hand eines kleinen Amors dieſem einen Straus von friſchen Mayblumen übergiebt. Dieſe Statüen ſetzte Euphranor, der Erbauer des Landhauſes; „ſie ſtehen da, ſprach er, ſie, die uns die Schönheit des Jahres fühlen lehrten, und ihre Bildniſſe, die gröſte Zierde eines Gartens, ſollen uns täglich an ihre Geſänge erinnern. Keiner wandele vor ihnen ohne eine heilige Ehrfurcht vorüber; keiner vergeſſe, was der Dichtern ſchuldig iſt, die in unſre Bruſt die Freuden der Natur ſangen. Vor ihnen ſitze oft mein kleiner Sohn, ihre Gedichte in der Hand; er leſe mit warmen Gefühl, mit dem ganzen Tiefſin einer jugendlichen Sele; und wenn ihn dann das Lied eines nahen Vogels, oder der laute Springbrunnen ſtört, wenn dann ſeine Empfindungen ſich durch die äuſſern Eindrücke noch mehr beleben, dann ſtarre er lange mit ſanftbethränten Blicken ihre Statüen an, dann ſeufze er laut, einſt, wie ſie, die ſchöne Natur ſchildern zu können, oder doch gleich ihnen den ganzen Werth der Unſchuld und Tugend zu verſtehen; o! dann, gütiger Himmel, führe

mich zu ihm hin, laß mich den Ausdruck des edelsten Gefühls in seinem Antlitz sehen, und ihn mit einer frohen väterlichen Umarmung belohnen. „

Auch die Gemächer des Landhauses haben die besten Auszierungen, die ihnen ein guter Geschmack nur geben konte; sie sind mit einer Samlung von Kupferstichen und Landschaftsgemälden erfült, die den Geist, wie die Zimmer, erhellen, die Einbildungskraft mit neuen Bildern erfrischen, die Schönheiten der Natur vervielfältigen und den Geschmack an ihnen verfeinern, bei einer traurigen Witterung erheitern, und in der Einsamkeit unterrichten. Welcher Reitz, welche Mannigfaltigkeit, welche entzückende Unterhaltung in den Schilderein eines de Vadder, Thoman, Pouſſin, Poelemburg, Breil, Vernet, Claude Lorrain, und so vieler anderer Meister! „Wir erfreuen uns mit ihnen, sagt ihr grosser Kenner, * der Sonne, und des duftenden Abends. Alles Vergnügen, womit wir die Landluft genossen haben, wird

* v. Hagedorns Betrachtungen über die Malerey.

uns in ihren unsterblichen Gemälden gegenwärtig. Wessen Herz vor diesen Reitzungen in der Natur verschlossen ist, wer nur die Handlungen der Menschen in den Palästen des herschenden Roms aufsuchet, oder wer auf dem Teppiche grünender Felder nur nach dem Getümmel der Städte zurückseufzet, der fühlet nicht den Werth der malerischen Idylle. „ —

Jezt, da wir auf dem Sommerhauſe ſind, iezt beſitzen wir uns wieder ſelbſt; iezt leben wir von neuem, und ſchätzen uns Königen gleich, nachdem wir jene ermüdenden, jene verdrüßlichen Dinge verlaſſen haben, die man in der Stadt ſo ſehr erhebt. Wie viele ſanfte Ergötzungen erwachen nicht mit jeder Morgenröthe bei uns, und begleiten uns den Tag hinab! Wenn von ihrem Genus unſre ganze Sele erfüllt iſt, wenn wir uns einander das ſanft-

überwallende Gefühl unſrer Freuden mittheilen; wie könten wir dann noch den Wunſch erſticken, alle, die es noch nicht kennen, daran Theil nehmen zu ſehen? Woher kommt es doch, fragen wir uns oft, daß noch ſo viele das ſüſſe Glück des Landlebens zu verkennen ſcheinen, noch ſich davon einen Vorſchmack einzuholen verſuchen? Auch die Betrachtung bei Seite geſetzt, daß der Menſch eine Pflicht hat, die Schönheiten der Natur zu ſtudiren; ſolte man denn nicht glauben, daß ihm die ſanften Reitze dieſer Jahreszeit, die ſo empfindbar ſind, wenigſtens einige Aufmerkſamkeit abſtocken würden? Zu einer Zeit, da die Luft lauter Wohlgeruch und milde iſt, da das Feld grünet, die Gärten blühen, die Bäche rieſeln, die Waſſerfälle lermen, die Weiden vol Geblöcke, und die Wälder vol Geſang ſind, zu einer Zeit, da die ganze Natur von Freude lebt, ſich in den dumpfen von Rauch verfinſterten Mauern der Stadt verkerkert halten, oder wenn man aus dem Gefängniſſe hervorkriecht, bei dem Anblick des ſchönen Landes ohne Empfindung bleiben können; dieſes ſcheint eine ſehr unnatürliche Gemütsbeſchaf-

fenheit anzuzeigen. Wunderbare Erſcheinung! Selbſt dieſe erfrornen Gewächſe belebten ſich doch endlich wieder unter der wärmenden Sonne, unter den Erfriſchungen des Morgenthaues; und der Menſch bleibt bei aller zärtlichen Erweckung der wohlthätigen Natur noch immer ohne Empfindung? Schwäche des Geiſtes, Mangel des Geſchmacks, Unruhe der Begierden, Verwöhnung an betäubende Ergötzungen, dieſe pflegen die Luſt an den Annehmlichkeiten der Natur zu tödten, und ein Vergnügen zu zernichten, das unter die ſchätzbarſten dieſer Welt gehört.

Criſpil, (erdichtet ſind dieſe Charaktere, und haben doch ihre Originale), mit einem trägen Geiſte gebohren, und noch mehr verwahrloſet durch eine elende Erziehung, iſt in das Haus, wo ihn ſeine Mutter dem Müſſiggange gebahr, ſo ſehr verliebt, daß ihn der Abend noch vor der Thüre ſitzen ſiehe, wo er ſich am Morgen hinſetzte; zu ängſtlich bewacht er ſeinen bequemen Sitz, als daß er ihn anders als für den Ruf zur Mahlzeit verlaſſen ſolte.

Tu nidum servas; ego laudo ruris amoeni
Rivos, et muſco circumlita ſaxa, nemusque. *

Seine Sele, zu ſtumpf, als daß ſie das Schöne der Natur nach der Mannigfaltigkeit ihrer Gegenſtände empfinden ſolte, liegt den ganzen Tag in einer ſinleſen Betäubung. Die ſanfte Stimme des Waldes iſt ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth; es iſt ihm einerlei, das klägliche Gelächze einer Krähe, oder die ſüſſen Melodien der Nachtigal zu hören. Dieſe verwender in jeder Abendſtille in dem an ſeinem Schlafgemach anliegenden Garten ihre ganze Kunſt, ſeinen Ohren Aufmerkſamkeit, und ſeinem Herzen Gefühl einzuſingen; aber verſchloſſen für alle Empfindung achtet er nicht auf ſie. Verkürze denn, ſchöne Sängerin, deine bezaubernden Lieder, und laß ſie aus einem ſchwächern Tone in den andern hinabfallen, und verſtummen. Verſchwende deine göttliche Muſik nicht länger vor unwürdigen Ohren, oder ſchmelze ſie zu lauter Klagen, daß der Menſch bei deiner zur Freude einladenden

* Horaz.

Stimme allein taub und fühllos bleiben kan, indessen die ganze Natur mit dir in Wollust frolockt. Seine zum Tumulte gewöhnten Ohren ergötzt nichts, als das tägliche Getöse der volkreichen Gassen; seine Augen haben fast nichts gesehen, als was zwischen den Mauern vorgeht; sein Geschäft ist, das volle Gewühl des Gewerbes müssig anzuschauen, die wimmelnde Menge der Menschen und Pferde zu begaffen, oder seinen Geist mit einer kleinen Neuigkeit zu beleben, die ihm die Nachbarn bringt. Doch wozu dis Gemälde? Crispil, der kaum den Auctionszettel ansieht, liest ja nicht; und andere mögen ihn nicht kennen.

Insekten sind lebendiger, als er.

Arel wird gewis den Frühling empfinden; denn er hat seine Handlung niedergelegt, um nun die Früchte seiner Unruhe recht zu geniessen. Er hat Reichthum, Gesundheit, Freiheit, ist so sehr sein eigener Herr, daß er nicht einmal von einer Familie abhängt. Allein noch immer liebt er Sclaverei und Mühe; noch immer verträgt er sich um die besten Freuden. Denn an dem angenehmsten Maytage kent er kein anderes Vergnügen, als seine ausgeliehenen

Gelder zu berechnen, seine Zinsen einzusammeln, oder mit einer kummervollen Eilfertigkeit von Haus zu Haus Nachrichten von dem Preise der Waaren aufzuspüren. Er geht vors Thor; aber er wagt sich nicht weit ins Feld, weil er sich zu sehr von seinen Schätzen entfernen möchte. Er wird von seinen Freunden zu einer Lustfahrt eingeladen; aber keine Triften, keine grünende Auen, keine Fluren voll zukünftiger Erndte, erobern seine Gedanken. Er sieht, anstat der Schönheiten der Natur, die mit allen ihren Scenen vor seinen Augen unbemerkt vorübergehen, nur Münzsorten; und mitten in dem Lustrevier des Frühlings ärgert er sich noch über die Schmelzjuden des lezten Kriegs.

Stargon, so sehr er im frischen Alter blühe, bleibt doch der Vergnügungen des Landlebens unfähig. Seine stürmenden Leidenschaften, welche die Vernunft ersticken, lassen ihn nicht mit den Arten der Belustigung bekant werden, die ein zartes Herz und ein guter Geschmack wählt. Die Freuden des Landes sind ihm zu verborgen, und zu einfältig. Sein Herz wallet unaufhörlich in ungestümen Bewegungen. Er mus

Ergötzungen haben, die mit einer unwiderstehlichen Gewalt berauschen, und seine brennenden Begierden noch mehr befeuren. Verwöhnt an Gesellschaften, wo der Scherz in wilde Ungezogenheit ausarter, und der Wein bis zur Thorheit begeistert, verwöhnt an Tänze voll Lerm und Wollust, fliehet er die stillen Beschäftigungen eines Herzens, das sich an den Gegenständen des Landes vergnügt, und hat an einer Lebensart einen Eckel, die das Gemüth in einem sanften Gleichgewichte erhält.

Anith begiebt sich auf seinen prächtigen Landsitz, den Natur und Kunst zu schmücken wetteifern. Rings um das stolze Schloß, aus welchem man das weite Land sich verbreiten sieht, windet sich sein anmuthiger Garten. Zwischen den hohen Alleen, die sich bald in einer langen Aussicht fortziehen, bald in schmalen Krümmungen sich schlängeln, bald sich zu labyrinthischen Gängen verlieren, bald mit einer jungen Baumschule abwechseln, springen überal Wasserkünste, schimmern Blumenbeeten und marmorne Säulen. Lachende Liebesgötter giessen in das Bad der Venus kühlendes Wasser, das in silbernem Sprudel sprizelt, die

heisse Göttin zu erfrischen. Die Orangerie, und das eröfnete Gewächshaus durchdusten das nahe Revier, in welchem ein weiter Schauplaz von tausendfarbigen, von fernen Himmelsstrichen gebürtigen, Blumen glänzt; und um ihn zu überschauen, ladet bald eine Rasenbank, bald eine schattigt bewölbte Laube ein. Frohe Lieder durchtönen die belaubten Gänge, und in den weiten Lustplätzen schwärmen Schaaren von Vögeln umher. Und wie verflossen Anith die Tage auf seinem Landsitze? Ach; diesem Orte fehlt nichts, als ein Geist, seine Annehmlichkeiten zu empfinden; Anith hat keinen. Denn wie oft scheint nicht das Schicksal in der Besetzung der Lustplätze dieser Erde zu irren, und da, wo ein edler Geist, ein Weiser und ein Dichter wohnen solte, eine kranke gefühllose Seele hinzuführen? Kaum würdigt Anith seinen Garten eines Besuchs; und wenn er ihn einmal durchstreicht, so grünt kein Baum, so duftet keine Blume, so rauscht kein Wasserfal für ihn; das Mordgewehr in der Hand lauert er grausam auf die entzückende Nachtigal, und ärgert sich, auf der Tulpenflur keinen Hasen zu finden. In den Gemächern

seines Schlosses hat er die Schilderein eines Lukas von Uden und Dieterichs abgerissen, und Hirschgeweih aufgesteckt; auch hat er sich schon eine junge Zucht von wilden Schweinen bezelt, um seinen Garten für die Jagd zu bevölkern. Der Lerm seiner beständigen Gesellschafter, seiner Jagdhunde, das dumme Geschäcker seines Kutschers, heldenmüthige Gespräche von der Schenke und von erlegten Füchsen, und donnernde Flüche füllen sein nutzlosen Tage; und er, der in einem Paradiese wohnen könte, lebt elender, als Thiere in der öden Wüste

„Weit von Oronten weg sei meine einsame Wohnung; fernher sammelt sich Wein in seinen Keller; die Natur ist ihm nur schön, weil niedliche Bissen für ihn in der Luft fliegen, oder den Hain durchirren, oder in der Flut schwimmen. Er eilt auf das Land, um ungestört rasen zu können; wie bang ist man in den verfluchten Mauern, wo der dumme Nachbar jede That bemerkt! dir begegne nie, daß ein einsamer Tag bei dir allein dich lasse; eine unleidliche Gesellschaft für dich; vielleicht entwischt dir ein schaurender Blick in dich selbst. Aber mein, gepeinigte Pferde bringen dir schnaubend

bend ihre unwürdigen Lasten, sie springen fluchend von dem unschuldigen Thier; Tumult und Unsin und rasender Wiz begleiten die Gesellschaft zur Tafel, und ein ohnmächtiger Rauschgeber die tobende Scene. „ *

Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein! ungestört und vortheilhaft zu spielen.
Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergözt ihn wenig.
Allein warum? dort sieht er keinen König. **

„Die Natür schenkt so viel Gutes, daß die Sterblichen, davon überhäuft, kaum die Hälfte ihrer Reichthümer genießen. In entfernten Wildnissen, wohin kein menschliches Auge dringt, treibt sie ihre Blumen hervor, und breitet ihren grünen Sammet aus; helle Bäche rieseln durch die einsame Wüste, und verschwenden ihre Musik an einem wilden Geschlechte.

* Geßner. ** Hagedorn.

Geitzet die Natur mit ihrem Segen? Können wir wohl ohne Sünde in einer Welt murren, wie diese ist? Allein unser lüsterner Geschmack verschmähet ihre erlaubten Reitzungen, und läuft nach den verderbten Lockungen der gemalten Kunst. Fulvia ist so sehr in die Stadt verliebt, daß die frische Luft (verkehrte Wirkung!) der Schönen Unpäßlichkeiten verursacht. Grüne Felder, schattigte Haine, krystallene Quellen, Lerchen und Nachtigallen sind verhaßte Dinge. Aber Rauch, Staub, Lermen und Gedränge bringen Vergnügen; halb zu Tode gedrückt werden, setzt sie vor Entzückung ganz ausser sich. Wo silberne Bäche durch blumenreiche Wiesen spielen, Waldlilien ihren Wohlgeruch aushauchen, und Lindenbäume ihre Schatten ausbreiten; da seufzet sie nach der abwesenden Stadt, und hält bei Violenbeeten ihre Nase zu. * „

„Wie lange würden nicht noch die Dichter schildern müssen, wenn sie alle diesen ähnliche Charaktere auszeichnen wolten? — So groß ist die Disharmonie der Menschen mit der schönen Natur!

* Young.

Auſſer der Unempfindlichkeit gegen die Reitze der Natur, ſie ſei eine angebohrne Krankheit der Seie, oder eine Wirkung unordentlicher Neigungen, erſtrecken ſich auch die Vorurtheile der Menſchen nicht ſelten über die Beurtheilung des Landlebens, und machen, daß oft der Städter von dem Landbewohner anders urtheilt, als er ſolte. So weit iſt der Menſch gekommen, daß er nicht einmal die verſchiedenen Standörter der Welt, die vor ihm liegen,

richtig zu beurtheilen weiß; immer ſo blödſichtig, als unzufrieden.

Agricolam laudat juris legumque peritus,
Sub galli cantum conſultor ubi oſtia pulſat;
Ille, datis vadibus, qui rure extractus in urbem eſt,
Solos felices viventes clamat in urbe. *

Man bildet ſich ein, daß das Vergnügen allein in der Stadt ſeinen Wohnſitz habe, daß auf dem Lande eine eckelhafte Einſamkeit herſche, und man nichts anders vor Augen habe, als die Heerden und die Arbeiten des einfältigen Landmans. Man blickt mit einem lächerlichen Stolz auf die Hütten der Bauern herab, und glaubt, es ſei der feinern Welt unanſtändig, ſich ihnen zu nähern. Man ſtößt ſich an den Sitten des Landmans, und meint, das Land mache die Lebensart misfällig. Vorurtheile, die Geßners Menalk, und Weiſſens Hänschen am natürlichſten widerlegen.

Welches Vergnügen gleicht dem, das wir auf dem Sommerhauſe in einer kleinen Zahl

* Horaz.

zärtlicher und aufgeklärter Freunde haben, wo der Geist frei von der Unruhe der Leidenschaften ist, wo das Ohr von keiner Verläumdung beräubt, von keiner Schmeichelei getäuscht wird, wo wir in einer edlen Freiheit mit einander und mit der ganzen Natur umgehen, uns bald mit dem Himmel, bald mit der Erde, und ihren mannigfaltig ergötzenden Scenen unterhalten? Zu beklagen ist der, der sich nur in der Gesellschaft gefält, der einsam sich unerträglich wird, und sich selbst zu fliehen sucht. Erquickend ist sie, die holde Einsamkeit, die uns das Land schenkt, und die man in der Stadt anklagt. Sol denn unser Geist in einem ewigen Wirbel sinlicher Zerstreuungen herumgetrieben werden? Und die kurzen Tage des Lebens, sollen sie denn alle in einem wilden Geräusche verfliegen, ohne von der Weisheit genutzt zu werden? Sollen wir uns denn niemals von den Ermüdungen der Welt erholen, und uns selbst genießen? O! Freund eines wahren Vergnügens, betrüge dich nicht mehr.

Omitte mirari beatae
Fumum et opes, strepitumque Romae. *

* Horaz.

Und wie? Heerden, und ländliche Arbeiten wären verdrießliche Auftritte? Wer an ihnen keine Belustigung findet, der weiß nicht, was er wil. Nicht einmal gesagt, daß sie uns den ersten Beruf der Natur, und eine der wichtigsten Beschäftigungen für die Versorgung des Staats vorstellen; nicht einmal gesagt, daß ihr Anblick, indem er uns an die Beschwerden unsrer Nebenmenschen erinnert, auch das Gefühl von unsrer eigenen Ruhe und Bequemlichkeit belebt, und uns eine dankbare Empfindung gegen die Vorsehung ablocken solte: wie viele Annehmlichkeiten erscheinen nicht in ihnen? Annehmlichkeiten für den nachforschenden Naturkundiger; noch holdere Annehmlichkeiten für den Dichter, und Maler; Annehmlichkeiten, die bei der Stille der Leidenschaften einem jeden unverwöhnten Geschmack empfindbar sind.

Und wer kan anders durch die Lebensart des Landmans beleidigt werden, als der, welcher nicht zu urtheilen weiß? So wie es seine Erziehung und seine Situation wollen, so erscheint er, in natürlicher Einfalt, und daher kommt es, daß er gefält; selbst seine Unwis-

senheit gibt oft seinen Handlungen und Reden Züge, die das Naive hervorstechender machen. Welche unterhaltende Bemerkungen für den verständigen Weltman lassen sich nicht in einer kurzen Unterredung mit dem Landman, sam-len? Und würde dieser gefallen, wenn er weniger einfältig und natürlich wäre, wenn er, anstat der angebohrnen edlen Aufrichtigkeit, die gezwungenen Höflichkeiten eines Stutzers, oder die artig verkleidete Falschheit eines Höflings nachäfte?

Ja, gar zu partheiischer Verehrer des Stadtlebens, mein lieber Thenut, für Sie sind diese Betrachtungen. Niemals werde ich mit Ihrer Meinung übereinstimmen, daß die Stadt dem Lande vorzuziehen sei. Mein Herz mit allen seinen Empfindungen, ja was sage ich so wenig? die ganze schöne Natur würde sich wider den Beifal empören, den ich Ihnen zum Nachtheil des Landlebens gäbe. Vermuthlich haben nur die Jahre Ihrer Erziehung unter den städtischen Sitten, und die Gesellschaften Ihrer Freunde Ihnen almählich ein Vorurtheil für das Stadtleben eingeflößt. Kommen Sie, Freund, ich lade Sie hiemit

im Nahmen des ganzen blühenden Frühlings ein, kommen Sie nur einmal auf unser Sommerhaus. Die Stadt mit den Bezauberungen, die sie für Sie hat, wird Ihnen auf einmal verschwinden; die schönen Gegenden werden Ihr Herz zu einem neuen Gefühl erobern; und Sie werden durch das Vergnügen, das Ihnen der Aufenthalt auf dem Lande geben wird, für Ihre Gleichgültigkeit auf eine angenehme Art bestraft werden. Eine sanfte Stille wird Sie empfangen. Nicht das dumpfigte Getöse der menschenvollen Gassen, nicht das Rasseln der Wagen, nicht den Lerm des Pöbels, nicht die mühsamen Gewerbe der Handwerker werden sie mehr hören; aber das Murmeln vorüberfließender Bäche, die ländliche Flöte, worin das Lied der zärtlichen Schäferin eintönt, die Stimmen froher Heerden, und den melodiereichen Gesang der Lerche, die der Morgenröthe entgegensteigt. Zur Nacht schreckt Sie nicht das Getümmel berauschter Schwärmer aus dem Schlafe. Fern von dem Schall der kriegerischen Abendmusik, fern von dem Schreien der wechselnden Wache, schlummern Sie unter den sanft dahin-fließenden

Tönen der Nachtigal ein; und wenn Sie schon ruhen, singt sie noch fort, um, wenn Sie erwachen solten, Ihnen die schlaflosen Stunden unter den süssesten Empfindungen zu verkürzen, indessen der Mond mit stillem Schimmer in das Schlafgemach hinscheint. Die Sonne wird Sie mit den lieblichsten Strahlen zur Morgenluft wecken. Dann eilen wir zusammen an die frische Luft, erblicken durch das eröfnete Fenster den Anfang des Lichts und die mit uns erwachende Natur, treten in den kühlen Garten, brechen Blumen vol Thau, und genießen die reinsten Gerüche und Vergnügungen, unterdessen das ganze Feld umher vom Fleiße aufzuleben anfängt. Der ganze Tag auf dem Lande ist ein ununterbrochener Zusammenhang von Ergötzungen, die uns niemals ermüden, noch verdrießlich werden lassen. So bald man nur der Stadt sich entzogen hat, und mit freiem Gemüth in dem Labyrinth der Lustplätze des Landes umherirret; sogleich fängt auch die Sele an, sich einer gewissen Entzückung zu überlassen, worin man die gewöhnlichen Auftritte des Lebens vergißt, und bei aller Lebhaftigkeit der Em-

pfindungen doch immer in dem Bezierke einer sanften Ruhe und Gelassenheit bleibt. Sagen Sie, Freund, haben Sie niemals eine ländliche Beschreibung mit solchem Gefühl gelesen, das bei Ihnen ein Verlangen erzeugt hätte, die schöne Natur in ihrem eigenen Schooße zu betrachten? Haben Sie niemals in Hagedorns Liedern die süsse Nachtigal singen gehört, niemals in Kleistens Frühling einen Hügel bestiegen, und Wald und Berg und Thal lachen gesehen, niemals in Geßners Idyllen den frohen Festen der Hirten beigewohnt? Können Sie sich etwas Reitzenderes vorstellen, als ein ganzes mit tausend abwechselnden Auftritten und Farben geschmücktes Land? Nur jene Aussicht da, wie viele Schönheiten sind nicht allein in ihr enthalten! Sanft über einander geworfene Hügel erheben sich almählich zu einem Gebirge, wo das Auge ruhet; an ihren Abhängen schimmern junge Lämmer zwischen einem kleinen Buchenwald hervor; wie sie da hüpfen, wie der Schein der untergehenden Sonne die lachende Scene erheitert; wie die umherziehende Wolken ein Gaukelspiel des Lichts und der Schatten ver-

breiten. Doch, was halt ich mich auf, Ihnen Schönheiten begreiflich zu machen, die mehr empfunden, als beschrieben werden können? Kommen Sie, Freund, nur aufs Land! Die Natur wird es Ihnen tausendfältig ersetzen, was ich Ihnen zu schildern unfähig bin.

Der Weiſe macht es ſich zu einem Geſetze, ſich nach der Natur zu richten, und einen Theil ſeiner Zeit den Beſchäftigungen mit ihr zu widmen. Da ſie einige Monate hinter einander in ihren gröſten Reitzungen erſcheint, und in ihrem Schooße einen Ueberfluß der ſüſſeſten Freuden erzeugt; ſo würde er es für eine Undankbarkeit gegen ſie, und für eine Unbilligkeit gegen ſich ſelbſt halten, wenn er ihre Ergötzungen nicht zu der Zeit annehmen

wolte, worin ſie ihm ſo freigebig angeboten werden. Daher iſt es rühmlich für den vermögenden Mann, ſich in der Abſicht Sommerhäuſer zu bauen, um auf ihnen die Annehmlichkeiten des Jahres zu genießen; und dieſe ſchöne Gewohnheit, die in allen angebauten Ländern herſchend geworden, ſcheint einen Beweis für den guten Geſchmack unſrer Zeit abgeben zu können.

Einzelne Hütten und Häuſer waren ohne Zweifel die erſten, welche die Menſchen bewohnten. Als ſie ſich vermehrten, verbanden ſich Geſelſchaften und erhoben ſich Städte, in welchen ſich hin und wieder ein verbrüderter Hauſe niederließ, um ſich die Bedürfniſſe zu erleichtern, die Bequemlichkeiten des Lebens beſſer zu genießen, und ſich vor den Anfällen der Ungerechten zu ſichern. Der Menſch ward gezähmter; die Vernunft fing an, ihn immer mehr aufzuklären; umherziehende Rotten verminderten ſich; das Land ward wieder ruhig, und der Hirt und der Pflüger waren nicht mehr in Gefahr, überfallen und ihres Eigenthums beraubt zu werden. Und war es möglich, die Felder zu bebauen, und die ſchönen

Schauspiele der Natur täglich vor Augen zu haben, ohne von ihnen gerührt zu werden? Der Mensch mußte da, wo er seinen Nutzen fand, auch sein Vergnügen finden. Er mußte den Lockungen so vieler angenehmen Gegenstände folgen, und auf die Spur geleitet werden, sich Häuser zu erbauen, nicht so wohl mehr für die Nothdurft, als für seine Belustigung. Jezt wurden die schönsten Gegenden gesucht und mit Landhäusern bepflanzt; lezt wurden die rauhen Raubschlösser in friedfertige Lustplätze verwandelt, und von den Höhen, von welchen das Auge nur nach dem Feinde umhergeforschet hatte, sahe man lezt in die ruhige Landschaft hin, und weidete die Blicke an den Reizen der Natur. Man sahe manchen Freund auf dem Lande zufrieden leben, und bei Heerden und beim Ackerbau reich werden; man wählte seine Lebensart, und fand sie in angekauften oder geerbten Landgütern. Vielleicht ward auch mancher der Sitten der Stadt überdrüßig, und bauete sich eine ruhige Wohnung im Lande an. So entstanden unsere Sommerhäuser. Wie viel sie zur Verschönerung eines Landes beitragen, das

zeigen besonders einige Gegenden in Italien und der Schweiz. Sie sind die vortreflichsten Zierden einer Landschaft; sie erregen eine große Vorstellung von dem Wohlstand der Einwohner; sie erinnern an das erste glückliche Alter der Welt, wo Unschuld und Ruhe die hin und her zerstreuten Hütten der Menschen bewohnte, und ein fühlendes Herz schmelzt schon bei ihrem Anblicke in einer stillen Sehnsucht dahin.

Nicht ohne ein lebhaftes Vergnügen können wir uns erinnern, wie sehr die Alten das Landleben zu schätzen wußten. Wie viele Denkmäler sind uns davon nicht aufgestelt! Sie hielten ihre Heerden und Hirten und Gärten für würdig, ihnen eigene Götter zu Beschützern zu geben; und selbst Apoll, der Vater der Künste und des guten Geschmacks, begab sich, als er auf die Erde herab kam, in eine Gesellschaft von Schäfern, mit denen er weidete, und die er göttliche Lieder singen lehrte. Ihre beiden größten Dichter haben uns von den Gärten des Alcinous und Coricius, die im Alterthum berühmt waren, anmuthige Beschreibungen hinterlassen, worin, anstat der

künstlichen Verzierungen unsrer Zeit, die reizende Einfalt der Natur am meisten hervorstach. Die ältesten Könige der Griechen waren Schäfer; und Homer entlehnt seine angenehmsten Gemälde aus ihrem Leben auf dem Lande. Die Hirtenlieder, die als ein kostbares Erbgut aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, athmen nichts als unschuldige Vergnügungen, zärtliche Freundschaften und Ruhe, die das Landleben erzeugte. Selbst mit Lorbeern bekrönte Helden baueten mit eigenen Händen ihre Felder, die einen desto höheren Werth für sie hatten, wenn sie ein väterliches Erbtheil waren. Atilius — Quintus, der Thränen vergoß, daß er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr lang sein Feld nicht selbst bebauen konte — Cato, der von dem unschuldigen Landleben des Curius begeistert ward — wer kent nicht diese grossen Männer und andere mehr? Sie wählten die Ruhe ihrer Landgüter zu ihren Wissenschaften, und bereiteten sich darin zu den Geschäften des Staats vor; und hatten sie diese verwaltet, so zogen sie sich wieder in die Stille des Landes zurück, suchten in Arbeit und Mäßigkeit wie-

der ihr Vergnügen, und nach der Mühe eine Erquickung. „In der That, sagt Cicero, nachdem er die unschuldigen Ergötzungen des Scipio und Lälius auf dem Lande beschrieben, wie wir an den Vögeln sehen, daß, wenn sie für sich und ihre Brut Nester bauen, sie frei in der Luft herumfliegen, um sich nach der Arbeit wieder zu erquicken; eben so sehnen auch wir Männer uns, nach unsern öffentlichen Geschäften und Sorgen für den Staat, einmal nach einer Ausflucht und Erholung. „ Nicht weniger hielten sie das Landleben für eine bequeme Zuflucht des Alters; und eben der Mann, den ich angeführt, preiset den Greisen den Aufenthalt auf dem Lande an. Er erzählt, daß er sich auf eine unglaubliche Art auf dem Lande belustige, daß sich das Landleben für einen Weisen am besten schicke, und daß uns an seinem Genuß das hohe Alter nicht hindere. „Nicht allein, fährt er fort, ist das Land wegen der Saaten, der Wiesen, der Weinberge und Hölzungen angenehm; sondern auch wegen der Früchte, der Gärten, der Viehweiden, der Bienenschwärme, und der Verschiedenheit aller Blumen. War denn das

hohe Alter derjenigen elend, die sich an dem Ackerbau ergötzten? Meine Meinung zu sagen, so weiß ich nicht, ob irgend eine Lebensart glücklicher sein könne, als die auf dem Lande; und ich führe nicht allein dieses an, daß der Ackerbau dem ganzen menschlichen Geschlechte ersprießlich ist, sondern auch die Ergötzungen, die Fülle, und den Ueberfluß an allen Sachen, die zu den Lebensmitteln der Menschen und selbst zur Verehrung der Götter gehören. Was sol ich von den grünenden Wiesen, von den mit Bäumen besetzten Spatziergängen, oder von der Schönheit der Weinberge sagen? Mit einem Wort: nichts kan reicher an Nutzen, nichts an Gestalt reitzender sein, als ein wohl angebautes Land; und das hohe Alter hält uns nicht allein nicht ab, sondern es ladet uns auch ein, und lockt uns, davon Genus zu haben. Wo kan wohl dieses Alter gesunder durch Sonnenschein und Feuer erwärmt, und durch Schatten und Wasser wieder abgekühlt werden? „ So sehr liebten die Römer die Stille des Landlebens, und suchten darin Erquickung und Unterstützung bei der Hinfälligkeit der Natur. Daher waren auch die Ge-

genden in Campania, wo iezt Frascati, Paleſtrina und Albano liegen, wo ſie von den Wäldern und Gebirgen Kühlung empfingen, mit Landhäuſern und Gärten gleichſam beſäet; überal waren die angenehmſten und kühleſten Oerter mit Sommerwohnungen angebauet, die ſie nach der Beſchaffenheit der Jahrszeiten zu verändern pflegten, ſo wie Horaz ſich im heiſſen Sommer zu Tibur oder Präneſte aufhielt, wo die beraigte Lage der Hize wehrte, und die kältern Monate insgemein zu Tarent zubrachte.

Jam terras volucremque polum fuga veris aquoſi
Laxat, et Icariis coelum latratibus urit,
Ardua jam denſae rareſcunt moenia Romae;
Hos Praeneſte ferum, nemus hos glaciale Dianae,
Algidus aut horrens, aut Tuſcula protegit umbra,
Tiburis hi lucos, Anienaque frigora captant. *

* Sil. Ital. 4, 1. *conf.* Mart. *lib. 1, ep. 123.*

Selbst gegen die Widerwärtigkeit glaubten die Römer den besten Trost auf ihren Landgütern zu finden. Sie begaben sich dahin durch eine freiwillige Verbannung, wenn die Ungerechtigkeit sie in der Stadt verfolgte, und vergaßen die Undankbarkeit ihres Vaterlandes unter dem Schatten einer stillen Entfernung. Und welcher Ort ist wohl geschickter, die Sorgen zu mindern, und die Bekümmernisse des Lebens zu zerstreuen? Wo ist es wohl leichter, das Unrecht der Welt zu vergessen, und die empörten Leidenschaften zu besänftigen, als auf dem Sommerhause, das uns von der Gesellschaft der Ungerechten entfernt, und in der glücklichen Stille, worin es uns verschließt, die Seele aus so vielen Annehmlichkeiten der Natur mit einer ruhigen Heiterkeit wieder belebt? Hier können die, welche die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge erfahren, in der weiten Gegend ihre betrübten Gedanken verfliegen lassen, und ihren Gram gleichsam den Flügeln der Winde übergeben, um ihn wegzuwehen; die Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen Säuseln der Luft; das Herz zerschmilzt in eine stillere Wehmuth. Die Er-

quickungen der Natur kommen uns überal entgegen; und wir empfangen mit ihnen eine ſanfte Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verſchwinden nach und nach. Der Geiſt widerſteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen; und eine weiſe Gelaſſenheit bricht, wie eine heitre Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmerniſſe der Seele hervor. So verliehren ſich almählich die Betrübniſſe unſrer Tage unter der ſtillen Anmuth des Landlebens; und welches Herz, das ſeine Laſt fühlt, wird nicht mit einer geheimen Sehnſucht ſeufzen?

O! rus, quando ego te adſpiciam, quandoque licebit,
Nunc veterum libris, nunc ſomno et inertibus horis,
Ducere ſollicitae jucunda oblivia vitae? *

* Horaz.

Allen Geschöpfen ist die Freude über die Reitze der verjüngten Natur so gemein, daß wir sie in dem ganzen Reiche der lebendigen Wesen wahrnehmen. Kaum verliehren die Lüfte ihre Rauhigkeit und die Felder legen ihren grünen Schmuck an; so wird alles von einem gemeinschaftlichen Vergnügen erfüllt. Wie eilen die Heerden mit frohem Leerm in die eröfneten Weiden; wie hüpfen die Geschlechter der Vögel auf den belaubten Aesten, und sin-

gen ihre Lieder; wie spielen die Fische über den sanft erwärmten Fluten; und welches neues Leben breitet sich durch die Einflüsse des mildern Himmels in der ganzen Schöpfung aus!

Es spielen Luft und Laub; es spielen Wind und Bäche;
Dort duften Blum und Gras, hier grünen Berg und Fläche.
Das muntre Landvolk tanzt; der Schäfer singt und ruht;
Die sichern Schafe weiden,
Und algemeine Freuden
Erweitern gleichfals mir den Muth. *

Dieses algemeine Gefühl der Munterkeit und der Freude bei der Verjüngung der Natur belebt auch den Menschen; der würde ein Fremdling in unserm Geschlecht, und unter die Glückseligkeit der Thiere erniedrigt seyn, der in dieser Zeit keiner angenehmen Empfindung fähig wäre. Wenn diese frohen Triebe, die bei den Thieren meistens nur durch die Erwärmung, durch die Fülle ihrer frischen Nahrung und

* v. Hagedorn.

durch die reiche Befriedigung ihrer Begierden erwachen, sie so sehr beleben; so solten die viel feinern Sinnen des Menschen noch mehr gerühret werden. Andere Geschöpfe sind für eine Menge der Schönheiten in der Natur gleichsam tod; nur der Mensch kan sie empfinden, und er ist dazu durch seine ganze Einrichtung verbunden. Die ganze Schöpfung ruft ihm zu, ihren Reitzungen seine Sinnen und seine Vernunft zu erönen; für ihn strahlet die Morgenröthe der Frühlingstage über die bethauten Wiesen hin, nicht für den blinden Wurm, der unter der Erde kriecht. Sich an ihr beluſtigen, ist Pflicht; und von ihr zum Schöpfer geleitet werden, Gottesdienſt. Die Freude über die Annehmlichkeiten der Natur war die erſte Empfindung des Menſchen, als er auf die Erde trat; sie ist noch eben so unschuldig, als sie damals war, noch eben so sehr seinen Bestimmungen gemäs.

Die ganze Welt ist für den Weisen ein unermeslicher Schauplaz von Vergnügungen; alles, was er auf ihm antrift, wird ihm eine Quelle froher Empfindungen. Die ſinlichen Freuden des Herzens machen gleichsam die

Morgenröthe aus, die vor dem Anbruch des Tages, vor den gereinigten Betrachtungen des Verstandes, vorhergehen. Sie sind die ersten, die uns einnehmen, noch ehe wir von dem Licht der Vernunft einige Strahlen empfangen. Sie verlassen uns nicht, wenn schon die männliche Sele sich ausgewickelt hat. Sie bahnen den Weg zu höhern Ergötzungen, und sind eine Vorbereitung zu den erhabensten Empfindungen des Vergnügens, die von den aufgeklärtesten Einsichten nur erzeuget werden können. Aber eben diese sinlichen Ergötzungen über das Schöne der Natur müssen, der Würde des Menschen gemäs, erhöhet, und moralisch gemacht werden. Sehet hier die Stuffen, auf welche uns die Natur hinaufleitet. Wenn wir bei der Verjüngung der Natur unsre Wiesen von Gras und Blumen, unsre Felder vol Saat, unsre Gärten vol Gewächse erblicken, wenn wir bei dem Anschauen und bei dem Gefühl der Reitzungen der Natur von einer sanften Fröhlichkeit durchdrungen werden; was ist alsdann natürlicher, als zu denken, wem wir das Dasein dieser Gegenstände, und das Vermögen, ihre Annehm-

lichkeiten zu empfinden, zu danken haben, und was wir den wohlthätigen Gesinnungen dieses Wesens schuldig sind? Der höchste Grad dieser Betrachtungen wird durch die Naturlehre verschaft. „Diese Wissenschaft, sagt ein grosser Schriftsteller im Zuschauer, belebt die Lust an den Geschöpfen, und macht sie nicht nur der Einbildungskraft, sondern auch dem Verstande angenehm. Sie bleibt nicht bei dem Murmeln der Bäche, und dem Gesange der Vögel, in dem Schatten der Grotten und der Wälder, oder bei dem Stickwerk der Felder und der Wiesen stehen, sondern betrachtet die verschiedenen Absichten der Vorsehung, die dadurch erhalten werden, und die Wunder der göttlichen Weisheit, die darin erscheinen. Sie erhöhet die Vergnügungen des Auges, und erregt eine solche vernünftige Bewunderung in der Sele, die nicht viel geringer ist, als die Andacht. „ Hier auf dem Lande unterhalten wir uns mit der ganzen Natur, und ihrem Urheber. Wir sehen und fühlen Ihn selbst in seinen Werken. Jedes Gemälde ist von ihm. Die Meisterstücke seiner Macht und Weisheit liegen uns in einer grössern Mannigfaltigkeit

und Pracht vor Augen, als in der Stadt. Die Betrachtung wird durch die Stille des Landes befördert, und erfüllet die ganze Seele. Jedes Thal und jeden Wald können wir, wie jene frommen Bewohner der neuen Erde, zu einem Tempel der Gottheit machen. Ueberal wandelt der allgegenwärtige Gott in der Natur umher; die hohen Haine rauschen von Baum zu Baum sein Lob, und die Bäche verkündigen von einer murmelnden Welle zur andern seine Güte. Welcher Ort ist von den Spuren der Gottheit leer? Wir mögen im schattigten Gebüsche sitzen, oder in einem Labyrinth von Thal und Wald und Wiesen umherirren, oder eine heitere Anhöhe besteigen; überal wird die Seele den grossen Gedanken nähren müssen: wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus.

So wenig diese Anmerkung vielleicht manchen, die das Landleben nur aus ihrem eingeschränkten Gesichtskreise als einen Aufenthalt für blos sinliche Vergnügungen betrachten, gefallen möchte; so sehr ist sie doch die Moral der Vernunft, und aller grosser Männer. „Alsdann, spricht Seneca, sage ich

den Göttern Dank; alsdann finde ich das Leben theuer und werth, wenn ich die Natur betrachte, wenn ich mit meinen Augen bis in ihr Innerstes dringe. Weswegen könte ich mich wohl sonst glücklich preisen, unter der Zahl der Lebendigen zu seyn, als daß ich die Natur erkennen lerne, und mich durch die Erkentnis bis zu dem unendlichen Wesen erheben kan, das alle Dinge erschaffen und geordnet hat, und sie alle regiert?„ „Mich deucht, sagt einer unsrer größten Dichter,* es solte sich niemand rühmen, daß er die Freuden des Landlebens kenne, wer sich der höchsten derselben nicht oft überläßt, ich meyne, wer nicht durch den Anblick der Natur, er sehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte, oder in einer weitausgebreiteten Gegend, wer nicht oft durch diesen Anblick zu Betrachtungen über den, der dis alles, und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erst ist der Schatten recht kühl, der Wald grün, die Luft erfrischend und wohlthätig, der Mondabend recht fil; wenn die ruhigere und schönere Sele,

* Klopstock im nordischen Aufseher.

als jenes alles ist, auf diesen Stuffen zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporsteigt. Wer Anmerkungen von dieser Art nicht hören mag, weil er sie schon oft gehöret hat, der kömmt mir vor, wie einer, der seiner Existenz müde ist. „

Da das Landleben uns mehr Gelegenheit und Ruhe gibt, die Vergnügungen über die schöne Natur zu schmecken, als der Aufenthalt in der Stadt, wo man die Schönheit der Schöpfung nur dem Nahmen nach kent, und der Frühling fast gar nicht empfunden wird, wo das Auge, ewig von Mauern und Thürmen umzirkt, kaum einen Fleck des lächelnden Himmels erblickt, und die Luft mit Wolken von Rauch und Dünsten verdunkelt ist; so haben wir eine gewisse Verbindlichkeit, einige Zeit auf dem Lande zu nutzen. Indem der Geist sich von der Mühe der Geschäfte erlöset, und sich zu den stillen Ergötzungen des Landes entschließt; so nimt das ganze Herz an dieser Feier Antheil, und der Mensch wird den freundlichsten Gedanken und süssesten Empfindungen übergeben. Von allen Seiten her setzt ihn die Freude über die Natur in Bewegung. Und

eben diese Freude versetzt den Menschen in die glücklichste Lage. Die Seele, die sich beständig unter Arbeiten und Sorgen ermüdet, und sich alle erquickende Ergötzungen versagt, wird endlich lauter Verdrus und Rauhigkeit. Je mehr sie sich von Gegenständen, die Vergnügen erwecken, entfernt, je mehr sie sich in tiefsinnigen Nachforschungen verliehrt, oder sich den Bekümmernissen des Lebens überläßt, ohne sich von irgend einer sinlichen Lust ermuntern zu lassen; desto mehr Ernst und Dunkelheit wird sich über sie ausbreiten, und die zarten Triebe angenehmer Empfindungen überschatten. Die glückliche Leichtigkeit des frohen Gefühls wird in eine kalte Trägheit verschwinden. So sehr im Gegentheil die Freude die beste Erhalterin der Gesundheit ist, so sehr erstrecken sich auch ihre Vortheile über die ganze Seele und ihre Thätigkeit. Indem vor ihr die Sorgen und der Verdrus verschwindet, so beruhigt sie die Leidenschaften, und setzt das Gemüth in eine beständige Gleichheit von Mäßigung und Zufriedenheit. Sie ist eine stille Billigung der Vorsehung, und eine geheime Danksagung für ihre Wohlthaten. Sie läßt uns alles, was

die Welt angenehmes und nützliches hat, recht genießen. Sie belebt unsre Geschäfte, und schmückt unsre Handlungen mit Gefälligkeit und Anmuth aus. Sie gibt dem Herzen und der Stirne Heiterkeit, und unserm Umgang Leben. Sie flößt leichter die Empfindung ein, die an den Bedürfnissen anderer Theil nimt, und macht, daß wir die Erquickungen und Wohlthaten der Natur gerne unsern Brüdern mittheilen. Dis alles schaft das Landleben; wer hat noch Muth genug, diese Quelle der Tugenden zu verachten?

Der Mensch ist lauter Widerspruch, haben viele Philosophen gesagt, und nicht ganz unrecht. Er liebt das Vergnügen; das Landleben ist eine der reichsten Quellen desselben, und doch erkent er es nicht. Noch immer sucht er sein Vergnügen in Dingen, worin kein wahres anzutreffen ist. Er fliehet die Ruhe und sein Vaterland, um in fernen Einöden ungewissen Schätzen nachzuspüren. Er macht mit Brettern und Wellen ein unsicheres Bündnis,

nis, und übergibt sich, in der betrügerischen Hofnung des Gewins, Gefahren und dem Tode, da ihm hier ein kleiner Strich Landes und ein mäßiger Garten Nahrung und Vergnügen genug anbietet. So schön auch diese Welt ist, so sehr verkent er sie doch. Alles, was die Befriedigung seiner gerechten Begierden, die Ergötzung der Sinnen und des Geistes betrift, strömt ihm mit jedem Augenblick entgegen: die wahren Vergnügungen suchen ihn von allen Seiten, und er läßt sich nicht finden. Er läuft nach einem Schatten, der ihn betrügt, und er findet seine Lust, sich betrügen zu lassen. Er gleicht den verirten Schmetterlingen, die den blumenreichen Garten verlassen, und in den von Tapeten schimmernden Zimmern umhergaukeln, die gemalte Rose küssen, und, von der Farbe getäuscht, keinen Geruch und keine Süssigkeit finden. Unaufhörlich empören sich seine Lüste wider die wohlthätige Stimme der Natur, die ihn auf den Weg der Freude hinlockt; sie ergreift ihn bei der Hand, er aber entreißt sich ihr. — Und wozu denn diese Klagen?

Doch der feinere Theil der Menschen höret mich; und für den rohen moralisire ich nicht. Jener kent den Werth der Freuden des Landlebens. Er weiß, daß sie fortdauern, ohne vom Ueberdruß vernichtet, ohne mit verschwenderischen Ausgaben und mit Vergiftung der Gesundheit erkauft zu werden; daß sie die Sele weder ermüden, noch bei dem Genus leer lassen. Ja, die Freuden des Landlebens haben noch eine sehr schätzbare Eigenschaft: sie lassen sich von einem jeden genieſſen, der sie sucht, und Geschmack genug hat, um sie zu empfinden. Nicht alle haben Sommerhäuser; nicht alle Muße genug, den schönen Theil des Jahres auf dem Lande zuzubringen. Aber stehen ihnen nicht die Gärten der Freunde, nicht das freie Land offen? Die Geschäfte des Tages sind geendigt; und der Spatziergang gehört uns. Der Arme schleicht neben dem Reichen, der Gemeine neben dem Vornehmen in die Frühlingsfluren hinaus, und kan so gut, wie sie, die Erfrischungen des Jahres und die Vergnügungen der schönen Natur aus ihrer Hand empfangen. Die Ergötzungen aus ihrer Einrichtung fließen allen Geschöpfen zu; und

es liegt an jedem Menſchen, ſie anzunehmen, oder nicht. Ihr, die ihr nicht die Ergötzlichkeiten des Anſehens, der Würden und der Reichthümer koſtet, dieſen Mangel an Vorzügen, die eben ſo entbehrlich, als verführeriſch ſind, erſetzt die gütige Natur; ſie verdrängt keinen von dem Genus ihrer Annehmlichkeiten, ſie läßt alle zu, alle in vollkommener Freiheit aus einer Quelle ſchöpfen.

Und wenn Neid und Ungerechtigkeit uns unſre Vergnügungen ſtören; wer will uns die rauben, die uns das ſtille Landleben ſchenkt? Hier ſind unſre Freuden ſicher, und haben keinen Unbeſtand zu fürchten. So lange die ganze ſchöne Natur vor unſern Augen reitzt, ſo lange unſre Sinnen und unſre Vernunft ihren Annehmlichkeiten offen ſtehen; ſo können wir ſie in einer unzerſtörbaren Freiheit genieſſen. Die Ungerechtigkeit raube den Beſitz der Ehrenſtellen mit ihren Vorzügen und Einkünften; ſie vertreibe aus Städten und Schlöſſern. Der verdient keine Thränen, ſondern Glückwünſche, der dieſe Wohnungen mit einem ruhigen Landhauſe verwechſeln kan.

Dort weicht ein edler Lord dem Strom verderbter Sitten,
Verbant sich von dem Hof, nachdem er ihn bestritten;
Zu groß für Hof und Stadt, sich selber eine Welt,
Verbirgt er ungebeugt sich zwischen Wald und Feld.
Der Schmeichler sclavisch Volk verläßt ihn mit dem Glücke;
Die feile Muse sumt, gleich jener Sommermücke,
Die Wärm und Sonne reitzt, izt nicht mehr um sein Haupt;
Ihm ist der fremde Glanz, der Schmeichler macht, geraubt.
Erhabner Trost für ihn! Er hat sich nicht entehret.
Ihm bleibt sein grosses Herz, wann sich der Hof verschwöret,
Ihn zu erniedrigen; auf seiner Väter Flur
Genießt er, endlich frey, des Reichthums der Natur.

Und wenn er ungestört iezt unter Büschen wandelt,
Jezt ungehindert recht, als Mensch und Bürger, handelt;
So segnet er das Glück, das ihm die Flucht erlaubt,
Ihm ächte Freuden läßt, und nur die Sorgen raubt. *

In der That, wie viele würdige Männer haben nicht immer in dem Landleben einen Trost bei der Widerwärtigkeit, eine Erquickung nach der Mühe, und einen Schaz von Ergötzungen gefunden, die ihnen weder der Reichthum, noch die Ehre der Höfe geben konte. Das Land ist allezeit die sichere Freistadt der Männer gewesen, die den Unbestand des Glücks erlitten; und ihre Erfahrung hat dem Landleben Lobsprüche genug verschaft. „Ich wuste nicht, sagte der grosse Canzler von Frankreich, de l'Hopital, (als er sich nach so vielen Unruhen auf sein Landgut begeben hatte,) daß das Landleben so viele Reitze und Vergnügen habe. Ich habe graue Haare bekommen, ehe

* Uz.

ich einsehen lernte, in welcher Lebensart ich das wahre Glück zu suchen hätte. Vergebens gab mir die Natur einen Hang zur Ruhe und zur Muße; ich hätte mich, wie ich glaube, nie dieser süssen Neigung überlassen können, wenn mich der Himmel nicht selbst mit einem mitleidigen Auge angesehen, und meine Fesseln zerbrochen hätte, aus denen ich ohne ihn vielleicht nie herausgekommen wäre. Wenn jemand glaubt, daß ich mich zu der Zeit glücklich schätzte, da das Glück sich zu mir zu halten schien, da ich mit Hofleuten umringt war, da ich die Gunst der Könige nach meinem Gefallen lenkte, und daß ich gegenwärtig mich für unglücklich halte, da ich alle diese glänzenden Vortheile verlohren habe; o! so siehet er mein Herz nicht ein, und urtheilt schlecht von den Empfindungen desselben. „

Immer entdecken sich neue Vorzüge des Landlebens, je mehr wir es genießen; sagte mir Aripes, als wir einst an einem schönen Morgen vor der Thüre unsers Sommerhauses saßen, und die weite Gegend überschauten. Welch ein Unterschied ist zwischen diesem Aufenthalt und der Stadt! Wie ängstlich war es doch dort in der engen Umschließung der Mauern, und bei der Einförmigkeit und Unbeweglichkeit der Dinge, die uns beständig vor

Augen lagen, und Dunkelheit und Ueberdrus über die Seele verbreiteten! Die Freiheit ist ein Bedürfnis unsrer Seele; ich habe es oft erfahren; und das Grosse und Ausgedehnte eine Quelle ihrer Vergnügungen; das empfinde ich in diesem Augenblick. Betrachten Sie einmal mit mir diese Landschaft. Eine Menge der schönsten Gegenstände fält uns auf einmal in die Augen; die Verschiedenheit ihrer Grösse macht ihre Anmuth empfindbarer; indeß daß diese ganz ausgewickelt in ihrem Umfang sich zeigen, so erscheinen uns jene theilweise, und lassen uns das Vergnügen, da fortzudenken, wo der Blick nichts mehr findet. Selbst ihre Verbindung unter einander enthält neue Reihe; jenes Thal würde nicht so anmuthig glänzen, wenn nicht der silberne Strom es erheiterte, und an seiner Seite sich nicht der waldigte Berg erhöhe. Und welche Wirkungen des Lichts und der Farben! Einige Gegenstände glänzen in den Strahlen der Sonne, da andere halb im Schatten verschleiert liegen, und das vom Schimmer ermüdete Auge ruhet gerne bei ihnen in einer sanften Erquickung; und die leichten Wölkchen, die dort in der

Ferne sich samlen, und den benachbarten Wald dunkler überschatten, vervielfältigen unter ihrem Umherziehen die Schauspiele des Lichts. Wenn alle diese anmuthigen Scenen in einer unbeweglichen Stellung erschienen; wie viel würde ihren Reitzungen noch fehlen? Aber sehen Sie, wie lebendig alles ist; wie der Fluß, nachdem er sich von der Anhöhe schäumend herabgestürzt, mit unaufhaltsamen Wellen dahinbrauset, wie jene Rinder in der Weide zerstreut umherirren, wie dort die Landleute hin und her wimmeln, wie die Schwalbe sich mit andern Geschlechtern in der Luft umherwälzt, wie der Morgenwind auf den Blumen schwärmt und in den Blättern dieser Bäume über uns, daß der Thau von ihnen fält; hören Sie den Lerm der Springbrunnen hier vor uns, und dort vom Hügel herab das frohe Geblök der Heerde, und nahe um uns her die Stimmen der Vögel, die immer abwechselnd ihr Concert halten; nehmen Sie, Freund, dis alles wahr, empfinden Sie dieses Leben und diese Abänderung der Scene. Wie viele heitere und lachende Bilder, wie viele angenehme Beschäftigung für die Einbildungskraft!

Ja, Freund, fuhr ich fort, ich empfinde alles dis, was der Phantasie die süsseste Unterhaltung gibt; und ich werde durch den Anblick der Natur auf eine neue Betrachtung geleitet, die mit jener verwandt ist, die Betrachtung der Mannigfaltigkeit. Der uns so gewöhnliche Trieb zu ihr findet in diesen Scenen hier seine völlige Befriedigung. Wie unruhig sind wir nicht, wenn wir ihn nicht sättigen können? Und wie wenig würden uns selbst diese reitzenden Aussichten, die vor uns liegen, zulezt beschäftigen, wie mat ihre Eindrücke auf uns werden, wenn hier keine Abwechselung, keine Mannigfaltigkeit herschte? Diese belebt unsre ganze Sele, alle die Freuden zu geniesen, woran die Schöpfung so fruchtbar ist. In der Stadt schmachteten wir oft nach Abwechselung; und unaufhörlich verfolgte uns der Eckel der Einförmigkeit. Hier wird unsre Neigung zur Mannigfaltigkeit immer gereitzt, aber auch immer befriedigt. Eine Reihe von Wesen, die sich ins Unabsehbare verliehrt — am Tage die Pflanzen und Thiere — in der Nacht die Gestirne — wie mannigfaltige Belustigungen für das aufmerksame Auge, und

den denkenden Geiſt! Auf allen Seiten beſchäftigt ſich die gütige Natur, uns mit einem immer neuen Vergnügen zu überraſchen; und ſelbſt in dem Wurm, in dem Blatte bietet ſie uns eine Quelle der Ergötzung an; ſie fließt aber nicht für den Leichtſin, und den verachtenden Stolz, ſondern nur für den empfindenden Weiſen. Für ihn nur eifert jeder Tag auf dem Lande, ihm eine ganze Fülle abwechſelnder Freuden zu ſchaffen.

Wohl hatte unſer Horaz recht, erwiederte Aripes, wenn er das mannigfaltige Schöne des Landlebens einzeln entwickelte.

Noviſtine locum potiorem rure beato?
Eſt, ubi plus tepeant hyemes? ubi gratior aura
Leniat et rabiem Canis et momenta Leonis,
Cum ſemel accepit ſolem furibundus acutum?
Eſt, ubi depellat ſomnos minus invida cura?
Deterius Libycis olet aut nitet herba lapillis?

Purior in vicis aqua tendit rumpere plumbum,
Quam quae per pronum trepidat cum murmure rivum?

Und andere weise Dichter haben eben so wenig die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen der Natur vergessen. Sie erinnern sich noch wohl, wie froh wir neulich auf dem benachbarten Hügel den Eingang in Hallers Gedicht vom Ursprung des Uebels lasen. Der mus keine Augen haben, der diese Mannigfaltigkeit nicht bemerkt, der nicht erkent, daß die Natur so viel vereinigt, um unser Vergnügen zu unterhalten. Eben die Quelle, die bei unsrer Wohnung vorüberfließt, das Thal zu wässern, ladet uns auch zum Schlummer ein, ergötzt das Ohr, und versorgt uns mit Getränk. Eben der schattigte Wald, in dem wir Kühlung athmen, und das mannigfaltige Lied der Vögel hören, nähret die für unsre Tafel nützlichen Thiere. Eben die Bäume, an welchen die farbigte Blüte reift, liefern uns süsse Früchte; und das von Getraide anmuthig wallende Ge-

filde iſt der Aufenthalt unſrer künftigen Nahrung. Die Natur ſtelt uns kein Schauſpiel vor, das einſeitig wäre, keines das uns nicht mehr als ein Vergnügen, mehr als einen Nutzen verſchafte. Aus weiſer Sorgfalt für uns wählte ſie bei der Bekleidung der Erde das Grüne zur Hauptfarbe. Dis war genug, um zu vergnügen; aber noch nicht genug, um ſo ſehr zu vergnügen, als ſie durch die Mannigfaltigkeit konte. Daher die vielen Verſtärkungen und Verminderungen des Lichts in dieſer Farbe; die beluſtigenden Abwechſelungen und ſanfte Schattirungen. Wie viele Arten des Grünen, die aus dem Hellen in das Dunkle durch unzählige Stuffen hinaufſteigen! Jede Familie der Pflanzen hat ihre eigene angeerbte Farbe. Und die mit Wäldern, Gebüſchen, Kräuter und Gras und Saaten gefülte Landſchaft, welche lebendige Malerei des Grünen ſtelt ſie uns nicht vor, wo die mannigfaltigen Gattungen der Farbe unter einander laufen, hier ſtark abſtechen, dort ſanft in einander ſchmelzen, und überal in einer empfindbaren Harmonie verbunden ſind!

Zu diesen Gedanken gehört noch ein Blick in unsern Garten. Jeder Monat führet neue Gewächse und Blumen aus; die Stelle der verblüheten Geschlechter wird mit andern Ankömlingen wieder besetzt; und sie erscheinen nach einander, damit die Scene niemals leer sei. Noch heute sah ich in der kühlen Frühstunde, wie manche frische Knospe sich bei der Morgenröthe eröfnet hatte, und wie hin und wieder ein junger Keim aus dem Boden hervorblickte. Und welche Welt von Farben auf der Blumenflur! Welcher Reichthum, welche Pracht hier in den Tulpen, und welche Feinheit in den Nelken, die bald erscheinen werden! Die unnachahmliche Mischung der Farben, die Harmonie, die Malerei, die Auszackung der Blätter, der weiche Sammet, der leichte Duft, der auf ihnen ruht, der ganze kunstreiche Bau der Blumen — wie viele abwechselnde Beluſtigungen für das Auge!

Unter diesen Unterredungen waren wir aufgestanden, und irren im Garten umher; die Heiterkeit des Tages und das Vergnügen des Gesprächs hatte uns unvermerkt bis an seinen Ausgang geleitet. Vol vom Gefühl der

schönen Natur verfolgten wir einen Weg durchs Thal; auf einmal wurden wir von einem neuen Auftritt überrascht, und es schien, als wenn alles sich vereinigte, um das Bild der Mannigfaltigkeit, wovon wir uns unterredeten, zu erweitern. Zwischen zween Hügeln blitzten dem Auge die Wellen eines Sees entgegen, auf dessen heller Flut eine fröhliche Gesellschaft ruderte, und hin und her ruhende Kähne zerstreut lagen, worin aufmerksame Fischer lauschten; längst dem Ufer zogen sich mit Wein bepflanzte Hügel hin, auf deren Anhöhe ein Landhaus sein Haupt zwischen Umhüllungen von Fruchtbäumen und Buchen hervorstreckte; und an dem untern Absatz hing eine kleine Heerde von Ziegen nagend an den Gesträuchen; aus dem See entfernte sich ein Strom, flos an der Seite unsers Thals bald unter der grünen Decke eines überhangenden Gebüsches dunkel dahin, bald eilte er tiefer unten mit schnellen Wellen, die im Glanz der Sonne tanzten, in eine ruhige Einöde hinab. Mehr als einmal sagten wir uns (denn die Dichter sind uns immer gegenwärtig):

O, welche Wollust haucht von dem bebüsch-
ten Hügel!
Welch angenehmer West durchzieht
Mit schattigtem bethauten Flügel
Dis holde Thal, wo alles grünt und
blüht! *

Ja, wir standen vor einem hohen Hügel; wir fingen an, einen Abhang nach dem andern zu überklettern. Unterdessen begrüßte uns oft die mit uns steigende Lerche, und die auf der einen Seite grasende Heerde; dann ruheten wir eine Weile unter dem Gemurmel eines kleinen Wasserfals, und sahen zurück, wie weit wir gekommen waren. Almählig war die Spitze erstiegen. Welche Menge der Aussichten, welches feierliche Lustspiel, welche Malerei von tausend lächelnden Scenen! Ein sanfter Dunst umschwebet die in die Tiefe sich hinabsenkenden Blicke, indem sich eine halbe Welt im bleichen Schimmer überschauen läßt. Da winden sich blumigte Thäler mit belustigenden Krümmungen durch das weite Land hin, in welchem die stolze Stadt mit ihren Palästen und Thürmen, wie ein kleiner dunkler Fleck, liegt; neben ihnen schlingen sich Gärten und

* U3. Wiesen

Wiesen und Gebüsche in einander; an jenem Hügel hängt eine weisse Wollenheerde, anmuthig durch die grünen Gesträuche hervorschimmernd; und hinter ihm pranget mit ungleichem Laube eine Aussicht von Wäldern, wovon die letzten sich mit immer tiefern Schatten schwärzen. Nahe vor ihnen ruhen friedsame Hütten, um welche rings umher sich das Gewühl des Fleisses sehen läßt. Sehen Sie, wie dort kämpfende Stiere durch einander taumeln, und Sand und Erde in die Luft werfen, da auf eben der Weide indessen junge Rosse in muthwilligen Sprüngen scherzen? Wie dort im Meierhof der helle Teich zwischen den umpflanzten Weiden blinkt, und da durch die niedrigen Ebenen das Silber der Aare hinwallet! Wie glänzen nahe vor uns die wechselnden Farben der Flächen, die in der Ferne in eine völlige Dunkelheit verbleichen würden, wenn nicht noch da die Felder vol Getraide in einem höhern Schmuck hervorstrahlten! Bemerken Sie doch zur Rechten den Waldstrom von beschäumten Höhen herab; sein brausendes Wasser durch eine enge Oefnung hervordrängend, von Fels auf Fels mit Ungestüm den tiefen

Fall herabstürzend, wird eine lange milchweisse Säule, wirft einen weissen Nebel um sich, und tränkt die untere Gegend mit thauigtem Gesäder. Von da aus ziehen sich die grauen, von keinem Laub, von keinem Gras umgrünten Felsengebirge, die fürchterlich über einander gewälzt liegen und ihre nie besuchten Gipfel im Schooße der Donnerwolken verhüllen, wild und rauh in einer ungeheuren Strecke fort; auf ihren Häuptern liegt die Sonne, und in ihren schrecklichen Zwischenräumen die Nacht; ihre Gränze ist das Ende des Sommers, und der Anfang eines ewigen Winters, an dessen Gebiet sie angedrängt sind.* Unterdessen daß die Große die Schönheit der andern Gegenden erhebt; so malet, um den Reitz der Erde noch mehr zu erhöhen, in den vorüberwandelnden Wolken sich eine ganze Landschaft; Gold und Rosen durchglimmen die dunkelblauen Decken des Himmels, und Purpur umröthet ihren Saum. Welche unaussprechliche Pracht, welche harmonische Verwickelung in diesen ländlichen Schauspielen!

* Die Alpen.

Nachdem wir uns unter diesen mannigfaltigen Ergötzungen recht erquickt hatten, so wandelten wir zu unserm Landhause wieder hinunter. Die Alphörner einiger Hirten begleiteten uns beim Hinabsteigen, und das kunstlose Lied ihrer Galathern tönte mit darunter; alle Echo wachten auf, und aus der Ferne her verstärkte ein Waldhorn den Wiederhall; laut rief er aus dem entgegenstehenden Gehölze zurück; dann schmolzen die Töne in immer mattern Fall hinab, wurden noch einmal dumpf gehört, und verstummten. Die kühlenden Winde minderten die Wärme des herannahenden Mittags; und von allen Seiten hauchte uns ein süsser Duft aus den Gebüschen und Kräutern zu. Wir kamen in unserm Sommerhause mit der neuen Erfahrung an, daß uns die Natur auf dem Lande bei jedem Schritte eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Ergötzungen darbietet.

Neulich kam der reiche Lysias auf sein Landgut in unsrer Nachbarschaft; vier Rosse hatten Mühe, den feisten Körper fortzubringen; einige Wagen mit Küchengeräth und Wein folgten ihm. Da ich wuste, daß er noch nie weiter gedacht hatte, als wie der Wein zu beurtheilen sei; so frug ich die artige Selinde, die unsre Landgesellschaft verschönert: was wil doch der Mann auf dem Lande? „Er hat ja das Podagra, „ antwortete sie lächelnd. Also ist auch das Landleben für das Podagra heilsam? Ja wohl; das wissen die Herren viel zu gut.

Ich sehe ja so viele auf ihr Landgut reisen, die keinen andern Beruf dazu haben, als weil sie kränklich sind. Diese Gewohnheit zeigt, daß das Landleben für die Gesundheit nicht ganz ohne Vortheil sein müsse.

Freilich, dachte ich sehr natürlich weiter, ist das städtische Leben zu unruhig, zu sehr verführend zur Unmäßigkeit und zu unbequem, als daß man für die Gesundheit die Sorge tragen könte, die uns in dem stillen Schooße des Landlebens vergönt wird. Denn hier leben wir von der Morgenröthe an bis auf den Abend in einer glücklichen Freiheit uns selber; keine Beschwerden, keine Verdrüßlichkeiten rauben sie uns. Unser sanft erwärmtes Geblüt wallet so ruhig in seinen Adern fort, als unser Herz, von keinen Sorgen gefesselt, von keinem Vorwurf verfolgt, von keiner Leidenschaft getrübt, in den stillen Empfindungen einer immer gleichen Zufriedenheit dahinfließt. Eine beständige Bewegung erhält die Munterkeit; wir athmen eine reine, vom stärkenden Balsam erfüllte Luft; wir trinken die Quelle der Gesundheit unter dem milden Einflus des Himmels; oft steigen wir in das erfrischende

Bad; überal wandeln wir unter dem Angesichte der schönen Natur, die, indem sie den Geist im Vergnügen erhält, zugleich auf den Körper wirkt. In der That sind viele, die krank auf das Land flüchteten, mit gestärkten Kräften und mit der auf der Wange wieder erweckten Farbe der Gesundheit in die Stadt zurückgekommen; und mancher würdige Staatsman hat von seinem Landgut neue Erfrischungen geholt. Und die Landleute, besitzen sie nicht eine vorzüglich dauerhafte Stärke, und bringen sie ihre Jahre nicht gemeiniglich in das graue Alter hinauf? Weniger frohnt man auf dem Lande der Weichlichkeit und Unmässigkeit, als in der Stadt durch den Eigensin der Mode und ihrer Nachahmung geschieht; mehr sucht man Arbeit und Bewegung; mehr folgt man in der Sättigung der Bedürfnisse der edlen Einfalt, die die Natur lehrt. Hier sind keine Tafeln, die von starkgewürzten, aus allen vier Weltgegenden zusammengebrachten Speisen dampfen; keine Gesellschaften, die halbe Tage lang den Geist mit Schmaus und Wein entkräften, und mit unsichern Füssen betäubt oder rasend durch einander taumeln.

Ein reichlich gedeckter Tisch in einer grünen Laube oder im Schatten der Bäume oder eine freie Rasenbank, besetzt mit einigen schmackhaften Schüsseln, die uns der Garten, der Teich und der Wald liefern, vermischt mit Speisen von süsser Milch und mit jungem Obst und Becher mit kühlendem Wasser, und mässige Flaschen mit ungefärbtem Wein laden uns zur Mahlzeit; Fröhlichkeit und Scherze setzen sich mit uns nieder, und ein frohes Concert der Vögel tönt zu dem Glase, das dem Frühling und den Musen zur Ehre erklingt. Vergnügter, wie die Lukulle, stehen wir von der ländlichen Tafel auf; kein Gesicht glühet, kein Magen fordert den Arzt. Legen wir uns am Abend zum Schlafe nieder, so weiset kein nächtliches Gepränge die kommende Ruhe zurück; kein erhitztes Geblüt unterbricht sie, kein Lerm der Schwärmer, kein Kummer der Sele. Erquickend fließen die Stunden der Nacht unter einem sichern Schlummer vorüber; wir erwachen mit den ersten Strahlen der Morgenröthe; und Geschäfte und Spatziergänge und Ergötzungen bereiten uns wieder die gewisse Abendruhe vor.

Die Scenen, die uns der Morgen und der Abend auf dem Lande vorſtellen, haben ihre eigenthümliche Schönheit, und verdienen hier eine eigene Stelle. Ihre Betrachtung iſt unſre tägliche Ergötzung; ſie enthalten Reitzungen, die uns nie ermüden; und der ſterbende Dichter Latnez hatte wohl nicht Unrecht zu wünſchen, daß er vor ſeinem Ende die Sonne noch einmal möchte aufgehen ſehen.

Schon entweicht der Mond (so bildete ich einst die Scene des Morgens nach,) mit seinem bleichen Gefolge; schon fangen am dämmernden Himmel die ersten Farben der Morgenröthe an aufzuglimmen. Almählich verlassen die falben Schatten die Ebenen, und ziehen sich tief in die Nacht der Wälder zurück; an dem Gipfel der Berge wallen die Nebel auf und nieder, und scheinen unter einander zu streiten, wie sie vor der Ankunft der Sonne entweichen wollen. Der rasche Lauf der Flüsse, und die stille Flut des Sees sind von einem Dampf bedeckt, der nach und nach an den angränzenden Hügeln hinaufzieht; indessen daß hin und her die Spitzen der Wälder und Landhäuser aus der Dunkelheit emportagen, dort der lange Gürtel grauer Gebirge, die sich mit dem blauen Himmel mischen, wieder erscheint, hier ein kühler Wind auf den schon erheiten Bächen schwärmet, im muthwilligen Spiel die kleinen Wellen kräuselt, und da im frischen Laube scherzend den Thau herabschüttelt. Ein sich immer mehr aufheiterndes Purpurroth durchströmt die Wolken; und ein vorlaufender Schimmer der herannahenden

Königin des Tages spielet auf die Häupter der Felsen und der Hügel, welche die lezten Tropfen des Thaues empfangen, und weckt die ganze Natur, auf ihre prächtige Ankunft aufmerksam zu sein. Der ganze Ost entflammet sich; der Himmel glänzt von einem zitternden Lichte; die Stirnen der Berge glühen; über dem gewölbten Walde zerfließt eine liebliche Röthe; und weit umher schwimmen schon die Gefilde in einer güldenen Heiterkeit. Endlich erhebt sich dort die Sonne über den Horizont herauf, ein wallendes Meer von Feuer. Ihre Strahlen umleuchten alles; die weite Schöpfung fühlt ihre Gegenwart. Der Glanz des Lichts blitzt auf den bethauten Fluren; die Wiesen schimmern in reichern Schmelz; die Blumen entfalten sich und spiegeln ihre benezten Blätter vor der erwachten Sonne. Der West wälzt sich auf erfrischten Gewächsen; die Luft ist kühl. Die Lerche wirbelt ihr Morgenlied in beglänzten Wolken. Jede Schönheit der Natur enthüllt sich wieder, und ein Trieb des Vergnügens bemeistert sich aller Sinnen. Ein zarter Dampf, der das Thal noch wie mit einem leichten Flor beschattete, verfliegt almählich in der heitern Luft;

die entfernten Gebirge nähern sich aus ihrem Duft dem Auge wieder, und alle unsre Blicke streichen in der erleuchteten Landschaft umher. Schon lange hat der Landman, von der Stimme des Hahns geweckt, sein Lager verlassen, und munter bereitet er sein Feldgeräth vor der Hütte, von hohen Eichen beschattet, und von nahen Wiesen umduftet. Am Eingange des Forstes steht der Hirsch, sieht den frühen Reisenden vorüberziehn, gafft ihn mit furchtsamer Neugier an, und rauscht in die sichern Gebüsche zurück. Die Thiere jauchzen dem jungen Tage entgegen, und suchen ihre Nahrung, der Stier führt mit gemessenen Schritten die Heerde wieder zur Weide hin, und das Gebrül und der Klang der Schellen durchtönt den Weg; neben ihm springen die Schaafe aus ihren Hürden hervor, und die Hügel umher antworten auf das Geblöck und das Horn des Hirten. Indessen stimmen die Wälder in das algemeine Concert der Natur mit ein; hundert vermischte Stimmen frolocken zum Himmel empor; der Landman wetzt die Sense, mähet und singt; alles ist Leben und Freude. Doch alle diese Reitzungen sind

mehr für die Empfindung, als für die Abschilderung.

Eben so unbeschreiblich sind die Annehmlichkeiten des Abends auf dem Lande. Die Hitze des Tages kühlet sich almählich ab; das schmachtende Gras, die welken Blätter der Bäume und der Blumen heben sich wieder empor. Die Wiesen schwirren; die Wachtel singt ihr Abendlied im dicken Getraide; die Luft ist vol balsamischer Gerüche. Die Mattigkeit verschwindet und eine süsse Empfindung des Vergnügens durchgießt die ganze Sele. Wie erquickend ist es nicht, unter dem kühlen Säuseln der Abendluft zu wandeln! Aber noch mehr Anmuth hat der Abend auf dem Lande. Die feurige Glut der Sonne sinkt in Westen; von ihr empfängt das ganze Sommerhaus eine feierliche Uebergüldung. Und indem sie ihre lezten Strahlen an die Berge hinstreut, ein blitzendes Licht durch die gebrochenen Wolken wirft, die Spitze des Waldes vergüldet, und sich in einer wallenden Rosenfarbe auf der Flut malt; so verlöscht sie almählich am Himmel, und verläßt ihn, von einer sanften Röthe umflossen. Und hier, welche pracht-

volle Scene, die andere Länder nicht kennen, bilder noch dein Abendlicht, geliebte Schweiz! Deine in einer unabsehbaren Strecke fortlaufende Alpen, die den hohen Himmel zu stützen scheinen, welche unnachahmliche Malerei der Natur empfangen sie beim Abschied der Sonne! Weit umher schimmern zuerst die Spitzen; tausendjähriger Schnee kleidet sich in der heitersten Gestalt, und ewiges Eis blitzt vom Golde. Bald darauf taucht die Natur ihren Pinsel in die höchste Purpurfarbe, und ummalet einige Minuten lang die obersten Gipfel; alle ihre stärker erleuchteten Abhänge fangen an mir zu glänzen, bis der weite Horizont, der sie umfaßt, in lauter Strahlen schwimt. Weidet eure Augen an diesem Schauspiele, ihr Dichter und Maler; aber die Kunst mus vor der Natur erröthen. In wenig Augenblicken nimt sie ihre purpurnen Decken weg, und legt andere hin, die in einer gemilderten Rosenpracht schimmern, aber nicht weniger reitzen. Nach und nach erbleichen auch diese in ein sanftes Blau, das hin und her noch von einer ermattenden Röthe durchwebt ist; bis die heitern Farben verlöschen,

und ein sich almählich verdunkelndes Violet aus einer Dämmerung in die andere übergehet und sich immer tiefer verhüllt, bis endlich die mit dem Himmel vertraulichen Höhen, die vorher im hellen Feuer brannten, von der algemeinen Finsterniß überwältigt werden. — Jezt hat schon die Abendglocke aus dem Thurm in das stille Dorf hinabgetönt, und in das weite Feld hin den Landman in die Arme der Ruhe und seiner wartenden Geliebten zurückgerufen; willig läßt die müde Hand die Sense sinken, oder hält den Pflug ein; seine getreuen Gehülfen, seine Knechte und seine Stiere werden ihrer Arbeit entlassen; er legt die Werkzeuge auf seine Schultern, und wandelt mit langsamen Schritten zu seiner Hütte hin, aus welcher er nicht ohne Vergnügen von Ferne den Rauch in die Dämmerung emporwallen sieht. Am Eingange lallen ihm seine Kinder ihre Freude entgegen, oder der Knabe bringt ihm frohhüpfend eine gefangene Schwalbe, die der Vater gutherzig wieder fliegen lassen heißt; betrübt verliehrt er seinen angenehmen Raub; unterdessen tröstet er sich wieder bey der Abendmahlzeit, wohin er den Alten unter den häus-

lichen Erzählungen der Mutter begleitet. Die Schatten senken sich aus den Wolken herab, lagern sich in den Ebenen, und besteigen die Berge. Das Feld ist verlassen; nur einige Hirten, die sich zu munteren Liedern zusammensetzen, lassen sich noch aus der Ferne hören.

Dicunt in tenero gramine pinguium
Custodes ovium carmina fistula,
Delectantque Deum, cui pecus et nigri
Colles Arcadiae placent. *

Bei ihrem Liede steigt der Mond dort hinter dem dunkeln Wald hervor; alle Blätter spielen, so weit sein Licht schleicht, in einem sanften Schimmer, und der weisse Wiederschein zittert auf dem laufenden Strom. In den Gebüschen, auf den Weiden herscht die Stille; der ausgespante Stier ruhet, und das Lamm schläft unbesorgt. Nichts regt sich mehr, als etwa das hohle Geräusche der Aare, die keine Ruhe kent, oder ein kleines rieselndes Gewässer, und der Springbrunnen im Garten, oder das Lispeln der Bäume, oder Chloens Stimme,

* Horaz. *

die, den Abend zu verschönern, ein Lied von Hagedorn und Gleim und Weisse zum Clavier singt, und über ihre süssen Melodien die einschlagende Nachtigal eifersüchtig macht. Der blasse Schimmer des Monds, der in dem blauen Gewölbe über uns zu schwimmen scheint, wird durch den Aufgang der Sterne erhöht, die hin und wieder zu glimmen anfangen, bis endlich der ganze Himmel von unzählbaren bis in die Unendlichkeit angezündeten Lichtern funkelt. Welches Schauspiel! Stille Bewunderung faßt den Geist des nachdenkenden Weisen, und süsse Empfindungen durchströmen seine Sele, wenn er dem Schlaf einige Stunden entwendet, um die Schönheiten der Mitternacht und ihre flammenden Wunder am Himmel zu betrachten. Die Lichter streuen ihren Schimmer über das Feld, werfen über die eine Seite jenes Berges eine sanfte Erleuchtung, und lassen die andern anmuthiger im Schatten liegen. Oft verschwindet der Fürst der Nacht unter den Verhüllungen vorüberwandelnder Wolken; dann trauert die weite Landschaft, dann schwimmen Hügel und Thäler in der algemeinen Finsterniß unter einander.

Bald

Bald aber trit er mit erhöheter Heiterkeit hinter den zurückwallenden Vorhängen wieder hervor, und alles lächelt von neuem unter seinem versilbernden Schimmer. Dort glimmet noch durch die fernen Gebüsche eine Lampe, die vielleicht die spähen Nachtwachen eines Weisen unterhält, der die Natur betrachtet, und dem Glück des Landlebens nachdenkt. Gelinde durchfließt der Thau die Luft; und die Nachtviole duftet lieblicher; verlohrne Seufzer der müden Philomele regen sich noch im nahen Gebüsch, und erwecken eine zärtliche Wehmuth. Wie bald legt sich der Sturm der Leidenschaften in der Sele, da die ganze Natur schweigt, da selbst der Athem der Luft stille ist! Wie ruhig schließt sich das ganze Herz in sich selbst ein, und fängt an, sich in geheime Unterredungen mit sich einzulassen, bis der Schlummer sich aufs Auge senkt und holde Träume die immer wache Phantasie entzücken!

Pythagoras scheint unter den alten Philosophen sich am besten auf das Landleben verstanden zu haben; ehrwürdig und einnehmend war die Lebensart, die seine Schüler beobachteten. Mit dem Aufgang der Sonne standen sie auf; sie erheiterten sich durch eine angenehme Musik; sodann studirten sie, gingen in Wäldern und einsamen Gegenden spatzieren, wo die Stille, die Einsamkeit, und die ehrwürdigen Gegenstände der Natur die Seele

rührten, und ihr eine erhabene Begeisterung einflößten; sie theilten einander ihre Beobachtungen mit; und jeder Abend ward mit einer nützlichen Beschäftigung des Geistes beschlossen. Denn in der That gehört unter die angenehmsten Vortheile des Landlebens die Stille, die uns zur Betrachtung gegeben wird, und die Einsamkeit, die uns oft dringend zu den Wissenschaften einladet. Der ungehinderte Gebrauch der Zeit, die Freiheit des Geistes, die Gegenstände der Natur, die über alle Gedanken Heiterkeit ausstreuen, alles lockt, das Landleben dem Studiren zu widmen. „Wie viele Tage habe ich in der Stadt unter unnützen Dingen mir selbst abgestohlen? Dieser Gedanke, schreibt Plinius, überfält mich, da ich iezt auf meinem Laurentin lese und schreibe, oder mein Studiren durch Uebungen des Körpers unterbreche, dessen gute Beschaffenheit so vielen Einfluß auf die Seele hat. Hier höre ich nichts, ich sage nichts, das mich gereuen könte. Niemand wagt es, mir durch übele Nachreden jemand gehässig zu machen; ich selbst tadele keinen, als nur mich, wenn ich nicht schön schreibe. Keine

Hofnung, keine Furcht zerstreut mich; keine Gerüchte unterbrechen meine Ruhe. Mit mir selbst und meinen Büchern unterrede ich mich. O! eine edle Einsamkeit des Lebens! O! Leben vol Unschuld! Erquickende Ruhe, wie angemessen für den Menschen, und fast vorzüglicher, als alle Geschäfte! Du Meer, du stilles Ufer, mein geheimes Studirzimmer, wie viele edle Gedanken erweckt ihr nicht! Fliehe doch, mein Fundanus, das Geräusche der Stadt, diese eitle Geschäftigkeit, diese häuffig unnützen Arbeiten; widme dich ganz deinem Studiren, und einer geliebten Ruhe.„ Die schönen Tage auf dem Lande sind uns geliehen, um uns mit allen Vergnügungen zu tränken, die nicht unter der Würde unsrer Natur sind. Diese Vergnügungen sind theils sinliche, theils solche, die zugleich unsern vernünftigen Geist beschäftigen. Jene, wenn sie es blos bleiben, sind für diejenigen, die wegen Unfähigkeit, Erziehung, oder Lebensart sich nicht weiter heben können. Der Weise aber begnügt sich nicht mit den ersten Eindrücken, welche die Gegenstände der Natur auf ihn machen. Er ist nicht zufrieden, daß ihm sein Auge das

Bild der Sonne oder eines Lustgefildes abmalt, oder der Gesang eines Vogels sein Ohr ergötzt. Er sucht mit der durchdringenden Kraft des Verstandes die Ordnung, den Zusammenhang und die Absichten in den unzählbaren Auftritten auszuspüren, die ihm das Land so reitzend vorstellt, und indem er sich mit diesen Untersuchungen beschäftigt, seinen Geist zur Erkenntniß der ewigen Grundgesetze der Natur zu gewöhnen, und sich mit den Gründen zu befestigen, ihnen auch in seinem ganzen sittlichen Verhalten zu folgen. Hierin bestehen die wahren Vergnügungen eines edlen Geistes, und dis ist die wichtigste Bestimmung des vernünftigen Menschen, wenn er auf dem Landhause von allen Seiten her mit den Schönheiten der Natur umgeben ist. „Kan man wohl, sagte Seneka, unzufrieden seyn, wenn der Geist, von allen fremden Gedanken frei, sich nur mit sich selbst beschäftigt? Ich belustige mich bald mit witzigen Schriften; bald sinne ich, begierig nach Wahrheit, der Natur des Menschen und dem Wesen der Dinge nach. Ich schwinge mich zur Gottheit empor, und habe überal die reitzendsten Aussichten. Mein

Geist verliehrt seine Unsterblichkeit nie aus den Augen, und ich nähre ihn mit allem, was die Natur seltenes und merkwürdiges hat.„ Befriedigend ist es für das Bedürfnis unsers Geistes, sich mit den Schriften der Männer zu beschäftigen, welche die Kräfte ihres Verstandes in der Untersuchung der Regeln geübt haben, denen die Weisheit in der Einrichtung der Dinge folgt. Ihr Geist theilt sich unserm Geiste mit; und je richtiger unsre Vorstellungen von den Werken der Natur werden, desto näher kommen wir der Gottheit, desto mehr erfüllen wir die Absichten unsers Aufenthalts auf diesem reitzenden Erdbal. Die Betrachtung über die Natur ist eine Nahrung des Geistes, die ihm für den ganzen Tag eine lebhafte Stärke mittheilt, eine Würze, womit er seine übrigen Beschäftigungen bestreut, eine Schuzwehr gegen die Versuchungen unnüzer Zeitvertreibe, eine nie versiegende Quelle der Heiterkeit und der Unterhaltung für die Gesellschaft; und der wichtigste Theil von dem wahren philosophischen Landleben, das sich die Weisen stets als das beste Glück des Menschen gewünscht haben. Sie sei also auch immer das Opfer, das unser

Geist an jedem Morgen den Schönheiten des Jahres bringt.

Wer einmal den Reitz der Wissenschaften empfanden, der wird sich nie von ihrem Umgang trennen; „sie reisen mit uns, sie leben mit uns auf dem Lande;„ und kein Sommerhaus ist ehrwürdiger, als wenn es den aus den Unruhen der Stadt entflohenen Musen in seinem Schooße einen stillen Tempel eröfnet. Rom muste seine Helden und Staatsmänner vom Lande holen; und ihre Geschichtschreiber haben nicht vergessen, ihre Beschäftigungen mit den Wissenschaften auf dem Lande bei ihren glänzenden Verdiensten im Senat und im Felde zu bemerken. Und wie viele vortrefliche Werke sind nicht im Schooße des Landlebens gebohren? Wie viele unnachahmliche Gedichte von den schönen Geistern, die sich der Ruhe und den Eindrücken des Landlebens übergaben? Noch lesen wir mit einem unersätlichen Vergnügen die malerischen Stellen der römischen Dichter; noch grünen einige Gegenden Italiens in ihren Werken, und selbst in ihren Verwüstungen werden die Addisons sie noch erkennen. Die Natur be-

geisterte, und die Poesie ward die Auslegerin der Empfindungen. Vida räth den Dichtern ausdrücklich, aufs Land zu gehen; und Horaz, der betrübt war, wenn ihn Geschäfte nach Rom riefen, der sein Tarent dem Hofe und der Vertraulichkeit des Augusts vorzog, sagt, daß das ganze Chor der Schriftsteller die Städte fliehet, und den Wald sucht; Properz, Quintilian und so viele andere sind Beispiele davon. Nach ihnen sind die Dichter aller Zeiten Freunde des Landlebens gewesen; überal finden wir anmuthige Gemälde aus ihm, überal Einladung zu seinem Genus. Man könte eine ganze schöne Bibliothek von unsern und von ausländischen Dichtern sammeln, die von dem Landleben gesungen haben; was für eine reiche Unterhaltung würde sie nicht geben? Dis wissen viele, die sie schon haben.

Diese wissen auch, daß das Lesen der Dichter weit mehr Anmuth auf dem Lande hat, als in der Stadt. Wenn sie uns Schilderungen schöner Gegenden, und der Unschuld und Reitze des Landlebens geben; so ist es ein Vergnügen, sie mit der Natur zu vergleichen. Sie ist die

leichteste und angenehmste Auslegerin ihrer Schriften, eine Auslegerin, die wir immer zu Rathe ziehen können. Und gewis, der Kopf ist auf dem ruhigen Sommerhause viel ofner, als in dem Geräusch der Stadt, die Sele ist viel heiterer, der Geschmack viel feiner und lebhafter, um das Schöne in den Dichtern mehr zu empfinden. Eine feine Einbildungskraft, und ein Gedächtnis, bereichert mit den schönsten Stellen der Dichter, vermehren die Vergnügungen des Landlebens; sie erheben den Genus der gegenwärtigen Schönheiten der Natur, und pflanzen da neue hin, wo sie vernachlässiget zu seyn scheinen. Manche Tage, manche Gegenden gefallen uns daher mehr, wenn ein Dichter sich mit in unsre Empfindungen mischt, und uns die Auftritte der Natur in ihrer wahren Stellung zeigt, worin wir sie oft bei einem flüchtigen Anschauen nicht bemerkten; denn unser Geist mus auf eine angenehme Art gerührt werden, wenn er sich in der gehörigen Richtung gegen die Schönheiten der Schöpfung befindet, wozu er ursprünglich bestimt ist. Die empfundene Uebereinstimmung der Nachbildung mit der Natur erweckt

ein neues Vergnügen. Allein nichts erhöhet mehr den Werth dieser Belustigungen, als wenn der Dichter so weise ist, das Herz durch eingeflochtene moralische Züge zugleich in die Empfindung der Tugend zu versetzen. Weil es weich ist und gleichsam in seinem frohen Gefühle schwimt, so nimt es gerne die Eindrücke an, die in diesen Augenblicken eine leichte und natürliche Moral auf dasselbe macht. Es wird zu einer Zeit erobert, da es nichts vermuthete, und es empfindet selbst über die Art, wie es erobert ward, ein Vergnügen. Bei jeder Erinnerung des Gemäldes, das der Dichter der Natur so schön entwendet hatte, wird mit dem Vergnügen zugleich die Empfindung der Tugend wieder erwachen.

Der Zuschauer fand nöthig, die brittischen Schönen vor den Gefährlichkeiten des May zu warnen; und der gute Moralist hatte wohl nicht Unrecht. Ich warne meine schönen Leserinnen nicht; denn sie lieben die nützliche Lectüre, und wissen, daß der Frühling niemals angenehmer ist, als bei der Unschuld des Herzens. Ich stelle mir vor, wie sie bald unter dem Schatten der Bäume, bald am Ufer des

kühlenden Baches wandeln, bald in den grünen Wölbungen der einsamen Laube, und unter den Düften des orangereichen Gartens sitzen; wie sie nun durch das Lesen, und dann durch die Unterredung einander die rührendsten Stellen der Dichter empfinden lehren, die unter den Reitzen der Natur auch die Tugend besangen. Diese Scene ist viel zu würdig, als daß sie verdiente, blos auf dem Schauplaz der Einbildung zu erscheinen; und ich weiß, daß sie Wahrheit hat.

So wie einige Landbewohner das Vorurtheil haben, daß die Tage auf dem Sommerhause nur zu sinlichen und berauschenden Lustbarkeiten angewendet werden müßten; so gibt es andere, die ganz ohne Gefühl zu seyn scheinen, und deren Geist in einer ewigen Schlafsucht liegt. Es ist schwer, die rechten Ausdrücke zu finden, um diese Leute natürlich genug zu bezeichnen; so wenig ein solcher Zustand der Sele in der freundlichsten Jahreszeit

zu begreifen ist. Diese sind in ihren Sommerhäusern, was die Bildsäulen in ihren Gärten sind. Man sieht sie immer in einerlei Stellung, ohne Wirksamkeit, ohne Bewegung. Ihre öde Seele gleicht der Wüste, die keine Spur des Frühlings, keine Hofnung des Sommers hat. Unter ihnen nimt mein meiner Nachbaren, Orbil, ein Edelman, eine der ersten Stellen ein. Wenn die Sonne sich schon der Mittagshöhe nähert, und der Landman sich schon viele Stunden im Schweiße bader; so schnarcht er noch im tiefen Schlaf. Endlich erhebt er sich mit einer trägen Langsamkeit, gähnt der Sonne entgegen, und gaft die schöne Natur mit schlaffen Augen an. Der Caffee wird getrunken, und bald darauf das Mittagsmahl aufgetragen. Unterdessen daß in der Küche zwanzig volle Hände an der Zubereitung der Speisen arbeiten; so kriecht er, bei männlicher Stärke, im Schlafrocke verhüllt, die Pfeiffe Toback in der Hand, aus einem Zimmer des Sommerhauses in das andere, gaft zum Fenster hinaus, oder lagert sich etwa auf einer Bank vor der Thüre, wird überal von der langen Weile gefoltert, und erwartet

ungeduldig den Ruf zur Mahlzeit. Die lange herbeigewünschte Stunde schlägt. Er setzt sich an einer Tafel nieder, die von ausgesuchten Speisen dampft, er ißt und trinkt bis zum Ueberdrus, und ein dummes Geschwätz, bald mit seinem Verwalter, bald mit den Bedienten, begleitet die Mahlzeit; und mit betäubtem Kopf sieht er auf. Was wird er nun anfangen? Was anders, als die Mittagsruhe zu halten. Träge wirft er den gemästeten Körper auf die weichausgeschlagene Ruhebank, und die Sele, die man kaum in ihm bemerkt, hat keine andern Gedanken, als von den Fliegen, die den Schlaf beunruhigen möchten. Unterdessen beobachtet das ganze Haus den scharfen Befehl, kein Geräusch zu machen; die Bedienten schleichen mit leisen Schritten und mit zitternder Furchtsamkeit; und die Stille scheinet so ehrwürdig, wie in einem Tempel, wo ein Gott von grossen Thaten ausruht. Er schläft bis nach fünf Uhr, und der Caffee ist wieder fertig. Mit halb verschlossenen Augen taumelt er von der Ruhebank weg, schlurft, wie ein matter Kranker, einige Tassen hinunter, zündet den Knaster an, und windet sich mit lang-

samen Schritten nach dem Garten hinaus. Kein betrachtender Gedanke über die Natur, keine edle Empfindung begleitet diese unglückliche Sele. Er setzt sich in die Laube hin, sieht nach dem Wetter, forscht im Calender, läßt sich einen schmutzigen Roman bringen, fängt an zu lesen, und hört wieder auf, guckt nach der Straße, und erkundigt sich nach den Vorübergehenden. Nach und nach rückt die Stunde zur Abendmahlzeit heran; sorgfältig hat er schon nach der Anzahl und dem Nahmen der Gerichte gefragt. Er beobachtet bei Tafel immer einerlei Regel, und wenn ihn nicht ein Schwarm benachbarter Weinhelden überfält, so wälzt er sich bald wieder ins Bett. Dis ist das Leben Othils auf dem Landhause; aber so sehr er auch Ahnen hat, ist es das Leben eines Menschen? Solte man ihn nicht in einem besondern Krankenhause einsperren, wo er einsam für sich selbst die unglücklichen Tage seines Lebens vertrauren möchte, da er nicht für die Welt, nur für die Pflege des Körpers lebt, und kaum zu unserm Geschlechte zu gehören scheint?

In der That, ihr Herren, die ihr ihm gleicht, wer eine Seele von solchem Stoff hat, der ist unwürdig, von dem Sommerhause aufgenommen zu werden. Dieses ist nur denen gewidmet, die einen aufmerksamen Geist und ein fühlendes Herz für die Schönheiten der Natur mitbringen. So viele vornehme Müssiggänger, die den Sommer als eine Zeit der Ausdünstung ansehen, die in der Fühllosigkeit, worin sie die Winternächte verschnarchten, aufs Land kommen, und für alle Handlungen, nur nicht für die, welche sie mit den Thieren gemein haben, unwirksam bleiben können; diese solten sich lieber hinter den Mauern der Stadt verkriechen, als daß sie sich unter die Freuden des Landlebens begeben, die sie nicht genießen können.

Es ist wahr, weil uns die Geschäfte ermüden, und wir, ohne einen müssigen Zwischenraum zwischen unsern Arbeiten zu setzen, unsre Kräfte für andre Unternehmungen zu schwach fühlen würden; so sind wir uns eine erquickende Ruhe schuldig. Die grössere Ermüdung unter würdigen Geschäften vermehrt die Rechte auf eine angenehme Erholung.

Und

Und das Sommerhaus, das uns von dem Lerm der Welt, den Zerstreuungen der Gesellschaft und den ermüdenden Fesseln des Ceremoniels entfernt, scheint recht für dieses Bedürfnis unsrer Natur bestimt zu seyn. Aber wenn ich jemand, der in einer ewigen Trägheit lebt, aufs Land kommen sehe, um sich der Unwirksamkeit noch freier zu überlassen; so wünschte ich, ihm nachdrücklich genug rathen zu können, sich wieder hinwegzubegeben.

Nirgends findet die Unthätigkeit mehr beschämende Vorwürfe, als auf dem Lande. Die ganze Natur ist beschäftigt, die Absichten ihres Urhebers, und den Nutzen des Menschen zu befördern; die Erde treibt immer arbeitend den Unterhalt so vieler tausend Geschöpfe aus ihrem Schooß hervor; die Thiere sind im vollen Gewühl, zu bauen, ihre Brut zu versorgen, und Vorrath auf den Winter zu sammeln; das Landvolk siehet auf den Aeckern und Wiesen vor unsern Augen alle Beschwerlichkeiten der Hitze aus, um uns durch seinen Schweiß zu versorgen. Und von allen Seiten mit Gegenständen umgeben seyn, die für uns in voller Bewegung sind, von der Morgen-

röthe an bis zur späten Abenddämmerung hundert Scenen der Arbeit sehen, und weder irgend eine der menschlichen Gesellschaft nützliche Beschäftigung vornehmen, noch den Geist mit einigen der Würde des Landlebens angemessenen Betrachtungen unterhalten; welcher Zustand kan elender seyn, als dieser?

Die Erfahrung zeigt es, daß manche Herren, die wie Othil ihr Leben auf dem Lande vernützen, zuletzt nichts weiter, als klägliche Ueberbleibsel eines verdorrten Verstandes aufzuweisen haben, und endlich so hirnlos werden, daß sie das Gespötte der feinern Welt sind, sobald sie erscheinen. Man sieht wohl, woher es kommt; es ist ein Fehler des Menschen, nicht des unschuldigen Landlebens. Die Unwirksamkeit bietet dem Menschen ein falsches Vergnügen an, und sie bestraft sich selbst durch den Eckel und Verdruß, der von ihr unzertrenlich ist. Sie untergräbt die Kräfte der Sele, die ohne Uebung schlaff und unbrauchbar werden; die Neigungen schießen gleich giftigen Pflanzen auf; und die edelsten Fähigkeiten, die vom Fleiß genähret tausend vortrefliche Wirkungen erzeugt hätten, verdorren wie Gras in

heiſſen Sommertagen, von keinem Regen erquickt. Und eben ſo gewis iſt es, daß keiner die Vergnügungen des Landlebens beſſer empfindet, als der ſie mit untermiſchten Geſchäften, die ſeinem Stande, ſeinem Geſchmack, und der Würde der menſchlichen Natur gemäs ſind, zu würzen weiß. Hier bin ich mir des ſtillen Beifals mancher Herzen bewußt.

Allen Vergnügungen, die wir in dieſer Jahrszeit auf dem Lande genießen können, würde gleichſam ihre Sele fehlen, wenn ſie nicht von einer ſanften Ruhe des Gemüths begleitet wären. Nicht ſelten empören ſich in dieſer Zeit die Leidenſchaften, und ſcheinen von der Glut der Sonne zu entbrennen; dieſe unglücklichen Leidenſchaften, welche die Vernunft verwirren, das Herz vergiften, und den Geſchmack verunreinigen, der ſich daher der un-

schuldigen Wollust in den Betrachtungen der Natur entzieht, und sich ganz in niedrigen Ergötzungen versenkt. Gar zu oft stört selbst der Mensch, und was mit ihm in Verbindung steht, den Frieden der Sele, der doch unentbehrlich ist, wenn wir die süssen Annehmlichkeiten der Natur geniessen wollen. Vergebens sucht man diese Zufriedenheit, die ursprüngliche Bestimmung des Menschen, zu welcher er den lebhaftesten Antrieb fühlt, unter den Günstlingen des Hofs, wo Eifersucht und Neid die Sele bekämpfen, wo die Furcht, eine Ehrenstelle zu verliehren, oder die Begierde, eine höhere zu erlangen, sich mit der Schmeichelei und Ungerechtigkeit verschwistert, wo die Falschheit und Nachstellung unter der Larve der Freundschaft umherwandelt, und die Wege zum Glück oft zu einer ewigen Verwirrung des Geistes führen. Vergebens sucht man sie in den Palästen der Reichen, wo die Mühe, womit man die Güter zusammengeraft, mit der Furcht, sie zu verliehren, abwechselt, wo der Geiz die Sele quält, und ein ewiges Mistrauen das Vergnügen verdrängt, sich von Redlichen umgeben zu glauben, oder die

Schwelgerei das Leben vergiftet, wo mitten unter aufgehäuften Schätzen Kummer, Angſt und ein böſes Gewiſſen wohnt, angeklagt von den Thränen beraubter Witwen. Vergebens ſucht man ſie in der groſſen Stadt, in dem unaufhörlichen Wirbel der Gewerbe, wo die Fluthen der Sorgen von einer Seite zur andern werfen, und tauſend Geſchäfte die Sele herumtreiben, daß ſie beſtändig auſſer ſich ſelbſt ſchwebt und um Gegenſtände herumirret, die niemals ihre Begierden ſtillen, noch irgend eine Art einer wahren Ruhe geben können.

Die Zufriedenheit hat allein in der Weisheit und Unſchuld der Sele, in einem Herzen, das ſich immer der erfüllten Pflicht bewußt iſt, das ſeine Begierden beherſcht, und die groſſe Kunſt, ſich zu vergnügen, verſteht, ihre Quelle; und ſie iſt unſre beſte Begleiterin, wenn wir unſern Landhäuſern entgegen eilen. Wenn nicht marmorne Paläſte, nicht glänzender Purpur, nicht koſtbare Weine befriedigen können; warum ſolten denn wir, die wir ein ruhiges Herz in der ländlichen Wohnung haben, nach ſtolzen Gebäuden, nach eitlen Dingen verlangen? Warum ſolten wir ein

stilles Thal gegen beschwerende Reichthümer verwechseln wollen? * In dem Besitz eines kleinen Landes, das uns ernährt, einer Gesundheit, welche die Munterkeit des Geistes unterstützt, einer Anzahl von Freunden, die Weisheit und Adel der Sele haben, einer Bibliothek, die uns in dem Schönen und Guten unterrichtet, und eines Gewissens, das über jede Freude neue Anmuth streut, vergessen wir die Ergötzungen der Höfe und die Gunst der Könige. Keinen beneiden wir wegen der Uebergüldung seiner Beschwerden; wer da wil, der trage belastende Ketten, der verberge seine Sorgen unter falscher Fröhlichkeit, der dulde seine Knechtschaft mit Mienen der Größe. Zufrieden mit unserm Stande und dem Schicksal, das uns die Vorsehung gab, leben wir, entfernt von den Unruhen und den Gefahren der Hoheit, in der stillen Dunkelheit des Landes. Wir verlachen die elenden Bemühungen derer, die nach einem Schattenwerk laufen! Wir haben genug, wenn wir von keinen, nur von den Augen einiger redlichen Freunde

* Horaz.

bemerkt, unter dem Schatten eines unschuldigen Lebens die Tage in einem unbewunderten und unbeneideten Vergnügen zubringen. So oft der kühlende Bach, der unser Landgut durchfließt, uns erfrischt; was könten wir uns dann wohl mehr von der Vorsehung erbitten, als daß sie das, was wir haben, und wenn es auch weniger wäre, uns erhalte, daß wir, was wir noch zu leben haben, uns selber leben mögen, und daß es uns nie an Büchern und Lebensmitteln für die Zukunft fehle? Uns ist es genug, wenn ein reines Gewand unsre Glieder deckt, wenn wir an einer mässig besetzten Tafel sitzen, woran die Früchte unsrer Gärten und Heerden vergnügt verzehrt werden, und kein beraubter Landman Ansprüche hat, wenn wir nichts weiter um uns haben, als die Unschuld des Lebens und einige edle Freunde. Nichts reize uns zum Neide oder zur thörichten Nachahmung, kein blendender Aufwand, kein rauschendes Gefolge versilberter Diener, keine demüthigen Aufwartungen. Der Friede unsrer Seele, der einem heitern Frühlingsmorgen gleicht, wo kein Athem die Luft noch die silberhelle Fläche des Bachs bewegt, wird von

keinem äußern Schimmer geborgt. Ihn störet weder die Unruhe der Cabinetter, noch die verläumderische Nachrede des Bürgers.

Non istic obliquo oculo mea commoda quisquam
Limat, non odio obscuro morsuque veneant. *

Wir gehen zu den Heerden, oder wir besuchen die Schatten des Waldes, oder wir lagern uns ins Grüne des Thals an dem Ufer des klaren Bachs; überal finden wir eine neue Reitzung zur Zufriedenheit. Ein heitrer Tag, ein Spatziergang unter dem Mondlicht, jede aufblühende Blume, jeder sanftträufelnde Regen ist uns eine Quelle eines stillen Vergnügens; alles, was uns die Natur darbietet, wird uns ein Theil der Glückseligkeit.

Nur der ist ein Liebling des Himmels, der,
fern vom Getümmel der Thoren,
Am Bache schlummert, erwachet, und singt.
Ihm malet die Sonne
Den Ost mit Purpur, ihm haucht die Wiese,
die Nachtigal singt ihm.

* Horaz.

Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch
die wallenden Saten,
Nicht durch die Heerden im Thal, nicht an
sein Traubengeländer.
Mit Arbeit würzt er die Kost, sein Blut ist
leicht, wie der Aether,
Sein Schlaf verfliegt mit der Dämmrung,
ein Morgenlüftchen verweht ihn. *

„Glücklich ist der, so beschreibt Raynn die ruhige Vergnügsamkeit des Landes, glücklich ist der, welchen, gedrückt von der schweren Last der Geschäfte, weit von dem Getümmel und Wogen des Volks, zuweilen der angenehme Schatten seines väterlichen Landguts aufnimt, wo er frey von allen Sorgen mit heiterm Gemüthe ausruhe; und indem er den bürgerlichen Lerm mit dem Lande verwechselt, sich nach dem Ueberdruß in der Stadt erquickt. Denn er mag der Hitze der mittäglichen Sonne ausweichen, oder der Abend mag ihn einladen, sich an dem klaren Himmel zu vergnügen, oder auf die hohen Berge zu steigen, und sich an der angenehmen Aussicht der Felder zu beluſti-

* v. Kleist.

gen; allenthalben wird ihm die schmeichelnde Freude folgen. Er mag nun durch die hohen Haine wandern, wenn die Vögel am Morgen den ganzen Wald beleben, und das Gebrüll der Rinder aus dem tiefen Grase hören, wenn die satten Kühe zu den Ställen zurückkehren, oder er mag seine Blumen betrachten, oder seine Quellen besuchen, oder im ganzen Landgute bald hie, bald dort seine Sorgen zerstreuen; nirgends wird er, ich weis nicht von welchen frohen Empfindungen durchdrungen, an die unsinnige Ehre des Hofes und der Stadt gedenken. Denn mehr werden ihm die Wälder und die Bäche, und das reine Vergnügen gefallen, das aus dem unschuldigen Landleben entspringt, das Bette im Grase, oder der Schlaf in Kräutern, als ein prächtiges Haus. „

Selbst das Leben des geringen Landmans, wie beneidenswerth erscheint es nicht in den Schilderungen so vieler Dichter! Hier stehe nur davon ein Gemälde vom Churchill, und vom Virgil. „Der Landman, im niedrigen Stande gebohren und hart erzogen, der Genügsamkeit zum Reichthum und Armut zum

Schutze hat, einfältig, gerecht in seinen Handlungen, rein im Gewissen, unangesteckt von Sünde, ungestört von Furcht, der bei geringen Mitteln, wenigen Bedürfnissen, in Arbeiten sein Geschäfte und zugleich sein Vergnügen findet, dieser genieſſet in einer einzigen Stunde mehr Freuden, als ein ganzes Leben dem zur Macht verdammten Elenden gibt. Von Gesundheit aufgeweckt, steht er mit dem Tage auf, und geht an seine Arbeit, als ginge er zum Spiele. Gegen Hitze und Kälte, die uns Feige in Ohnmacht legen, durch beständige Gewohnheit gehärtet, erträgt er ohne Klage das, wovon wir glauben würden zu sterben. Seine Mahlzeit ist kurz, und schlechte Kost seine Speise. Seinen Durst löscht er aus einem klaren benachbarten Bach, und er verlangt keine Brühen, weil der Hunger sein Koch ist. Wenn der Thau fält und die Sonne hinter den Bergen hinabsinkt, wenn alle Feuer in den Hütten auf einmal angezündet das Abendessen ansagen und von Ferne in sein schmachtendes Auge schimmern; so geht er heim, und ißt mit seinen männlichen nervigten Klauen die reinliche harte Speise, die

sein zärtliches Weib gegen seine Ankunft zubereiten hat, und mit Freundlichkeit würzt. „

„O! gar zu beglückter Landman, so schildert der römische Dichter, wenn er nur sein Glück erkennte! Ihm gibt aus ihrem Schooße die gerechte Erde, fern von den Waffen der bürgerlichen Uneinigkeit, seine leichte Nahrung mit reichem Wucher. Ergießt sich gleich aus seiner Hütte kein Strom von Aufwartungen, wie am Morgen aus den Flügeln des prächtigen Palastes; begaft man gleich bei ihm keine Pfosten mit schönen Schildkröten ausgelegt, keine mit Gold gestickten Kleider, kein korinthisches Erzt; glänzt er gleich nicht im Purpur, und umduften ihn gleich keine Salben: so hat er doch, was die Abwesenheit dieses städtischen Schminks unendlich ersetzt, eine sichere Ruhe, ein Leben, das keinen Betrug kennt, und tausend mannigfaltige Schätze. Hier wohnt auf den weiten Feldern die Ruhe; hier sind Grotten, lebendige Quellen, angenehme Oerter vol Kühlung, das Gebrül der Heerden, der sanfte Schlaf unter den Bäumen, Wälder und Jagd, eine zur Arbeit und Mäßigkeit gewöhnte Jugend, Frömmigkeit, und

ehrwürdige Alte, die unsträflich leben, bei welchen die Gerechtigkeit, als sie von der Erde gen Himmel zurückkehrte, ihre letzten Spuren hinterlassen hat. Den Landman rührt nicht die höchste Gewalt der Regierer, nicht der Purpur der Könige, nicht die Zwietracht, die ungetreue Bürger beunruhigt, nicht die Verschwörung des Daciers, nicht die Staatsgeschäfte Roms, nicht der Untergang der Reiche, die es überwältigen will; er ist frei von den Schmerzen des Mitleidens, weil er keinen Dürftigen sieht, und frei vom Neide gegen die Reichen. Er bricht die Früchte, die ihm seine Bäume anbieten, und schneidet die, welche sein Land ihm freiwillig trägt. Er kennt weder die harten Rechte, noch die vom Streit rauschende Gerichtshöfe, noch die Versamlungsplätze des Volks. Es mögen andere unsichere Meere beschiffen, oder sich in Schwerdter stürzen, sich an den Hof drängen, und die Gunst der Fürsten besitzen; sie mögen Städte und unglückliche Häuser zerstören, um aus Edelsteinen zu trinken, und auf purpurnen Decken zu schlafen; sie mögen vol Geiz ihre Schätze verbergen, und auf dem wieder ausgegrabe-

nen Solde brüten; sie mögen auf dem Rednerstuhl sich über den Beifal der Zuhörer entzücken; sie mögen beim Eintrit in die Schauspiele von dem frolockenden Zuruf des Volks und der Rathsherren empfangen, und ehrdürstig von sich selbst begeistert werden; sie mögen sich am Blute ihrer Brüder ergötzen, durch eine freiwillige Verweisung ihre geliebten Häuser verlassen, und unter einem andern Himmelsstriche ein Vaterland suchen: der Landman hat ganz andere, weit vergnügtere Beschäftigungen. Er bebaut mit seinem Pflug die Erde; daher hat er seine Arbeit für das ganze Jahr, daher ernährt er sein Vaterland, und seine Kindeskinder, daher unterhält er seine fleißigen, der Unterhaltung würdigen, Stiere. Unablässig gibt ihm die Jahreszeit bald Obst, bald junges Vieh, bald Garben, und belastet die Aecker und Scheunen mit reichen Früchten. Im Winter kehren seine fetten Heerden von der Mastung zurück; die Wälder geben ihm ihre Früchte; der Herbst liefert seine mannigfaltigen Güter, und der Wein kocht auf den hohen an der Sonne liegenden Felsen zur Reife. Indessen hangen

seine geliebten Kinder mit Küssen um den Hals ihrer Mutter; und sein Haus bewahret die Keuschheit. Die Kühe lassen ihre milchvollen Euter hängen; und die feisten Böcke setzen ihre Hörner gegen einander und kämpfen auf dem Graje herum. Oft ruhet er von seiner Arbeit, und feiert einen festlichen Tag; dann streckt er sich ins Grüne; um ihn her lagern sich seine Nachbaren, und er opfert mit ihnen aus bekränzten Bechern. „

Dieses Leben, gegen welches die glänzenden Beschwerden des Hofes und der lächelnde Kummer der Städte wie das Schattenspiel des Betrugs vor der Wahrheit verschwindet, ist nicht so verborgen geblieben, daß es nicht selbst unter den Großen Eroberungen gemacht hätte. Und welche Ergötzungen der Fürsten können unschuldiger seyn? Welche sind den Ermüdungen von den Staatsgeschäften mehr angemessen, und weniger beschwerend für den Unterthan, als die stillen Vergnügungen auf dem Lustschlosse? Freilich gehört zum völligen Genus des Landlebens noch etwas, das die Fürsten nicht zu kennen scheinen, die Entfernung des Hofgewühls, das sie selbst auf ihre Lust-

häuser

häuſer verfolgt, und ein reiner unverdorbener Geſchmack an den Schönheiten der Natur. Ludwig der Vierzehnte würde gewiß nicht das Vergnügen in einem ruhigen kunſtloſen Thale empfunden haben, das er in den Gärten de le Notre vol Triumphbogen, Grotten, Gitterwerke, Labyrinthe und Cascaden empfand; und Antonin würde in dieſen weniger Unterhaltung gefunden haben, er, der nicht die Pracht, nur die Einfalt der Natur liebte, und die Kunſt verſtand, ſelbſt am Hofe ein Privatleben zu führen. Und er, mehr als Antonin,

Auch oft erholt er ſich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie,
Dann hat das ſtille Sans-Souci
Den Philoſophen, nicht den König. *

Da ruhet er unter dem Schatten ſeiner Lorbeern, heißt den Lerm des Hofes fliehen und nur eine kleine Zahl ſeiner Geiſter ſich ihm nähern; athmet frei die ländliche Erfriſchung und die Ruhe des Weiſen, lieſet, ſingt unſterbliche Geſänge, und wenn er noch einen ſeiner Günſtlinge entfernt ſieht, ſo ladet er ihn

* Gleim.

selbst ein: „Verlaß die verdrießliche Stadt, die Sorgen, die Geräusche, die Rechtshändel und Grillen, die uns die Galle empören. Folge den Vergnügungen auf meinen Schritten; kom nach Sans-Souci. Hier ist man Herr über sich selbst; sein eigener König, sein wahrer Beherscher. Die ländliche Wohnung ladet uns durch ihre Ruhe ein, unsrer Freiheit zu geniessen. Hier wandeln meine Tage immer einförmig vorüber. Hier herschet keine Thorheit folternder und langer Gastmahle, welche die tyrannische Gewohnheit anordnet, bei denen sich der gähnende Ueberdrus mit der Verschwendung vereinigt, und frostige Scherze die Hofordnung und die Geräusche begleiten. Eine um Mittagszeit sparsam besetzte Tafel, die mit nützlichen Gesprächen gewürzt wird, und an welcher die funkelnden Züge eines lebhaften Witzes sich zuweilen auf Kosten der Narren belustigen, befriedigt hier ohne Ausschweifung die Bedürfnisse des Lebens. Hier zieht man den muntern Scherz sinreicher Einfälle der Unmässigkeit eines Apicius, und aller ihrer Helden vor. Hier erscheint unter langen Umarmungen weder die schändliche Falschheit, noch

der unversöhnliche Haß, dessen treuloser Mund den Vorrath der Complimente mühsam ausspricht. Hier zeigen sich nicht jene, welche die Eigenliebe mit den schönsten Farben mahlt, die in allen Stücken volkommen Meister sind; ihr Gespräch ist wie ein Spiegel, in welchem sich die Narheit bewundert, und zur Schau auslegt. Hier sind keine erhitzten Scheinheilige, keine weitschweifige Schwätzer, keine metaphysische Schluskrämer. Auch wohnt hier nicht die Kritik mit dem boshaften Lächeln und der höhnischen Miene. Diese friedfertige Einsamkeit schützt uns, als ein mächtiges Bolwerk, wider alle Anfälle, die das brausende Geräusch mit dem Pöbel auf die weisen Freunde der Künste und Wissenschaften thut.„

Die Entfernung von dem Gewühl der menſchlichen Geſellſchaften, und die holde Einſamkeit, der wir auf dem Sommerhauſe überlaſſen zu ſein pflegen, haben Vortheile, die von einem glücklichen Einfluß in unſern ſittlichen Zuſtand ſein können. Die Geſchäfte und Unruhen der Stadt zertheilen das Gemüth zu ſehr; und wie oft hören wir nicht die Klagen ihrer Einwohner, daß ſie niemals recht zu ſich ſelbſt kommen können? Unterdrückt von der

ewigen Last der Beschäftigungen, wird die Sele in eine Art von Fühllosigkeit gegen die höhern Pflichten versenkt, die sie ihren Kräften schuldig ist. Ein Tag, ein Monat verdrängt den andern; indem wir uns eine Ruhe versprechen, so verjagt ein neuer unerwarteter Vorfal wieder diese Hofnung. Die unabläßige Zerstreuung, und die Abwesenheit des Geistes von sich selber, wird uns nach und nach zur Gewohnheit. Die ruhigen Zwischenstunden, worin er zu sich zurückkehren könte, werden wegen des Bedürfnisses der Natur zur stillen Erholung, die meistens nur den Körper betrift, angewandt, oder von der Herschaft der Mode in unschmackhaften Zeitverkürzungen und unnützen Ergötzungen verschwendet. Eine gute Wahrheit wird unvermerkt aus dem Verstande weggelöscht; ein edler Entschlus wird oft durch einen einzigen Einfall bestürmt; eine Begierde, die wir beynahe besiegt hatten, erhält oft von einem Blicke eine Gewalt, die unsre Waffen niederschlägt und den Widerstand unsrer Gründe vernichtet. Eine junge Tugend ist unter dem grossen Haufen in Gefahr, überwunden, und eine männliche, er-

schüttert zu werden. „Niemals, gestand selbst Seneca, bringe ich aus einer Versammlung meine Tugenden so zurück, wie ich sie hineingebracht habe; es wird immer etwas von dem, das ich in mir Gutes angerichtet, zerstört, und etwas von dem, das ich verbannet, kehret zurück.“ Allmählich fangen wir an, mit uns selbst zufrieden zu seyn, daß wir beständig ausser uns selbst umherirren, und unsre Sele ihrer erhabenen Freiheit beraubt ist, für sich selbst beschäftigt zu seyn. Die zuweilen erwachenden Empfindungen von der Nothwendigkeit der Selbstprüfung haben nicht mehr Reitz genug für uns; wir scheuen den Blick in uns selbst, wir schläfern die ersten Regungen wieder ein, und unterdessen befestigt der Geschmack an der Eitelkeit seine Herschaft.

Wie günstig ist nicht im Gegentheil das Landleben unsrer sitlichen Prüfung? Das Getümmel der Beschäftigungen verläßt uns, oder vermindert sich; die falschen Gesetze des städtischen Wohlstandes, immer Besuche zu geben und anzunehmen, hören auf, und wir werden einer Stille übergeben, die uns zu uns selbst einladet. Wie leicht können wir hier nicht die

vorigen Handlungen unsers Lebens überlegen, die schädlichen Eindrücke vertilgen, die wir aufgefaßt haben, unsere Thorheiten einsehen, Entschlüsse zur Besserung ergreifen, und der Verführung der Beyspiele entfliehen? Ungehindert eilen unsre Blicke in die zukünftigen Tage hinaus, und erkennen die Mittel, sie für uns glücklich zu machen; selbst wegen der zufälligen Widerwärtigkeiten können wir uns bequem mit einer ruhigen Gelassenheit wafnen, und indem wir in die Freuden jener Welt hinaussehen, die lezten Veränderungen durch die Bilder der Natur in angenehme Gestalten verwandeln. Die Dunkelheit einer Grotte, die Nacht eines belaubten Waldes, das leise Gemurmel eines Bachs, alles hat, ich weiß nicht welche holde Einladung, uns mit uns selbst zu beschäftigen. Die Sinnen werden von keiner äussern Gewalt beräubt; die verführenden Zungen schweigen; die Bilder der Eitelkeit entweichen; der Geist schließt sich in engere Schranken ein; das Herz wird aufmerksamer, belauscht seine Empfindungen, und bringt sie willig unter die Gesetze der sittlichen Harmonie. Dieses Geschäft ist desto glücklicher,

da wie es nur unter unsern Augen vornehmen; wir erblicken unsre Fehler ohne Zeugen, ohne sie aus der Nachrede oder dem Spotte kennen zu lernen; und eben dies macht auch geneigter, sie abzulegen.

Mit diesen Grundsätzen, die nicht unbekant sind, lehrte Eukrates, ein Greis in meiner Nachbarschaft auf dem Lande, die Erfahrung verbinden. Die Weisheit, sagte er oft, mus unsern Geist täglich mit dem Samen der Tugend befruchten, wie der Sommer unsre Felder mit seinem Segen belebt; wenn man auf dem Lande ist, so ist es weniger erlaubt, sich seiner selbst unbewust zu seyn, als in der Stadt. So bald der ruhige Abendglanz sich über die Flur zu verbreiten anfing, so wandelte er in eine einsame Gegend, oder bestieg einen kleinen Hügel, auf welchem er seine Abendandacht beim Untergange der Sonne hielt; oft pflegte er sich zu dieser feierlichen Handlung durch Sulzers Unterredung über die Schönheit der Natur vorzubereiten, worin die wahre Philosophie des Landlebens enthalten ist. Einst, als ich in dem Revier, wohin er in dieser Absicht zu gehen gewohnt war, um-

herirrete, um Kräuter zu samlen, mit deren Kentnis wir uns oft beschäftigen, fand ich ihn auf der Anhöhe an einem Gebüsche sitzen; eine ehrwürdige Erscheinung! Sanft streuete der Abend seinen Schein in die Runzeln des Greises, und seine Stirne lächelte so heiter, wie das Licht, das in vergülderen Wolken niedersank. Lange hatte ich ihn im stummen Tiefsinn sitzen gesehen, nur daß zuweilen ein leiser Seufzer von seinen Lippen athmete; bald schien er ganz im tiefen Nachdenken verlohren, das Auge zur Erde gekehrt, bald erhub er seine Blicke nach der entweichenden Sonne wieder hin, eine lebhafte Zufriedenheit ergoß sich über alle Züge seines Antlitzes; und lauter hörte ich da diese Worte aus seinem Munde tönen: „Ich habe gefehlt, ewiger Vater deiner Geschöpfe, so sehr ich mich auch bestrebte, nicht zu fehlen; der Tag eilt wieder zu Ende, ich sehe in ihn, bis zu dem Morgen zurück, und ich finde hier manche That, die ich nur halb verrichtete, da eine Gelegenheit, die ich nicht ganz zum Guten brauchte, hier eine Kaltsinnigkeit, dort eine Empfindung, die ich noch mehr hätte beleben sollen, aber überal, Va-

ter, die Denkmäler deiner Güte von einem Augenblicke zum andern. Meiner Tugenden, doch was sage ich? meiner erfüllten Pflichten sind wenig; ich sehe mit Wehmuth, daß die Geschichte dieses Tages nicht den Versprechungen genug thut, die ich dir am Morgen that. Aber noch, allgütiges Wesen, noch sieht mein Auge dich in der ganzen Natur; noch höre ich das allgemeine Concert des Danks, das von allen Geschöpfen zu dir emporsteigt. Dis ist mir ein sicherer Beweis von der Fortdauer deiner Liebe, und eben diese flößt mir Hofnung ein, du werdest mir noch die Wohlthat meiner Erhaltung gewähren. Um diese flehe ich dich an; du wirst, ich habe die Zuversicht, mir noch den morgenden Tag schenken, noch einen Tag der Prüfung; er soll ein besserer Zeuge meines Eifers im Guten und meiner Dankbarkeit gegen dich seyn, als die verflossenen waren. Dieses gelobe ich, dieses hoffe ich zu dir, und darum bitte ich nur noch um eine Frist. Laß mich nie einen Morgen wieder erblicken, an welchem ich dich nicht inbrünstiger liebe. Vater der Natur! alle Scenen, die ich vor mir sehe, erinnern mich an den be-

ständigen Fortlauf der Dinge, und dieser Abend an das Ende meiner Tage. Es ist nicht ferne mehr; o! wenn es da ist, so laß mich mit der ruhigen Gewisheit deiner Gnade entschlummern, und in Gegenden, die weit feierlicher, als diese, sind, ewig deine Herlichkeit schauen.„ — Hier hielt er inne, und ich bemerkte, wie eine sanfte Thräne seine Augen netzte. Ein heiliger West schien sich stärker zu erheben, um sein Gebet durch die Wolken zu tragen; und unter dem Geräusch der Blätter schlich ich hinweg, vol stiller Ehrfurcht; denn ich hatte die Abendscene eines Tugendhaften gesehen.

Wenn gleich jeder Winkel der Erde einem weisen Mann ein angenehmer Aufenthalt werden kan; so ist es doch gewis, daß unsre Empfindungen zunächst von den äussern Eindrücken bestimmt werden. Asiens brennende Wüsten, und ein kühles Tempe — wer wird lange wählen können? Und welche Macht haben nicht das Clima, die Sitten, der Wohlstand eines Landes auf uns? Oft sind es kleinere Vorzüge, die uns für eine Gegend einnehmen; eine ru-

higere Lage, einige freiere Aussichten, einige feinere und mannigfaltigere Züge der Schönheit, von der Hand der Natur nachläßig hingestreut.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus rider.

Dis würde der Dichter von der Gegend unsers schweitzer Landhauses gesagt haben, wenn er sie bewohnt hätte. Rein und heiter ist hier die Luft, nicht vergiftend, wie in den Sümpfen der Niederlande, noch lodernd, wie in Italien; Kälte und Wärme wechseln, und die Bewegungen der Winde füllen sie immer mit Reinigung und Erfrischung; belebende Kühlung wehet von allen waldigten Höhen, und rauscht mit den schäumenden Wasserfällen herab. Leicht zerstreuet die aufgehende Sonne, die mit sanfter Helle am falben Himmel aufglimmt und almählich die Wolken an den Spitzen der Felsen mit einem heitern Purpur durchgießt, die flüchtigen Nebel; und dann entzünden sich die Berge und die Ebenen, dann strahlt sie nun lieblicher Wärme über das glückselige Land hin. Welche anendliche Mannigfaltigkeit in der Landschaft, und welche Vervielfältigun-

gen der Aussichten, die auf allen Seiten die Zusammenkettung der Hügel, der Berge, und der Gebirge bilden! Bei jedem Schritt eröfnet sich ein neuer Schauplatz von Schönheiten für das Auge; und die sanften Reitzungen der meisten Gegenden erheben sich neben den romantischen Wildnissen und der feierlichen Dunkelheit der öden Felsgebirge. Anmuthiger lacht die von Fruchtbäumen und Schatten umschleierte Landhütte, oder das Badhaus an dem Rücken der Waldungen und rauhen Felsstücke, die unabsehbar sich in den Wolken verliehren, und jeden Blick mit einem neuen Entsetzen füllen; und indessen daß dort die Waldströme ungestüm in einander stürzend in finster wiederhallende Abgründe hinabdonnern, so locken hier stille Thäler, von lebendigen Bächen gewässert, und vom hohen Gras geschwängert, das Auge zum ergötzenden Anschauen hin. Die Verbindung des Grossen mit dem Reitzenden, des Rauhen mit dem Sanften, macht den Hauptcharackter dieser Landschaften; oft ist das Schöne allein in einige Gegenden eingeschränkt, aber mit so unerschöpflichen Abänderungen, daß selbst ein Haller und Geßner nie das Gemälde vollenden würden.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fält nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die lezten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhalt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer walt.
Bald aber öfnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümt, sich im Entfernen schmälern.

Getreu der Natur hat hier ein gesunder Geschmack die Gärten überal angelegt, wo keine Pracht verschwendet wird, um die höheren Reitze sichtbarer zu machen; wo keine Blumenbeete mit ängstlicher Genauigkeit zertheilt, keine Hecken in einförmige Wände verwandelt, keine Plätze nach holländischem Witz mit zer-

brochenem Glas, Porcellain, Muscheln belegt, keine Gänge mit Lauben nach der steifen Manier des Franzosen mit einförmiger Regelmäßigkeit und ekelhafter Symmetrie angeordnet sind. Hier ahmen die Gärten die angenehme Freiheit der Natur, und eine Art von ihrer gefälligen Nachläßigkeit nach. Die Kunst scheint nur ihre Hand anzubieten, um die kleinen Ausschweifungen der Natur zu verbergen. Die Reitzungen der Aussichten, und die mannigfaltigen Abänderungen, die schon die Gegend giebt, verachten jeden fremden Schmuck; und die wahre unverstelte Schönheit, die das Auge ergötzt und die feinen Empfindungen unterhält, bricht auch mitten unter einer kleinen Verwilderung anlockender hervor. Freiwillig komt das gefällige Wasser von den nahen Hügeln herab, und bietet sich nicht vergebens zu Springbrunnen an, die oft um die freien Blumenbeeten sprudeln, oft durch unsichtbare Gänge in die Sommergemächer geleitet, unerwartet ihren silbernen Strahl hervorschießen lassen. Und in diesen reitzenden Gefilden ein Landvolk, nur den Gesetzen der Freiheit unterthan; denn noch hier behauptet die Menschlichkeit

freit ihre unentheiligten Rechte, und scheint, aus andern Gegenden verjagt, in diesen Gebirgen eine sichere Freistadt gefunden zu haben. „Ich drücke meine Unterthanen nicht, „ sagt der kleine Tyran auf manchem Landgute in Deutschland, wenn er noch so gutherzig ist, ihnen das Blut zu lassen. Nicht drücken? verächtlicher Ruhm! Hier empfängt der Landmann, was er verdient, Schutz, Liebe, und Hochachtung. Und welche angenehme Tage, die Reitzungen des Landlebens unter diesem Volk zu geniessen, dessen Zustand seinen Sitten Milde und Fröhlichkeit mittheilt? Gewis, der Wohlstand und die Freude des Landmans vermehren die Annehmlichkeiten des Landlebens für jeden, der noch recht zu empfinden weiß; der Anblick der Glücklichen ist schon ein Glück; und es wäre unnatürlich, keine Zufriedenheit der Seele verspüren, wenn man den Landmann seine Früchte von den Aeckern, Weinbergen und Heerden einsamlen, und ihn das selbst geniessen sieht, was er selbst erworben hat.

Noch hat das Verderben der Zeit hier nicht die Herzen zerrüttet; noch wohnt hier unter bemoosten Dächern die alte angeerbte Tugend,

die die Gottheit fürchtet, die Obrigkeit ehrt, keine Gefahren, aber jede Ungerechtigkeit, jede Treulosigkeit scheut. O! möchte diese Tugend immer eben so unbeweglich bleiben, als das Alpgebirge. In stiller Einfalt, in glückseliger Einförmigkeit fliesset hier das Leben dahin. Jeder Tag hat seine Arbeit, zu welcher die Morgenröthe weckt, und mässige Früchte des Feldes und der Heerde, und ein Trank, oft aus dem vorüberfliessenden Bache, oft aus dem Weinbecher, stärken. Die Aecker und Weiden und Weinberge geben alles, was das dürftige Leben heischt; die Flüsse tragen, nicht fremde gefährliche Schätze, sondern den Segen des Feldes und des Weinstocks auf sichern Wellen von einem Dorfe zum andern bequem hin; und an ihren Ufern lauscht der Fischer nicht vergebens. Friedfertigkeit und Treue und gesellige Freundschaft wohnen mit dem Landmann in Einer Hütte, und begleiten ihn ins Feld. Er liebt seinen Nachbarn, und ist sein Rath, auch wenn er bei ihm mehr Rinder und Garben sieht, als er selbst hat. Er theilt Arbeit und Vergnügen mit ihm; freundlich kommen sie zusammen in der Wiese und bey der Milchspeise;

immer ist ihr Geist gleich ruhig, und kein Sturm der Welt empört ihn. Oft, wenn der Abend seine Schatten über das Thal ausstreuet, so ruhen sie unter dem selbstgepflanzten Obstbaum oder Weinstock; dann lagert sich das Alter bei dem Alter zu muntern Gesprächen, unterdessen daß hier einige noch unermüdete Jünglinge ihre Stärke im Ringen üben, und auf Sieg und Beifall stolz neue Zweikämpfe wagen, und dort ein bunter Kranz, von Fröhlichkeit und Liebe begeistert, im kunstlosen Tanz auf dem zertretenen Grase umherfliegt. Zwar mischt sich oft in ihre abendlichen Unterredungen ein unschädlicher Aberglaube, oder die Liebe zu Abendtheuern, oder die schalkhafte List, andere damit zu täuschen. Dann erscheinen bezauberte Oerter, hüpfende Irlichter, wandelnde Männer ohne Füsse und Kopf, rasselnde Geister und wahrsagende Nachteulen. Spottet nicht der Einfalt und der Vorurtheile des Landmans, die Erziehung und Zeit ihm vielleicht unüberwindlich gemacht haben. Was schadet es seinen Tugenden, wenn er sich auch für Nachterscheinungen fürchtet? Wird er darum weniger from, weniger

gerecht, weniger arbeitsam seyn? Hat nicht auch die Stadt ihre Träume? Ersinnt nicht oft selbst der Gelehrte in spätern Mitternächten Grillen, die er am Morgen der Welt für Wahrheiten verkauft? — Oft beginnt ein Greis, auf dem noch der Geist der alten Helvetier ruhet, eine Unterredung von Waffen und Streit; in seinem runzelvollen Gesicht, dessen ehrwürdige Mienen von dem weißen herabhangenden Barte erhöhet werden, verjüngen sich wieder alle Züge seines noch ungebeugten Heldenmuths; bald nent er die Ketten, die Tell zerrissen und die Tyrannen, die er verjagt; bald erzählt er, wie Frankreichs böse Politik auch seine gnädigen Herren beunruhige, oder wie jetzt der üppige Junker nicht mehr den theuren Vorfahren gleiche; bald komt er auf seine eigenen Thaten, deckt seine Narben auf, und indem er den zuhorchenden Jüngling zum Muth anfeuert, ergreift er mit zitternder Hand das volle Weinglas und leeret es auf den Ruhm seines tapfern Vaterlandes aus. Dann fängt ein andrer zu erzählen an, was für Reisen er nach Holland gethan und was für Wunder er gesehen: Leute, nicht mit so weiten Hosen,

als man daheim trägt, auch einen Ausburger, den Statthalter, der zum Erstaunen mehr Aufsehen gemacht, als Ihro Gnaden, sein Herr Schultheiß; dann preiset er sich glücklich, daß er wieder heim ist, lobt seine Ruhe, sein Weib und die süsse Milch seiner Kühe. Andere nehmen den angegebenen Ton auf und mischen lange Gespräche voll Klugheit und Erfahrung vom Hausstande, vom Wetter, das die Alpen anzeigt, vom Weinstock, der gute Hofnung gibt; oder von den Anweisungen und Belohnungen, womit die Obrigkeit den Ackerbau unterstützt. Unter solchen nützlichen Gesprächen, die selbst den Weisen ergötzen und das witzlose Geschwätz der Hofjunker beschämen, verfließen diesen glückseligen Landleuten ihre Abendstunden; und dann wandeln sie, von Unterricht und Vergnügen begleitet, unter dem stillen Schimmer des Mondes zur Ruhe.

Und unter diesem geliebten Volke wie viele empfindende Freunde, die das Glück meiner frohesten Jugend sind, und unter ihnen vorzüglich du, mein theuerster Aspasio! Tief im Thale, wo die Aare vorüberrauschet, und ein dämmernder Wald die grünen Anhöhen umher

mit feierlichen Schatten kränzt, erblicke ich dich und deine Geliebte, mit jeder Güte des Himmels, mit jeder Wollust des Landlebens gesegnet. Sanfte Liebe, Eintracht, feiner Scherz und stille Vergnügsamkeit vereinigen ihre Herzen, und giessen die reinesten Freuden über ihre Tage aus. Alle ihre Gespräche sind nur Unterredungen der Zärtlichkeit; alle ihre Geschäfte, selbst alle ihre Wünsche begegnen sich immer in der lieblichsten Gefälligkeit. Nichts unterbricht die göttliche Harmonie ihrer Seelen; von keiner andern Begierde weiß ihr Herz, als sich einander in der Liebe zu übertreffen, und sich das süsse Leben noch süsser zu machen. Oft wandelt der weise Aspasio in die benachbarten Hütten, und studirt gleich einem Montesquieu, der auch auf dem Lande immer mit Vergnügen seine Philosophie fand, den Menschen in den einfältigen Seelen, die blos von der Natur unterrichtet werden. Munter geht er mit den Landleuten um, und sucht unter socratischen Unterredungen ihren Geist hervorzulocken. Freundlich hört er ihre Antworten und weiß sie immer auf Gegenstände zu führen, die sie unterrichten, ohne daß sie es selbst

merken. Bald leitet er sie auf die täglichen Erscheinungen in der Natur, und klärt ihren Geist mit leichten Bemerkungen auf. Gerne hören sie von ihm die Vortheile ihrer Lebensart, und ihre Pflichten, die er so angenehm entwickelt. Bald aber schlichtet er die kleinen Streitigkeiten, worin zuweilen der Nachbar mit dem Nachbar verfält. Die Landleute umher lieben ihn als ihren Vater und Lehrer, und in allen ihren Bedürfnissen nehmen sie freimüthig ihre Zuflucht zu ihm. Was für ein Verdienst auf dem Lande, desto edler und schätzbarer, je unbekannter es oft bleibt!

Der Herzog von Montmorenci unterhielt sich einst bey einem seiner Spatziergänge auf dem Lande mit jemand von dem, was die Glückseligkeit des Lebens ausmachte. Einer von seinen Begleitern behauptete, daß oft ein Mensch von den mittelmässigsten Umständen glücklicher wäre, als die Grossen der Welt. Hier sind Leute, sagte der Herzog, die die Frage entscheiden sollen, indem er vier Ackersleute erblickte, die unter einer Hecke ihre Mittagsmahlzeit hielten. Er geht auf sie zu, und redet sie an: „Meine Freunde, seid ihr glücklich?„ Drei von ihnen

antworteten, ihr ganzes Glück bestehe in etlichen Morgen Landes, die sie von ihren Vätern ererbet hätten, und mehr wünschten sie sich auch nicht. Der vierte gestand, es fehlte ihm, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, weiter nichts, als der Besitz eines Feldes, das seiner Familie ehemals zugehört hätte und in fremde Hände gekommen wäre. „Aber, wenn du das Feld hättest, fuhr der Herzog fort, würdest du glücklich seyn?" „So glücklich, gnädiger Herr, als man es in dieser Welt seyn kan." „Was kostet es denn?" „Zweitausend Franken." „Man gebe sie ihm, rief der Herzog aus; so kan man doch sagen, daß ich heute einen Menschen glücklich gemacht habe." — Der Aufenthalt des berühmten Helvetius auf seinem Gute zu Voree war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten. Wenn seine Pächter einen Schaden erlitten, wenn ein unfruchtbares Jahr einfiel, so erließ er ihnen sogleich etwas, und öfters gab er ihnen Geld. Er hatte auf seine Güter einen geschickten Chirurgus gezogen; er hatte eine Apotheke errichtet, die mit allem wohl versehen war, und aus welcher er an alle Bedürftige Arzeneien aus-

theilen ließ. Sobald ein Landmann krank ward, bekam er Speiſe, Wein und alles, was ihm in ſeinen Umſtänden dienlich war. Helvetius beſuchte ihn oft, ſprach ihm Troſt zu, und ſorgte dafür, daß er wohl gewartet wurde. Er bediente ſich einer überaus ſichern Art, um einen Proceß zu endigen: er bezahlte ſogleich den Werth der ſtreitigen Sache. Von der kleinen Zahl Bauern, die geſittet und gutherzig waren, war er ein eifriger und aufmerkſamer Freund. Er freute ſich, Greiſe und abgelebte Frauen an ſeinem Tiſch zu haben, die bey aller Plumpheit ihres Standes gerecht und wohlmeinend ſich zeigten. Auf allen ſeinen Gütern ſuchte er die Arbeitſamkeit empor zu bringen, und die Geſchicklichkeit und den Fleiß im Landbau zu erwecken. Wenn er auf ſein Gut kam, ſo eilten Weiber, Greiſe und Kinder ihn zu umringen, umarmten ihn, erhoben ein frolockendes Geſchrei und vergoſſen Freudenthränen. — Mit weniger Vermögen, aber mit gleicher Geſinnung ſucht mein Aſpaſio der Wohlthäter ſeiner ganzen Gegend zu ſeyn. Dieſem Landmann ſchaft er Nahrung, einem andern Arzenei, einem dritten Ruhe; allen

gibt er Unterricht in den Mitteln der wahren Zufriedenheit. Oft wenn den geliebten Mann ernsthafte Arbeiten des Geistes oder wohlthätige Geschäfte für den Nebenmenschen (denn andere kennet er nicht) von der Seite seiner Gattin wegrufen; so läßt sie ihn nur mit sanftbethränten Blicken aus ihren Armen, und alle ihre emsigen Beschäftigungen reichen nicht zu, die ihr zu langen Stunden seiner Abwesenheit zu verkürzen. Indessen beschäftigt sie sich in jeder häuslichen Tugend, die ihr eigen ist. Bald regirt sie mit Anstand und Klugheit ihr Hauswesen, gibt jedem seine Arbeit, achtet auf alles, verbessert hier das Versehene, ordnet dort ein neues Geschäft an, untersucht und belehrt, belohnt hier mit Lobsprüchen, und straft dort mit sanftmüthigen Verweisen. Bald sitzt sie, ein Muster des Fleißes, am Rahmen, wirkt mit geschickter Hand und ahmet im weissen Leinwand alle bunten Blumen des Frühlings nach. Bald eilt sie in den Garten, unterredet sich leutselig mit dem Gärtner und seinen Gehülfen, überlegt mit ihm, wo eine junge Baumschule am besten anzulegen sei; „denn, denkt sie, sollte ich auch

ihre Früchte nicht erleben, so muß man doch für die Nachkommen pflanzen, wie unsre Vorfahren für uns pflanzten. Dann sieht sie mit Vergnügen alle Gewächse ihrer Küche entgegenreifen, besucht ihre Bienen, tritt an das Blumenbeet, mustert jede aufgeblühete Schönheit, gibt der sinkenden Nelke eine Stütze, oder trägt sie mitleidig in den Schatten, und indessen daß der kleine Sohn, das Nachbild ihrer Reitze, der Liebling der Grazien, um sie her tändelt und Schmetterlinge hascht, so wandelt sie, wie die Göttin der Liebe, unter den Rosen umher, bricht sparsam nur eine und steckt sie an den Busen, der vol heisser Sehnsucht nach der Zurückkunft ihres Geliebten klopft. Ja, er komt ihren schmachtenden Wünschen entgegen; da überrascht er sie am Rosengebüsche mit einem Kuß, indem der kleine Knabe frohlockend an seine Hand hinhüpft; und wer schildert hier das sanfte Gemisch von Freude und süsser Wehmuth und liebreichen Fragen bei zärtlichem Händedrücken, bei wiederholten Umarmungen? Nun erquickt sie ihn mit frischen Früchten; nun unterhält sie ihn mit hundert anmuthigen Erzählungen. Oft,

wenn der einsame Sommerabend winkt, wenn der Garten stärker duftet und ihn der stille Mondschein versilbert, dann geht sie an seiner Hand in den beglänzten Reihen der Bäume, auf deren Blättern der gebrochene Schimmer anmuthiger spielt, zärtlich sich unterredend auf und nieder, sinkt vol von dem süssen Gefühl der Liebe in seine Arme hin, nent sich die glücklichste unter allen Gemahlinnen, und blickt, indem ihr eine Thräne nach der andern über die schöne Wange hinunterschleicht, zu dem gestirnten Himmel empor. Oft kommen in der kühlen Dämmerung einige Freunde zu dieser reizenden Wohnung; Freundschaft und Vergnügen eilen, sie einzuholen; hundert ländliche Annehmlichkeiten empfangen sie. In welcher frohen und wehmüthigen Empfindung fängt hier mein Herz an zu wallen! Ich gehöre mit zu der Zahl der Glücklichen, die in mancher Stunde Zeugen von der stillen Zufriedenheit dieses Ehepaars auf seinem anmuthigen Landhause sind. Wenn schon das einsame Landleben ein schätzbares Glück des Menschen ist; was mus es denn nicht in der Gesellschaft einer Gattin sein, die jede Tugend,

jeden Reitz ihres Geschlechts besitzt? Dann dufteten die Thäler noch lieblicher, dann lächelte die Abendröthe noch sanfter; dann erhöhet sich jede Schönheit der Natur und wird gedoppelt empfunden; dann hat das Leben so viel Anmuth, als ihm Geßner in seinem Wunsch * geben mag; ja, Aspasio, so glücklich bist du in der That, als Phanias glücklich gedichtet ist.

Gleich fern von Dürftigkeit, und stolzem Ueberfluß,
Glückselig, weil ers war, nicht, weil die Welt es wähnte,
Bringt Phanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu;
In Freuden, die der unverfälschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu ächten Freuden prägt.
Der bürgerliche Sturm, der stets Athen bewegt,
Trift seine Hütte nicht, den Tempel
Der Grazien, seitdem Musarion sie ziert.
Bescheidne Kunst, durch ihren Witz geleitet,
Giebt der Natur, so weit sein Landgut sich verbreitet,
Den stillen Reitz, der ohne Schimmer rührt.

* In den Idyllen.

Ein Garten, den mit Zephirn und mit Floren
Pomona sich zum Aufenthalt erkohren;
Ein Hain, worin sich Amor gern verliehret,
Wo ernstes Denken oft mit leichtem Scherz
sich gattet;
Ein kleiner Bach, von Ulmen überschattet,
An dem der Mittagsschlaf uns ungesucht be-
schleicht;
Im Garten eine Sommerlaube,
Wo, zu der Freundin Kuß, der Saft der
Purpurtraube,
Den Chios schickt, ihm wahrer Nectar deucht;
Ein Nachbar, der Horazens Nachbarn gleicht,
Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz, und eine heitre Stirne —
Wie vieles macht ihn reich — denkt noch
Musarion
Hinzu, und sagt, was kan zum frohen Leben
Der Götter Gunst. ihm mehr und bessers
geben? *

Auch selbst Petrarch konte nicht glücklicher seyn, (wie oft verglichst du nicht selbst dein Glück mit dem seinigen!) nicht glücklicher konte

* Wieland im Musarion.

er seyn in dem einsamen Thale bey der verewigten Quelle von Vaucluse, in der Nachbarschaft seiner göttlichen Laura, in der Ruhe und unter den Wissenschaften. Mit beständig klarem und durchsichtigem Strohm schlängelte sich in seinem Tempe die Sorgue, die aus der gepriesenen Quelle entspringt, durch die fruchtbarste Gegend, vol Abwechselungen von Weingärten, Feldern, Oelbäumen und blühenden Wiesen. Auf beiden Seiten erheben sich hohe Gebirge, die gegen den Lauf des Flusses immer näher zusammen stoßen, bis man endlich von ihnen nahe an der Quelle ganz eingeschlossen, und von der Welt abgesondert wird, nichts als das Gebirge um sich her, und über sich den Himmel sieht, nichts hört, als das sanfte Gemurmel der Quelle, die aus einer Höhle des Felsens durch verschiedene Fälle herabrint. Hier hatte der zärtlichste Dichter an der abhängenden Seite des Gebirges, an einem Orte, der seine immer lebendige Phantasie noch mehr begeistern mußte, seine Wohnung; Hier überließ sich seine Seele, die nichts als süsse Empfindungen athmete, der ganzen Macht der Liebe, den berauschenden Reitzen seiner

Laura. Hier sang er das Lied, von dem noch ferne Jahrhunderte sagen werden:

Spirat adhuc amor,
Vivuntque commissi calores. *

„Heitre Quelle, kühle und sanfte Gewässer, an denen meine Schöne ruhte, die allein dieses Herz beherschet! Schöner Baum, den sie ihrer zarten Seite zur Stütze wählte! (mit Seufzen erneure ich dein Bild.) Laub und Blumen, die ihr zierliches Kleid, und ihren englischen Busen bedeckten! Reine, heilige Luft, in welcher die Liebe mein Herz durch die schönen Augen verwundet! gebet zusammen meinen trautgen, meinen letzten Worten Gehör. — Reizendes Bild im Gedächtnis! Von den schönen Zweigen fiel ein Regen von Blüten in ihren Schooß; und sie saß demüthig in solcher Pracht, mit dem verliebten Regen bedeckt. Bald fiel eine Blüte auf ihr Kleid, eine andere setzte sich auf ihre blonden Haare, die damals gleich geschlifnem Golde mit Perlen verziert glänzten; eine andere drehete sich in einer verliebten Irre langsam um sie her, und schien zu sagen: Hier herschet die Liebe. Wie oft sagte ich damals vol Erstaunen: ohne Zweifel

* Horaz.

ist

ist sie eine der Bewohnerinnen des Paradieses; in so tiefe Vergessenheit hatten mich ihr göttlicher Gang, das Gesicht, die Worte, das sanfte Lächeln versenkt, so sehr hatten sie mich von der Wahrheit entfernt, daß ich seufzend sagte: wie, oder wann bin ich hieher gekommen? denn ich glaubte im Himmel zu seyn, und nicht mehr da, wo ich war. Seit dieser Zeit gefallen mir diese Gefilde so sehr, daß ich an andern Orten keinen Frieden mehr finde.„* Eine ähnliche süsse Schwärmerei überfält das empfindende Herz, so oft wir das Bild von der ländlichen Einsamkeit des Petrarch, und seiner Liebe zurückrufen. Die ganze Natur empfing den Eindruck von Laurens Schönheit, und seiner Leidenschaft; die Luft um seine Schöne her war heilig, der Rasen unter ihrem Fuß beblümt, und der Himmel in ihrer Gegenwart immer erheitert. Und doch, geliebter Aspasio, bist du glückseliger, als er; er besang eine Laura, die er nicht besaß, und du besitzest eine Geliebte, die er mit eben dem Ueberfluß der Zärtlichkeit besungen hätte.

* S. Meinhards Versuche über die ital. Dichter.

Indem wir uns so oft den sanften Eindrücken der Schönheiten, die überal in der Natur liegen, überlassen; so erinnern wir uns zugleich nicht selten, daß zu allen Zeiten so viele edle Geister von ihnen gerührt worden, und daß wir dem Landleben größtentheils die Erfindung der schönen Künste zu danken haben. Da der Stof zu ihnen in der Natur liegt, so bot die vergnügte Ruhe des Landes, vereinigt mit Aufmerksamkeit auf so viele angenehme Gegen-

stände, und mit der Neigung zur Abänderung und Vervielfältigung der Ergötzungen, die erste Veranlassung dar, ihn aufzuspüren; der erste Schritt war gethan, und mit ihm schon vieles. Die zerstreueten Schönheiten der Natur wurden gesamlet, verbunden, und zu einem neuen Ganzen gebildet. Bald horchte man auf die Töne, die in der Natur gehört werden, und auf die Empfindungen, die sich in ihnen ausdrückten; und man fand irgend etwas, wodurch sie nachgeahmt wurden; oder das gerührte Herz brach in Töne aus, die ihm die Liebe oder Freude angab, und bildete almählig aus ihnen ein Lied, das vom Echo und der schönen Phillis geliebt ward. Bald versuchte ein anderer den geliebten Schatten seiner Schönen, der an die Wand fiel, abzuzeichnen und sich ihr Bild gegenwärtig zu erhalten. Entzückt von der helgrünen Saat, von der dunkeln Pracht des Waldes, von dem glühenden Purpur der Abendröthe, entzückt von der ganzen Schönheit der Natur, von der Mannigfaltigkeit und Mischung ihrer Farben und von den verschiedenen Schauspielen des Lichts, dachte er darauf, die Gegenstände, die so sehr gefie-

len, auf irgend einen Abdruck nachzubilden. Bald arbeitete ein anderer, dessen Phantasie von den lieblichsten Bildern der Natur genährt war, das Schöne, das er empfunden, mit neuen Zügen zu bereichern und durch die künstliche Nachahmung der abgemessenen Worte sich und andern das Vergnügen zu erneuern, das er genossen hatte. Gefälliger schildere uns Geßner den Ursprung der schönen Künste.

So wie die Malerkunst aus den Beobachtungen über die schöne Natur gebohren ward, so kan sie auch in Betrachtung der wesentlichsten Theile keine vollkommenere Erziehung und Ausbildung erhalten, als auf dem Lande. Vornehmlich wird der Landschaftmaler seinem Genie die vortreflichste Nahrung geben, wenn er oft auf die schönsten Seiten der Natur merkt und ihr das Geheimnis ihrer Meisterstriche ablauscht, wodurch sie bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände alle Theile so harmonisch verbindet, jedem das Maas des Lichts und des Schattens und die Stellung giebt, wodurch unter den übrigen seine eigenthümliche Schönheit hervorglänzender erscheint. Alle grossen Landschaftmaler haben

diese Maxime verstanden; oft betrachteten sie die schöne Natur, und begeistert von den lieblichsten Bildern malten sie, und malten glücklich. „Hermann von Swanevelt,“ lebte einsam unter Sträuchen, und zog sich den Nahmen eines Einsiedlers zu. Womit er sich in seiner Einsamkeit unterhielt, beweisen seine Landschaften, und den Schmuck der Natur. Alles an ihnen, bis auf die geringsten Disteln und Kräuter, ist Wahrheit. Ihm grüneten die Wiesen, und von niedern schwankenden Aesten wußte er den breiten falben Abendschatten zu entlehnen, der oftmals den Mittelgrund seiner Gemälde erfüllt, und dem Auge zur Ruhe dient. — Der heitre Sachtleven suchte an dem Ufer des Rheinstroms die Berge nachzubilden, Berge, die mit den schönsten Thälern abwechseln. Er stieg unverdrossen auf die Höhen, und entdeckte manch freies Land, das sich mit seinen Dörfern um den Strom, der sich bald krümmet, bald theilt, zu der Zusammensetzung des Gemäldes von selbst anschickt. Die beladenen Nachen, ausgerolte Fässer, einige

* v. Hagedorn in den Betrachtungen über die Malerei.

zum Theil aufgerichtet, die dem müssigen Zuschauer zur Ruhelehne dienen, und das Gewühl des emsigen Schifvolks, alles dieses stelte ihm selbst die Staffierung vor Augen. Der schattigte Hügel, wo der Künstler die grünende Natur, und die wirksamen Menschen belauscht hatte, ward der Vorgrund seines Gemäldes. Allein die mässige Wirkung des Sonnenlichts, das an den Aesten bis zum verborgenen Laube schleicht, das durchsichtige Grüne gab diesem Vorgrunde das Anziehende.„

Wenn ich mir einige Gegenden in der Schweiz vorstelle, wo zwischen den Hütten und Dörfern der glücklichen Landleute und den so anmuthig zerstreuten Sommerhäusern sich ein fröhliches Gemisch von Weiden, von gewässerten Wiesen, von fruchtbar gemachten Aeckern, von almählig sich erhebenden Hügeln, von welchen überal Bäche herabgurgeln, von Waldungen und fernen dunkeln Gebirgetheatern nur hie und da mat vom Licht bestrahlt zeiget, und in den Ebenen hin und wieder der silberne Lauf der Aare; wenn ich neben diesen reitzenden Gegenständen unbekleidete herabhangende Felsenmauern, von welchen wilde Re-

genströme herabschäumen, und einige mit einsamen Tannen bedeckte Gipfel, wo oft noch öde Ueberbleibsel zerbrochener Schlösser, der Wohnungen vermoderter Helden, dem Vorüberreisenden eine stille Ehrfurcht einflößen, nachlässig hingeworfen erblicke; wenn ich hinter ihnen die vom ewigen Schnee schimmernden Spitzen der Alpen mit einer furchtbaren Majestät, die der ganzen Landschaft eine feierliche Ernsthaftigkeit mittheilt, sich über die Wolken hinaufthürmen und den prächtigen Gesichtskreis schliessen sehe: so fange ich an, die Malerei mit einer Art eines geheimen Neides noch mehr zu schätzen, und mir durch sie ein reicheres und dauerhafteres Vergnügen zu wünschen, als der flüchtige Anblick gewähret. Dann erwacht unter einer holden Schwärmerei des Herzens das Andenken an meinen Freund Aberli, der, gleich einem Brinkmann und Schütz gleichsam von den Gebirgen der Schweiz gebildet, uns die reitzenden Gegenden dieses Landes schildert.* Dann wünsche ich, daß

* Diese vortreflichen Blätter, wovon bisher 8 in Bern herausgekommen, sind in einer neuen

unter den Bewohnern anmuthiger Reviere auch der Liebhaber, der Gente und Fleis genug hat, die müssigen Stunden seines Landlebens mit landschaftlichen Schilderungen so glücklich beschäftigen mögte, als Geßner, so vortreflich der Maler der Idylle, als ihr Dichter. „Die Natur, wie ein feiner Kunstrichter sagt, begleitet während der Arbeit seine Gedanken, er mag dorische Gebäude durch eine Sommerlaube, die einen Brunnen überwölbet, spielen, oder den Fischer vor seiner Hütte anländen und durch Vorzeigung seines Fanges kindliche Freuden erwecken lassen; er mag den Fischer am Wasser unter Hütten stellen, und über die beleuchtete Brücke, und unter dem streifweiß beschatteten Thorweg über breitere Ruhestellen des Schattens das Auge auf das erhelte Gestade führen, oder durch verschiedene Stellungen der Heerde uns an das

Nunc etiam pecudes umbras & frigora captant,

erinnern; hier, vielleicht den Dichter selbst, mit seinem Buche am Wasser lauschen, dort

neuen schönen Manier, halb geätzt und illuminirt.

einer vortreflich erleuchteten Höhle den Schäfer dem Wiederschalle entgegenblasen lassen; sodann uns unter eine Klöppelbrücke locken, den Abgrund flüchtig zu errathen, hingegen uns nöthigen, über derselben dem Streifichte unter durch einander verwachsene Wipfel wohlgestalter Bäume zu folgen, und von deren kluger Begränzung des Gesichtskreises vergnügt zurückzukehren. „

Um noch einen Augenblick zur Poesie zurückzuschweiffen, was war natürlicher, als daß die ruhigen Besitzer einer Erde, die ihnen alles gab, was ihre Bedürfnisse erforderten und ihrem Geschmack angenehm seyn konte, daß sie bei ihren Heerden und bei dem stillen Leben auf dem Lande, zur Freude und Dankbarkeit von der Natur gerührt wurden und diese Empfindungen in einen Gesang ausgossen? Alles, was sie vor Augen hatten, belebte ihre Einbildungskraft; die Flüsse, die Hügel, die Wiesen, die Wälder, alles, das ihnen einen Ueberfluß des Vergnügens und des Nutzens zeigte, mischte sich in ihre Empfindungen, und da sie die reine schöne Natur besangen, so mußten ihre Bilder auch angemessen seyn und

die ganze ländliche Anmut haben. Die Reizungen der Natur sind auch so gar denen merkbar, die eben mit keinem feinen Gefühle geboren sind; wie mächtig mußten sie denn nicht auf diejenigen wirken, die ein weiches Herz und eine fruchtbare Phantasie besaßen? Und wie sehr mußten sie nicht ein dichterisches Genie (und diese Wirkung haben sie zu allen Zeiten gehabt) begeistern, das unschuldige Leben und die sanften Annehmlichkeiten zu schildern, die man auf dem Lande genos? Daher die Geburt der Poesie und vornehmlich des Schäfergedichts, unter den stillen Ergötzungen des Landlebens; daher die lachenden Bilder im Theokrit und in einigen andern Dichtern, die aus der Natur schönsten und nach ihrem feinsten Ideal zusammen sitzten. Alles trägt den Schmuck der unverstellten Schönheit; alles verkündigt die Ruhe, die Unschuld, die Einfalt und die süssen Annehmlichkeiten des Landlebens. Dis wird jeder Freund des Schönen empfinden, wer es noch nicht empfunden hat; unbeschreiblich veredelt sich der Genus des Landlebens, wenn man solche Gedichte oft auf dem Sommerhause lieset. Solte ich sie erst nennen?

Wenn die Umſtände überhaupt in die Beſchaffenheit der Erziehung ihren Einfluß haben, ſo wird auch der Ort zur erſten Auswickelung unſerer körperlichen und geiſtigen Kräfte auf verſchiedene Art etwas beitragen können. Die Vorzüge des Landes von dieſer Seite betreffen theils die Verſtärkung der Geſundheit, theils die ſittliche Bildung der Sele; die wichtigſten Stücke, die eine weiſe Erziehung fordert.

Je volkreicher die Städte sind, desto unreiner ist die Luft, die in ihnen herscht; und die Ausdünstungen unter den an einander gedrängten Wohnungen verursachen eine schwächere Gesundheit und erzeugen giftige Krankheiten. Die Mauern der Stadt schliessen ihre Einwohner in einen zu engen Bezirk zusammen, und man gewöhnt sich nach und nach so sehr an sein Gefängnis, daß man vergißt oder zu gemächlich wird, eine freie Bewegung des Körpers zu suchen, und dem Geblüt, das in einer beständigen Eingezogenheit sich zu verdicken und zu stocken anfängt, eine natürliche Verdünnung und Erfrischung zu verschaffen. Ein übel ausgedachter Wohlstand hat bei der Erziehung in der Stadt eine Zärtlichkeit und Weichlichkeit eingeführt, die oft mehr als eine weibische Schwäche hervorbringt; nicht einmal der Anlockungen zur Unmäßigkeit in starken Zusammenkünften zu gedenken.

Auf dem Lande hingegen haben wir keine vergifteten Ausdünstungen zu fürchten; wir leben unter den Einflüssen eines klaren Himmels, und die Luft hat in ihrer Reinigkeit eine merkbare Kraft, die Gesundheit zu stärken,

und Munterkeit und Leben in allen Gliedern auszubreiten. Das Land gibt uns mehr Freiheit und Anreitzung, dem Körper eine vortheilhafte Bewegung zu geben; die kleinen anmuthigen Geschäfte und Anordnungen im Garten und im Felde rufen uns bald hier, bald dort hin; die lächelnden Annehmlichkeiten des Jahres, die uns überal umgeben, haben so viele Lockung, ihnen beständig nachzugehen und manche Stunde unter ihnen fröhlich umherzuirren, daß es unmöglich ist, ihnen zu widerstehen; das Blut fliesset immer in einer frischen Wärme; wir suchen und finden auf allen Seiten Vergnügen, und das Vergnügen der Seie belebt auch den Körper. Man lebt die meiste Zeit auf dem Lande auf eine Art, die mehr der Natur gemäs ist; an den freundschaftlichen von keinen kritischen Blicken üppiger Mitbürger gesehenen Tafeln, pflegt mehr Einfalt und Mäßigkeit zu herschen, und der auf einem angenehmen Spatziergang gefundene Hunger, und Freiheit und Munterkeit machen die Speisen schmackhafter und nährender. Was für Vortheile für die Gesundheit kan nicht die zarte Kindheit und die erwachsende Jugend

auf dem Lande haben? Man komme einmal in die Hütten des Landmans. Welche frische Gesundheit sieht man hier bei den Kindern, welche blühende Röthe auf den Wangen, welche Stärke und Festigkeit in den Gliedern, die ein langes von allen Krankheiten freies Leben anzukündigen scheinen, und welche nervigte Kraft zur Arbeit in einem Alter, das man in der Stadt nicht genug mit zärtlichen Verpflegungen überhäufen kan! Die Jugend der Dörfer scheint die Natur der Vögel nachzuahmen, die, nachdem sie die ersten Nothwendigkeiten des Lebens empfangen, und die geringsten Bewegungen zur Ausflucht machen können, sogleich unter dem freien Himmel und im Felde umherschwärmen, und in kurzer Zeit von ihren Alten schwer zu unterscheiden sind.

Noch weit wichtigere Vortheile für die Erziehung hat das Landleben in der moralischen Ausbildung des Herzens. So bald sich die Sele aus ihrem ersten Schlummer erhebt, und anfängt, ihre Fähigkeiten auszuwickeln; so sammelt sie durch die Hülfe der Augen und übrigen Sinne Kentnisse, die in Empfindungen eingeschlossen sind, und die aus der dunkeln

Dämmerung nach und nach in einige Strahlen ausbrechen, welche sich zusammen zu einem Lichte vereinigen, das die ganze Zeit des Lebens erleuchtet. Es sind noch keine Ueberlegungen; es sind blos Empfindungen, die in der Seele entstehen, da sie allein von dem ersten Eindruck der Gegenstände beherscht wird. Was ist billiger, als einer jungen Seele bey ihren ersten Auswicklungen zu Hülfe zu kommen, und ihr lauter solche Gegenstände vorzustellen, die nichts als angenehme Empfindungen erzeugen, und alle die zu entfernen, die Traurigkeit oder Ungeduld hervorbringen? Die Folge davon würde seyn, daß dem Kinde die Fröhlichkeit und eine sanfte Freundlichkeit der Seele, diese für sein eigenes Glück und für die Welt so fruchtbare Eigenschaft, nach und nach zur Natur würde. Man urtheile, ob dieses Gesetz der Erziehung irgendwo glücklicher, als unter den Annehmlichkeiten des Landlebens erfüllet werden könne.

Je mehr sich die Vernunft zu entwickeln anfängt, und besonders, wenn der Gebrauch der Sprache zunimt, desto lebhafter äussert sich die Begierde der Seele zu erkennen, und

was vorher dunkle Empfindung war, beginnt in klare Begriffe sich zu enthüllen. Das Kind wird von allen Dingen gerührt, die sich ihm vorstellen; es wird über den Himmel, die Sonne, die Thiere, die Blumen, über den Gesang der Vögel, über den Duft der Rose zu den munterſten Bewegungen der Freude in den Augen und in jeder Miene erregt; es ſtrömt in unerſchöpfliche Fragen aus; es will von allem wiſſen, und wird oft unwillig, daß es die Sprache nicht zwingen, und die Worte nicht ſchnel genug forttagen kan. Woher komt dieſe unerſättliche Neugierde, welche die Sele des Kindes treibt? Sie iſt von der Natur, die man niemals verlaſſen ſol, und unſtreitig beſtimt, die Sele zu regieren, daß ſie die wichtigen und edlen Kentniſſe in der Welt ſamle, die ihrer Würde gemäs ſind und einſt ihre Glückſeligkeit befördern ſollen. Wir treten bei unſrer Geburt auf eine Schaubühne, wo es noch für uns dunkel iſt; oder wir werden gleichſam wie mitten in der Nacht in ein koſtbares Zimmer geführt, das von keinem Lichte erhellet iſt, wo wir in der Finſternis ſchlafen. Beim Anbruch der Dämmerung fangen wir an,

an, etwas von dem zu erkennen, was um uns ist; immer mehr wird unsre Neugierde erregt; wir sind unruhig zu sehen, und können kaum vor Ungeduld den Aufgang der Sonne erwarten. Sie erscheint, wirft ihre Strahlen in das Zimmer, und die ganze Pracht ist erhelt. Wir werden ganz Aufmerksamkeit; wir starren alles mit entzückten Augen, und einer unersättlichen Begierde an. Aber welche geheime Bekümmernis mischt sich mitten in das Anschauen so schöner Gegenstände? Wir sehen sie vor uns, aber wir kennen sie nicht, nicht ihre Namen, nicht ihren Nutzen; alles, was uns rühret, ist nur die äussere Schönheit. Unser Wunsch wird erfüllt; es trit eine Person herein. Mit tausend Fragen eilen wir ihr entgegen, und, ehe uns noch die erste beantwortet ist, tragen wir schon die zehnte vor. Nach und nach erhalten wir von allem eine Kentnis; Licht und Vergnügen breitet sich in unserm Geiste aus. Noch nehmen wir nur einen entfernten Antheil; wir halten alles für Schätze, auf welche wir keinen Anspruch haben. Aber man sagt uns, daß sie uns zugehören, daß wir darum hereingekommen sind, um sie in

Besitz zu nehmen, und zu gebrauchen. Unbeschreibliche Freude bemächtigt sich unsers Herzens; und bei dem Gefühl unsers Glücks fragen wir nach unserm Wohlthäter, um ihm danken zu können. — In einem solchen Zustande befindet sich ungefähr ein Kind. Was ist billiger, als daß es die Wohnung, worin es sich befindet, und die Gegenstände kennen lerne, die zu seinem Nutzen da sind? Und die, welche schon die Dinge des Lebens kennen, haben die Pflicht, den neuen Ankömling in der Welt das einsehen zu lehren, zu dessen Besitz er angelanget ist, und in dessen rechten Gebrauch er ein glückliches Leben gründen sol. Die Natur zeigt uns hier den Weg; ihr sollen wir folgen. Nichts ist ungerechter, als diese edle Neubegierde der jungen Sele zu unterdrücken, oder, anstat ihr die würdigsten und heilsamsten Kenntnisse einzuflößen, sie unter den Händen elender Wärterinnen auf unfruchtbare oder schädliche Gegenstände richten zu lassen. Dadurch wird die Absicht der wohlthätigen Natur zerstört, und die Erde mit so vielen unglücklichen Geschöpfen besetzt. Da aber dieser Trieb der Sele so lebhaft ist, daß er immer wieder

emporsteigt, so ist es sichtbar, daß die Natur ernstlich bey ihrer heilsamen Eingebung bleibt; und was kan leichter seyn, als ihn zu unterhalten, ihm die rechte Richtung zu geben, ihn aus den täglichen Auftritten der Welt zu stärken?

Nun versetze man ein Kind aufs Land. In welches unermeßliche Feld von Gegenständen, die es in der Stadt nicht erblickte, komt es hier! Alles ist ihm neu; alles reizt seine Aufmerksamkeit. Zeiget dem kleinen Fremdling den prächtigen Aufgang der Sonne; führt ihn in die Gefilde vol Getraide, in Wiesen, zu den Flüssen, zu den Heerden; laßt ihn alles nach seinen Willkühr anschauen, und untersuchen. Seine von tausend schönen Gegenständen eroberte Sele wird in unaufhörliche Fragen ausstießen. Beantwortet sie kurz, und laßt seinem Geist etwas übrig, selbst zu denken. Bemächtigt euch der Augenblicke, wo ihr sein Herz vol Freude und Bewunderung bemerkt, seine Empfindungen mit kurzen, muntern und lehrreichen Erzählungen zu stärken. Stelt ihm alles, was vor euch ist, von der angenehmen Seite vor, und hütet euch, sein Vergnügen

durch finstern Ernst, durch traurige Bilder zu unterbrechen. Mischt in eure Gespräche edle Grundsätze, aber mit leichtem und gefühlvollem Ausdruck, und gebt Acht, was er dazu sagt. Seht ihr, daß seine Neubegierde unter einer so zerstreuten Menge zu einem andern Vorwurf übergehen wil, so sucht sie nicht aufzuhalten. Wiederholt diesen natürlichen Unterricht, so oft ihr könt, das ist, so oft der kleine Zuschauer der Welt dazu Lust äussert, oder auf eine ungezwungene Art sich anlocken läßt.

Sehr viele Gelegenheiten gibt es, einem kleinen Ankömling auf der Erde in den verschiedenen Scenen des Landes einen leichten Unterricht von seinen vornehmsten Bestimmungen zu geben. Es gehört von unsrer Seite nichts mehr dazu, als eine aufmerksame Sorge und eine fruchtbare Beurtheilungskraft, um einem Kinde aus dem, was es auf dem Lande sieht und hört, eine Nahrung von tugendhaften Lehren mitzutheilen. Bald wird man ihm von den Wissenschaften der Welt, von der Nothwendigkeit, von der Einrichtung und Ordnung der menschlichen Geschäfte die nützlichsten Begriffe beibringen können. Man wird

ihm vor Augen legen, wie viel es koste, die Erde zu bearbeiten, daß sie uns unsre Nahrung gebe, wie unbillig es sei, das, was mit so vieler Mühe erworben wird, in Verschwendung und Wollust zu zerstören, wie vielen Schweiß der Landmann vergieße, den müssigen Jüngling in der Stadt zu ernähren und zu kleiden. Man wird es zur Hochachtung gegen den niedrigsten Stand bewegen, und ihm den Edelmuth einflößen, in der Ausübung der Pflichten die unzerstörbare Zufriedenheit zu suchen, die in den bemoosten Hütten allein ihren Sitz zu haben scheint. Man wird ihm unter den frohen Landleuten, die mitten in der Niedrigkeit und Armuth einen Ueberfluß von Ruhe und Freude besitzen und keinen Thron beneiden, die wichtige, aber so sehr vergessene Wahrheit zeigen, daß der Mensch die Vorzüge der Geburt, die Reichthümer, die Ehrenstellen, die so blind bewundert und so hitzig gesucht werden, ohne Nachtheil seiner wahren Glückseligkeit entbehren kan, und daß ein in guten Handlungen erworbenes Gewissen allein das sei, was das Leben angenehm, und bei allen Vorfällen vergnügt macht. Bald

wird man ihm aus den Einrichtungen der Natur die Eigenschaften ihres Urhebers, seine Absichten und Gesinnungen gegen die Menschen, und die Billigkeit unsrer Dankbarkeit und Liebe gegen ihn auf eine rührende Art erklären. Weitläuftig genug ist der Unterricht des Landes, und fruchtbar, das Herz zu erweichen; er beschwert das Gedächtnis nicht mit trocknen und unverständlichen Schulsätzen; er gibt aus dem, was die Sinne rühret, eine natürliche, leichte und lebhafte moralische Erklärung, und indem er sich mit den Empfindungen beschäftigt, so richtet er sie so, daß der Verstand von ihnen ein heitres Licht empfängt. Nichts ist dauerhafter, als die ersten Eindrücke, die unsre Sele erhält; weil sie wegen ihrer Neuheit am lebhaftesten rühren, geschwind aufgefaßt, und tief eingeprägt werden, so stellen sie sich immer wieder dar, und breiten sich über das ganze Leben aus. Welche reiche Wirkungen können daher nicht die guten Grundsätze und Empfindungen haben, die ein Kind auf dem Lande einsammelt? Folgte man diesem leichten Wege, den die Natur öfnet; so würden gewis viele edle Seelen auf dem Lande

erzogen, und die Stadt mit so vielen bessern Einwohnern bereichert werden. Und wie schäzbar müßte uns nicht bei diesen Vortheilen das Landleben seyn?

Der Mensch wird durch eine geheime Gewalt zur Nachahmung gezogen; was er merkt, das andre sind, das wil er auch seyn; und er ist meistentheils so eifersüchtig, daß er das sucht, was an andern gefält. Niemals aber ist dieser Trieb feuriger, niemals in seinen Wirkungen ausgebreiteter, als in der Jugend. Dann erregt alles die Einbildungskraft; selbst ein Blick, eine Mine reizt zur Nachahmung; und die Lebhaftigkeit dieser Neigung ist zu gros, als daß sie sich unterdrücken liesse. Was sol man thun? Dieser Stimme der Natur folgen, und einem Kinde solche Beispiele zur Nachahmung vorstellen, die es zur Wahrheit und Tugend führen.

Aber wo sind diese Beispiele häufiger, wo hat man weniger Abhaltung, ihnen zu folgen? Hier ist es blos Gerechtigkeit, dem Lande das Wort zu reden. Je grösser ein Zusammenfluß von Menschen ist, desto zahlreicher sind die Beispiele schädlicher Grundsätze, unedler Nei-

gungen und ihnen ähnlicher Handlungen. * In ſtarken zuſammengepreßten Geſellſchaften greift auch das Laſter mehr um ſich; ſteckt von Sele zu Sele an, und verbreitet eine deſto gröſſere Unordnung, je mehr es ſeine Diener findet, die ihm Beifal und Unterſtützung verſchaffen. Dabei nimt es tauſend betrügeriſche Geſtalten an; und die Tugend verliehrt ihre Namen, ſo wie ihre Rechte. Die Verläumdung heißt Witz, die Frechheit galante Lebensart, die Nachſtellung Vertraulichkeit,

* Vt non omnem frugem atque arborem in omni agro reperire poſſis; ſic non omne facinus in omni vita naſcitur. In vrbe luxuries creatur; ex luxurie exiſtat avaritia neceſſe eſt; ex avaritia erumpat audacia; inde omnia ſcelera ac maleficia gignuntur. Vita autem ruſtica, quam tu agreſtem vocas, parſimoniae, diligentiae, juſtitiae magiſtra eſt. In ruſticis moribus, in victu arido, in hac torrida incultaque vita iſtiusmodi maleficia gigni non ſolent.

CICERO *pro Roſ.*

der Geiz Sparsamkeit, die Rache Gerechtigkeit; überal hat das Laster seine Schminke, um wie eine schöngefärbte Buhlerin die Unschuld zu bestricken. Und brüten nicht oft die äussern Umstände das Laster aus? Erzeugen nicht die Gegenstände, die auf die Sinne stossen, die Begierden? Weckt nicht der steigende Gewin den Geiz, der Ueberflus die Wollust, die Verschwendung, die Eitelkeit? Das Glück des Handels, die Werkstätte der Künste, welche Nahrung geben sie nicht den Leidenschaften; und welches Verderbnis dem städtischen Leben! Die Erfahrung gibt den Beweis zu diesen Anmerkungen. Nun gebe man einem Kinde, das bei seinem feurigen Triebe zur Nachahmung nicht weiß, was es nachahmen sol, seine Erziehung in der Stadt; welche Beispiele wird es hier sehen, welche Abdrücke unedler Neigungen, oder welche verwirrende Vermischung des Guten und Bösen, wie wenn an einem Herbstmorgen Strahlen und Nebel unter einander streiten! Was sol es annehmen, was vermeiden? Die Tugend, sagt man, mus es nachahmen. Gut! man zeige sie ihm an andern; man erkläre sie ihm aus dem Ge-

spräche, aus der Handlung. Aber eben das, was ihm als das Gute, als die schöne Tugend beschrieben wird, hört es von andern eine Schwachheit des Verstandes nennen; eben das, was es jetzt so reitzend findet, hört es bald verspottet werden; gegen ein Beispiel der Tugend sieht es zehn, die das Laster gibt; die verschiedene Sprache, das verschiedene Verhalten, die veränderliche Gestalt von dem, was bald gut, bald böse heißt, verwirren es; es fängt an zu wanken. An wem sol sich das schwache Rohr halten, das bald auf diese, bald auf die andere Seite hingebeugt wird? Wem sol es glauben? Wem folgen? Es meint zuletzt überal Betrug oder Widerspruch zu finden. Auch bei aller Sorgfalt, womit man es bewacht, sieht oder hört es etwas, das gleich einen brennenden Funken in das leicht zu entzündende Herz wirft; es faßt ihn auf, und nährt ihn heimlich; die Furcht hält einige Zeit den Ausbruch der Flamme zurück; jene vermindert sich, und diese bricht hervor. Das Ansehen des Beispiels scheint eine Entschuldigung zu geben. Die Lehren der Weisheit werden von der Sinlichkeit verdunkelt; und bald fängt es

an, das Scheinvergnügen bei dem Bösen, wo nicht für einen Beweis seiner Rechtmäßigkeit, doch für einen Antrieb anzunehmen, es zu wiederholen. Die Freiheit des Umganges mit denen, die von seinem Alter und schon von bösen Gewohnheiten angesteckt sind, wird ihm eine neue Gefahr drohen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Kind unter den Beispielen die nachahmt, die es am meisten bemerkt, und die seiner Sinlichkeit schmeicheln, oder daß es wenigstens die Tugend und das Laster auf eine unglückliche Art vereinigt.

Führt aber den jungen Fremdling in seiner Kindheit aufs Land, oder macht, daß er sich da eine gute Zeit des Jahres aufhalte, um seinem Herzen eine frühe Bildung zur Tugend zu geben, und laßt ihn erst dann in die grössere Welt treten, wenn er Stärke genug hat, die Pfeile verwundender Beispiele abzuhalten. Welchen verführenden Bildern des Lasters wird er auf dem Lande nicht entzogen seyn? Denn welche ansteckende Begierden können wohl in der Brust dessen erwachen, der auf dem Lande wohnt, oder der in der Bearbeitung seines Feldes sein Geschäfte und seine Freude findet,

der nichts vor Augen hat, das ihm eine unruhige Leidenschaft erregen könte, und dem das Leben zwischen Arbeit und Ruhe und unschuldigen Ergötzungen in einer ungestörten Einförmigkeit vorüberwallet?

O! Land, der Tugend Sitz, wo zwischen Trift und Auen
Uns weder Stolz noch Neid der Sonne Licht verbauen,
Und Freude Raum erblickt; wo Ehrgeiz und Betrug
Sich nicht dem Strohdach naht, noch Gift dem irdnen Krug,
Wo Anmuth Witz gebiert, und Witz ein sichres Scherzen,
Weil niemand sinreich wird, um seinen Freund zu schwärzen;
Wo man nie wissentlich Verheissungen vergißt,
Und Redlichkeit ein Ruhm, und Treu ein Erbgut ist,
Wie in Arkadien. *

Hier herscht in den Hütten die Einfalt und Aufrichtigkeit, die sich nicht in verwirrende

* v. Hagedorn.

Gestalten kleidet; die Mäßigkeit, die Arbeitsamkeit, die Dienstfertigkeit, die Gerechtigkeit wandeln sichtbar umher; die Frömmigkeit besucht nicht nur den ehrwürdigen Tempel, sie erscheint auch unter der Arbeit, und in der ländlichen Wohnung, wenn die Morgenröthe aufglimt und die Abendröthe erblaßt, und macht das Leben an guten Werken fruchtbar, und die Sele am Frieden reich. Die Tugend ist hier deutlich und natürlich; die Sitten, die genauer beobachtet werden, haben weit mehr Reinigkeit; und wenn auch eine seltene Handlung des Lasters ausbricht, so empfängt sie, was sie verdient, ihre Verachtung. Hier wird also die Jugend in einer lehrreichen Gesellschaft nur tugendhafte Gespräche hören, nur würdige Handlungen sehen; ihre Sinne werden nur von dem gerühret werden, was die Einsichten aufklären, und dem Herzen edle Empfindungen einflößen kan; und die Gewalt der guten Beyspiele wird stärker wirken, da ihnen nur selten andere entgegen stehen. Frühzeitig an die süssen Reitzungen der Tugend gewöhnt wird sie sich gegen die künftigen Versuchungen mit einer Stärke wafnen, die, wenn sie auch

vielleicht nicht des Glücks eines beständigen Sieges versichert seyn solte, doch hinreichen wird, die ersten Anfälle auszuhalten und einen edlen Widerstand zu thun.

Besonders, ihr Lehrer junger Fürsten, erwerbt euch den Ruhm, den Thomas am Dauphin preiset; vergeßt nicht, sie zuweilen aus dem Getümmel des Hofes aufs Land zu führen, und ihnen den Stand im rechten Lichte zu zeigen, der die nährt und schützt, von welchen er undankbar verachtet wird. Benehmt ihnen die unmenschliche Einbildung, als wenn sie von einem andern Stoffe wären, als der Landmann; führt sie zu liebreichen Unterredungen mit ihm an; erzählt ihnen seine unaufhörlichen Beschwerlichkeiten; laßt sie selbst die Arbeit sehen, wodurch er der Erde unsre Nahrung abzwingt; und entwickelt ihnen die grossen Einflüsse dieser Geschäfte in den Staat. Ueberzeugt sie, wie grausam es sei, wenn der Fürst den Schweiß der Landleute in Ueppigkeit und Wollust verschwendet, sie durch schwere Erpressungen erschöpft, und den letzten Rest ihres so sauer erworbenen Eigenthums vor ihren Augen mit frohlockendem Gepränge verpraßt;

wenn der Soldat den durch Raub und Gewaltthätigkeiten drückt, der, von keinen Waffen bedeckt, durch Mühe, Verachtung, und Mangel genug gedrückt ist; und wenn der vor den Gerichtsstühlen keinen Schutz findet, der zu arm ist, ihn zu erkaufen, und zu gerecht, ihn sich selbst zu verschaffen. Laßt sie in die strohernen Hütten des Landmans treten, seine schlechte Kost, seine dürftige Kleidung, sein hartes Lager sehen, und rührt ihre Herzen zum Mitleiden gegen ein Volk, dem für alle seine Mühseligkeiten so wenig übrig bleibt; leitet sie dabei auf die Erkentnis der Pflichten, die sie den Menschen, und die sie der Vorsehung schuldig sind. Auch versäumt nicht, sie von der Wissenschaft des Landbaues, von seiner Beziehung auf den Staat, und von den Beförderungsmitteln des Fleisses auf dem Lande zu unterrichten. Nicht am unruhigen Hofe, nicht unter dem Haufen der Schmeichler, auf dem Lande sieht man, wie der Staat beschaffen sei, was für Stärke oder Schwäche er habe, und wie seinen Mängeln zu helfen sei. Und wie unentbehrlich ist es nicht, daß Fürsten mit eigenen Augen sehen? —

Man befürchte nicht, daß, weil ich die erste Erziehung auf dem Lande weitläuftig genug anpreise, die Artigkeit der Sitten, der man in der Stadt ihre vornehmste Wohnung zu geben pflegt, bei diesem Vorschlag leiden werde. Wäre auch dieses, so würde doch der kleine Verlust gegen den erheblichen Gewin nichts bedeuten. Sol man denn noch sagen, daß es nicht von den Mauern der Stadt, sondern von der Gesellschaft abhängt, sich eine feine und gefällige Lebensart anzugewöhnen? Unbillig ist das Vorurtheil, daß man bei dem Aufenthalt auf dem Lande eine scheue und einsiedlerische Gemüthsart, eine rauhe Aufführung annehmen müsse. Es mag zufälliger Weise geschehen; dis ist ein Fehler, nicht des Landlebens, sondern der Person, den Umständen ihrer Erziehung und ihres Umganges anzurechnen. Wie könte man doch bei dem täglichen Anschauen der schönen Natur, unter dem Genus so vieler reinen Vergnügungen, ein unfreundliches Wesen und eine mürrische Rauhigkeit annehmen? Gewis das Gegentheil. Die Heiterkeit des Geistes, die durch so viele angenehme Gegenstände unterhalten wird, gießt

gießt sich in unser ganzes äußerliches Wesen aus; die Frohlichkeit erzeugt die Geselligkeit; und der natürliche ungezwungene Umgang auf dem Lande bringt eine Art von unschuldiger Freiheit und gefälliger Aufrichtigkeit hervor, die ihre gepriesenen Reitzungen hat. Wer dieses noch nicht weiß, der sehe Lalagen; die artigste der Schönen, die jemals auf dem Lande gebildet wurden, in unsrer Nachbarschaft; noch immer schwebt mir in ihrem Bilde das Bild der Grazien vor Augen. In ihrer Bildung, in ihrem Anputz, in ihren Beschäftigungen, in ihrer Lebensart, überal die lieblichste Natur und der feinste Geschmack; liebreitzender, wie eine Schäfermuse in Arcadien, die zwischen Rosenhecken wohnt, die Brust nur mit Veilchen schmückt, in frischgeflochtenen Lauben unter dem Liede der Nachtigal und beim heitern Schimmer des Mondes schläft, und wenn sie erwacht, ihr lächelndes Gesicht aus dem Bache schminkt, den die Morgenröthe vergüldet. Sechszehn Frühlinge hat sie unter ihren geliebten Blumen auf dem Lande geblühet; und jeder Frühling hauchte ihr eine sanftere Schönheit zu. Ihr schlanker Leib be-

wegt sich mit Zärtlichkeit und hohem Anstand; man solle an ihrem Gang die Liebesgöttin erkennen; ein schönes Gewand, durchwirkt von ihrer Hand, umschwebt die zarten Glieder und seine Bänder sind das Spiel der muthwilligen Weste; anmuthig geringelt wallen die dunkeln Locken, nur von einer Rosenknospe und einer Anemone geschmückt, um den weichen Hals; Heiterkeit und einnehmendes Lächeln umglänzen die ofne Stirne; Vergnügen lacht aus dem hellen Feuer der schwarzen Augen, und eine sanftgemilderte Röthe, die auf den Wangen blühet, verliehrt sich lieblich in die zarte Weisse des Gesichts; holde Süssigkeit athmet von den Lippen, und die wallende Brust, vom verrätherischen Schleier bedeckt, antwortet jedem Seufzer des gefühlvollen Herzens. Mit einem reitzenden Gemisch von jungfräulicher Bescheidenheit und unschuldiger Offenherzigkeit empfängt sie den sie besuchenden Jüngling; gleich frei von französischer Frechheit und von altdeutscher Zurückhaltung; er komt, bei ihr eine angenehme Unterhaltung zu suchen, und immer findet er, was er sucht; mit gefälligen Fragen geht sie ihm entgegen,

und nun entwickelt sich gleich nach den ersten Komplimenten das anmuthige Gespräch, immer mit gleicher Feinheit des Witzes, der durch Umgang und Schriften genährt ward, mit gleicher liebenswürdiger Freiheit, mit gleicher leichter Ordnung, mit gleicher Mannigfaltigkeit, mit gleichem einnehmenden Anstand fortgesetzt, immer lebhaft und auf eine würdige Art unterhaltend; und je weniger die schöne Gesellschafterin gefallen will, desto mehr gefällt sie; Munterkeit und Geist und Unschuld und Liebreiz vereinigen sich, über ihren Umgang eine Anmuth auszugiessen, die selten erscheint, und noch seltner empfunden wird. Ihr wißt es, Freunde an den Alpen; Boucher hätte sie zu einer seiner Grazien, und Thomson zu seiner Musidora gewählt.

Die lodernde Sonne neigte sich nach einem schwülen Tage. Auf den nahen Fluren zerstreute sich ihr sanfter Purpur, und die Gipfel aller Hügel umher glüheten, bis dahin, wo die Landschaft in rauhe Felsengebirge verwildert, und die Wälder in ihren Schatten verschleiert liegen. Noch einmal schimmerte das verschwindende Licht hinter den Bergen hervor; eine liebliche Röthe zitterte am Himmel, und almählich verlohr sich die bläuliche

Ferne in den ſanften Duft, den der Abend verbreitete. Kein kühlender Wind bewegte die noch heiſſe ſtille Luft; und der reiche Aushauch der gemäheten Wieſen war die einzige Erquickung meines einſamen Spatzierganges. Indem ich an dem Ufer des benachbarten Fluſſes umherwandelte, und mich an der reiſſenden Schnelligkeit ſeines Laufes und an ſeinem Geräuſch ergötzte; bemerkte ich einen lauten Schwarm verſchiedener Arten von Inſekten, die theils auf der Erde krochen, theils im Gebüſche flogen, theils um mich her ſumſeten. Vielleicht waren ſie erſt in dieſem Sommer erzeugt und nun ausgezogen, um einen Freund der Landergötzungen aufzuſuchen, der ſich an ihnen vergnügen möchte. Immer mehr ward ich von dieſen kleinen Geſchöpfen gewahr; je weiter ich ging, je aufmerkſamer ich auf ſie ward; in ganze Völkerſchaften hatten ſie ſich verſamlet, und ſchienen wegen der genoſſenen Wärme des Tages ein gemeinſchaftliches Feſt unter einander zu feiern. Der Weg, das Gras, die Gebüſche waren von ihnen vol; Mücken, Fliegen, Schmetterlinge ſumſeten um mich her, und zu ihnen geſellete ſich ein fröhli-

cher Schwarm von Bienen, die aus der Wiese ihren Honig gesammelt hatten. Diese meine zahlreiche Gesellschaft, die mich begleitete, hatte zwar einige Ungemächlichkeiten; allein sie vergütete sie wieder durch die Gelegenheit zu angenehmen Betrachtungen, unter welchen ich die öde Entfernung von Menschen vergaß. Einige dieser kleinen Gesellschafter erhaschte ich, betrachtete sie, und schenkte ihnen wieder die Freiheit; andere forderten meine Aufmerksamkeit durch ein leises Gekützel auf der Hand, so zart, daß sie kaum wahrzunehmen waren; und noch andere lagerten sich auf dem Kleide vor den Augen hin, und schienen zu sagen: Bemerke uns, auch wir sind der Bemerkung des Menschen nicht unwürdig. Ihre Mannigfaltigkeit, die verschiedene Einrichtung ihrer Körper, und die Fröhlichkeit, womit sie vermischt unter einander umhergaukelten, erfüllte mich mit einem geheimen Vergnügen, und aufrichtig nahm ich an ihrer Freude Antheil. Sonderbar sind freilich manche Menschen, die an ihren Nebengeschöpfen keine Belustigung finden, oder sie gar verachten. Solten auch einige dieser kleinen Geschöpfe etwas beschwer-

liches für uns haben, oder, um sich zu erhalten, die Blätter und Früchte unsrer Bäume, die Gewächse unsrer Gärten besuchen; so wäre es doch eine zu unfreundliche und eigennützige Gesinnung, sie darum zu hassen. Wie bewandernswürdig ist nicht der Körper eines Thieres gebildet, wie geschickt zu seinen willkührlichen Bewegungen eingerichtet, wie schön oft mit Farben geschmückt! Wie viele Gelenke, Nerven, Zusammenfügungen, wie viele Regelmässigkeit und Feinheit! Was für ein zartes Gewebe ist nicht oft ein thierischer Körper, der dem unbewafneten Auge kaum bemerkbar ist; wie kunstmässig eingerichtet, seine Nahrung zu fassen! Vortreflich müssen diese Einsichten, die schon das Zeugnis des Auges verschaft, durch die Werkzeuge der Naturforschung, durch das Studium der Geschichte der Thiere, ihrer Arten, ihrer verschiedenen Einrichtungen, ihrer Erhaltungsmittel, ihres besondern Naturels und ihres Nutzens erhöhet werden; welche neue Quelle von belustigenden Unterhaltungen! Dann sieht der aufmerksame Naturbetrachter auch in diesem Theil eine unendliche Weisheit; dann empfindet er die Unbilligkeit, diese Geschöpfe

zu verachten, die nicht weniger, als der Mensch, von dem erhabensten Wesen ihren Ursprung haben, das sie für würdig gehalten, sie in die Reihe seiner übrigen prächtigen Werke zu stellen, sie zu nützlichen Absichten, wozu sie ihrer Natur nach fähig sind, bestimt hat, und sie mit einer unermüdeten Wachsamkeit versorgt.

Gönt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art; ihr Schöpfer liebt sie alle.
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück;
Ihr Schicksal ist bestimt, so gut, als Roms Geschick,
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herscht in Gegenden der Wonne. * .

Nicht allein befördern die Thiere den Nutzen und das Vergnügen der Menschen; sondern auch sie selbst sind nicht unempfindlich: sie freuen sich über das Gefühl ihres Daseyns, sie neh-

men an den Erquickungen des Jahres Theil, und ſcheinen ſich zu uns zu geſellen, um in unſrer Geſellſchaft die algemeinen Wohlthaten des Schöpfers zu genießen. Und wir ſolten uns darüber ärgern, wenn ſie ſich auf den Blättern und Kräutern unſrer Gärten freuen, und von dem, was die Natur in unſerm Eigenthum nicht für uns allein wachſen ließ, ihre kleinen Bedürfniſſe befriedigen? Wir ſolten ihnen, wenn ſie in fröhlichen Geſellſchaften und unter dem Schutz einer Art von Gaſtrecht zu uns kommen, unbarmherzig verſagen, was ihnen ihr Schöpfer gönt, dieſen flüchtigen Fremdlingen grauſam ihr Leben rauben, ein Leben, das ohnedies oft nur der Dauer eines Sommers gleicht? Man müßte bei ſolchen Geſinnungen nicht wiſſen, was zärtliche Guthätigkeit iſt, nicht wiſſen, was für eine Nachahmung die Natur bei ihrer algemeinen Vorſorge von dem Menſchen fordert. Mit allem Beifal erinnere ich mich eines gutgeſinten Landmans, der darum ſeinen Knaben beſtrafte, daß er einen Sperling, der ſich fröhlich umherhüpfend im Kirſchbaum geſättigt, von ſeiner Speiſe herabgeſchoſſen; und der es ihm ein an-

dermal hart verwieß, daß er die jammernde Nachtigal ihrer unbefiederten Kleinen beraubt hatte. Ja seid gutherzig auch gegen die Thiere, ihr Landleute; der Himmel segnet den Gutherzigen; keine Creatur erhebe mehr ein stummes Seufzen über menschliche Unbarmherzigkeit; kein Wehklagen unterbreche mehr die algemeine frohe Harmonie der Schöpfung. —

Wie vol ist die ganze Erde, die Luft, das Wasser von Geschöpfen! Wie reich ist selbst jedes Blätchen von kleinen Bewohnern! Wenn ich mich mitten unter die unzählbaren Schaaren so vieler Geschöpfe stelle, die Gefühl und Leben haben, wenn ich, als Mensch, mich als den betrachte, für welchen sie zum Theil von einem unendlichen Geist erschaffen wurden, wenn ich hinzudenke, wie weit ich sie alle übertreffe; so wallet mein ganzes Herz in einer erhabenen Empfindung empor, ich fühle die Vorzüge meines Wesens vol Dankbarkeit gegen den, der sie mir mit einer liebreichen Freigebigkeit ertheilte, und werde vol lebhafter Begierde, mich ihr nach meiner hohen Bestimmung würdig zu verhalten. Noch mehr hebe ich diese Betrachtung, wenn ich in Ge-

danken alle Thiere von allen Fluren, aus allen Wäldern, aus allen Meeren an einem Ort verſamle, wenn ich bedenke, daß ein jedes von ihnen die Art und das Maas ſeiner Nahrung empfängt, die ſeine Natur erfordert, und immer zu der Zeit, da es derſelben bedarf. Welche unbegränzte Wohlthätigkeit des Unendlichen, der alles auf einmal überſchaut, und ſobald er die Bedürfniſſe ſeiner Geſchöpfe erkent, in dem Augenblick ſeine Hand aufthut und ſie mit Freude und Wohlgefallen ſättiget! Wie ungerecht wäre der Menſch, der ihm nicht vertraute; wie fühllos, der dieſe göttliche Wohlthätigkeit nicht nachahmte, ſo weit er auf der Erde wirken kan!

Die Gewitter, die im Sommer auf dem Lande gehöret werden, vereinigen so viel von der furchtbaren Grösse der Natur in sich, daß man sie nicht anders als mit einer Art von erhabener Bewunderung betrachten kan. Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag, die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und

Blätter mit einem bangen Getöse umher, die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort, die scheuen Thiere fliehen den Felshöhlen zu, mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume, der Landmann kriecht nach seiner Hütte, Felder und Gärten werden verlassen, das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher; und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreissen; ein erschreckliches Krachen füllet den weiten Luftraum, die Erde bebt, und alle Echo in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlag des Donners fahren die flammenden Blitze, Strahl auf Strahl, aus, durchkreuzen die schwefelichten Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab, und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Him-

meln lösen sich von ihrer Last, und stürzen ganze Fluten herab, und indem die Wolken unter dem Kampf der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, so tobet das wilde Gewässer auf den dürren Erdboden herunter. *

Diese Empfindungen gehören unstreitig unter die erhabensten, die die Natur für das Auge und für das Gehör hat; und dieses prächtige Schauspiel ist immer einer der würdigsten Gegenstände für die nachahmende Poesie und für die Malerkunst gewesen. Unterdessen ist ein großer Theil der Menschen nicht fähig, die majestätische Scene eines Donnerwetters zu

* Ipse Pater, media nimborum in nocte, coruſca
Fulmina molitur dextra; quo maxima metu
Terra tremit; fugere ferae, et mortalia corda
Per gentes humilis ſtravit pavor —
Nunc nemora ingenti vento, nunc littora plangunt.

Virg.

empfinden; denn nur selten trift die Natur für ihre Erscheinungen Sinne an, die mit ihnen harmoniren. Die reichen Bewohner des Landes, die für ihre Saaten und Heerden fürchten, fangen bey der Ankunft des Gewitters an zu zittern, und der Arme zittert mit. So wie der Himmel, wölkt sich ihre Stirne; so wie die Luft, werden sie erschüttert. In wie mannigfaltigen Gestalten zeigt sich nicht der Mensch! Die alte Ursula, in ihr Kabinet verschlossen, schreiet und singt in einer sinlosen Andacht, die mit dem Donner komt, mit ihm sich vermehrt, mit ihm abnimt, mit ihm verschwindet. Die Angst verwirt ihren Verstand und beflügelt ihre Zunge; die Stimme des Donners schalt in ihre verirten Töne und kan sie nicht übertäuben; fest hält sie das sonst verhaßte Gesangbuch, denn nun ist es Zeit, daß es Wunder thue, daß es den Lauf des Gewitters ändere; sie ist zu Ende, aber sie wiederholt, sie keicht, sie kan den Athem nicht mehr finden. Aber wozu mehr Mühe? Die Magd, die auf der Wache gestanden, bringt ja schon Nachricht, daß der Himmel sich wieder aufklärt; weg also mit den Waffen, der Feind ist

nicht mehr da. Auch kniet die wollüstige Anantis vor den schwarzen Wolken; sie zittert, sie bekent, sie seufzet, sie verspricht, sie stehet wieder auf, vergißt, daß es gedonnert, und was sie angelobt hat. Doch wozu der Ausfal auf diese Thorheiten, die einmal ihr Privilegium haben?

Mit einem ehrerbietigen Geist sich an den Urheber der Natur und an seine Gröſſe in ihren Veränderungen erinnern, sich einen würdigen Begrif von seiner Macht bilden oder ihn erneuern, seines Schutzes gewis sich ihm mit Vertrauen unterwerfen, und den Entschlus, ihm immer zu gefallen, verstärken; dies ist die Andacht der Weisheit beim Donnerwetter. — Mit Vergnügen sehe ich die Bewohner der Dörfer, die von der Erschütterung der Luft an keine Verbrechen erinnert werden, unter dem Schal der Donner vor ihre Hütte treten, mit ruhiger Stirne an den geschwärzten Himmel, wo die Blitze fliegen, hinblicken, und von dem, wofür sich andere entsetzen, Segen und Freude erwarten. Und wer ist der Herr des Donners? Es ist kein fremder Gott; es ist der, dessen Geschöpfe wir

wir ſind, und deſſen Wohlthaten wir mit jedem Augenblick genießen. Und warum zittern wir denn vor ſeiner Stimme, wie vor der Stimme eines Tyrannen? Es iſt die Sprache eines Vaters, die ſich aus den Wolken hören läßt. Aus Güte gegen uns ſchwärzt er den Himmel, und erheitert ihn wieder; für uns erſchalt die Luft vom Donner, und für uns nimt ſie wieder eine ſanfte Stille an. Aber die Furcht vor dem Gewitter ſei vielleicht auch eine Art der Krankheit der Seele, ſie entſpringe aus einer beſondern Empfindlichkeit der Nerven, die wir nicht völlig heilen können; ſo ſolten wir uns doch bemühen, uns durch Gründe ſo ſehr Muth zu machen, als wir können. Als der Urheber dieſer Welt die Geſetze entwarf, welche die Natur beobachten ſolte; ſo überſah er zugleich eine jede Wirkung, die nach und nach aus ihnen entſtehen würde. Da er ſie vorher ſahe, ſo mußte ſeine Weisheit ſie zu guten Zwecken beſtimmen, und ſie zu Mitteln anordnen, welche die Volkommenheit des Ganzen befördern könten. Dieſe Weisheit bewies er überal; und ſeine Abſichten werden unter ſeiner beſtändigen Mitwirkung in der gan-

zen Natur erreicht. Kein Gewitter thürmt sich über uns am Himmel, kein Schlag des Donners wird in unserm Lande und eben diesem Sommer gehört, den er nicht verordnet hätte, den er nicht regierte; und kein Blitz leuchtet über unsre Häupter hin, der nicht von seiner unsichtbaren Hand geleitet würde. Die Wirkungen der Natur, die sich zunächst auf ihre bekanten Ursachen gründen, kehren zu dem almächtigen Vater der Welt zurück; wie viel Beruhigung in dieser einzigen Vorstellung! Und das Gewitter zerstörte auch einen Theil unsers Vermögens; so wird unsre Unschuld den Zufal erleichtern, und die Welt uns über einen Verlust, den wir uns nicht selbst zugezogen, ihr Mitleiden nicht versagen. „Aber wir können erschlagen werden!„ ja wohl können wir es, so gut wir auch ohne das Gewitter sterben können. Habt ihr sonst nicht den Tod zu fürchten; warum wolt ihr denn eben diese leichte, diese seltene Art des Todes fürchten? „Verachte, sagte Seneca, den Tod, so wird dir nichts fürchterlich scheinen, was dir den Tod zuziehen kan. O! wie thöricht bist du, und wie wenig erinnerst du dich deiner Schwä-

che, wenn du dich vor dem Gewitter fürchtest. Glaubst du denn, daß du ausser aller Gefahr bist, wenn das Gewitter dir nicht geschadet hat? Du kanst durch das Schwerdt, durch einen Stein, durch ein Fieber umkommen; die Gefahr ist beim Blitze eben nicht die größte, aber doch die feierlichste. — Warum erschreckt dich das Krachen des Donners? Warum zitterst du, wenn sich der Himmel mit Wolken deckt? Und warum bist du vor Angst fast des Todes, wenn es blitzt? Glaubst du, es sei rühmlicher, vor Angst, als durch den Blitz zu sterben? Siehe dem Drohen des Himmels getrost entgegen, und wenn sich die ganze Welt entzünden solte, so glaube, daß du bei dieser ungeheuern Masse nichts verlierest. „

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.

Diese ungegründete Furcht vor dem Gewitter hindert nicht wenig an dem ruhigen Genus der Sommerergötzungen. Der Furchtsame erschrickt schon über eine einzige finstre Wolke; jeden Tag erkundigt er sich ängstlich nach der Gestalt des Himmels. Und da er bei einem noch ruhigen Wetter schon die Gegenwart des

Geistes zu verliehren scheint; wie würde er sich helfen, wenn der Blitz seine Wohnung entzünden solte? Der Furchtsame ist ohnedies bei seinen schon zerrütteten Nerven immer mehr in Gefahr, als ein anderer. Auch würde es zu einem weisen Verhalten beitragen, wenn der Mensch die Lufterscheinungen und unter ihnen besonders das Gewitter, allemal nach seiner Nothwendigkeit und nach seinen Vortheilen beurtheilte. Jedes Gewitter ist ein Werkzeug der Fruchtbarkeit; ohne dasselbe würde die Luft, dieses algemeine Behältnis der von der Erde täglich aufsteigenden Ausdünstungen, mit dem Samen gistiger Krankheiten geschwängert werden, der Erdboden würde seine Kräuter, Blumen, Bäume und sein Getraide sterben sehen, und wir selbst würden athemlos dahinsinken, anstat daß wir jetzt die kühlen Erfrischungen der Luft geniessen, und uns nach dem Gewitter mit neuen Lebensgeistern erfüllet fühlen.

Oft scheint hier in der Schweiz die Natur, ohne die drohenden Zubereitungen, ohne das fürchterliche Getöse, aus dem Gewitter eine Art eines angenehmen Schauspiels blos zum Vergnügen zu bilden. Eine kleine silberne Wolke

steigt unvermerkt am ruhigen Himmel empor, und nährt in ihrem Schooße den verborgenen Samen eines Gewitters, unterdessen die Sonne ihre Strahlen auf die unbesorgten Fluren streut, und alles in seiner Heiterkeit lacht. Der arbeitende Landmann sieht nicht, was sich über seinem Haupte bereitet; ruhig lieset der Freund der Dichter mit seiner Schönen im Garten die rührenden Stellen unter sanftbenetzten Augen fort. Plötzlich verdunkelt sich das schimmernde Gewölke, und in eben dem Augenblick wird es lauter Blitz; ein helles Geraffel fält aus der heitern Luft herab, und ein Strahl verfolget den andern. Jedes Auge erschrickt über den Anblick der witternden Wolke, und indem es erschrickt, erstaunt es, sie gleich wieder ruhig, sie gleich verschwinden zu sehen.

Oft aber kracht, verkerkert im engen Thal, ein stärkerer Donner, und alle Klüfte krachen zurück; umherstreifende Blitze durchflammen die grünen Häupter der Bäume, und streuen verschonend ihr Feuer vor den bemoosten Dächern der Hirtenhütten vorbey; Wolken, schwarz wie die Mitternacht, schütten ihr Wasser unter dem Sturm der Winde herab. Un-

terdeſſen lächelt das nahe Gefilde vol vom Geſang der Vögel umher, und das anliegende Gebirge ſchimmert in einer ruhigen Heiterkeit. Doch dieſe Scene verändert ſich. Der eingeſchloſſene Donner reißt ſich mit wilderm Ungeſtüm aus ſeinem niedrigen Gefängnis, und macht den nahen Berg zum Schauplatz ſeines Zorns. Indeſſen daß das Thal wieder ſtille und helle iſt, ſo erhebt er ſeine majeſtätiſche Stimme in der Höhe, und Flammen färben den Himmel. Die Gemſe erſchrickt in ihrer hohen Felſenkluft, worin der Donner wiederhalt, und fliegt über den Gewitterkreis hinaus. Die Bewohner der Alpen ſehen erſtaunt unter ihren Füſſen das Gewitter kämpfen, und Wolken an Wolken ſich drängen, durch welche hin und her kreuzende Blitze ihnen die verdunkelte Ausſicht in die Tiefen hinab erhellen.

Auditque ruentes
Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat.

Sil. Ital.

Die frische Gestalt der abgekühlten Natur nach einem Gewitter hat nicht weniger Anmuth; und sie allein solte die Weichlinge widerlegen, die sich vol Unwillen ereifern, wenn die Sommerhitze ihnen einige Beschwerden macht. Sie liegen auf den Kanapeen und murren und murrend vergessen sie die wichtigen Vortheile der Hitze, und fühlen nur die kleinen Unbequemlichkeiten, womit sie erkauft werden. Sie wissen nichts von weiser Beurtheilung der

Veränderungen in der Natur, nichts von der glückseligen Lage, worin sie uns versetzt. Nur aufmerksam auf ihren weichlichen Körper scheinen sie für ihn zu leben; und die ganze Natur ist ihnen verhaßt, wenn er einige Ungemächlichkeiten leidet. Ist es wohl der Mühe werth, mehr von dieser Thorheit zu sagen?

Nothwendig sind sie, die Tage, wo alles unter der Glut der Sonne, die in die Höhe des Himmels hinauflodert, zu verschmachten scheint, und selbst die sonst kühlen Oerter uns nicht mehr eine angenehme Zuflucht eröfnen. Die Erde brent mit einer feurigen Zurückstrahlung; das Grün der Felder nimt die flatternde Farbe eines stärkern Lichtes an; die Fläche des Bodens zerspaltet, und wird in einen Staub aufgelöset, der die Augen und den Athem beschwert; die Säfte der Pflanzen trocknen; die Bäume lassen ihre entkräfteten Blätter hangen; die Thiere lechzen und verstecken sich tief in den dunkeln Wald; die Heerden liegen stum an den schattigten Zäunen; der Reisende sinkt unter der breiten Eiche nieder; die Sense hört auf zu rauschen, und selbst der Landmann wird unter der Glut des Himmels von einer nie

empfundenen Schwäche überfallen. Nothwendig ſind dieſe Tage, wie jene erſten des Frühlings; ſie nur geben den Früchten auf den Feldern und in den Gärten ihre Reife, damit wir Brods die Fülle haben, und der Hunger nicht unſre Dörfer, wie ein gewaffneter Mann, überfalle; ſie nur ertheilen den Spätlingen unter den Gewächſen ihren Wachsthum; ſie ſchaffen in den Eingeweiden der Berge den Steinen Farbe und Glanz; ſie durchwärmen den Erdboden, damit der Herbſt mehr Annuth habe, und die erſte Rauhigkeit des Winters gemindert werde; ſie breiten Leben und Freude über die Völkerſchaften von Thieren aus, die tief unter der Erde wohnen, und für welche ſo gut, wie für den Menſchen, die allgemein wohlthätige Natur bei ihren Einrichtungen bedacht iſt. Wie zärtlich iſt ſie nicht gegen alle Geſchöpfe geſinnt! Selbſt die kleinen Ungemächlichkeiten, die wir bei der Hitze leiden, erſetzt ſie durch die Reitzungen des Geſchmacks, indem ſie durch die Glut der Sonne den Baumfrüchten ihre mannigfaltige Süſſigkeit gibt, und in den Weindergen den Trank der Freude kocht. Und ihr, die ihr immer über Hitze klagt, drückt

sie denn jeden Tag? Ersetzt nicht der Morgen, der Abend, und die Nacht mit gelinder Kühlung dem Gefühl seine Beschwerden? Geben nicht die Winde und die Regen wieder Erfrischung? Und würde euch ohne empfundene Hitze das sanft abwechselnde Gefühl des Kühlen so sehr beleben? Man weiß nicht, was man will, wenn man über die Natur klagt.

Und welche sanfte Annehmlichkeiten sind überdies nicht mit den Kühlungen des Sommerregens verbunden! Das ganze Land liegt in einer feierlichen Stille, und wartet mit Sehnsucht auf den Segen, der sich in den Wolken nähert. Die Winde schweigen umher; selbst das Laub der Bäume hört auf zu lispeln; selbst die flimmernd wechselnden Blätter der Espe regen sich nicht; jede kleine Welle auf dem Teiche wird ruhig; die befeuchtenden Gewölke senken sich niedriger zu den Fluren herab; fast unmerkbare Tröpfchen fangen an ihrem vollen Schooße zu entschleichen; ein gelinder Thau waller aus der stillen Luft herab, und befeuchtet die obersten Spitzen der Blumen und Kräuter; einige auf der Fläche des Gewässers aufhüpfende, und im gleichen Au-

genblick verſchwindende Sternchen verkündigen den kommenden Regen; und nun, nun gieſſet der milde Himmel die ganze Fülle ſeines Segens aus. Mit welcher geheimen Freude empfangen ihn weit umher die Berge, die Wälder, die Thäler, die Gärten! Welche belebende Erquickung, welche fruchtbare Verſchönerung breitet ſich bei jeder friſchen Ergießung der Wolken über die Landſchaft aus!

Und ſelbſt nach einem tobenden Gewitter, welche Anmuth erſcheint nicht in der ganzen Natur! Die finſtern Gewölke zertheilen ſich, beſtrahlt von einem glänzenden Lichte; ein lächelnde Heiterkeit, die alles erfreuet, breitet ſich am ganzen Himmel aus, ſein blaues Gewand, von bunten Streiffen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor, und ſpiegelt ſich wieder auf dem beruhigten Gewäſſer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wieſen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landſchaft in einer ſanften Dämmerung, bald erſcheint ſie wieder in einem güldenen Lichte. Wie dort der ſchöne Bogen ſich über den Horizont ausſpannt, wie ſeine maleriſchen Farben in einem dop-

pelten Abglanz ſpielen, und in der klaren Fluth der See wiederſcheinen! Das nahe bejahrte Gebirge, das ſein ehrwürdiges Haupt in die Wolken ſtreckt, nimt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des verſöhnten Himmels überſtreut. Die gekühlten Lüfte träpfeln noch von einigen Regenſtäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde ſchimmern weit umher von der Näſſe der Wolken; die Gebüſche blitzen im Sonnenſchein von kleinen Sternchen, und regnen, von gaukelnden Weſten bewegt, von neuem den zu ſchweren Reichthum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken ſchienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfriſchung; alle Gewächſe heben ſich wieder empor; und das Grün der Felder reitzt in einem helleren Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Schaaren von Schwalben ſchwärmen wieder im fröhlichen Flug umher; die Heerden ſchütteln die triefende Wolle und blöcken vor Wolluſt; tauſend kleine Stimmen ſchwiren in den Wieſen. Der Wanderer verläßt

ſegnend den ſchützenden Baum und ſetzt munterer ſeine Reiſe fort; der Landmann eilet erfriſcht wieder zu ſeiner Arbeit; die Schönen kehren in den anmuthigern Garten zurück; alles lebt von neuem, alles frohlockt über die Wolluſt der Kühlung, und alle Kräuter gieſſen Reichthümer von ſüſſen Gerüchen aus.

Ein Theil unſrer angenehmen ländlichen Ausſichten ſind ſo oft die Heerden, die jenſeit der Aare auf den entgegenliegenden Hügeln umherweiden. Erabtzend iſt es zu ſehen, wie ſie im ſetten Graſe ſihr uns ihr Euter mit ſüſſer Milch füllen, wie ſie unter dem frohen Geläute ihrer Glocken unter einem heitern, geſunden Himmel zerſtreut herumirren, wie ſie bald die Wärme der Sonne, bald die Kühlung des Schattens, bald die Erfriſchungen des

Wassers suchen; eine Scene, die immer für Dichter und Maler anziehend genug war, und die in Landschaftschilderungen bei kluger Wahl und Zusammensetzung eine der anmuthigsten Stücke ausmacht. Noch ergötzender ist dort der überraschende Anblick einer Heerde, die auf den Gipfeln eines himmelhohen Gebirges weidet. Da irren sie in den vertraulichen Wolken umher, und ein dumpfes Gebrüll der Rinder schallet aus den Höhen in das tief unten schweigende Thal herab. Die Schaar geselschaftlicher Hirten macht, ohne weibliche Hülfe, den benachbarten Himmel zum Zeugen ihres Fleisses und ihrer Unschuld; ihre Tage, die anstat der Nacht, nur mit einer leichten Dämmerung abwechseln, wallen ihnen in ihren kleinen Hütten in glückseliger Einförmigkeit, getheilt zwischen Arbeit und Ruhe vorüber; ihr Herz ist, so weit sie von der Erde erhöhet sind, über Neid und Kummer und Sorgen erhaben; und Scherz und Spiel und Freundschaft, und ein von Gesang und Horn geweckes Echo lassen sie die ganze Welt, nur nicht ihre entfernten Galathren vergessen, deren Ruhm sie oft das öde

Gebirge wiederhallen lehren. Aber so bald die abgegrasten Weiden anfangen, vom nächtlichen Reife star dem umwölkten Mittag entgegen zu trauren, und der Herbst, vom Sturm und rauhen Nebel begleitet, die Berge mit frühen Flocken überschleiert; dann steigen die fetten Heerden wider zu ihren Dörfern hinab, dann schwärmen sie brüllend daher unter dem Klang der Schellen, der weit umher den Weg durchtönt, zu den bekanten Ställen hin, unterdessen daß einige stärkere Stere die knarrenden Wagen, mit den reichen Früchten der Euter belastet, langsam daherziehn. Dann eilen die Hirten mit Kränzen geschmückt, unter dem Getön ihrer Hörner, dem Zuruf ihrer Geliebten entgegen, in deren Armen ihnen lange Winterfreuden den Schmerz der Abwesenheit unaussprechlich versüssen.

Nicht weniger Reitzungen hat die Erndte, wovon so viel für das Glück des Landmans und für die Wohlfahrt des Staats abhängt, für den menschenfreundlichen Zuschauer. Wenn Mühe und Schweiß angewendet sind, die Wiesen zu befruchten, die Aecker zu pflügen, und zu besäen; so erwacht die stille Hofnung in der

Brust

Brust des Landmans, er erwartet mit Zuversicht den Segen der Witterung, er hört schon von Ferne seine Sichel in dem falben Getraide rauschen, schon sieht er jede Garbe in seine Scheune einführen. — Frisch und lebhaft war die Gestalt der Wiesen, ehe sie vom Fusse des Schnitters betreten wurden; zu einer fruchtbaren Höhe war das Gras emporgewachsen, in welchem die vermischte Farbe des Grüns und der hin und her schimmernden bunten Blumen von Ferne das Auge ergötzte; erquickende Wohlgerüche weheten uns von ihnen in der kühlen Dämmerung auf dem Spatziergange entgegen. Aber bald wurden die Annehmlichkeiten der Wiesen geraubt, da man ihren Nutzen suchte. Scharf fuhr die niederhauende Sense in das dicke Gras, und warf es in gleichen Haufen zur Seite; hundert geschäftige Hände zerstreueten es vor den trocknenden Strahlen der Sonne; bald häuften sie es wieder zu Hügeln auf, und verwandelten die Ebene in lauter kleine Berge; die Landleute sangen ihre Freude und den Dank der Vorsehung; begleitet von langen Schatten führten die Stiere die Wagen, auf welchen ihre ein-

gesammelte Nahrung gepreßt geladen ward, vergaßen die Beschwerlichkeit des Zugs, und eilten mit fröhligem Gebrül in die ofnen Scheunen ein. — Und dort ausgestreckt in die weite Ferne, deren Gränze das Auge kaum mißt, glänzen die Kornfelder im gelben Schmuck, erhöht von den Strahlen der Sonne; bewegt von den Winden wallet das volle Getraide, sich immer fortwälzend, wie die Wellen des Meeres; und gebeugt von der Last ihrer Fülle verkündigen die Aehren ihre Reife, und rufen den wartenden Schnitter. Wie fröhlich eilt er in das Feld und holt den Segen, den ihm die Natur und sein Fleis in die Hände liefert! Eine noch zu wenig erkante Wollust ist es, solchen Beschäftigungen zuzusehen.

O! dreimal glücklicher Landmann, der du, beschützt von den Mauern deiner Alpen, in grasreichen Thälern und auf kornvollen Hügeln, einen sichern Reichthum angeerbter Güter besitzest, nicht für die Wollüste eines verschwenderischen Tyrannen, sondern allein für dich deine Heerden weidest, für dich von deinen Aeckern sammelst, und die unter deinen Händen erwachsenen Früchte der Natur in Hüt-

ten verzehrest, worin Friede und Vergnügen sich mit einer edlen Einfalt vereinigen. Wer kan deine gesegneten Wohnungen erblicken, oder dich in ländlichen Beschäftigungen auf dem Felde sehen, ohne mit einem Herzen vol Freude an deinem Zustand Antheil zu nehmen, und andern Völkern zur Ehre der Menschheit den Besitz eines gleichen Glückes anzuwünschen? So oft du die Sonne deine Berge bestrahlen, und auf ihren fruchtbaren Abhängen dein Getraide reifen siehst, oder im anliegenden Thal das Geblök deiner Heerden hörst; so oft empfinde, wie glücklich der Mensch ist, der, gesichert vor den Anfällen der Ungerechtigkeit, sein Eigenthum unter einem wohlthätigen Himmel genießet. Und so oft deine Frolockungen im Lande ertönen, oder du gelagert unter dem grünen Schatten der von deinen Händen gepflanzten Fruchtbäume, oder unter den schlanken Weinreben Lieder von Ruhe und Freiheit dem Wiederhalle vorsingest, so müssen sie zugleich eben so viele Stimmen der Dankbarkeit gegen den seyn, der das Schicksal der Völker regiert. Die Zufriedenheit mit dem, was Natur und Arbeitsamkeit geben,

und die Bedürfnisse des Lebens zu stillen genug ist, gleich fern vom Eckel und von Lüsternheit nach fremden Gütern, und die edelste Einfalt der Sitten waren die Tugenden, die deine Vorfahren zu einem Glück erhoben, wovon noch eine reiche Ausströmung bis zu deinen Tagen herabgedrungen ist. Folge, geliebtes Volk, folge immer ihren würdigen Grundsätzen; sie verlassen, ist der Weg zum Elende, und sie nachahmen, heißt sich so lange glücklich machen, als die entweichenden Strahlen der Abendsonne das Wetterhorn mit Purpurglanz bestreuen werden. Und so bist du es denn göttliche Freiheit, erstes Geschenk der mütterlichen Natur, fruchtbare Schöpferin der Freude, die du hier den Landmann ein Leben genessen lässest, daß die volkommenste Nachbildung der arkadischen Glückseligkeit zu seyn scheint. Unter deiner sanften Regierung belebet und begeistert sich die Liebe zum Vaterlande; die rauhen Felsen verändern sich und nehmen die reitzende Gestalt eines fetten Erdreichs an, und die wüste Einöde wird ein Lustgefilde, das von der Vergnügsamkeit beglückter Menschen erschalt. Werde niemals

müde, mit der Gerechtigkeit und dem Heldenmuthe vereinigt, diese Hütten zu bewohnen, die werth sind, noch durch dich beschützt zu stehen, wenn die marmornen Paläste gekrönter Tyrannen umgestürzt liegen. O! wenn ich neben diesem Volke das Bild der Sclaverei und der Armuth betrachte, die in vielen Ländern noch den Landmann drückt, wie niederschlagend für den Menschenfreund, wie herzerweichend ist dieses Bild! Rings umher belasten reiche Wälder die Landschaft, umhüllt vom Nebel und Frost steht der Landmann und fället mühsame Wochen hindurch die schweren Eichen; indessen hat er kaum einige Reiser für seinen Heerd, zitternd sitzt er da am Abend im kalten Rauch mit nassen halb bekleideten Gliedern. Ringsumher bedecken tausend Schafe die Hügel, und kaum hat er einige Wolle für seine Blösse. Die Felder wallen vom Ueberfluss des Korns, und er schmachtet mit den Seinigen im Mangel; und nachdem er in dem Anbau der gesegneten Aecker Hitze und Kälte ausgestanden, so jammern seine hülflosen Kinder vergebens den armen Vater um Brod an. Was hilft ihm sein Schweis und seine Ent-

kräftung? Entzückend steigt die goldene Erndte vor seinen schmachtenden Augen empor; und kaum darf er von dem leeren Felde den kargen Rest der zerstreuten Aehren aufsuchen. Nichts ist sein Eigenthum, als Mühe und Dürftigkeit; nicht die durchlöcherte leere Hütte ist sein, die er sich mit Hülfe des treuen Nachbars erbaute, nicht das Lamm, das er sich erzog, nicht das Kind, das er mit seinem rechtschaffenen Weibe erzeugte, nicht einmal das Leben, für welches ihm der Tyran doch keine Nahrung läßt. O! ihr Menschen, erröthet über den Zustand der Sclaverei, worin ihr eure Brüder setzt! Haben sie euch beleidigt, daß sie mit unauflöslichen Ketten ans Joch gebunden liegen? oder besteht nicht darin ihr ganzes Verbrechen, daß sie von Eltern gebohren sind, die von euren Vorfahren in die Sclaverei gezogen wurden? Fesselt den Missethäter, und nicht den unschuldigen, den guten Landmann, der euch durch seinen Fleis ernährt. Was haben diese frommen Schafe gethan? Warum mus das unschuldige Kind mit dem Leben auch die Dienstbarkeit und das harte Joch seines Vaters empfangen? Warum eine ewige Sclave-

rei ein Erbtheil seyn, das mit dem Blute und dem Namen auf ferne Geschlechter fortgepflanzt wird? O! Sie, meine Herren, die Sie Landgüter und Leibeigene besitzen, wenn diese Stimme Ihnen zu Ohren kommen solte, so hören Sie diese laute Fürsprache, die das stumme Flehen der Armuth, der Beschwerden und des Elendes begleitet, worunter oft der Landmann seufzet. Suchen Sie nicht länger darin eine Gröſſe, daß ihnen eine Anzahl von Menschen mit ihren Nachkommen eigenthümlich zu gehört. Wie klein ist der Vorzug, über Menschen zu gebieten, die durch Zwang unterwürfig sind, und wie beklagenswerth eine Herschaft, die sich nur über arme und gedrückte Sclaven erstreckt? Wenn Sie ihnen die Freiheit, die ein neues Leben ist, schenkten, was könten Sie nicht von ihrer Dankbarkeit erwarten? Wie viele Liebe und Ergebenheit, wie vielen neuen Fleis für das kostbarste Geschenk? Und wie bald würden die Aecker und die Wiesen Ihrer Landgüter eine neue Schönheit annehmen, das Unfruchtbare fruchtbar, und das Fruchtbare fruchtbarer werden, und jeder unbebauete Winkel anfangen zu grünen und

Früchte zu geben, wenn der Pflug nicht mehr von Händen, die von der Sclaverei kraftlos sind, geführet würde, und der Landmann von dem Segen des Jahres auch für sich einholen dürfte? Gewis, die Freiheit erhebt auch die Denkungsart in gemeinen Seelen, und der Mensch ist nie so fühllos, daß er eine Wohlthat von dieser Wichtigkeit nicht empfinden solte; die Dankbarkeit ruft mit einer viel zu lauten Stimme, als daß man sie verhören könte; und eine jede Erleichterung der Beschwerden des Unterthanen ist ein neuer Sieg über sein Herz, ein neuer Ruhm für das menschliche Geschlecht.

Ich werfe noch einen Blick auf dieses Land, den Wohnsitz der wahren Freiheit. Wenn man einen Ueberfluß von Gras und Getraide aus einem Boden emporsteigen sieht, den die Natur an vielen Orten verwahrloset hat; so mus man auf der einen Seite die durch die Freiheit belebte unüberwindliche Liebe zum Vaterlande rühmen und den Fleis des Landmans, auf der andern die weisen Einrichtungen zur Beförderung des Landbaues, die wohlthätigsten für die menschliche Gesellschaft,

deren Urheber mehr, als Ceres, Ehrensäulen verdienten, wenn Ehrensäulen eine hinlängliche Belohnung seyn könten. Jetzt grünen da Wiesen, wo eine öde Wüste war; jetzt wallen da Saaten der Sense entgegen, wo ein steinigter Boden in dürrer Unfruchtbarkeit lag; jetzt trägt das weite Land seinen Schmuck und die Spuren des Fleisses, der durch den Beistand der Kunst der Erde die Nahrung des Lebens abzwang, die sie verweigerte; jetzt ist der Mangel verjagt, und Ueberflus und Freude herschen in den Wohnungen des Landmans, und beleben ihn mit neuen Hofnungen zur Arbeit. Hierin liegt eine der nähesten und reichsten Quellen des Wohlstandes und der Stärke eines Staats. Was helfen die Werkstätte der Künste, was die zahlreichsten Kriegesheere, was ein mächtiger Handel, wenn ein Land oft, wie Britannien, mit dem Brodmangel kämpft, oder seine Schätze gegen fremdes Getraide nur sehr unbequemlich vertauschen kan? Aber laßt ganze Silberflotten in den Abgrund sinken, laßt die Bergwerke aufhören, Gold und Edelsteine zu geben, die Arbeiten der Künstler stille stehen, und das feine Gewebe des Handels

zerrissen werden; so wird doch ein fruchtbares Land und der bebauende Fleis immer reich genug seyn, das Volk und den Soldaten zu ernähren, und ein Reich in seiner Stärke und seine Nachbarn in Ehrfurcht zu erhalten. Daher haben auch immer die weisesten Prinzen die Beförderung des Landbaues als eine der wichtigsten Vorwürfe einer gesunden Staatskunst angesehen; und unser Jahrhundert nimt von dieser Seite in der Geschichte der Menschheit eine rühmliche Stelle ein. Schon längst war dieser Geschmack der Geschmack der Weisen; die vortreflichsten Männer schrieben vom Ackerbau; Helden legten die Hände, die das Vaterland vertheidigt hatten, an den Pflug, und umwanden ihn gleichsam mit ihren Lorbeern. Solche Beispiele solte man anführen, um gewisse Vorurtheile zu bekämpfen, und die Liebe zum Landbau zu beleben. Jede Beschäftigung ist schätzbar, die das Wohl der menschlichen Gesellschaft angeht, und gehört in die Classe der wahren Verdienste. Der Ackerbau, so angemessen den Bedürfnissen des Menschen, war die erste Sorge, die ihm der Schöpfer empfahl; ein Beruf, der durch die Verstärkung

des Leibes, und durch die Abhaltung stürmischer Leidenschaften noch mehr seine Vortheile zeigt, und das süsse Vergnügen gibt, sich von selbst gebaueten Früchten zu sättigen, und seine Nahrung seinem eigenen Fleisse schuldig zu seyn.

Noch habe ich ein kleines Erndtegemälde, das ich einigen Besitzern reicher Landgüter mittheilen wil, um davon beliebigen Gebrauch zu machen. Eudores saß mit einigen seiner Freunde an einem Hügel, wo er das fröhliche Gewühl der Kornerndte in seinem Landgut mit Vergnügen ansah. In der Ferne erblickte er, wie hinter den Landleuten in der Gegend, wo die Garben schon weggesammelt waren, ein Schwarm von Sperlingen und einige furchtsame Armen unter einander die dürftigen Aehren aufspürten. Kaum ward er diese unglücklichen Leute gewahr, so sammelten sich mitleidige Thränen in seinem Auge. „Vielleicht, sprach er, hat mein reicher Nachbar diesen Armen die Furcht eingejagt, der, wie man sagt, ihnen diese traurige Wohlthat nicht einmal gönnen sol; ich bin nicht so vermögend, wie er, und habe Mühe, meine zahlreiche Familie mit der Erndte dieses Jahres zu versorgen. Doch solte ich sehen,

daß meine Nebenmenschen zu den Thieren verflossen werden? Solte ich zu dieser Zeit, da ich den Segen des Himmels einsamle, sie nicht auch an den Wohlthaten der Natur Theil nehmen lassen, die für die Bedürfnisse aller Geschöpfe bestimt sind? Ohne diese Gesinnung wäre ich nicht des Vorraths werth, den dieser Sommer über mein Feld ausgebreitet hat. Der Himmel hat mich gesegnet, damit ich andere segnen könne. Komt näher, rief er aus, komt näher, ihr meine dürftigen Freunde; ihr seyd in dem Landgut eines Menschen. Hier sprang er auf, und ging ihnen entgegen. Schüchtern wolten sie fliehen, weil sie so oft von andern Feldern hatten fliehen müssen. Bleibt, rief er ihnen zu, fürchtet euch vor meine Gegenwart nicht; ich komme, euch diese betrübte Mühe zu ersparen. Nun ließ er seinen Verwalter kommen, und einem jeden einen beträchtlichen Theil von Garben anweisen. Geht, setzte er hinzu, sättigt euch, und dankt der Vorsehung; und wenn wir wieder Erndte halten, so komt, um von neuem euren Antheil zu holen. Gerührt und halb betäubt von dieser unerwarteten Wohlthätigkeit blickten ihn

die Armen mit ſtummer Dankbegierde an, traten näher, drückten ſeine Hände, und ſahen gen Himmel. Wehmüthig wandte er ſich von ihnen weg, und ſagte zu ſeinen Freunden: Die That iſt werth, daß ich ſie wiederhole.„

Unter den ländlichen Ergötzlichkeiten pflegt die Jagd eine der vornehmſten zu ſeyn; und viele leben auf dem Lande, die darin ihre einzige Beſchäftigung ſetzen. Hier werden alſo einige Gedanken an ihrer Stelle ſtehen, die dazu beitragen können, ein richtiges Urtheil von dieſer Art der herſchenden Landbeluſtigungen zu fällen. Man erwarte keine gezwungenen Klagen einer dichtermäſſigen Weichlichkeit, noch den Ton mancher Sonderlinge, die allen Gebrauch der

Thiere, als ſündlich, verdammen, und dem Menſchen blos die Früchte der Erde zu ſeiner Nahrung anweiſen. Die Vernunft ſol in dieſem Urtheil unſre Führerin ſeyn.

Unſtreitig hat die Jagd ihre Ergötzungen. Sie führt ihre Freunde durch hundert abwechſelnde Gegenden, durch Thäler und Wüſten, über Berge und Flüſſe, und ob ſie gleich keine genaue Aufmerkſamkeit auf alle ſchönen Gegenſtände der Natur verſtattet, weil das Gemüth nur mit ſeinem einzelnen Vorwurf beſchäftigt iſt, ſo macht ſie es doch zu einem Vergnügen, durch ſo mannigfaltige angenehme Labyrinthe umherzuſtreichen. Sie hat von dieſer Seite auch einen nicht geringen Einflus in die Geſundheit; ſie ſetzt den Körper in eine ſtärkere Bewegung, entzieht ihn der Weichlichkeit, und härtet ihn zu Beſchwerlichkeiten ab.

Wenn der Menſch das moraliſche Vermögen hat, die Thiere zu ſeiner Nahrung, Bequemlichkeit und ſeinem Vergnügen zu gebrauchen; ſo iſt dadurch überhaupt auch die Rechtmäſſigkeit der Jagd erwieſen. Die Abſichten der Natur bei der Hervorbringung der Thiere werden vollſtändiger erreicht, wenn

der Mensch sie auf eine weise Art, und mit Dankbarkeit gegen den Urheber der Schöpfung gebraucht. Nicht nur würden die Thiere sich zu unserm Schaden zu sehr vermehren, wenn wir sie niemals verminderten, sondern sehr mannigfaltig ist auch der Nutzen, den wir von ihnen haben können. Da uns die Natur auf diese Vortheile weiset, und uns vermöge der Vernunft mächtig gnug gemacht hat, uns ihrer zu bedienen; warum solten wir sie denn aus einer übel angebrachten Bedenklichkeit nicht annehmen wollen? Zu dem Rechte, das wir haben, die Thiere zu dem mannigfaltigen Nutzen zu gebrauchen, wozu sie geschickt sind, gehören auch die nöthigen Anstalten, um sich ihrer zu bemächtigen; hierin liegt der Grund von der Zulässigkeit der Jagd, oder von der rechtmässigen Freiheit, die wilden Bewohner des Waldes zu fangen oder zu schießen. Es gibt in der Welt viele Dinge, die nur durch ihren Untergang dem Menschen vollkommen nützlich werden können; und darunter gehören die Thiere.

Weil ihr Tod nöthig ist; so ist es auch der Menschlichkeit gemäs, ihn auf eine leichte und plözliche Weise zu befördern, und ihn weder lange

lange vorherſehen, noch lange empfinden zu laſſen. Aus dieſer Anmerkung läßt ſich erkennen, daß eine ſtille und ſchleichende Jagd, und dabei der Gebrauch des Schießgewehrs dem Menſchen am anſtändigſten ſind; auch hat das einſame Umherſpüren mit dem Feuerrohr in der Hand, und die plötzliche Erlegung des auffahrenden Wildes eine vorzügliche Beluſtigung. „Wenn wir, ſagte Plutarch, auch beleidigen, ſo wollen wir doch mit einer gewiſſen Behutſamkeit und Maaßhaltung beleidigen; wenn wir zu unſerm Unterhalt ein Thier tödten, ſo laßt es uns mit einem herzlichen Mitleiden thun, und ohne es zu martern. „ Wenn ein Thier, vom Bley durchlöchert, vor uns niederſtürzt, oder noch in matter Flucht auf einige Schritte das Feld mit ſeinem Blute färbt, hin und her taumelt, und ſinkt, ſo ſolte dieſer Anblick ein menſchliches Herz nicht ungerührt laſſen. Aber wie ſehr ſcheint man nicht dieſe Empfindung zu verläugnen, wenn man ſich an den Grauſamkeiten der Jagd vergnügen kan, wenn man dem armen Wild mit einem Lärmen, wovon das ganze Gehölz wiederhallt, nachſetzt, und es vor dem blutigen Tode im weiten Walde um-

herrtreibt, verfolgt vom rauhen Geſchrei, vom Blaſen der Hörner, von raſenden Hunden, bis es von Lauf und Angſt erhitzt und von Wunden ermattet, dahinfält, und unter einem Röcheln ſtirbt, worüber alle Gebüſche ſeufzen? Wie ſehr mus man den Menſchen verkennen, wenn ihn das Wehklagen und das Blut eines übermanten Thiers noch ergötzen kan? Wenn ihn ein mit dem Tode ringendes Geſchöpf nicht rührt, wird ihn denn die Thräne des unglücklichen Bürgers rühren? Und wenn ſeine Sele ſich immer an den ſchrecklichen Bildern der Ermordung weidet, wird denn wohl zulezt noch die ſanfte Empfindung des Mitleidens für ihn einen Reiz haben? Und wird nicht vornehmlich die Jugend die feinſten Grundzüge zu einem zärtlichen Herzen verliehren, und almählich eine gewiſſe Wildheit der Sele annehmen? O! laſſen Sie, Bewohner der Landſize, die Hofnung Ihres Hauſes, Ihre zur Ehre der menſchlichen Geſelſchaft gebohrnen Jünglinge nicht in beſtändigen Verfolgungen der Thiere ihr zartes Gefühl verjagen, damit ſie nicht einſt das, was ſie im Walde waren, unter ihrem Geſchlechte werden. Wie leicht iſt es nicht, den Gegen-

ſtand der Leidenſchaften zu verwechſeln, und gegen Menſchen grauſam zu werden, wenn man von ſeinem erſten Alter ſich gewöhnt hat, es gegen Thiere zu ſeyn? Und Sie, wie ſol ich Sie nennen? doch mehr, oder weniger, Amazoninnen, die Sie durch Kleidung, Pferd, Feuerrohr und lärmende Jagdgeſelſchaft ſo geſchickt Ihr Geſchlecht zu verläugnen wiſſen, und uns alle ſeine ſanften Zärtlichkeiten vergeſſen laſſen, wie kan die ſonſt ſo ſittſam erröthende Furchtſamkeit ſich mit den Waffen der Ritter rüſten? Wie die nur Liebe athmende Bruſt ſich zur mordenden Jagd entſchlieſſen? Wie das Herz, das ſchon über den geringſten Anſchein der Unbeſtändigkeit eines Geliebten zitterte, den Anblick eines ſich verblutenden Thiers ertragen? Wie die zum gefälligen Schmeicheln gebildete Hand ſelbſt das Mordgewehr ergreifen, und das an die ſüſſen Harmonien der Nachtigal und der Oper gewöhnte Ohr das tödtende Knallen aushalten?

Einige Liebhaber mögen ganz von der Jagd eingenommen bleiben; ſie mögen in der Kunſt, einen Haſen zu ſchieſſen, ihren höchſten Ruhm

ſetzen, und ihn finden, wo ſie können. Dieſe Herren ſcheinen in jene Zeiten unſers Vaterlandes zu gehören, wo man das ganze Leben hindurch in den Wäldern umherſtrich, und kein anderes Vergnügen kante, als ſich mit den wilden Thieren herumzuſchlagen. Unſre alten Vorfahren kanten nicht die ſtillen Reitze der Künſte und Wiſſenſchaften, noch die ſüſſen Annehmlichkeiten eines artigen Umgangs; ihr Geiſt war öde, weil ihre Zeiten ihn nicht bebauten. Ihnen war es zu verzeihen, wenn ſie aus der Jagd ihr vornehmſtes Werk machten, beſonders, da in ihren Tagen wahrſcheinlich eine gröſſere Menge von wilden Thieren, die ihnen ſchädlich ſeyn kanten, vorhanden waren. Aber können wir uns wohl ſicher genug auf ihr Vorbild berufen, wir, denen ſich ſo mannigfaltige ſchönere Beluſtigungen des Geiſtes anbieten? Wer nur allein für die Ergötzungen der Jagd empfindlich iſt, der gibt uns das Recht, an ſeinem Geſchmack zu zweifeln. Welche Nahrung kan wohl ein vernünftiger Geiſt aus den unaufhörlichen Verfolgungen der Thiere empfangen? Müſſen nicht die ewigen Bilder der Jagd, die ſich ſeiner ganz bemächtigt haben, al-

mählich in ihm alle beſſern Kentniſſe verdunkeln, und ihn, da er aufhört, menſchlich zu ſeyn, immer tiefer zu einem thieriſchen Zuſtand erniedrigen? Elend iſt der, dem keine andere Ergötzung gefält, als zu hetzen und zu tödten.

Die Sonne fing an, die lezten Stunden eines schönen Tages zu beschließen, und in einem rosenfarbenen Schimmer niederzusinken, als ein Freund aus unsrer Landgesellschaft mich in eine Laube einlud, wo frische Kühlung aus dem Gewölbe der Blätter fiel. Zu reizend war dieser Abend, als daß wir jemals seine Eindrücke verliehren könten. Die ganze Natur lächelte umher in dem sanften Wiederschein des Purpers, der von dem westlichen Himmel herabglänzte.

Durch das Grüne der Laube spielten die letzten Strahlen, und vergüldeten die sanftzitternden Blätter. Die Berge und Felsenspitzen empfingen eine milde Umleuchtung, und senkten von ihrem Schimmer in das benachbarte Thal hinab. Der Abglanz des entfliehenden Lichtes zitterte mit der glatten Flut der Aare dahin, und die in Westen versammelten kleinen Gewölke brannten, wie güldene Säulen. Zerstreut zwischen den Kühen eilten mit schäumenden Milchgefäßen die emsigen Mädchen; bei ihnen verweilten die zurückkehrenden Schnitter mit freiem Scherz, und verliebten Erzählungen; und unter frohen Gesprächen vom Segen der Erndte lagerten sich die Alten des Dorfs unter den hundertjährigen Linden, und erwarteten im stillen Schatten die Hausgenossen aus dem Felde zur bereiteten Mahlzeit. Almählich verblichen die von der Abendröthe noch mat gefärbten Wolken in ein dustiges Dunkel; und die ganze Heiterkeit des Tages entschlich in die Hüllen der Dämmerung. Finsterer wurden die Wälder; und von den Sommerblumen, in deren Schoß der müde Schmetterling schon unter seinen Liebkosungen eingeschlummert war, hauchte uns ein

kühlerer Wind duftend entgegen. Kein Wiederhal antwortete mehr dem Liede der Hirtin; nicht mehr ertönten die Weiden von der Stimme der Freude; zur Ruhe hingestreckt lagen die satten Rinder. Immer tiefer ward die Stille; alle Sänger waren verstumt, die den Tag über durch tausend abwechselnde Töne wirbelten, und mit ihrer Musik die Anmuth des Landes zu vermehren weteiferten. Indem wir über die Schönheit dieses Abends ganz in süssen Empfindungen zerflossen, die wir uns durchs Gespräch noch fühlbarer machten, so erhob der Mond sein Haupt hinter dem dunkeln Wald hervor, und indem er die Spitzen der Berge umher und die eilende Fluth der Aare versilberte, so stieg er feierlichlangsam am blauen Himmel hinauf, wo kein Wölkchen die tiefe Heiterkeit trübte. Die Munterkeit unsrer Unterredung ward durch das Gefühl so vieler Reizungen unterhalten, und durch die Einsamkeit gestärkt.

Jezt, sagten wir uns, jezt, da die Gefilde um uns her anfangen einzuschlummern, wie lieblich ist es, hier unter dem erleuchteten Schatten der Blätter, der uns von der Welt und ihrem Elend entfernt, die glücklichen Stunden

einer vergnügten Stille zu genießen! Wie sanft fließen die Gedanken dahin, und wie ruhig schliesset sich das Herz in der Empfindung seiner unausposaunten Freuden ein! Keine Leidenschaft empört die Seele und keine Sorge beunruhigt unsre frohe Einsamkeit. Wäre nur nicht vielleicht die Zahl derer so klein, die entfernt von uns die Vergnügungen dieses Abends genießen. Möchten doch alle, auf deren Haupt das Mondlicht herabglänzt, zu ihm mit unbethränten Augen hinaufschauen können! Noch manche Freunde des Landlebens werden iezt unter angenehmen Unterredungen über die Tugend und das Glück eines verborgenen Lebens in den belaubten Gängen ihrer Gärten umherwandeln, und sich mit entzückten Blicken die Zukunft eröfnen. Aber wie viele unbehorchte Seufzer werden nicht vielleicht iezt, da wir hier nichts als Vergnügen athmen, in der Stille der Nacht fließen, und wie viele Bilder des menschlichen Elendes den Schlummer verjagen? Wie manche zur Armuth herabgesunkene Tugend, die, der grausamen Verachtung der Stadt zu entfliehen, sich hinter den Gebüschen in eine Hütte begrub, schmach-

tet nicht vielleicht iezt, anstat die Reitzungen des Sommerabends zu genießen, unter dem Gefühl des Mangels? Und wie mancher Landmann, der seine von Mühe und Hunger ausgemergelten Glieder aufs Stroh wirft, zählt nicht vielleicht iezt vol Kummer die Stunden der Nacht dem Morgen entgegen, wo eine Zahl unmündiger Kinder, die er durch den besten Fleis nicht ernähren kan, ihm das Brod aus den Händen fordert, womit er sich zur Arbeit stärken wil? Doch es sinke der Vorhang vor diesem Trauerspiel. Indessen mus uns die Ruhe des Landes und seine Freude schäzbarer werden, wenn wir uns dabei zuweilen an den Theil unsrer unglücklichen Brüder erinnern; und eine edle Uebung des Herzens ist es, in zarter Wehmuth und in Dankbarkeit gegen den Wohlthäter unsrer Tage zu zerfließen.

Auch der Friede des Landes versüßt uns die Ergötzungen des Landlebens; denn lassen Sie uns nur alles zusammenrechnen, was das Glück dieser Sommertage befördert; jede angenehme Seite des menschlichen Lebens verdient unsre Aufmerksamkeit. Wenn der Friede diese Fluren verlassen hätte, wie leer, wie

einsam würden nicht unsre Sommerhäuser stehen? Die Aecker, wo izt unser Getraide in vollen Wellen wallet, würden vielleicht unbebaut, mit faulenden Leichnamen bedeckt liegen; die Thäler, worin izt manches vergnügte Mädchen zu dem Schlag der Wachtel singt, und das frohe Geblök unsrer Heerde ertönt, würden vielleicht von dem Geschrei der Verwunderten, von dem Röcheln der Sterbenden erbeben. Nicht mehr würde das Schaf auf seiner Weide, nicht mehr der Landmann in seiner Hütte sicher seyn; gewaltsam hinweggeführt würde er in Waffen gekleidet werden, und in seiner Hand, die nur die friedsame Sense zu führen gewohnt ist, das blutbesprützte Schwerdt drehen; dem schwachen Weibe würde der lezte Stier vom Pflug geraubt werden, und mit einem traurigen Gebrül würde er in die verlassenen Furchen zurückschauen; Einsamkeit und Grauen würde alle Fluren einnehmen. Aber nun beseligt ein dauerhafter Friede diese Gefilde und unsre Sommertage; o! möchte doch das Eisen, das uns die Natur gab, den Schooß der Erde zu öfnen und dahin den Samen unsrer Nahrung zu streuen, niemals

mehr bereitet werden, um in der Hand eines Bruders wider den Bruder zu wüten, möchte doch der Landmann niemals mehr seinen Feldern, noch das Roß seinem Pfluge genommen werden.

Condit quisque diem collibus in suis;
Et vitem viduas ducit ad arbores,
Hinc ad vina redit laetus. *

Ja, so schäzbar der Friede bei unsern Ergözungen auf dem Lande ist, so süß ist es auch, die Vergnügungen der Natur mit einem edlen Freunde zu theilen, und das Herz in zärtlichen Empfindungen zu üben. Lassen Sie uns diese Stunden der nächtlichen Einsamkeit nicht verliehren und das Bündnis unsrer Freundschaft erneuern und alle Gestirne zu Zeugen rufen. Nichts sol uns in unsern Gesinnungen gegen einander trennen, nichts ermüden, die Reizungen des Landlebens zu suchen, und aus ihnen unsern Geist mit den Lehren der Weisheit zu bereichern. So gros auch in jeder Situation das Glück des Landlebens ist; so scheint es doch noch einen eigenthümlichen Vorzug von der Gesellschaft edler Freunde auf dem Sommer-

* Horaz.

hause zu gewinnen, und keine Verbindung ist würdiger, als bei der Absicht, die Schönheiten der Natur gemeinschaftlich zu betrachten, und in ihnen den unsichtbaren Urheber zu bewundern. Ja die sanfte Heiterkeit des Gemüths und das Gefühl der Freundschaft erregen sich durch einander; und nie ist der Geist zu Untersuchungen wirksamer, als wenn er von der Geselligkeit eines Freundes ermuntert, von seinen Einsichten unterstützt, und von seinen Empfindungen belebt wird. Und indem wir unter den mannigfaltigen Betrachtungen der Natur, von ihren wohlthätigen Absichten gerührt, in den Gesinnungen der Dankbarkeit unter einander eifern, so schmecken wir in diesem Geschäft ein Vergnügen, das uns noch mehr vereinigt, und unsre Freundschaft fängt an, sich zu einer Art von göttlicher Würde zu erheben.

Diese Vortheile unsrer Freundschaft werden die Dauer unsrer Tage überleben. Dort, Freund, unter dem Heer der Sterne, dort wandeln die seligen Geister, die von der Geburt der Welt an die Werke des Almächtigen bewundern, und an ihrer Seite gehen die Seelen, die auf diesem Erdbal die ersten Kent-

nisse sammelten, und werden von neuen Wundern unterrichtet. Diese erhabenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, diese unsre unersättliche Liebe zur Wahrheit, diese unaufhaltsamen Bestrebungen von Licht zu Licht emporzudringen, und das Wesen aller Wesen zu erkennen, versichern uns schon, daß wir in jenen Gegenden einst die Betrachtungen, wozu wir uns hier gewöhnen, fortsetzen werden. Ich übergehe so viele Gründe, die diese Erwartung rechtfertigen; aber einen, der uns sehr nahe liegt, und der oft übersehen zu werden pflegt, dürfen wir hier nicht aus den Augen lassen. Solten jene funkelnden Gestirne, die sich in einer nie gestörten Ordnung und Pracht in ihrem Kreis wälzen, nur von Wesen bewundert werden, die ganz in Staub zurückkehren müßten? Solte diese Erde mit so unendlichen Gütern, so mannigfaltigen Freuden gefüllt, nur für Geschöpfe eine Wohnung seyn, die auf ewig untergehen müßten? Solte der Vater der Natur, der eine so zärtliche Sorgfalt für die Belustigung unsrer Sinne beweiset, nicht für die ewige Belustigung unsrer Seele bedacht seyn? Solte er, der uns im Frühling und im Som-

mer so holdselig lächelt, uns auf immer verstossen, nach dem süssesten Vorschmack seiner Güte, und nachdem wir unsre Sele zu einer so lebhaften Dankbarkeit und Liebe gegen ihn gewöhnt haben? Nein, Freund, wir werden auch noch dann, wenn nach einigen von zärtlichen Herzen über unser Grab geweinten Thränen unser Name vielleicht bei der Welt vergessen werden solte, die erhöheten Kräfte unsers Geistes in einem himlischen Umgang anstrengen, die Werke der ewigen Weisheit, die wir hier unter unserm Landleben kennen lernten, tiefer einsehen, und mit höhern Vergnügungen. Vielleicht erinnern wir uns dann noch einmal mit zufriedenem Geiste des Gesprächs, das wir hier unterhalten, und der glücklichen Tage, worin wir uns unter den Reitzungen der schönen Natur und der Freundschaft ergötzten, und in ihnen unsre Sele zu edlen Kentnissen und Empfindungen zu gewöhnen anfingen. O! Freund, welche Aussicht! Wie wallet das Herz bei dieser Vorstellung in frohen Erwartungen empor, und wie fest sind seine Entschliessungen, mit Ihnen die Annehmlichkeiten des Landlebens so lange würdig zu geniessen,

als die Güte des Himmels ſie uns gönnen wird! Kommen Sie, Freund, unſre Phantaſie mag dieſen Bildern noch weiter in ſtillen Träumen nachhängen, kommen Sie iezt zur Ruhe; die Stunden der Mitternacht ſind ſchon vorüber, und bleicher ſchimmern ſchon die Sterne.

Laßt uns, Freunde, die Vergnügungen des schönen Jahres genießen; die Zeit entführt sie uns, wie eine leichthinfliehende Welle ein fallendes Blat mit sich fortnimt; und aus der ungetreuen Zukunft versichert uns kein Bürge, wie viele Frühlinge noch über unser Haupt zurückkehren werden.

Dum licet, in rebus jucundis vive beatus,
Vive memor, quam sis aevi brevis! *

* Horaz.

Dies war so oft die Aufmunterung unter den Mitgenossen meiner Landergötzungen; und eben die Schnelligkeit, womit sie vorüber fliehen, trieb uns an, sie mit voller Begierde zu ergreifen, ehe wir es bedauern durften, sie verlohren zu haben.

Mit welchem heimlichen Verdrus würden wir es uns vorwerfen, wenn wir die Menge der sanften Reitzungen, die uns die schöne Natur überal angeboten hat, hätten ungenossen verblühen lassen, oder unedel angewandt? Sie sind da gewesen, aber nicht vergebens für uns. Ermattet in der fruchtbaren Erzeugung so vieler Schönheiten und Vortheile bereitet die Erde sich wieder zur Ruhe. Die Luft hat ihre balsamischen Gerüche und ihre Wärme verlohren; ihre Heiterkeit ist in Nebel und feuchte Wolken entwichen; die Schwalbe ist verschwunden und die Melodie der Vögel verstumt; die Gärten zeigen nur welkende Kräuter, entfärbte Reste abgefallener Blumen, beraubte Fruchtbäume; die Lilienbeete, um welche sonst Zephire und Schmetterlinge scherzten, werden von einsamen Raben besucht, die für ihre Nahrung umherspüren; ausgeleert von

ihren Schätzen und öde liegen die Felder da; ermattet iſt das Grün der Hügel, und dicke Luft umdampft die Stirne der Berge; melancholiſch erhebt der Wald ſeinen gelben Gipfel, wirft ſeine Blätter, die ſo oft die ſchlagende Nachtigall verbargen und uns am Mittage kühlten, in den verachteten Staub herab, und läßt ſie ein Spiel der Winde werden. Wie rührend iſt dieſer Anblick der entblößten Natur! Wie unvermerkt zerfließt ein fühlendes Herz in ſtiller Wehmuth, wenn wir an den Stellen, wo tauſend Schönheiten reitzten, ſie abfallen, welken, verweſen, und eine öde Unfruchtbarkeit ſich ausbreiten ſehen! Ein Bild erweckt das andere, und wir erblicken in dem, was wir in den Veränderungen der Natur wahrnehmen, uns ſelbſt, und das, was wir zu erwarten haben. So verwelken die Ergötzungen der Erde, ſo fallen die Kräfte des Leibes ab, ſo ſinken die Liebreitze der Schönheiten in den Staub, ſo werden wir unſern Reichthümern und Würden entriſſen, ſo wird die noch von uns übrige Aſche, wie das Andenken unſrer Namen, und oft unſrer Thaten zerſtreut, und die nach uns erwachende Nachwelt nimt

unſre Stellen ein, ohne zu wiſſen, wer ſie beſeſſen hat. Welche Güter dürfen wir ſehnlicher begehren, als die, welche den Verwüſtungen der Zeit entgehen, und mit der Unſterblichkeit unſers Geiſtes fortdauern?

Nur der gute Gebrauch erſetzt die kurze Dauer der Güter der Welt; und ein weiſes Herz ſieht ihrer Flucht mit ruhigen Blicken nach. Da ſelbſt unſer Leben, das mit ſo göttlichen Vorzügen gekrönt iſt, nichts beſtändiges hat; warum ſolten wir uns denn über den Verluſt der Dinge betrüben, die nur eine Zugabe ſind? Und warum über die Entfernung der Reitzungen, die unſre Sinne ergötzen, uns grämen, da ſelbſt das Licht unſrer Augen verlöſchen und die Kraft des Gehörs verſchwinden wird? Die Unbeſtändigkeit unſrer ſinlichen Vergnügungen ſol für uns eine Warnung ſeyn, uns ihnen nicht mit einem blinden Vertrauen, nicht mit einer unmäſſigen Begierde zu überlaſſen; ſie ſind uns nur als kleine Erfriſchungen auf der Reiſe dieſes Lebens zugeſtanden; ſie entfliehen, wenn wir uns ihren ewigen Beſiz träumen, und wir erwachen, um uns betrogen zu ſehen.

Und

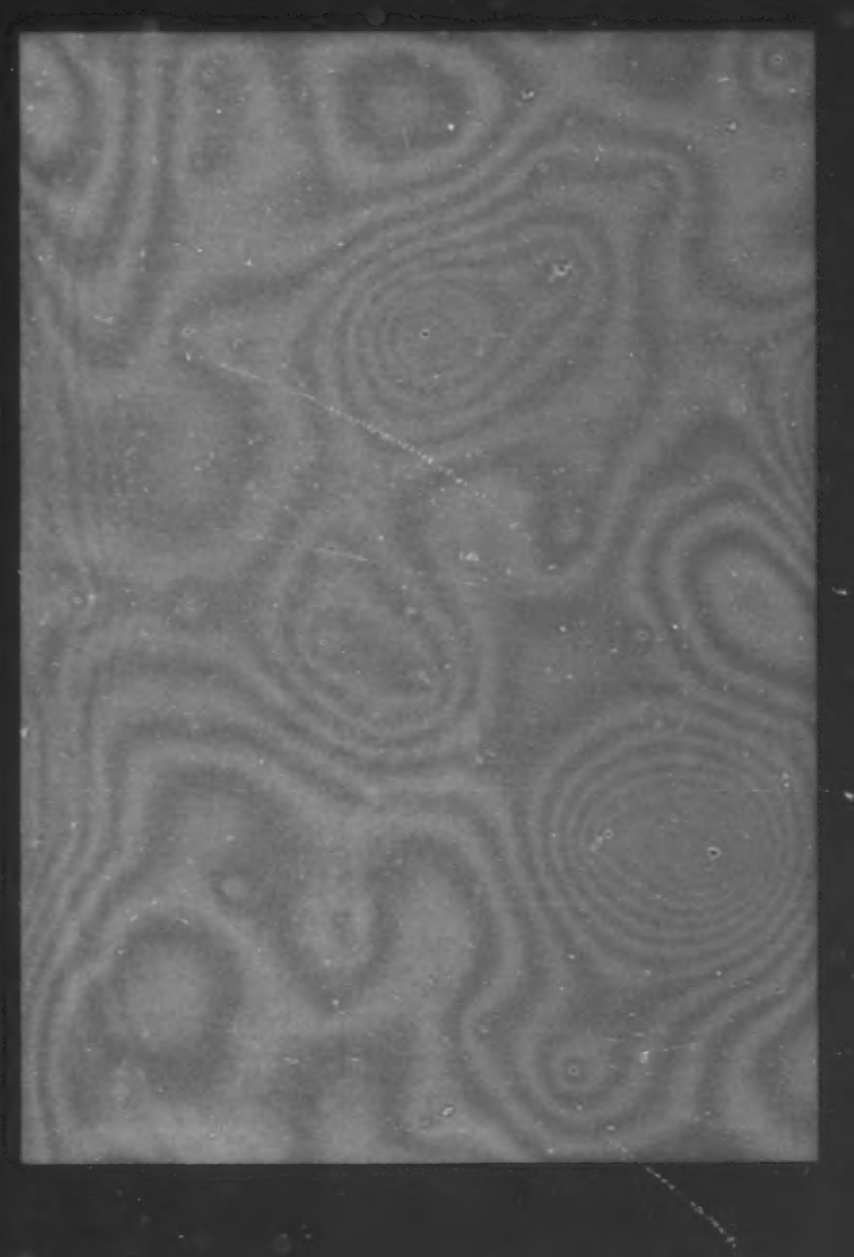
Und würden wir nicht an den Annehmlichkeiten des Jahres allen Geschmack verliehren, wenn die Gesetze der Natur erlaubten, daß der Sommer die Stelle des Herbstes und des Winters vertreten, und seine Fortdauer bis in die Zurückkunft des Frühlings verlängern dürfte? Ausser der für alle Geschöpfe gefährlichen Zerrüttung, die eine Folge dieser Veränderung seyn müßte, würde so gar die unaufhörliche Gegenwart einerlei Reitzungen uns verdrießlich machen; klagen würden wir, und nicht mehr froh der Ankunft des Frühlings entgegen sehen. Indem der Herbst und der Winter unsern Sinnen almählich die Gegenstände der sommerlichen Ergötzungen entziehen, und die Sele in den öden beschneiten Tagen eine Art der Erholung von ihren genossenen Vergnügungen schöpft; so bereitet sie sich wieder zum neuen Genus des Frühlings, dessen Freuden ihr desto wilkommener sind, da sie dieselben auf eine Zeit hat entbehren müssen. Laßt diese Sorge der wohlthätigen Natur für die Beständigkeit unsrer Vergnügungen, indem sie uns dieselben zu rauben scheint, nicht unbemerkt; ihr werdet sie in allen Vorfällen des Lebens wiederfinden —.

Aber hat denn das Landleben gar keine Freuden mehr? Hat denn der siegende Herbst nichts mehr, das unsern Abschied von dem Sommerhause noch mit einiger Ergötzung begleitete? Ja, obgleich den Wiesen ihr Gras und den Fluren ihre Erndte genommen ist, so sind doch noch die sonnigten Abhänge der Weinberge Schauplätze des Segens und der Freude, und nur spät scheint der Herbst die Traube zur Reife zu bringen, damit die letzten Tage auf dem Lande auch ihre Anmuth haben. Welches Gedränge des Fleisses, und welches Frohlocken belebt weit umher die Hügel! Der Reichthum der Trauben, die Menge von Körben, das fröhliche Umhertragen, die lauten Scherze der Winzer, das Knarren der pressenden Kelter, die schäumenden Fässer vol süssen Safts, die Lieder von Freiheit und Wein, die Spiele und Tänze am Abend — welche vergnügende Scene, und welcher reicher Vorwurf für den Dichter und Maler! Ganze Dörfer sind zu diesem Feste versammelt, und eine weite Landschaft umschwärmt die schönen Hügel, von welchen der gütige Herbst die reine Fluth des Weins, noch in gelben Beeren verschlossen, austheilt,

fruchtbarer nicht für die Wollust, sondern für die Erquickungen des Lebens. Doch auch dieser Auftritt dauret nicht lange; der Vorhang fält, und das Spiel der ländlichen Freuden ist geendigt.

Wir verlassen unser Landhaus, um welches rauher die Luft zu wehen begint, und die weite Gegend umher ihre ausgeblüheten Reitzungen abgeworfen hat. Lebe denn wohl, geliebtes Land! Lebt wohl ihr Hügel und Thäler und Bäche und Wälder, und du, schöne Wohnung, in deren Schooß wir einen Ueberflus der süssesten und edelsten Vergnügungen genossen. Erfüllt mit einer geheimen Dankbarkeit und mit sanfter Wehmuth verlassen wir dich; und mit einem Auge, das eine gerechte Empfindung feuchtet, schauen wir zu dir zurück. Keine Rauhigkeit des Winters wird uns die Bilder so vieler Reitzungen auslöschen; unsre immer belebte Phantasie wird sich selbst durch die dicken Schneegeflöber eine heitere Aussicht eröfnen, und uns den Anblick jener unvergeßlichen Freuden immer wieder gegenwärtig machen. Entkleidet euch denn von euren falben Blättern, ihr Wälder; werft nur den kahlen Rest eures Schmucks

ab, ihr Fluren; und ruhet unter den schützenden Decken des Winters, bis ihr zu neuen Schönheiten erwacht, das Auge der Städte reizt, und auch uns vielleicht zu den Freuden des Landlebens wieder ruft. O! möchte ich dann mit eben dieser sorgenfreien Brust euren Reitzungen wieder entgegen eilen; oder wenn ich den Abend meiner Tage erreichen, wenn er eben so heiter seyn sol, als es mein Morgen war, o! so vergönne mir, gütiger Himmel, nicht Reichthum, nicht Würden, nur dieses Loos, aus den Unruhen der Geschäfte nicht unwürdig ermattet in den Schatten des Landes zurückzukriechen, da die letzten Erquickungen der Weisheit zu schöpfen, und nur einigen redlichen Freunden und meinem Thale bekannt, den Geist vol stiller Zufriedenheit zu dem Genus weit höherer Freuden auszuathmen, als die er hier empfing, zu den Entzückungen eines Frühlings, der nimmer verblühen wird!



Von der

Gaſtfreundſchaft.

Eine Apologie

für die Menſchheit

von

C. C. L. Hirſchfeld.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1777.

I.

Eine der liebenswürdigsten Tugenden, die je die menschliche Natur gezieret hat, die Nationen verschwistert und Welttheile an einander kettet, die Gastfreundschaft scheint noch nicht die Betrachtung gefunden zu haben, die sie verdient. Wenn auch hie und da mehr ein Zufall als ein besonderer Vorsatz von dieser Tugend zu reden veranlaßte, so waren es einzeln hingeworfene Bemerkungen, größtentheils eingeschränkt auf Griechen und Römer, bey welchen doch eine solche Betrachtung noch immer sehr unfruchtbar bleibt; oder es waren antiquarische Abhandlungen, die mehr todte Gastrechtgebräuche betrafen, als daß sie in den Geist, der in ihnen lag, tief eingedrungen wären. Auch scheint es, daß manche Philosophen, die

so gerne Systeme ohne einen Blick in die Welt und in die Geschichte bauen, oder Lehrbücher bis ins Unendliche wiederholen, es nicht für würdig genug halten, über einzelne Seiten der menschlichen Natur mehr besondere und genaue Beobachtungen anzustellen, wodurch indessen doch die wichtige Wissenschaft des Menschen von dem Menschen am meisten einer Erweiterung fähig wird.

Man darf es wohl kaum erinnern, daß hier nicht von der Gastfreyheit, als einer Tugend oder Sitte einzelner Personen oder einzelner Familien unter verfeinerten Nationen, die Rede ist; als solche ist sie öfters nichts anders, als eine Wirkung der Eitelkeit, der Prachtsucht, der Schwelgerey, zu weit ausgeartet, als daß sie uneigennützige und wohlthätige Gesinnung seyn könnte. Wir betrachten sie als eine Tugend eines ganzen Volks. Sie begreift jede menschenfreundliche Aufnahme, jede Art des gefälligen, dienstfertigen und wohlthätigen Betragens

trages einer Nation gegen Glieder einer andern Nation. Sie iſt alſo weit mehr, als die alltägliche Gaſtfreyheit, die ein Freund gegen den andern, oder eine Nation gegen ihre eigene Glieder ausübt.

Wäre die Gaſtfreyheit auch nichts mehr, als eine Pflicht der Höflichkeit gegen Perſonen, mit welchen man in keiner beſondern Verbindung ſteht; ſo würde ſie ſchon der Aufmerkſamkeit des Philoſophen nicht unwerth ſeyn. „Denn Tugenden dieſer Art ſind, wie Hutcheſon *) ſehr richtig bemerkt, von mehrer Wichtigkeit und von einer größern moraliſchen Schönheit, als man ſich anfänglich einbildet. Sie erregen die Dankbegierde, und durch die Gewalt des Beyſpiels erwecken ſie die Neigungen von weiterm Umfange; ſie geben einer ganzen Nation, ja dem ganzen menſchlichen Geſchlechte eine liebenswürdige Geſtalt. Ein

*) Sittenlehre der Vernunft. Aus dem Engl. übers. B. S. 455.

gefälliges Betragen und die Gastfreyheit gegen Fremde, ein verbindliches und höfliches Verhalten gegen alle, auch unbekannte, Personen, werden mit allem Rechte für unfehlbare Kennzeichen einer menschenfreundlichen und leutseligen Gemüthsart angesehen, und sie sind desto liebenswürdiger, je weniger sie einen Argwohn eigennütziger Absichten voraussetzen."

Allein die Gastfreundschaft ist auch merkwürdig, man mag sie als einen Naturtrieb, oder als eine Sitte, oder überhaupt als einen Theil des Nationalcharakters ganzer Völker betrachten. Sie hat sich mit den sonderbarsten Erscheinungen sehen lassen, und nicht selten bey Nationen, bey welchen man sie am wenigsten suchte. Sie hat neben Neigungen, Sitten und Gewohnheiten, die sie zu zerstören scheinen, sich am längsten erhalten. Sie ist für die Kultur der Völker, die sich zum Theil auf sie gründet, überaus wichtig, und das gefälligste Band, das die entferntesten und unbekann-

kanntesten Stämme des menschlichen Geschlechts mit einander vereinigt.

Die Vortheile der Reisen in dem ersten Zeitalter der Nationen waren unstreitig für die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, für die Ausrottung schädlicher Vorurtheile der Erziehung und des Vaterlandes, für die Fortpflanzung der Geschichte, für die Aufklärung der Gesetzgebung, für die Erhebung des menschlichen Geistes, für die Bildung der Sitten, für die Milderung aller natürlichen Gefühle — wichtiger, als sie itzt seyn können. Und die Gastfreundschaft war es, die, indem sie das Reisen erleichterte, die Hand zum Erwerb aller dieser Vortheile bot.

Wenn irgend eine Tugend in das erste Weltalter hinaufsteigt, so ist es die Gastfreundschaft. Sie nimmt mit der Einfalt der ältesten Gesellschaften im Moses und im Homer ihren Anfang, und schreitet von da durch einen langen Zeitraum fort, bis sie auf eine Gränze

stößt, wo sie entweder ganz verschwindet, oder unter den Verfeinerungen der Nationen allmählich in eine weniger kenntliche Gestalt übergeht.

2.

Als die ersten Menschengeschlechter sich von einander abzusondern und eigene Gesellschaften oder kleine Staaten zu bilden angefangen hatten, konnten verschiedene Veranlassungen zu Reisen entstehen, welche einzelne Glieder der einen Völkerschaft in das Gebiet einer andern unternahmen. So lange diese Völkerschaften in Frieden oder freundschaftlichen Bündnissen mit einander lebten, war die Aufnahme gesichert, und Zelt oder Hütte dem Ankömmling geöffnet.

Die Bedürfnisse sowohl des ersten Weltalters, als auch vieler spätern Völker, machten die Gastfreyheit nothwendig. Es waren noch keine Städte, noch keine Flecken vorhanden, sondern

ſondern nur zerſtreute, oft weit von einander entlegene Hütten, zwiſchen welchen der Fremdling umherirrete. Oder wo auch Städte und Flecken angelegt waren, ſo waren noch keine öffentliche Anſtalten zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Reiſenden eingeführt. Man glaubte, wenigſtens in einem Zeitraum der Griechen und Römer, daß die Gaſtwirthſchaft einem freygebohrnen Bürger unanſtändig ſey, und Plato *) hatte den Einfall, ausdrücklich zu behaupten, daß ſie nur von Ausländern und gemeinen Leuten getrieben werden müſſe. Der Mangel der Polizeyeinrichtungen mußte durch die menſchenfreundliche Dienſtfertigkeit einzelner Familien erſetzt werden.

Vermuthlich waren unter vielen Stämmen und Völkerſchaften die Reiſen aus mancherley Urſachen nicht ſehr häufig. Die freye Bewirthung eines Fremden, die nur ſelten war, ward deſto williger unternommen, je mehr ſie

*) de Legibus. lib. II.

noch von Einfalt und Genügsamkeit erleichtert ward.

Die erste Welt kannte wenig den Handel. Die Reisenden waren keine Kaufleute, die ihres Vortheils wegen ausgiengen, und von denen es nicht unbillig scheinen kann, einen Theil ihres Gewinns zu nehmen. Es waren meistens wißbegierige Philosophen und Gesetzgeber, oder doch Männer, die für sich und ihre Mitbürger nützlichen Unterricht suchten. Ihre Absicht war edel, frey vom gemeinen Eigennutz. Man glaubte, daß man ihnen auch eine uneigennützige Aufnahme schuldig sey.

Die Seltenheit der Reisen, der Mangel des Verkehrs der Völkerschaften unter einander, und die Absonderung der Wohnplätze konnten die Neigung zur Gastfreyheit beleben. Weil man selten einen Fremden sah, so erregte seine Gegenwart mehr Aufmerksamkeit. Man fühlt oft eine verdrüßliche Einsamkeit, wenn man blos bey seiner Nation, der man zu

sehr

ihr gewohnt wird, eingeschränkt ist. Man reißt sich, so lange man noch nicht ganz in sich selbst eingeschrumpft ist, gern aus der einförmigen Eingezogenheit heraus, sobald ein neuer Gegenstand erscheint.

Durch die Ankunft eines Fremden ward die Neubegierde gereizt, die den Menschen so natürlich ist, und es noch mehr den ersten Menschen seyn mußte. Sie suchte sich durch Bekanntschaft und Umgang mit ihm zu befriedigen. Je seltener die Erscheinung eines Reisenden, je entlegener seine Heimat, je abweichender das Gepräge der Sitten und Gewohnheiten seiner Nation von dem gewöhnlichen Stempel, oder je hervorstechender der Ruhm ihrer Talente, Künste und Thaten war; desto ausgebreiteter mußte die Neubegierde in der Aufmerksamkeit auf einen Fremden wirken, und desto mehr mußten diese Wirkungen zu dem Ziel der Gastfreyheit zusammenlaufen.

Das erste, was ein Fremder suchte, war Sicherheit vor Beleidigung. Diese Sicherheit konnte er zu finden hoffen, sobald sich da, wohin er kam, die ersten Begriffe von Gerechtigkeit entwickelt hatten. Es war natürlich, einen Fremden als einen Menschen zu betrachten, der von dem Schutz seines Vaterlandes, von der Treue seiner Freunde, von der Zärtlichkeit seiner Familie getrennt war, der schwach und hülfbedürftig unter einem unbekannten Himmel trete. Was konnte bey dieser Betrachtung mehr gegen das erste Gefühl der Gerechtigkeit seyn, als einen solchen Menschen zu beleidigen oder beleidigen zu lassen? Man mußte es empfinden, daß es weder Ehre noch Tapferkeit sey, sich seiner Schwäche und Hülflosigkeit gegen ihn selbst zu bedienen. Man erkannte sogleich unter dieser Empfindung als ein Gesetz der Natur, daß er ein Recht auf den öffentlichen Schutz des Landes habe, worinn er sich befand, und daß Göttern und Menschen

ſchen nichts mißfälliger ſeyn könnte, als ihm Beleidigungen zufügen zu laſſen.

Nachdem ſich dieſe Begriffe zu einer gewiſſen Stärke ausgewickelt hatten, mußte auch der Trieb zur Geſelligkeit ſeine Wirkung zu beweiſen anfangen. Wenn dieſer Trieb, ſo unwiderſprechlich in unſerer Natur gegründet, ſo wohlthätig für das Leben des Menſchen, ſo unaufhaltſam in ſeinen Aeußerungen, ſich in dem alltäglichen Kreiſe nicht befriedigen konnte; ſo ſuchte er in dem Umgang mit einem Fremden ſeine Sättigung. Je mehr abgeſondert die Glieder einer Nation lebten, und je weniger Verkehr ſie unter ſich ſelbſt hatten, deſto mehr machte er ſie für den ankommenden Wanderer geneigt. Denn der Menſch iſt zur Geſellſchaft gebohren. „Die Spur eines Lapländers auf dem beſchneyten Ufer, ſagt Ferguſon, *) macht dem einſamen Seemann Freude; und die

*) Verſuch über die Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft. Aus dem Engl. S. 24.

die stummen Zeichen der Ehrlichkeit und Freundlichkeit, die ihm gemacht werden, wecken in ihm das Andenken des Vergnügens auf, das er in der Gesellschaft genoß." In der That mit welcher Sehnsucht nach Menschen irren nicht oft die Seefahrenden, wenn sie lange nichts als Wellen und Wolken gesehen, auf dem weiten Meere umher! Und welches Frohlocken bey dem Anblicke eines Ufers, eines noch unbekannten Ufers, wenn es nur Spuren der Bewohnung zeigt! Die einsamen Hütten in den Gebürgen oder an den Gestaden des Meers, die lange nicht von dem Gruß eines Fremden ertönten, wie öde, wie leblos werden sie nicht ihren Bewohnern? Wie oft und wie ungeduldig erwartend forscht nicht das Auge umher, ob es nicht auf jenem ungebahnten Fußsteig in die waldichte Höhe hinauf, oder dort an dem fernen Horizont, der sich mit den Wellen verliert, einen Ankömmling gewahr werde, der Leben und Aufheiterung bringe? Wohlthätiger

Trieb

Trieb der Geselligkeit, du belebst die ganze Empfindlichkeit der menschlichen Natur für andere, du läßt das Herz dem noch fernen Wanderer schon entgegen klopfen, und treibst unwiderstehlich zu jeder Art von Menschenfreundschaft und Gutthätigkeit!

Nicht weniger ist die Sympathie ein Theil von der Einrichtung unsers Wesens. Sie entspringt nicht aus unsrer Wahl oder aus einer Rücksicht auf eigenen Vortheil. Es beruhet nicht auf unsrer Willkühr, ob der Zustand des Nebenmenschen uns rühren soll oder nicht. Jeder muß es gestehen, daß er dieses gemeinnützige Gefühl nicht aus seinem Herzen verbannen kann. Die Sympathie wirket so deutlich, so allgemein, so unaufhaltsam, daß es eine unbegreifliche Verblendung seyn würde, wenn man sie nicht für einen Grundtrieb unsrer Natur erkennen wollte.

In so ferne die Gastfreundschaft als eine Wirkung der Triebe der Geselligkeit und der

Sympathie betrachtet werden kann, in so ferne läßt sich auch behaupten, daß sie in der Einrichtung unsrer Natur selbst gegründet ist. Es ist hier nicht der Ort zu entwickeln, wie weit die Gastfreyheit durch Ehebegierde, durch erworbene Höflichkeit und Gefälligkeit, durch Klugheit und politische Absichten unterstützt werden kann. Wir begnügen uns hier noch mit der Bemerkung, daß die Gastfreundschaft, indem sie sich auf die Triebe der Geselligkeit und der Sympathie stützt, als eine Wirkung von der Einrichtung unsrer Natur anzusehen ist.

3.

Allein ehe die Gastfreundschaft sich als ein Naturtrieb äußern kann, muß sich der Mensch in einer Lage befinden, die der Würksamkeit dieses Triebes keine Hindernisse, die ihn ersticken, entgegen setzt. Zu diesen Hindernissen gehört die Sinnlosigkeit des noch ganz rohen Menschen; die Furchtsamkeit und Schüchternheit,

heit, die aus dem Gefühl der Schwäche entſpringt, und durch die Einſchränkung der noch ungeübten Denkkraft vermehrt wird; die harte Dürftigkeit des erſten Naturſtandes.

Es giebt noch jetzt Völkerſchaften, die ſo tief in Sinnloſigkeit vergraben liegen, daß ſie, außer den nothwendigſten Naturtrieben, ſich kaum zu irgend einem Gefühl erheben können. Man hat Beyſpiele, daß ſie Gegenſtände, die ihnen ganz neu ſeyn mußten, ohne die geringſte Bewegung von Luſt oder Unluſt, von Habſucht oder Erſtaunen, anſtarrten. Sie blieben ſelbſt bey dem Anblick europäiſcher Kriegsſchiffe, der andre Wilde in die lebhafteſte Verwunderung ſetzte, ganz ungerührt; ſie fiſchten in der Nähe des Ankerplatzes ruhig fort, ohne einmal einen Blick dahin zu werfen. In einem ſo tiefen Schlafe des Geiſtes wird ſich der Begriff vom Eigenthum nicht leicht entwickeln, und ſo lange dieſer noch unausgebildet iſt, noch keine Spur von wahrer Wohlthätigkeit ſich

zeigen. Die Unwissenheit, daß es Rechte des Eigenthums giebt, der Gedanke, daß alles gemeinschaftlich ist, kann etwas hervorbringen, das den Schein der Gutherzigkeit hat, aber nichts weiter als plumpe Dummheit ist. Einige Wilde kehren in die erste Hütte, die sie antreffen, raffen weg, was ihnen gefällt; man läßt es geschehen, weil man in einem gleichen Fall es eben so macht.

So waren die Amerikaner, die Ojeda nach dem Kolumbus etwa zweyhundert Meilen über den Orenoko entdeckte. Das Land war durch Lage, Luft und Wasser gesund und anmuthig. Die Einwohner hatten weder einen König, noch andere Oberhäupter. Männer und Weiber giengen nacket, bis auf einen Gürtel von Laub oder Baumwolle. Ihre Häuser waren gemeinschaftlich; doch waren sie eigentlich nur als ein Dach gegen unmäßige Hitze und schlimme Witterung anzusehen; denn sie wurden nur dann bewohnt, wenn sich die

Thiere

Thiere ſelbſt zu verbergen pflegen. Die Wilden hatten weder vom Handel noch vom Tauſch den geringſten Begriff. Weil ſie ſich nach nichts ſehnten, als was nöthig war, und für dieſes die Natur durch eine groſſe Menge Kräuter, Wurzeln und Fiſche geſorgt hatte; ſo gaben ſie alles willig her. Dagegen nahmen ſie auch mit gleicher Freymüthigkeit alles, was ihnen gefiel, wiewohl ihre Begierde durch einen Beſitz von wenig Augenblicken ſchon geſättigt war. Ihre Lebensmittel boten ſie jedem an, der ſie haben wollte. *)

Furchtſamkeit und Mißtrauen iſt gewöhnlich das Eigenthum des Menſchen, der noch in dem rohen Naturſtande lebt. Je eingeſchränkter die Sphäre ſeiner Begriffe und Erfahrungen iſt, deſto überwiegender wird ihm das Gefühl von ſeiner Schwäche. Mit dem Fortgang ſeiner Kultur entſtehen neue Entdeckungen von

*) Allgemeine Hiſtorie der Reiſen ꝛc. 17ter B. S. 95. 97.

Hülfsmitteln, die er zu seiner Beschirmung anwenden kann. Er findet die Gefahren nicht mehr so schreckend, weil er mehr Wege gelernt hat, ihnen zu entschleichen oder sie zu überwältigen. Seine Furchtsamkeit nimmt in dem Grade ab, mit welchem seine Aufklärung steigt. Fast eben so verhält es sich mit dem Mißtrauen, das nichts anders als Furcht in einer etwas veränderten Gestalt ist. Außerdem ist das Leben der Wilden fast immer ein Zustand der Unruhe und des Krieges, den sie mit benachbarten Stämmen und Völkerschaften führen, ein Zustand, der Zuneigung und Vertrauen allmählich ganz verscheucht.

Man sieht leicht, wie sehr diese Furcht und dieses Mißtrauen, die dem Wilden mehr, als dem kultivirten Menschen, eigen sind, die Geselligkeit bey ihm hemmen müssen. Daher bey der Annäherung der Europäer die häufige Flucht der wilden Nationen auf hohe Gebürge, in tiefe Waldungen und Felsenklüfte. Nur

mit vieler Mühe und mit einer Verſchwendung von Zeichen der Freundſchaft hat man ſie oft in ihre Hütten und an das freye Geſtade zurücklocken können. Nicht eher gewann die Neigung zur Geſelligkeit und Gaſtfreyheit Ruhe genug, ſich würkſam zu beweiſen, als bis die Palme des Friedens überreicht, bis Geſchenke angenommen, oder andere Zeichen der Freundſchaft gewechſelt worden.

Auch die Verſchiedenheiten des Naturſtandes dürfen nicht überſehen werden, weil ſie die Gaſtfreundſchaft in ihrer Würkſamkeit bald mehr, bald minder einſchränken oder erleichtern.

Wo der Jägerſtand, der äuſſerſte und härteſte Stand der rohen Menſchheit, noch fortdauret, da iſt die Wildheit zu überwiegend, das Gefühl der Bedürfniſſe liegt noch zu ſchwer, als daß die geſelligen Triebe ſich unter dieſer Gewalt empor heben könnten. Sogar die eheliche Vereinigung wird ein Unglück, weil das

Wild, die Nahrung, mit der Vermehrung des Menschen abnimmt. Die tägliche Ungewißheit seines Schicksals, die Mühseligkeit und Gefahr, unter welcher er mit dem Anbruch jeder Morgenröthe seinen Unterhalt im Walde und in der Luft aufspüren muß, schlagen den Geist mit ihrer ganzen furchtbaren Last nieder. Der jagende Wilde hat keine Hütte, die er seine Wohnung nennen könnte; die erste Höhle in der Felsenwand ist seine Herberge. Er entfernt sich, je weiter er von Wohnungen der Menschen wegiret, von dem gesellschaftlichen Leben. Er verliert sich ganz, fast ohne Hoffnung der Zurückkehr, in die Einsamkeit. Unzufriedenheit und Unruhe sind seine unsichtbaren Begleiterinnen. Sein Geist verwildert unter den beständigen Ermerdungen, wie seine Gefühle. Er wird hart und ungesellig. Von dem zufälligen Ueberfluß einer glücklichen Jagd theilt er nicht mit, weil er bald den Mangel wieder zu fürchten hat.

Nicht

Nicht viel beſſer iſt das Schickſal der Völkerſchaften, die ſich allein vom Fiſchfang nähren. Eben die Ungewißheit des Unterhalts, eben die Unſtetigkeit des Lebens, eben die Verwilderung der Gefühle. Sie kämpfen außerdem mit einem gefährlichen Elemente: ſie müſſen den Fiſchen auf viele Meilen nachziehen. Weil ſie aber doch noch immer in kleinen, ſelten weit von einander getrennten, Haufen dem Zug nachgehen, ſo kann ſich die Geſelligkeit eher erhalten, als unter jagenden Nationen. Sturm und Winter treibt ſie wieder in ihre Hütten zuſammen, wo die Geſelligkeit ſich an eben dem Heerd erwärmt, woran ſie ihre Fiſche trocknen.

Dieſe beyden angeführten Naturklaſſen ſind indeſſen der Wirkſamkeit der Gottesfurcht am meiſten entgegen. Eine neuere Erfahrung hat ihr beſtätigt. Auf allen Inſeln des Südmeers, deren Bewohner noch in einem Zuſtande leben, der den beſchriebenen ſehr ähnlich

ſt, haben die Seefahrer keine Landung ohne Widerſtand, keine Aufnahme mit Freundſchaft gefunden.

Weit näher grenzt ſchon an die Geſelligkeit das herumziehende Hirtenleben, das auf die erſten Naturſtände zu folgen ſcheint. Zwar iſt hier noch keine Beſtändigkeit der Wohnung. Die Zelte folgen den Heerden, ſobald eine Gegend abgeweidet iſt, nach einer andern hin. Allein die Hirten halten ſich doch ſchon mit ihren Heerden näher bey einander. Ihre Nahrung iſt gewiſſer, wird leichter aufgebracht. Sie genießen mehr Ruhe zum Nachdenken und zu freundſchaftlichen Zuſammenkünften, mehr einen Ueberfluß, wovon ſie dem dürftigen Fremdling mittheilen können. Wir werden weiterhin verſchiedene Nomaden in der Ausübung der Gaſtfreyheit beſchäftigt ſehen.

In dem Schooße des friedſamen Feldbaues aber wird der Trieb der Geſelligkeit erſt recht zum Wachsthum erwärmt. Der Ackerbau macht

die

die Menſchen zahm und geſittet. Er verſammelt ſie in fruchtbare Gegenden. Er macht ſie durch die Vereinigung geneigter, erworbene Einſichten, nützliche Entdeckungen und gute Geſinnungen einander mitzutheilen. Er flößt ihnen Achtung gegen das Eigenthum, Liebe zur Beſtändigkeit der Wohnung ein. Er verſchafft ihnen mit der Gewißheit und Bequemlichkeit der Nahrung mehr Ruhe der Leidenſchaften, mehr Muße zum Denken. Er befördert die Vermehrung und den Anwachs der Familien, die ſich mit Leichtigkeit und im Reichthum ernähren. Er lockt zu den Vergnügungen der Geſellſchaft, und beeifert dadurch Leutſeligkeit und Gutherzigkeit ſchneller aus. Er gewöhnt ſie endlich zu bleibenden Niederlaſſungen, zur Anlegung der Dörfer, zu allem, was zur Einrichtung und Bildung einer Nation beytragen kann. Die Gaſtfreundſchaft wird ſich alſo am meiſten bey Völkern zeigen, die mit einem gewiſſen Wohlſtande vom Ackerbau leben.

Man

Man wird indessen leicht erkennen, daß man bey der Angabe dieser verschiedenen Naturstände nicht die Absicht hat, zu behaupten, als wenn sie immer so rein und unvermischt in der Natur angetroffen würden, daß sie niemals in einander fließen sollten. Das Leben von der Jagd und das Leben vom Fischfang haben ohnedieß schon eine genaue Verwandtschaft mit einander; und zwischen ihnen und dem Hirtenleben kann noch ein Mittelstand einfallen, worinn der Mensch sich von Wurzeln, wilden Früchten und selbst wachsenden Pflanzen nähret. Die Absonderung der Naturstände hat in der Theorie ihre bekannte Bequemlichkeit; sie ist aber auch nicht so willkührlich angenommen, daß sie nicht in der Wahrscheinlichkeit der ersten von Stufe zu Stufe fortschreitenden Bildung des Menschen, und in der Natur selbst oder in wirklichen Beyspielen gegründet wäre.

4.

Es iſt ſchon bemerkt, daß die Gaſtfreundſchaft als ein mittelbarer, in den Trieben der Geſelligkeit und der Sympathie gegründeter, Naturtrieb anzuſehen iſt. Seine Würklichkeit muß aus der Geſchichte der Menſchheit erwieſen werden. Um dieſes mit Sicherheit und ohne Gefahr des Widerſpruchs auszuführen, müſſen wir Völkerſchaften aufſuchen, die noch ohne merkliche Kultur, ohne Verſchlimmerung, ohne Verſtellung der Leidenſchaften, der freyen Bewegung der unverfälſchten Naturtriebe überlaſſen ſind. Vornehmlich verdienen Inſulaner, die in ſehr wenig beſuchten Meeren weit von dem feſten Lande entfernt leben, in dieſer Abſicht unſre Beobachtung. Die Spuren der Gaſtfreundſchaft, die ſich bey ſolchen Völkerſchaften finden, ſind die ſicherſten Anzeigen, daß ſie in der Einrichtung der menſchlichen Natur gegründet iſt, und zu ihrer Beſtimmung gehört.

Um

Um mit Beyspielen anzufangen, die noch hie und da im frischen Andenken seyn müssen, erinnern wir uns hier zuerst der Insulaner, deren Entdeckung die Geschichte der Menschheit in unsern Zeiten erweitert hat. Auf den meisten Eylanden der Südsee haben die Engländer, die vor einigen Jahren dahin die berühmte Fahrt versuchten, Heiterkeit, Freundlichkeit und Gastfreyheit bey jenen Kindern der Natur gefunden, vornehmlich aber auf der Insel Otaheite oder Georgsinsel. Sie gehört zu den gesundesten und anmuthigsten Ländern in der Welt. Die Berge sind mit Waldung, die Thäler mit Gras und Kräutern erfüllt, die Luft ist überaus rein. Ueberall eine große Mannigfaltigkeit von Fischen, zahmen Thieren, vortrefflichen Früchten. Die Insel ist mit wohlgebildeten, anständig gekleideten, tapfern und geistreichen Einwohnern stark bevölkert. Ihre Häuser sind nicht in Dörfer zusammengebauet, sondern sie liegen über die

Ebenen

Ebenen umher zerstreut, oder in anmuthigen Hainen. Sobald bey den gutherzigen und fröhlichen Bewohnern dieser arcadischen Insel die ersten Bewegungen der Furcht gestillt waren, so überliessen sie sich ganz der Gastfreundschaft gegen die Engländer, die ihnen mit Behutsamkeit und Güte begegneten. Sie eilten ihren Gästen mit Früchten, Thieren und andern Lebensmitteln entgegen; sie führten sie in ihre Wohnungen, drängten sich jeden Tag freundschaftlich um sie her, sannen auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und überhäuften sie während ihres ganzen Aufenthalts mit tausend Beweisen der Gutherzigkeit. Sie vergassen bald die Beleidigungen und Zwistigkeiten, die zuweilen von beyden Seiten vorfielen, und boten gerne zur Aussöhnung die Hand. Viele von den Engländern schliefen oft in ihren Häusern mitten im Walde, ohne einen Gefährten, in einer vollkommenen Ruhe. Drey Monate lebte Cook und seine Gesellschaft mit den

Ota-

Otaheiten in der herzlichſten Freundſchaft und in einer beſtändigen Erwiederung von Gefälligkeiten. Als das Schiff unter Segel gieng, nahmen die Indianer, die ſich am Bord befanden, Abſchied, und weinten mit einer anſtändigen Betrübniß, die etwas ungemein Zärtliches und Rührendes hatte. Das Volk in den Kähnen klagte laut über den Abſchied. *) — Es iſt kein Dienſt, wird in Cook's Tagebuch ſeiner neuen Reiſe zu den Otaheiten **) geſagt, dem ſie ſich nicht willig unterwerfen, keine Gefälligkeit, die ſie nicht gerne übernehmen ſollten. Sie durchſtreichen die Inſel, den Fremden das, was ihnen fehlt, zu verſchaffen, und wenn ſie durch Güte und einige kleine Zeichen der Achtung aufgemuntert werden, ſo richten keine Verheißungen oder Belohnungen etwas

bey

*) Geſchichte der Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer ꝛc. 4. Aus dem Engl. 1774. 2ter Th.

**) Tagebuch von Kapitain Cook's neueſter Reiſe um die Welt ꝛc. Aus dem Engl. 1776. S. 57.

bey ihnen aus, ihre Ergebenheit zu brechen, oder die geschlossenen großmüthigen Verbindungen zu trennen. — Nicht weniger gutherzige Bewirthung hatte vorher schon Wallis *) bey ihnen angetroffen; und als er sich von ihnen entfernte, nahmen sie mit so zärtlicher Freundschaft und so rührender Betrübniß von ihm Abschied, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. — Eben den Charakter der Gastfreundschaft traf Bougainville **) bey den Otaheiten an, als er nach dem Wallis ihre Insel besuchte. Die Beschreibung, die er von ihnen giebt, kann für den Ruhm ihrer Gastfreyheit nicht vortheilhafter seyn. Die Franzosen wurden bey ihrer Landung von einer Menge Menschen beyderley Geschlechts empfangen, die sich nicht satt an ihnen sehen konnten.

Keiner

*) Geschichte der Seereisen ꝛc. 1ster Th.
**) Bougainville Reise um die Welt ꝛc. Aus dem Franz. 1772. S. 158-165.

Keiner hatte ein Gewehr, auch nicht einmal einen Stab. Sie wußten nicht, wie sie ihre Freude, die Fremdlinge zu sehen, ausdrücken sollten. Das Haupt oder der Regent der Gegend führte sie in sein Haus, wo fünf bis sechs Weiber sie begrüßten, indem sie die Hand auf die Brust legten, und einigemal Tálo (vermuthlich Freund) ausriefen. Der Regent nöthigte sie, auf dem Grase vor seinem Hause Platz zu nehmen, und ließ Früchte, geröstete Fische und Wasser bringen. Er und das ganze Volk begleitete seine Gäste nachher bis an die Böte. Einige von den Insulanern aßen und schliefen ganz geruhig am Bord der Fregatte. Am andern Morgen brachte ihnen das Haupt junge Hühner und andre Lebensmittel. Er veranstaltete ihnen alle Bequemlichkeit zum Wasserschöpfen, Holzfällen und Errichtung der Zelte für die Kranken. Die Einwohner brachten von allen Seiten Früchte, Hühner, Schweine, Fische und Leinwand herbey, und tauschten sie

sie gegen Kleinigkeiten ein. Sie gaben auf alles genau Acht, was den Franzosen gefiel. Sie merkten, daß sie Pflanzen gegen den Scharbock und Muscheln sammelten. Es währte nicht lange, so brachten Weiber und Kinder um die Wette ganze Körbe voll solcher Pflanzen und Muscheln. Die Franzosen giengen täglich, einzeln oder in kleinen Haufen, unbewaffnet auf dem Lande herum. Die Insulaner nöthigten sie in ihre Wohnungen, und gaben ihnen zu essen. Es blieb nicht bey der Bewirthung allein, sondern man bot ihnen auch junge Mädchen an, wie man gegen die Engländer gethan hatte. Die Göttin der Liebe ist hier zugleich die Göttin der Gastfreyheit; sie hat hier keine Geheimnisse. „Ich bin mehrmalen, sagt Bougainville, tiefer in das Land hineingegangen; es schien mir der Garten in Eden zu seyn. Man sah die schönsten Wiesen mit den herrlichsten Obstbäumen besetzt und mit kleinen Flüssen durchschnitten, die überall ein frisches

Ansehen verbreiteten, ohne daß die Feuchtigkeit davon beschwerlich fiel. Ein zahlreiches Volk genießt die Schätze, welche die Natur ihm in so reichem Maaße austheilt. Wir fanden Haufen von Männern und Weibern unter dem Schatten der Obstbäume sitzen; alle grüßten sie uns freundschaftlich; die uns begegneten, traten auf die Seite, um Platz zu machen. Allenthalben herrschte Gastfreyheit, Ruhe, sanfte Freude, und dem Anscheine nach waren die Einwohner sehr glücklich."

Der bekannte Engländer, Drake, der unter den Seehelden glänzt, und nichts anders als ein großer Seeräuber war, fand bey der Entdeckung von neu Albion oder Californien die Einwohner sehr menschenfreundlich. Sie kamen ihm ohne Waffen entgegen, und begrüßten ihn mit Gesang und Tanz. Als sie seine Abfahrt bemerkten, brachen sie in anhaltende Klagen aus. Sie kletterten auf die höchsten

Spitzen

Spitzen des Landes, um ihre abreisenden Gäste noch lange im Gesichte zu behalten. *)

Als der Admiral Roggeveen die Osterinsel in der Südsee entdeckte, kamen bey seiner Landung viele tausend Insulaner ans Ufer. Sie brachten ihm gleich eine Menge gekochter und nach ihrem Geschmack zugerichteter Hühner und Wurzeln. Indessen stiegen die Holländer ans Land. Die Wilden drängten sich aus einer ihnen sehr natürlichen Neubegierde um sie her, und berührten das Gewehr. Man gab Feuer auf sie, um sie zu zerstreuen, und aus einer fast unbegreiflichen Unvorsichtigkeit oder Unmenschlichkeit tödtete man viele von ihnen. Ihre Bestürzung ward überaus groß; sie erhoben ein jämmerliches Geschrey und Wehklagen. Dem ohngeachtet brachten die guten Leute, um die Leichname zu erhalten, den Holländern

*) Histor. Bericht von den sämtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt. Aus dem Engl. 8. 1775. 1ster Th. S. 215-220.

dern von neuem allerhand Lebensmittel. Alle, Männer und Weiber und Kinder, trugen Palmzweige und eine Art von rother und weißer Fahne. Ihre Geschenke bestanden aus indianischen Feigen, Nüssen, Zuckerrohre, Wurzeln, Hühnern. Sie fielen auf die Knie, pflanzten die Fahnen vor den Holländern hin, und überreichten, ob sie gleich der beleidigte Theil waren, ihre Palmzweige als Zeichen des Friedens. Sie flehten durch die beredtesten Geberden um Freundschaft; sie boten ihre Weiber an. Sie fuhren täglich fort, den Holländern Lebensmittel im Ueberfluß zu bringen, und sie in ihre Häuser einzuladen. Diese Insulaner bewohnten ein fruchtbares Land, und lebten von den Früchten der Erde und ihres Fleißes. Alles war bepflanzt und besäet. Die Aecker lagen mit vieler Sorgfalt von einander abgesondert. Sie wohnten in bequemen Hütten, bekleideten sich mit rothen und weißen Decken;

waren

waren sehr lebhaft, und hatten ein sanftes, sittsames und angenehmes Wesen. *)

Die eingebohrnen Einwohner von St. Domingo beobachten die Gastfreyheit, als eine von ihren Vorfahren angeerbte unveränderliche Tugend, aufs genaueste. Es scheint, sagt Charlevoix, **) daß man diese schöne Tugend mit der Luft der Insel einathmet. Die guten Leute entziehen sich freywillig das Nothwendige, um nur etwas zu haben, das sie ihren Gästen geben können. Ihre Ueberwinder, die doch eben nicht gerne die Indianer zum Muster nehmen, haben sie doch in der Gastfreyheit nachgeahmt. Ein Fremder kann auf St. Domingo reisen, ohne etwas zu verthun; er ist überall wohl aufgenommen; und drückt ihn irgend ein Bedürfniß, so giebt man ihm, um seine

*) Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 18ten B. S. 158.

**) Histoire de l'Isle Espagnole ou de St. Domingue. Amsterdam. 1733. Tom. 4. S. 340. 342. u. f.

Reise fortsetzen zu können. Je länger er in einem Hause bleibt, desto mehr Vergnügen macht er. Sobald er die Schwelle der ersten Wohnung, die er antrift, betreten hat, so darf er sich gar nicht um Bequemlichkeit bekümmern; Negern, Pferde, Wagen, alles ist zu seinem Dienst. Man läßt ihn nicht anders abreisen, als unter dem Versprechen, wieder zu kommen, sobald es seine Umstände erlauben.

Die Mohawks in Neu-York gehören zu den fünf mit England verbundenen Nationen, deren Verfassung bey ihrer eigenthümlichen Simplicität bleibt. Sie sind überaus tapfer. Den Diebstahl halten sie für eine große Schande. Vornehmlich ragt unter ihren guten Eigenschaften die Gastfreundschaft hervor. Wenn ein Fremder kömmt, so bieten sie ihm zu essen an; sind ihrer mehrere, und kommen sie weit her, so räumen sie ihnen eine ihrer besten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit geht weiter, als bey den Europäern der Wohlstand erfor-

erfordert. Da sie es sich zur Hauptregel machen, ihren Gästen alles zu geben, was sie ihnen am angenehmsten zu seyn glauben; so müssen sich einige ihrer artigsten Mädchen zu eben, woraus sich der Fremde eine auswählt. Doch haben sie schon angefangen, diese Gewohnheit und überhaupt ihre Gastfreyheit mehr gegen andere ihnen ähnliche Völkerschaften, als gegen die Europäer, zu beobachten. *)

Als der berühmte französische Beobachter, Condamine, an den Amazonenfluß reisete, der von Abend gegen Morgen durch das ganze feste Land des südlichen Amerika strömt, ward er von der Aufnahme, die er bey den Indianern fand, aufs lebhafteste gerührt. **) Die Tugend der Gastfreyheit, rief er aus, ist nach ihrer Verbannung aus Europa in die neue

*) Geschichte der englischen Kolonien in Nordamerika ꝛc. Aus dem Engl. 1776. 2ter Th. S. 85.

**) Journal du Voyage fait par Ordre du Roy à l'Equateur. Paris. 1751. S. 182.

Welt geflohen; da er in Häusern, wo er ganz unbekannt war, bewirthet ward, ohne daß man sich dafür eine Bezahlung ausdringen lassen wollte. — Acht Tage mußte er einst in dem Dorfe Chuchunga verweilen, das von zehn indianischen Familien bewohnt war, die ein Cazike regierte. Hier überließ er sich ganz den Empfindungen der Ruhe und der heitersten Vergnügsamkeit, worein ihn die Gegend und die wohlthätige Gesinnung der Wilden versetzte. Nichts ist sanfter und rührender, als die Beschreibung, die er von seiner Lage giebt. *) „Ich hatte, sagt er, weder Diebe noch Neugierige zu befürchten. Ich war mitten unter den Wilden. Ich erhohlte mich unter ihnen von dem Leben mit Menschen, und wenn ich es sagen darf, ich vermißte ihren Umgang nicht. Nach vielen in einer beständigen Bewegung verbrachten Jahren, genoß ich zum erstenmal einer

*) Allgemeine Historie der Reisen u. 16ter B. S. 28.

einer ſüßen Ruhe. Das Andenken meiner vergangenen Mühſeligkeiten und Gefahren ſchien mir ein Traum zu ſeyn. Die Stille, welche in dieſer Einſamkeit herrſchte, machte ſie mir viel liebenswürdiger. Es ſchien, als wenn ich freyer Athem hohlte. Die Hize der Himmelsgegend ward durch die Kühle des Waſſers aus einem Bache, der kaum aus ſeiner Quelle kam, und durch das dicke Gehölze, das ſeine Ufer beſchattete, gemäßigt. Eine ungeheure Anzahl ſonderbarer Pflanzen und unbekannter Blumen bot mir ein neues und mannigfaltiges Schauſpiel dar. Zwiſchen meinen Arbeiten nahm ich an den unſchuldigen Vergnügungen meiner Indianer Theil; ich badete mich mit ihnen, ich bewunderte ihre Geſchicklichkeit auf der Jagd und beym Fiſchen. Sie lieſen mir das Ausleſen von ihrem Wildpret und von ihren Fiſchen. Alle waren ſie zu meinem Dienſt. Der Cacike, der ſie anführte, war am eifrigſten, mir zu dienen. Ich bekam Licht vom wohlriechenden

den Holze. Der Sand, worauf ich gieng, war mit Gold vermengt. Man sagte mir, mein Fahrzeug wäre fertig, und ich vergaß alle diese Annehmlichkeiten.“

Niemand ist noch, vor dem Honkan, so weit gegen Westen in das Innere des festen Landes von Südamerika gedrungen. Er kam bis zu den Cokoroern. Beyde Geschlechter gehen nackt; ihre Hütten sind von Schilf und Binsen zusammengeflochten. Bey seiner Ankunft beschenkten sie ihn und seine Begleiter mit indianischem Korn und Wildpret, und halfen es nach seinem Canot bringen. Sie baten ihn, in ihre Cabanen einzukehren. Die Häupter der Nation, denen er einen Besuch gab, bezeugten ihm ihre Freude, ihn in ihrem Lande zu sehen. Sie begleiteten ihn, ohne daß er diesen Dienst verlangt hatte, mit einer zahlreichen Bedeckung, weil sie wegen einer benachbarten Nation, mit welcher sie im Krieg lebten, seinen Weg nicht sicher genug hielten.

Als

Als er in ihrem letzten Dorf ankam, schickte das Haupt, ein ehrwürdiger Greis, Jäger aus, um ihn recht zu bewirthen. Er unterrichtete ihn in dem Verfolg seiner Reise, und sagte ihm, was er zu beobachten hätte. — Eben die gute Aufnahme fand der Baron bey einer angrenzenden Völkerschaft, den Essanapern, deren Oberhaupt ihm eine Begleitung nach einem andern leutseligen Stamm, den Gnacsitarern, freywillig und mit guter Art anbot, und ihm vier Piroquen unter funfzigen auswählen ließ. — Die Gnacsitarer baten ihn, in ihrer Insel sein Lager zu nehmen, und brachten ihm von ihrem Vorrath. Ihr Oberhaupt ersuchte ihn, eine große Cabane anzunehmen, die er für ihn hatte zubereiten lassen, und seine erste Höflichkeit war, daß er eine Menge Mädchen kommen hieß, worunter Honitan auszusuchen sollte. *)

Die

*) Voyages du Baron de la Hontan. 1709. à la Haye. Tom. I. Lettre XVI.

Die Fulier, die an den beyden Seiten der Gambra in Afrika wohnen, haben nach dem Gericht des Moore ihre Obrigkeiten, die ihnen mit vieler Mäßigung begegnen. Sie wohnen Hordenweise. Wenn ihnen von einer Völkerschaft übel begegnet wird, so reißen sie ihre Dörfer nieder, und ziehen nach einer andern Gegend. Sie machen ein Volk von einer guten ruhigen Gemüthsart aus, und kennen das, was recht und billig iſt, so wohl, daß einer, der anders handelt, allen ein Abſcheu wird. Sie ſind nicht landbegierig, ſie verlangen nicht mehr, als ſie gebrauchen. Ihre angenehmſte Beſchäfftigung iſt, das Land zu bauen, und ihre Heerden zu hüten. Mit dieſem Ruhm vereinigen ſie den Ruhm der Gaſtfreyheit. Die benachbarten Völkerſchaften halten es für ein Glück, ein Dorf von Fulieen in der Nähe zu haben. Sie ſchätzen ſie wegen ihrer Gaſtfreundſchaft ſo hoch, daß es für ehrenlos gehalten wird, ſie zu beleidigen. Die Fulier ernähren

nicht

nicht blos die Alten, Blinden und Lahmen ihres Volks, sondern sie helfen auch dem Mangel anderer ab, die nicht zu ihnen gehören. *)

Die zahlreichste Völkerschaft an der Gambra sind die Mandingoer, eine gute, munstre und gastfreye Völkerschaft, die sich von der Viehzucht nährt. Wenn Moore durch einen von ihren Flecken reisete, so kamen alle Einwohner und reichten ihm die Hand, manche nöthigten ihn in ihre Häuser, führten ihre Weiber und Töchter herbey, um ihn zu begrüßen, und sich neben ihn zu setzen.

Die Gastfreundschaft der redlichen und gutartigen Hottentotten, deren Geschäft und Reichthum die Viehzucht ist, erstreckt sich selbst über die europäischen Fremden, versichert Kolbe, der sich acht Jahre bey ihnen aufhielt. Wenn man durch die Landschaften am Vorgebürge der guten Hoffnung reiset, so wird

*) Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 3ter B. S. 378 - 381.

man überall willig und liebreich aufgenommen. In Gesellschaft mit einem Hottentotten reiset man sicher, und darf sich in jedem Flecken die größte Gastfreyheit und Güte versprechen. In allem, was ihnen anvertrauet wird, sind sie sorgfältig; so sie machen es sich zur Pflicht, in den Capeländern die Buschis, eine Art von Straßenräubern, wofür sie den größten Abscheu haben, wie Raubthiere auszurotten.

Gutartig und höflich sind die Einwohner in dem Königreich Benin; gefällig gegen alle Fremde, die Portugiesen ausgenommen. Geschenke, die man ihnen giebt, vergelten sie doppelt. Mit diesem Zeugniß des Ryendael stimmt Artus überein. Einen Fremden beleidigen, sagt dieser, wird als ein Verbrechen mit dem Tode bestraft; und er beschreibt selbst die Art der Todesstrafe. *)

Nicht

*) Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 4ter B. S. 450.

Nicht weniger ſind die Einwohner von dem Königreich Kongo, die viel Höflichkeit und Wohlſtand, ſehr freundlich gegen die Fremden, höflich, geſprächig. Ein jeder, erzählt Merolla,*) der vor Speiſenden vorübergeht, ſetzt ſich ohne Umſtände in ihren Zirkel, und bekommt ſeinen Theil ſowohl, als die andern, auch wenn die Portionen ſchon ausgetheilt ſind; in welchem Fall der Vorſchneider von eines jeden Teller etwas nimmt, um den Fremden zu verſorgen. Es iſt einerley, wenn auch viele von ungefähr dazu kommen, die alle eben ſo frey mit eſſen und trinken dürfen, als wenn ſie eingeladen wären. Die Reiſende pflegen dieſes lieber zu thun, als daß ſie von ihren eigenen Lebensmitteln eſſen, wenn ſie auch noch ſo köſtlich wären. Man muß ſich verwundern, ſagt Merolla dazu, daß ſie die Leute, die ſich

zu

*) Allgemeine Hiſtorie der Reiſen u. 4ter B. S. 77.

zu thun setzen, niemals fragen, wer sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen; alles dies wird mit Stillschweigen übergangen, als ohnnöthig sie die Locrer, ein Volk in Achaja, nach, bey welchen solche Fragen nach dem Bericht des Plutarch bey Strafe verboten waren.

Die Insel St. Juan oder Brava ist eins der fruchtbarsten Eylande des grünen Vorgebürgs. Die Einwohner leben in einer glücklichen Einfalt und Unschuld. Man kann sie nicht stärker beleidigen, als wenn man ihre Geschenke ausschlägt. Franklin versichert, daß sie sich angeboten, für ihn zu fischen, und daß sie ihm ohne sein Ansuchen alles gezeigt, was die Insel hervorbringt. — Als der unglückliche Engländer, Kapitain Roberts, hier krank ward, versorgten sie ihn mit allen Nothwendigkeiten. Täglich besuchte ihn einer oder der andere von den Einwohnern, um sich nach seinem Zustand zu erkundigen, und niemand kam, ohne einen Vogel oder eine Frucht mit

mitzubringen. Oft empfieng er aus ihren Händen Milch, Wachstein und Bananekuchen. Sie fällten Bauholz zu Brettern, um ihm ein Fahrzeug zu verfertigen. Bey seiner Abreise erklärten sie sich, sie wären zwar bekümmert, daß er sie verlassen wollte; allein da sie seine Wünsche nicht befriedigen konnten, so wären sie auch nicht so ungerecht, zu verlangen, daß er länger bey ihnen im Elend bliebe. Sie wünschten, daß ihr Eyland die Bedürfnisse und Erglichkeiten des Lebens hervorbrächte, die sein Vaterland hätte; alsdann würden sie ihn vielleicht mit Gewalt bey sich behalten und glauben, daß sie ihm kein Unrecht thäten. Sie sagten, als er von Wiedervergeltung sprach, sie verlangten nichts, als seine gute Meynung von ihnen. Sie vereinigten sich darauf, so gut sie konnten, seine Abreise zu befördern. — Als 1680 der Hunger auf der Insel St. Philipps wüthete, und sich einige arme Schwarze in einem portugiesischen Schiffe nach St. Juan

überſetzen ließen, wurden ſie von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen. Und da ſie hörten, daß die neuen Ankömmlinge aus bloßem Mitleiden hinübergebracht worden, damit ſie nicht verhungern möchten, ſo waren ſie gleich bereit, zur Vergeltung dieſes Liebesdienſtes das Schiff mit Thieren und Lebensmitteln zu beladen. Die Neuangekommenen lebten in Ruhe und Zufriedenheit mit ihnen. Sie lehrten ſie Baumwolle, die hier von Natur wächſt, ſpinnen, und ſich davon Kleider machen. Denn vorher giengen ſie ganz nackt.*)

Der Engländer, Robert Backer, ging, als er an den Geſtaden von Guinea landete, mit acht andern in einem Boot ans Land. Als er nahe am Ufer war, riß ein heftiger Wind, von Donner und Regen begleitet, ſeine Schiffe von den Ankern, und trieb ſie in die weite See. Die Schiffe, die nachher das Boot nicht

*) Allgemeine Hiſtorie der Reiſen 2c. 2ter Th. S. 127 und 240.

nicht mehr entreffen konnten, begaben sich auf die Zurückreise nach England. Backer und seine Mitgenossen im Unglück, die keinen Platz zum Landen finden konnten, hatten schon drey Tage lang nichts gegessen. Nach mancherley Noth und Gefahren, nach tausend Beängstigungen und traurigen Berathschlagungen über die Wahl eines ungewissen Todes, entschlossen sie sich, der Barmherzigkeit der Portugiesen sich zu überlassen. Sie spannten das Segel auf, und eilten nach einem Kastel, das nicht über zwanzig Meilen entfernt war. Indem sie sich dem Ufer näherten, erblickten sie zween Portugiesen, deren einer eine weiße Fahne in der Hand hatte, und die ihnen winkten, ans Land zu kommen. Doch entfiel ihnen der Muth, und sie kehrten das Boot um. Als man dieß auf dem Kastel bemerkte, feuerte man unmittelbar auf das Boot, und traf die Segelstange. Untüchtig zur Gegenwehr schickte sich Backer mit seinen Gefährten in die Noth, und

ruderte, ſo geſchwind er konnte, wieder nach dem Lande zu, um ſich den Portugieſen zu ergeben. Dieſes, glaubte er, würde ihnen gefallen. Allein zu ſeiner groſen Verwunderung feuerten die Portugieſen immer heftiger auf ihn, je näher er ans Ufer kam; die Kugeln fielen haufenweiſe auf das Boot. Dennoch fuhren die Unglücklichen immer fort, bis ſie endlich ſo nahe an den Wällen des Kaſtels waren, daß ihnen die Kanonenkugeln nicht ſchaden konnten. Sie wollten nunmehr landen, und ihr Schickſal auf den guten Willen der Portugieſen ankommen laſen. Allein es wurden ganze Steinregen von den Wällen des Kaſtels auf ſie herabgeſtürzt, und bald nachher ſahen ſie einen Haufen mit Schild und Bogen gegen das Ufer kommen. Ihr Angriff war heftig; einige von Backers Leuten wurden von den Pfeilen verwundet. Voll Verzweifelung und ohne weitere Betrachtung ihres künftigen Schickſals ſtürzten ſie in die See zurück, und eilten

eilten beſſere Menſchen aufzuſuchen. Sie hatten beſchloſſen, ihre Zuflucht nie wieder zu den Portugieſen zu nehmen, ſondern ihr Leben und Glück den Schwarzen zu überlaſſen. Sie ſegelten dreyßig Meilen zurück, und warfen Anker. Die Einwohner kamen gleich ans Boot, und Backer und ſeine Geſährten ſuchten ſie durch einige Geſchenke zu gewinnen. Die Nachricht von ihrer Ankunft zog des Königs Sohn herbey. Backer gab ihm ſein Unglück durch Zeichen ſehr bewegſich zu verſtehen. Er bot ihm alle Güter an, die er im Boot hatte, wenn er ſie in ſeinen Schuz nehmen, und ihnen in einer ſo großen Noth beyſtehen wollte. Der Anführer der Schwarzen ward durch die Thränen bewegt, die allen häufig über die Wangen floſſen, weigerte ſich, ihre Geſchenke anzunehmen, und ermahnte ſie, getroſt zu ſeyn. Er eilte zu ſeinem Vater, um ſeinen Willen zu vernehmen. Bald darauf kam er zurück, und hieß ſie ans Land ſteigen.

Indem sie voll Freude und Hoffnung zum Ufer ruderten, kamen ihnen auf fünfhundert Schwarze entgegen. Nahe am Lande schlug das Boot um. Doch die Schwarzen sprangen ins Wasser, um die Ankömmlinge zu retten, und brachten sie alle glücklich ans Land. Sie erhielten auch das Boot und alles, was sich darauf befand. Einige griffen nach den Andern, andere tauchten nach den versunkenen Sachen unter. Sie zogen das Boot ans Ufer, und überlieferten jedes Stück, das den Engländern gehörte, und darauf eilten sie, Erfrischungen zu holen, und erquickten die unglücklichen Fremden, bis ein französisches Schiff sie endlich nach Frankreich brachte. *)

Es wird nicht unangenehm seyn, noch einige Beyspiele gastfreyer Völker in einer andern Weltgegend zu betrachten. Seit einiger Zeit haben die Baschkiren in den entlegenen

Pro-

*) Allgemeine Historie der Reisen u. 13ter Th. S. 313-317.

Provinzen des russischen Reichs angefangen, das herumziehende Hirtenleben mit dem ruhigen Feldbau zu vertauschen. Sie bemühen sich, wenigstens so viel Getraide zu säen, als sie zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfnisse nöthig haben. Indessen führen sie noch einen Theil des Jahres hindurch ihr voriges Hirtenleben. Sie ziehen mit ihrem Vieh von ihren Häusern weg, weidenreichen Gebürgen entgegen, und leben den Sommer von der Milch, die sie ihrer Heerde abnehmen. Die reine und angenehme Luft der Berge, die sie geniessen, flößt ihnen bey der gesunden Nahrung Muth und Heiterkeit ein. Ihre ganze Verfassung hat noch die Simplicität des ersten Weltalters, die ihnen zu werth ist, als daß sie davon abweichen sollten. In ihren Sommerwohnplätzen üben sie mit Vergnügen die Gastfreyheit. Den ankommenden Gast empfangen sie mit Händedrücken. Sodann reichen sie ihm ein von Milch gemachtes Getränke, worinn ihre vor-

nehmste Nahrung besteht, und das nicht ohne Bier genossen werden darf. Sie versorgen ihn damit auf den Weg, und geben lieber den letzten Vorrath her, als daß sie einen Reisenden unbeschenkt sollten weiter gehen lassen. *) — Unter allen Nationen unter der russischen Herrschaft sind die Wotjäken am meisten als arbeitsame Ackerleute berühmt. Der Fleiß im Landbau ist bey ihnen eine Ehre, die sie mit Hitze und Nacheiferung suchen. Ihr Reichthum ist Getraide, Bienen und Vieh. Eine friedliche Gemüthsart und ein allgemeiner Hang zur Freundschaft sind wesentliche Theile ihres Charakters. Die Reisenden nehmen sie mit ganz besonderer Gutherzigkeit auf, und suchen ihre freundliche Bewillkommung auf alle Art auszudrücken. Kaum ist man bey ihnen eingetreten, so steht auch schon Honig und Brod

auf

*) Lepechins Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Aus dem Russisch. 1775. 2ter Th. S. 35.

auf dem Tiſche. *) — Die Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Mordwinen haben dieſes Gebet mit einander gemein: „Gott! ſegne mein Haus, daß ich Reiſende aufnehmen, ſpeiſen und erwärmen könne!“

Selbſt Nordens rauheſte Gegenden werden von dem milden Lichte der Gaſtfreyheit erwärmt. Die Betrachtung der wilden Natur ringsumher und des unbarmherzigen Himmels, der über ihn herabhängt, kann ſchon allein den gutartigen Isländer zum Mitleiden gegen den Reiſenden mächtiger antreiben. Die tiefe Einſamkeit, worinn er begraben liegt, und die Seltenheit des Anblicks einer fremden Geſtalt, geben dem allgemeinen Trieb zur Geſelligkeit, ſobald er erregt wird, bey ihm einen fühlbarern Reiz. Er iſt, ſo weit er entfernt liegt, ſo ſelten ihm auch die Freude zu bewirthen gegönnt

*) Rytſchkow Tagebuch ſeiner Reiſe durch die Provinzen des ruſſiſchen Reichs. Aus dem Ruſſiſchen. 1774. S. 173.

gönnt iſt, nicht weniger, als die Söhne einer mildern Natur, zur Gaſtfreundſchaft aufgelegt. In den meiſten Häuſern in Island iſt noch jetzt ein beſonderes Zimmer zur Aufnahme der Fremden beſtimmt. Auf den Landwegen ſogar gab es vormals in Weſter-Island verſchiedene freye Herbergen, die von wohlthätigen Perſonen errichtet und unterhalten wurden. Zwo ſolche Herbergen führt Olaſſen *) als beſondere Beyſpiele an; ſie waren von vornehmen Frauen geſtiftet, und hatten einerley Einrichtung. Immer ſtand Eſſen auf dem Tiſche, welches Reiſende frey genieſſen konnten; die Matronen ſaßen ſelbſt vor den Thüren, und nöthigten alle, welche vorbeyreiſen wollten, abzuſteigen und Erfriſchungen zu nehmen. Vornehme Männer gaben ein gleiches Beyſpiel. Sie verließen ihre verſteckten Oerter, wo wenige an ihren Gutthaten Theil nehmen konnten, und

*) Olaſſens Reiſe durch Island ꝛc. Aus dem Däniſch. 1774. 1ſter Th. S. 195.

und baueten an den freyen Landwegen ihre Hüt-
te, auf welche die Reisenden nothwendig stoßen
mußten, und wo sie mit Speise und Wärme
erquickt wurden. — Outhier, der mit Mau-
pertuis und andern Mitgliedern der franzö-
sischen Academie nach Norden reiste, versi-
chert, *) daß die Gastfreyheit durchgängig in
ganz Lappland ausgeübt wird. „Wenn die
Bedürfnisse einer Ruhe, sagt er, oder die Furcht
vor bösem Wetter uns nöthigte, in ein Haus
zu gehen; so eilte der Herr, wenn wir gleich
keinen Dollmetscher bey uns hatten, uns ein
Zimmer zu eröffnen, welches nur für die Frem-
den bestimmt war, und blieb vor uns stehen und
sah uns an. Seine Familie versammelte sich
um uns herum; jeder bezeugte einen Eifer, uns
zu dienen. Man zündete geschwind ein Feuer
an, und man brachte uns, ohne daß wir es for-
derten, was man an Speise vorräthig hatte."

Diese

*) Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 17ter B.
S. 345.

Diese in zuverläßigen Quellen selbst aufgesuchte und noch nicht allgemein bekannte Beyspiele, womit wir uns vors erste begnügen, geben einen hinreichenden Beweis, daß die Neigung zur Gastfreyheit der unverderbten menschlichen Natur nicht fremde ist. Da sie, nicht ohne Vorbedacht, aus Völkerschaften, die gar nicht mit einander verwandt sind, und aus verschiedenen Himmelsgegenden ausgehoben sind; so werden sie dadurch ohne Zweifel in den Augen unverblendeter Richter ein Gewicht mehr erhalten. Sie zeigen, daß der Mensch, der Natur überlassen, gut ist, wenigstens viel besser ist, als Nationalhaß, Vorurtheil und Aberglauben ihn vorstellen.

5.

Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, „als der Haß gegen Fremde.“

Dieser Satz ist befremdend, er ist es noch mehr nach der Menge von Beyspielen, die wir

von

von dem Gegentheil aufgeſtellt haben. Wenn irgend ein ſeichter Kopf ihn hingeworfen hätte, aus Unbedachtſamkeit oder aus einer gewiſſen Eitelkeit, etwas Paradoxes zu ſagen; ſo würde man ruhig vor ihm vorübergehen, und ihn ſeinem Schickſal überlaſſen können. Aber es iſt der Satz eines Philoſophen, der durch Beobachtung, Scharfſinn, Weltkenntniß und Entdeckungsgeiſt verehrungswürdig iſt, dem Verdienſte eine allgemeine Hochachtung und eine Stelle unter den beſten Schriftſtellern unſers Jahrhunderts erworben haben. Es iſt ein Satz, dem er in einem wichtigen Werke einen eigenen Platz zur ausführlichen Beſtätigung widmet, den er für ausgemacht hält. Home iſt es, der es ſagt, *) und der gehört zu werden verdient. Ehe wir demnach einen Schritt weiter vorrücken können, ſind wir genöthigt, dieſen Satz aus dem Wege zu wälzen.

Bey

*) Verſuche über die Geſchichte des Menſchen. Aus dem Engl. 1774. 1ſter Th. S. 19. 20. 41c. u. f. w.

Bey der erſten flüchtigen Betrachtung deſſelben wird man gleich empfinden, wie hart, wenn ſeine Richtigkeit erwieſen wäre, wie hart das Verfahren der Natur gegen den Menſchen geweſen ſeyn müßte. Ein Haß gegen Nebenmenſchen, die keinen andern Fehler haben, als daß ſie nicht zu unſerm Stamm, zu unſer Nation gehören — ein Haß, der allgemein wäre, oder doch die meiſten Völkerſchaften des Erdbodens beherrſchte — ein Haß, der von der Natur ſelbſt eingepflanzt, der in der Einrichtung des menſchlichen Weſens gegründet wäre — dieſer Haß iſt nicht blos hie und da einem Menſchen, ſondern ganzen Nationen als ein Naturtrieb eingeflößt — welche Grauſamkeit von dem Vater der Natur würde nicht eine ſolche Einrichtung ſeyn, wie widerſprechend mit allen ſeinen übrigen Anordnungen voll Weisheit, ſo weit wir ſie kennen, wie nachtheilig der Beſtimmung edler Geſchöpfe, die bey Inſtinkten und Gefühlen auch die Vernunft zum Eigenthum erhalten haben!

Wenn

Wenn die Bestimmung solcher Geschöpfe und von einem solchen Urheber keine andere, als Glückseligkeit, seyn kann; so muß die ganze Einrichtung ihrer Natur dieser Bestimmung gemäß seyn, so kann allgemeiner Haß gegen andere Menschen eben so wenig natürlich seyn, als das Laster überhaupt in diesem Verstande natürlich ist. Der Mensch soll glücklich seyn. Er kann es aber nie ganz, ohne andere Menschen, seyn. Kein Thier ist ohne Geselligkeit so unglücklich, als der Mensch es seyn würde; kein Thier ist durch Geselligkeit so glücklich, als der Mensch es seyn kann. Die Natur gab ihm den Trieb der Geselligkeit und der Sympathie, um ihn mit seinen Nebenmenschen zu vereinigen, und durch diese Vereinigung ihm mehr Veranlassung und Hülfe zur Entwickelung seiner Fähigkeiten und Gefühle zu verschaffen, seinen Fortgang zum gesitteten Zustande, zur Ordnung, zur Liebe des Wahren und des Guten, zu jeder Art der Vollkommenheit zu be-

ſchleunigen, und ihn durch die Empfindungen zu veredeln, die Mitleiden, Freundſchaft, Gutthätigkeit und jede andre geſellige Tugend gewähret. Es kann demnach ſo wenig der Wille der Natur ſeyn, daß ein Menſch den andern, eine Nation die andre haßt, daß ſie ſich vielmehr wider einen ſolchen Haß durch die Triebe der Geſelligkeit und der Sympathie laut genug erklärt hat. Wenn indeſſen ein Haß mancher Stämme und Völkerſchaften gegen einander da geweſen oder noch da iſt, ſo iſt er wider die Abſichten der Natur entſtanden, durch zufällige Veranlaſſungen, welche die Triebe der Geſelligkeit und Sympathie unterdrückten. Er iſt alſo nicht als Naturtrieb anzuſehen, ſo wenig als er jemals ganz allgemein geweſen iſt.

Man weis es ohne unſre Erläuterung, wie theils der äußerſte Stand der Wildheit jede geſellige Tugend erſtickt, theils wie, unter den Gährungen der Entſtehung und erſten Bildung der Geſellſchaften, Haß und Widerwillen und

Aer-

Verachtung ſehr leicht ein Volk gegen das andere einnehmen, und beſonders während ihrer Kriege eine Zeitlang fortdauern können. Allein wie wenig läßt ſich aus ſolchen einzelnen und vorübergehenden Zuſtänden eine allgemeine und feſtſtehende Behauptung von der ganzen Menſchheit ziehen.

Home ſcheint in ſeinem Werke mehr die Abſicht zu haben, zu ſeinen von den Menſchen angenommenen Grundſätzen Beweiſe und Beſtätigung aus der Geſchichte aufzuſuchen, als wahre Grundſätze, die Reſultate von Beobachtungen und Vergleichungen aus der Geſchichte wären, vorzulegen. Weil er alſo oft ſehen mußte, daß die Geſchichte ſeinen zu willkührlichen Sätzen widerſpricht, ſo fällt er, indem er den Widerſpruch zu heben ſucht, zuweilen von einer Verwirrung in die andere. Der Haß gegen Fremde, ſagt er, *) macht ein Stück unſrer Natur aus; er herrſcht unter einzelnen

*) S. 410.

Personen im Privatleben; er brennt zwischen benachbarten Stämmen; er ist sogar in der Kindheit sichtbar. Gleichwohl erblickt Home wieder so redende Beyspiele der Leutseligkeit, Freundschaft und Gastfreyheit selbst ganz roher Völker gegen Fremde, daß er sich nicht wenig in Verlegenheit gesetzt fühlt. Er sucht sich zu helfen.

Die Beyspiele der Gastfreundschaft, die er ohne genaue Anzeige der Quellen anführt, *) sind beweisend genug, ob es gleich nur wenige und nicht durchgängig die erheblichsten sind. Da sie indessen doch immer eine neue Bestätigung unsrer Sache enthalten, so würden wir sie für unsern Vortheil ergreifen können, wenn wir bey dem Ueberfluß andrer Beyspiele einen solchen Behelf nöthig hätten. Alles aber, was Home in ihnen findet, ist dieses, daß er einigen Stämmen Leutseligkeit und Gastfreundschaft zugestehen muß, wodurch sie sich von der grossen

Menge

*) S. 20. 24. S. 422.

Menge der Nationen des Erdbodens unterscheiden. Sie sind, wie er behaupten will, bloße Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Wenn indessen hier die Entscheidung von der Anzahl der historischen Beweise abhängen soll, so kann es nicht schwer seyn, durch Verführung einer weit größern Menge von Völkern, die von keinem Haß gegen Fremde wissen, die vielmehr die Gastfreyheit gegen sie ausüben, ein Uebergewicht zu gewinnen. Die noch immer sehr wenigen Beyspiele von Abneigung gegen Fremde, die Home anführt, *) sind in der That nicht so wichtig, daß sie für seinen Satz beweisen; vielmehr beweisen sie zum Theil etwas ganz anders, als was er sie beweisen lassen will.

Die Beyspiele von gastfreyen Völkern, die er als Ausnahmen von der allgemeinen Gesinnungsart der menschlichen Natur ansieht, schienen ihm so unerklärbar, daß er seine Verwunderung nicht genug bezeugen kann. Es ist ein

*) S. 416. u. f. w.

sonderbares Phänomen, sagt er,*) daß die Einwohner entfernter Inseln, die von der übrigen Welt so sehr abgesondert sind, keinen Widerwillen gegen Fremde haben, sondern vielmehr den ersten, die sie wahrscheinlicher Weise sahen, die größte Liebe und Wohlgewogenheit erzeigten. Es ist vergeblich, wenn man hier vom Klima reden will, weil man in allen Gegenden einen Haß gegen Fremde findet. Es ist kein anderer Weg, die entgegen gesetzten Sitten gastfreyer und ungastfreyer Völker zu erklären, als daß sie von verschiedenen Gattungen und Stämmen seyn müssen.

Auf alles dieses läßt sich noch immer antworten. Außer den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie, konnten Neubegierde und andre Neigungen die Jaitaner zur freundlichen Aufnahme solcher Geschöpfe, die ihnen ähnlich waren, und von welchen sie nichts zu befürchten glaubten, leicht willig machen; auch konnte

*) S. 24. 25.

konnte allerdings das glückliche Klima, z. B. auf Otaheite, das Heiterkeit des Geiſtes und Milde der Gefühle befördern hilft, daran einen Antheil haben. Nichts aber iſt mehr unerwarter und weniger befriedigend, als daß eine Verſchiedenheit der Abſtammung, zu welcher Home ſeine Zuflucht nimmt, den Grund zur Erklärung dieſer Erſcheinung hergeben ſoll. Wenn man nicht läugnen kann, daß mit der menſchlichen Natur geſellige und ſympathetiſche Triebe verknüpft ſind, daß ſie bald mehr, bald weniger Auswickelung und Stärke gewinnen, aber auch einer Unterdrückung und Einſchränkung unterworfen ſeyn können; ſo bleibt ein gerader, und wie es ſcheint, richtiger Weg offen, die Aeußerungen ſowohl als die Zurückhaltungen der Gaſtfreundſchaft zu erklären. Was beym Home Auflöſung ſeyn ſoll, iſt nichts mehr und nichts weniger als Zerſchneidung. Es erklärt nicht das, was erklärt werden ſoll, und läuft außerdem auf eine bloße Vorausſetzung

hinaus, die zu wenig Grund hat, als daß sie eine Aufnahme zu erwarten berechtigt wäre.

6.

Furcht ist gewöhnlich die erste Bewegung des Wilden bey dem Anblicke der Fremden, die gerüstet an ihren Gestaden landen. Die Ungewißheit wegen ihrer Absichten, das Gefühl der Schwäche oder der zur Vertheidigung noch nicht abgemessenen Kräfte, die Erinnerung erlittener Feindseligkeiten, alles dieses rechtfertigt jene Bewegung. Die Geschichte zeigt indessen, daß die Wilden zuweilen nichts von Furcht wußten, es sey aus dieser Dummheit und Schwäche des Geistes, oder aus einer glücklichen Unwissenheit, daß Menschen Menschen beleidigen können. Wie gut wurden nicht die Spanier von den Wilden in Amerika aufgenommen! Sie kamen ohne Waffen ans Ufer. Sie brachten voll Zutrauen und Munterkeit ihre Früchte. Sie setzten die Spanier auf ihre Schultern, um sie

ans Land zu bringen. Männer, Weiber und Kinder eilten, ihnen Lebensmittel zuzutragen.

Aber wie viele Ursachen hatten sie zu fürchten, nachdem die Spanier den Anfang ihrer unerhörten Grausamkeiten gegen sie gemacht hatten. Das Gemälde von der Tyranney und Wuth der Spanier in der neuen Welt ist zu schrecklich, als daß ein menschenfreundliches Auge den Anblick desselben lange aushalten könnte. Ueberall Könige vom Thron geworfen, ihre Unterthanen erwürgt, ihre Staaten sich zugeeignet, die entsetzlichsten Beleidigungen des Naturrechts, unterdessen daß man in Europa mit Werken der christlichen Liebe ein Gepränge machte. Ueberall das Eigenthum schuldloser Menschen geraubt, ihre Hütten umgestürzt, ihre Felder verbrannt, ihre Lebensmittel verheert. Ueberall Ketten, Krankheit und Hunger ausgebreitet; die Ufer des Meeres mit dem Blute frommer Völkerschaften gefärbt; die Wälder voll Leichname von Weibern und Kindern, zer-

tissen von Hunden, welche die rechtgläubigen Spanier auf sie losheßten. Tausende haben sich in der Verzweiflung selbst das Leben genommen; Mütter haben in einer von Rache und Mitleiden vermischten Wuth ihre Kinder an der Brust getödtet, um ihren Henkern nicht das grausame Vergnügen zu lassen. Dieser Spanier eigner Landsmann, der rechtschaffene und berühmte Bischof Las Casas, der lange ein Augenzeuge ihrer Tyranneyen gewesen war, warf ihnen vor den Augen der ganzen Welt vor, daß sie funfzehn Millionen Indianer umgebracht hatten. Man wagte es nicht, ihn einer Uebertreibung zu beschuldigen, und mußte es leiden, daß seine Schrift der Nation ein Brandmal eindrückte, das keine Zeit jemals vertilgen wird. Welches gesittete Volk in Europa würde nicht durch solche ungeheure Grausamkeiten zur Rache und Wuth hingerissen seyn? — Der schmutzige Geiz und die Härte, welche die Holländer in ihren Besitzungen ausüben, sind überall bekannt.

kannt. Und die Nation, die ihrer sanftern Empfindungen wegen so berühmt, ihrer Sitten wegen so liebenswürdig ist, welche Abscheulichkeiten begeht sie nicht auf den Inseln Frankreich und Bourbon, Abscheulichkeiten, wovon ihr eigener Landsmann, der menschenfreundliche St. Pierre, noch vor nicht langer Zeit ein so niederschlagendes Gemälde aufgestellt hat. *) Selbst die ältern Engländer haben es auf ihren Reisen um die Welt nicht an Gewaltthätigkeit und Blutvergiessen fehlen lassen, sehr unterschieden von den Menschenfreunden, die zuletzt die Südsee beseegelten, und den Insulanern, bey welchen sie gelandet hatten, Saamen zu Getraide und gesunden Pflanzen, nützliche Thiere zur Zucht, hinterliessen. — Zorn und Rache, sagt man, sind bey den Wilden herrschend. Aber Zorn und Rache, die ohnedies den Wilden nicht mehr ungesellig, als den gesitteten

*) Reise eines Königl. Franz. Officiers nach den Inseln Frankreich und Bourbon ꝛc. 1774. S. 146 - 151.

ältern Europäer machen, welchen durch empfangene Beleidigungen gereizt. Und welche Beleidigungen sind unverschuldeter, grausamer und anhaltender gewesen, als diejenigen, welche die Europäer in der neuen Welt ausgeübt haben?

Die Grausamkeit, worüber man die Wilden anklagt, ist sehr oft eine Folge von den Beyspielen der Europäer, die sie gesehen, und der Tyranney, die sie von ihnen erdulden müssen, gewesen. Denn es ist doch wohl unläugbar, daß Grausamkeit der Natur des Menschen zufällig ist, und von äußerlichen Ursachen, von harten Bedürfnissen, durch Gewohnheit u. s. w. entspringt. Und die Wilden, die sich zuweilen der Grausamkeit gegen Europäer überließen, waren fast immer in dem Fall der Vertheidigung, der eine Ueberschreitung der Gränze eher entschuldigt und nach ihrer Meynung selbst zu rechtfertigen schien. Sobald die Nothwendigkeit der Vertheidigung aufhörte, und die Hoffnung des

Friedens

Friedens ſich ihnen näherte; ſo fiengen ſie auch an, ihr Herz den ſanftern Bewegungen des Zutrauens und der Freundſchaft zu eröffnen. Aus hundert Beyſpielen, die dieſe Bemerkung beſtätigen könnten, dürfen wir nur die Neu-Seeländer betrachten, die unter einander einen leutſeligen Umgang unterhalten, aber wegen ihrer Wildheit und ihres Betrugens gegen Feinde ſo berüchtigt ſind. „Sollte ſich indeſſen, urtheilt Kapitain Cook, *) der ſie vor einigen Jahren beſuchte, je ein Pflanzvolk unter ihnen niederlaſſen wollen, ſo würden ihm nicht nur die Verfaſſungen und Umſtände dieſer armen Leute, ſondern auch ihre Gemüthsart ungemein zu ſtatten kommen. Ihrer Lage wegen bedürfen ſie Schutz; ihrer Gemüthsart nach kann man ſie ſich durch Güte ſehr ergeben machen. Und wenn ſich auch allenfalls Gründe anführen ließen, daß man Völker, die durch die Freygebigkeit

*) Geſchichte der Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer ꝛc. 3ter Th. S. 39. 40.

bigkeit der Natur im üppigen Müßiggange leben, nicht aus ihrem ungesitteten Zustande herausziehen müsse; so könnte doch dieses hier nicht gelten. Vielmehr würde eine bürgerliche Verfassung ohne Widerrede ein unschätzbarer Segen für solche Leute seyn, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen, daß sie ihnen weiter nichts, als nur den nothdürftigsten Unterhalt des Lebens, dargereicht hat, und die gezwungen sind, sich unter einander beständig aufzureiben, wenn sie nicht vor Hunger sterben wollen. Da diese Leute einmal des Kriegs gewohnt und geneigt sind, jeden Fremden für einen Feind anzusehen; so waren sie auch stets bereit, uns anzugreifen, wenn sie nicht durch unsre augenscheinliche Ueberlegenheit in Schranken gehalten wurden. Anfangs wußten sie von keiner andern Ueberlegenheit, als die in der Anzahl besteht; und so oft sie diese auf ihrer Seite hatten, hielten sie alle unsre Bemühungen, ihnen Güte zu bezeigen, blos für Beweise unsrer Furchtsamkeit,

und

und für Kunſtgriffe, wodurch wir ſie zu täuſchen und uns ſelbſt zu retten gedachten. Sobald ſie aber durch die abgenöthigte Würkung unſers nur mit Schroot geladenen Schießgewehrs überzeugt worden, daß wir ein großes Uebergewicht über ſie hatten, und nachher auch fanden, daß wir uns deſſelben blos zu unſrer Vertheidigung bedienten; ſo ſahen ſie bald ein, daß wir außer unſrer Macht auch würklich geneigt waren, Güte gegen ſie auszuüben. Und ſobald dieſe Erkenntniß erſt bey ihnen bewürkt war, wurden ſie auf einmal freundlich und ſelbſt liebreich. Sie ſetzten das unumſchränkteſte Vertrauen auf uns, und thaten alles, was uns nur veranlaſſen konnte, gegenſeitig ein gleich großes Vertrauen auf ſie zu ſetzen. Auch iſt es merkwürdig, daß, ſobald nur ein gegenſeitiger freundſchaftlicher Umgang zwiſchen uns und ihnen zu Stande gebracht war, wir nur ſehr ſelten Urſache hatten, uns über Betrug und Diebſtahl von ihrer Seite zu beſchweren. Vorher aber, und ſo lange ſie

uns

uns noch als Feinde betrachteten, die nur an diese Küste kämen, um sich an ihnen zu bereichern, trugen sie freylich kein Bedenken, es durch das erste und beste Mittel eben so auf unsre Kosten zu machen; und wenn sie den Gegenwerth für eine Sache, die sie feil boten, empfangen hatten, packten sie oft so wohl das Verkaufte, als auch den Kaufpreiß, mit aller Gelassenheit zusammen, als ob es eine rechtmäßige Beute wäre, die sie Leuten abgenommen hätten, welche selbst nur aufs Plündern ausgegangen waren."

Der berühmte **Dampier**, der kein tollkühner Wageheld, sondern ein Mann von vieler Behutsamkeit und Beobachtungsgeist war, der so viele wilde Nationen auf den Inseln gesehen hatte, machte die Bemerkung: „es gebe kein Volk auf der Erde, zu dem er sich scheuen würde unbewehrt und allein zu treten, woferne es nur nicht vorher von einem aus seiner Gesellschaft ohne Ursache wäre beleidigt worden."

Eben

Eben ſo verliert die Beſchuldigung der Wilden wegen ihrer Dieberey gegen Fremde viel, wenn man ſie nur mit etwas weniger Partheylichkeit, als gewöhnlich iſt, und etwas mehr Rückſicht auf ihre Lage beurtheilt. Es kann ihnen wenigſtens nicht unbillig ſcheinen, ſich an Unbekannten, die ohne Vorfrage und Erlaubniß in ihr Eigenthum einfallen und wegnehmen, was ihnen gefällt, durch kleine Entwendungen wieder zu entſchädigen. Ihre Bedürfniſſe ſind zuweilen ſehr dringend, und, bey ihren geringen Begriffen von Recht und Unrecht, können ſie nicht lange Berathſchlagung über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Mittel anſtellen, dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen. Unwiſſenheit und Neubegierde vereinigen ſich nicht ſelten, den Werth einer unbekannten Sache in ihren Augen zu vergrößern; ſie entbrennen gleich, ſie in ihren Beſitz zu bekommen. Und da ihnen der Weg der Vertrage nicht allemal bekannt iſt, da ſie von dem Erfolg einer Unter-

handlung nicht versichert, oder um ihn abzuwarten zu ungeduldig sind, so scheint der erste glückliche Griff, der ihre Wünsche befriedigt, ihnen auch der beste zu seyn. Indessen trifft man viele Beyspiele an, daß die Oberhäupter der Wilden, wenn sich die Europäer über eine Entwendung beschwerten, nicht blos den Thäter zu entdecken suchten, sondern ihn auch oft bestraften. Doch man kann sich über die Neigung der Wilden zur Dieberey, worüber verschiedene Reisende klagen, nicht nachdrücklicher erklären, als durch das, was der Verfasser des Tagebuchs der neuesten Reise um die Welt *) darüber sagt, indem er von den Inseln in dem Südmeer redet. „Ist es nicht sehr natürlich, sagt er, wenn ein Volk eine Gesellschaft von Fremden kommen sieht, die ohne Umstände seine Bäume niederhauen, seine Früchte einsammeln,

*) Tagebuch von Kapitain Cook's neuester Reise um die Welt und in die südliche Hemisphäre ꝛc. S. 39. 40.

sammeln, sein Vieh wegschleppen, mit einem Worte nehmen, was sie nöthig haben, daß dieses Volk mit den Fremden eben so wenig Umstände macht? Und wenn dieß strafbar ist, wer hat die meiste Schuld, der Christ oder der Wilde? Der, welcher ein Beyspiel giebt, oder der, welcher ihm folgt? Vielleicht ist der Hang zur Dieberey unter ihnen lange nicht so mächtig, als er unter uns ist, wo die darauf gesetzte Strafe die härteste ist, und dennoch die Schrecken des Todes seinem Ausbruch nicht Einhalt thun können. Warum wollen wir denn dem Wilden die Dieberey vorwerfen? Vielleicht weil er in andern Stücken den Christen durch sein unschuldiges Leben beschämt; oder sollen alle seine andern Tugenden dadurch ausgelöscht werden, daß er ein Laster mit den Christen gemein hat? Aber eben dieses Laster, wenn es unter den erwähnten Umständen ein Laster zu nennen ist, war leicht zu verhindern. Die Bedingungen des Handels waren ihnen nicht

sobald bekannt gemacht und von ihnen begriffen worden, so hielten sie sie auch an ihrer Seite unverbrüchlich. Für ein Beil gaben sie ein Schwein, und für einen Nagel einen Kayaun. Der Fremde hatte gewiß nicht Ursache, sich über den Eyländer wegen Erpressung zu beklagen, oder ihm einen bösen Namen zu machen, da er ihm alles, was er brauchte, auf die leidlichsten Bedingungen zukommen ließ. Aus der Erzählung unsrer Tagebücher, und aus dem Bericht aller vorigen Reisenden erhellet, daß die Einwohner der südlichen Inseln, sobald sie beruhigt waren, daß die Europäer ihr Land nicht in feindseliger Absicht überfallen wollten, nicht nur alles willig an sie vertauschten, was sie am meisten zu verlangen schienen, sondern sie auch noch mit Geschenken von den besten Sachen, die ihr Land hervorbrachte, überhäuften. Fanden die brittischen Reisende Widerstand, so war es ihrem fürchterlichen Ansehen und der Besorgniß der Einwohner, daß

daß ſie böſe Abſichten hatten, zuzuſchreiben. Als dieſe Beſorgniſſe einmal gehoben waren, ſo hörten alle Vorurtheile von ſelbſt auf.“ — Nichts iſt, ich geſteh es, ſonderbarer, als daß die Europäer ſo ſehr über die kleinen Diebereyen der Wilden ſchreyen, ſie, die Millionen aus ihren Goldgruben ſtahlen, Mexico, Peru und andere Reiche raubten, und um nichts zu überſehen, was die Schande ihrer Unternehmung erhöhen konnte, von Päbſten, die eben ſo niederträchtig als die Eroberer waren, dieſen Raub für rechtmäßig erklären ließen.

Was Oviedo von St. Domingo bemerkt, gilt faſt von allen Eroberungen in der neuen Welt. Die erſten Eroberer, ſagt er, *) bekümmerten ſich wenig um die Sitten und Gewohnheiten dieſer Inſel; ſie dachten faſt nicht eher an die Beſchreibung der Einwohner, als bis ſie alles verwüſtet hatten. Indeſſen weiß

*) Geſchichte von St. Domingo im 23ten B. der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen ꝛc. S. 238.

man, daß unter den wenigen Gesetzen, welche die alten Insulaner hatten, das strengste den Diebstahl betraf. Der Schuldige ward gestrickt, ohne daß jemand für ihn bitten durfte. Diese Strenge hatte nicht nur viel Sicherheit im Umgange verschaft, sondern auch die Habsucht völlig verbannt. Sie hatte die Einwohner so geneigt gemacht, einander gegenseitig zu helfen, daß die Gastfreundschaft jedem erwiesen ward, und man Beystand in jedem Hause fand, ohne da bekannt zu seyn.

Wenn es in einer ausgemachten Sache noch eines Beweises bedürfte, so könnten wir hier ausführlich zeigen, wie sehr die Sitten der neuen Welt sich durch die Bekanntschaft mit den Europäern verschlimmert haben. Für die Freyheit und Ruhe, die sie da zerstörten, gaben sie Ketten und Jammer; für das Gold, das sie da raubten, Laster. Man hat bemerkt, daß unter allen Insulanern am grünen Vorgebürge die Einwohner auf St. Nicolas am meisten

meiſten der Neigung, Freunde zu beſtehlen, ergeben ſind; und gerade hier haben die Portugieſen, deſſen Pöbel die Dieberen ſo eigen iſt, am längſten Verkehr gehabt. Die Spanier leugnen es ſelbſt nicht, daß ſie durch ihre Grauſamkeit, durch ihren unerſättlichen Geiz, durch ihre lüſtige Betrügereyen den Charakter der Peruaner ſehr verderbt haben. Am wenigſten haben noch von der allgemeinen Peſt der ſpaniſchen Laſter diejenigen gelitten, welche ſich in den Gebürgen verbergen. Und bey dieſem Theil werden noch manche Spuren der alten Ehrlichkeit und Güte angetroffen. Viele unter ihnen, erzählt Frezier, nehmen die Fremden großmüthig auf, und behalten ſie lange Zeit bey ſich, ohne einige Vergeltung. Ob ſie gleich die Spanier haſſen und verachten, ſo können ſie doch nicht unterlaſſen, ihnen bey Gelegenheit viel Gutes zu erweiſen. Correal ſah, daß einige Creolen oft auf den Heerſtraßen umherzogen, um auszuſpüren, ob ſie keine arme Rei-

sende antreffen konnten. Fanden sie solche, so hielten sie sie bis an den Ort frey, wohin sie gedachten, und bezahlten auch oft ohne ihr Wissen die Fracht *).

Es ist gewiß, daß wir von dem Charakter mancher unkultivirten Völker viel vortheilhaftere Nachrichten haben würden, wenn die Europäer nicht so oft ihre Bekanntschaft mit Beleidigungen angefangen hätten. Man weiß außerdem, wie falsch und verstellt zum Theil die Berichte von dem ersten Zustande der Bewohner der neuen Welt ausgefallen; wie man vor Dummheit und Aberglauben kaum noch in ihnen Menschen erkennen können; wie sehr man die Beschreibung ihrer Wildheit übertrieben, um die Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten zu rechtfertigen, die man sich gegen sie erlaubt hatte; wie oft man ihnen Laster beygelegt, wovon die bald nachfolgende Reisende keine Spur

angetroffen

*) Allgemeine Historie der Reisen 2c. 2ster B. S. 484.

angetroffen; wie wenig man endlich bey der Hitze des Eroberungsgeistes und bey der Gewinnsüchtigkeit des Handels zu richtigen Beobachtungen über die menschliche Natur geschickt ist. Man weis, sage ich, alles dieses, und kann doch noch fortfahren, sich unter dem Namen des Wilden nichts anders, als die ganze Rohigkeit und Lasterhaftigkeit, zu denken, worein nur je die menschliche Natur versinken kann. Unterdessen, wenn auf den europäischen Schiffen Zank, Dieberey, Meuterey, Aufruhr und Mord herrschten, spielten an den Gestaden, wohin sie trieben, die Wilden mit ihren Weibern und Kindern in einer Ruhe, die eben so glücklich macht, als ihre Quelle, die Unschuld des Lebens, beneidenswerth ist. —

7.

So lange die Begriffe vom Feinde und vom Fremden bey rohen Völkerschaften noch nicht getrennt waren, so lange war auch das Verhalten

gen beyde nicht unterſchieden. Es ſcheint indeſſen zur Vermiſchung dieſer Begriffe nur eine tiefe Barbarey verleiten zu können, ein Mistrauen, eine Furchtſamkeit, die ſich auf eine ungemeine Unfähigkeit, wahrzunehmen und zu unterſcheiden, gründet. Man kann nicht ohne Verwunderung ſehen, wie einige Völker ſo lange in dem Wahn verharren können, jeden Fremden, der ihr Land betrat, als ihren Feind zu betrachten. Wenn dieſes auch der Fall bey den älteſten nordiſchen Völkerſchaften war, ſo läſt ſich daraus noch nicht ganz das unbarmherzige Verfahren erklären, das ſie ſich gegen Unglückliche erlaubten, die ein Schiffbruch an ihre Ufer warf. Wie konnte hier die Idee des Feindes noch mit der Idee des Fremden beſtehen, oder jene ſich dieſer zugeſellen? Gleichwohl war Plünderung und Sclaverey immer das Schickſal, das dieſe unglücklichen Fremde, die nichts weniger als Feinde ſeyn konnten, zu erwarten hatten. „Die Rache des Himmels

erklärt

erklärt ſich; es ſind Gottloſe, die das Meer von ſich ſtoßen; jede Handlung iſt gegen ſie erlaubt; die erzürnte Gottheit ſchenkt uns ſelbſt den Raub, und fordert uns auf, ihr Gericht zu vollziehen.“ Nichts als dieſer Gedanke, den nur die tiefſte Barbarey und der ſchrecklichſte Aberglaube erzeugen konnte, kann es begreiflicher machen, wie man ſich zu einer ſo gänzlichen Unterdrückung aller ſympathetiſchen Gefühle verhärten können. Denn nichts iſt ſo mächtig, den Menſchen aller Menſchlichkeit zu berauben, als der Aberglaube. Was hätte er ſonſt, ſo raubbegierig er auch ſeyn mochte, mehr als den Anblick des Unglücks nöthig gehabt, um ſich zum Mitleiden erweicht zu fühlen? Er hörte den Sturm toben, ſahe Wellen über Wellen ſich thürmen, das ſchwache Fahrzeug zerſchlagen, hie und da Trümmern, mit unglücklichen Menſchen beſchwert, umhertreiben, bald ſinken, bald ſich wieder aus dem Abgrund erheben; das Gewinſel und Todesgeſchrey ſchlug

dumpf

dumpf zum Ufer herüber; jede Bewegung, jeder Schauer der Sterbenden und der Verzweifelnden drang auf ihn zu; blaß, erstarrt, athemlos kamen hin und wieder unter den todten Leichnamen noch einige angetrieben, in welchen die letzten Kräfte des Lebens kämpften; sie wälzten sich, so wie sie sich allmählich erholten, vor ihm im Sande, hoben die schwachen Hände empor, und ihr erstes Laut war ein Gewinsel um Hülfe oder doch um Verschonung. Alles Gefühls beraubt, unerschütterlich gegen jeden Eindruck der Menschlichkeit verhärtet, fiel der Barbar über die Elenden her, riß ihnen das nasse Kleid von den erstarrten Gliedern weg, raubte ihnen das Gut, das ihnen zum Gestade nachschwamm, das ihnen selbst das Meer, so groß auch seine Wuth war, noch gönnte, raubte ihnen das Brot, das ihr Leben getragen hatte. Wer mag sich alles dieses gedenken, ohne über die Grade der Unmenschlichkeit zu erschrecken, zu welcher zuweilen

der

der Mensch fähig gewesen? Aber wenn ein Verfahren dieser Art von der Barbarey der Zeit, die vielleicht ihre letzte Stufe erstiegen hatte, entschuldigt werden könnte; was können wir sagen, um diese unmenschliche Gewohnheit, die nachher den Namen von Strandrecht fuhr, in den Jahrhunderten des Lichts und des Christenthums, nicht etwa zu entschuldigen, sondern nur begreiflich zu machen, wie sie noch da so lange geduldet werden können? Vielleicht haben die neuern Zeiten nichts, das mehr die Menschheit erniedrigt, mehr die Vernunft und die Sitten beschimpft hat, als daß man das Recht, das Unglückliche auf Mitleiden und Beystand haben, gegen sie in ein Recht zur Räuberey verdrehete.

Doch wir entfernen uns von diesen niederschlagenden Scenen. Nicht überall und nicht allezeit war der Mensch so unglücklich, ein Unmensch zu seyn. Die Würksamkeit seiner edlen Naturtriebe brach oft durch die Finsterniß seines

Geistes,

Beiſpiel, durch die Rohigkeit ſeiner Sitten her-
vor. Sie trieb ihn zur Anerkennung des Rechts
eines Fremden auf Sicherheit vor Beleidigung,
Sicherheit in einem Lande, das er ohne feinde-
ſelige Abſicht beſuchte, daß er nicht gewählt
haben würde, wenn er nicht von den Geſetzen
oder doch von den Sitten der Einwohner
Schuz erwartete. Man erkannte, daß es wi-
der die Vorrechte der Menſchheit, ſelbſt wider
den guten Namen des Vaterlandes oder der
Völkerſchaft wäre, ſich an einem wehrloſen
Fremdling zu vergreifen. Man vereinigte ſich,
nicht blos ihm keine Beleidigung zuzufügen,
ſondern ihn auch vor jeder Beleidigung eines
andern zu ſchüzen. Er ward als ein Menſch
betrachtet, der nicht ohne Schande, nicht ohne
Beleidigung der Götter, verlezt werden könnte.
Seine Perſon bekam einen Theil von der Hei-
ligkeit, die den Göttern, Altären und Prie-
ſtern des Landes eigen war. Man glaubte,
daß man ihn mehr, als ſelbſt die einheimiſchen

Bürger,

Bürger, begünstigen, daß man ihn, wie Periander beym Plutarch sagt, eher als diese, zum Verhör bey sich kommen lassen, daß man, wie bey den Celten geschah, seine Ermordung für ein Hauptverbrechen ansehen müsse, das die Rache aller Götter aufforderte, da indessen der Todschlag eines Eingebohrnen blos mit der Verbannung bestraft ward. Das allgemeine Gastrecht ward geltend.

Nichts konnte für die Befestigung der Gastfreundschaft wichtiger seyn. Bey Völkern, die lange vor der Einführung geschriebener Gesetze da waren, ward dieser Mangel durch eine gemeinschaftliche Verabredung oder durch Gebrauch und Sitte ersetzt, die nicht leicht einer Veränderung unterworfen waren. Die Gastfreyheit bekam, als Gebrauch und Sitte, eine Festigkeit, die ihr alle Kunst der Ueberredung, alles Ansehen des Gesetzgebers nicht hätte ertheilen können.

Dieses

Dieſes allgemeine Gaſtrecht, (unterſchieden von dem beſondern, das ſich auf Vertrage einzelner Perſonen oder Familien gründet, wie es bey den Römern galt) führten ſchon früh ganze Völker bey ſich ein, da ſie noch von der Kultur des Geiſtes und der Sitten weit entfernt waren. Sie führten es bey Laſtern oder Gewohnheiten ein, die es zu zerſtören ſchienen. Fremde ruheten in ihrem Schooße ſicher und freundlich bewirthet, unterdeſſen daß ſie eigs um ſich her ihre Räubereyen trieben, und gegen ihre Feinde jede Grauſamkeit als erlaubt betrachteten. So waren verſchiedene Völker des Alterthums, beſonders die Griechen, deren Gaſtfreyheit ſchon in den fabelhaften Zeiten ſichtbar ward. So waren die Celtiberier, die Gallier, die Germanier, die Slaven, die nach Helmolds *) Bericht ihre Gäſte den Tag über damit bewirtheten, was ſie die vorhergehende Nacht geſtohlen hatten.

Die

*) Chron. Slav. lib. I. c. 82.

Die Celtiberier, erzählt Diodor von Sicilien, *) sind gegen Missethäter und gegen ihre Feinde grausam, aber gegen ihre Gäste sanftmüthig und freundlich. Allen Reisenden, aus welcher Gegend sie auch kommen mögen, bieten sie freywillig Beherbergung an, und wetteifern unter einander in den Pflichten der Gastfreyheit. Sie loben die, welche die Ankommende begleiten, und glauben, daß sie den Göttern sehr werth sind.

Eben so rühmt er **) die Gastfreyheit der Gallier, nachdem er vorher die Wildheit ihrer Sitten in einem düstern Gemälde vorgestellt hat. Sie laden die Fremden zur Mahlzeit, und erst wann sie geendigt ist, fragen sie, wer sie sind, woher sie kommen. Der letzte Zug scheint eine gewisse Feinheit der Empfindung zu verrathen, der auf eine sonderbare Art mit der übrigen Rohig-

*) lib. V. 215. **) lib. V. 212.

Rohigkeit dieſes Volks kontraſtirt, aber auch ſchon häufig im Homer vorkommt.*)

Die Germanier, die Räubereyen nicht für ſchändlich hielten, ſahen die Beleidigung der Fremden nach Cäſars Bericht **) als ein groſſes Unrecht an. Aus welcher Urſache ſie auch zu ihnen kamen, ſo ſchützten ſie ſie vor aller Beleidigung, hielten ſie für heilig, öffneten ihnen ihre Häuſer und theilten ihre Speiſe mit. Eben dies verſichert Tacitus. Kein Volk, ſagt er, ***) kann die Gaſtfreyheit verſchwenderiſcher ausüben, als die Germanier. Einen Fremden, er ſey wer er wolle, vom Hauſe entfernen, halten ſie für Unrecht; jeder nimmt ihn nach ſeinem Vermögen zur bereiteten Mahlzeit auf. Iſt der Vorrath in einem Hauſe verzehrt, ſo führen ſie ihn, ohne Einladung abzuwarten und ohne Bedenken, zur Wohnung des

*) Odyſſ. ά. 170. γ'. 69. δ'. 61. ξ'. 45.
**) De bello gall. VI.
***) De moribus Germanorum.

des Nachbarn, wo er mit eben so vieler Freundlichkeit aufgenommen wird. Obs ein Bekannter oder Unbekannter iſt, darauf wird nicht geachtet. Verlangt er bey seiner Abreise noch etwas, so wirds ihm gegeben. —

So finden wir noch izt Völker, die mit Räuberey und Rohigkeit der Sitten Gutthätigkeit gegen Fremde zu vereinigen wiſſen. Die Mainotten, erzählt der Baron von Riedesel, *) halten die Seeräuberey für erlaubt und üben sie eben so freymüthig aus, wie wir etwa auf die Falkenjagd ausgehen. Indessen sind sie in ihrem eigenen Lande sehr ehrliche Leute; der Reisende kann sicher auf ihre Gastfreyheit rechnen. Die Häupter der Dorfschaften lassen sogar die Reisenden durch eine Wache auf den Weg begleiten.

Die Morlacken sind zum Theil durch ihre äußere Lage, zum Theil durch ihre Kriege mit

*) Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante. 1774. S. 9. 10.

den Türken raubbegierig und grausam geworden. Außerdem hat die Rachbegierde sich gleichsam mit ihrem Blute so sehr vermischt, daß sie sich nicht ohne viele Zeit und Mühe wird ausrotten lassen. Sie halten die Rache für erlaubt, und eine alte Familienfeindschaft lauert nach vielen Jahren noch, Blut zu vergießen, wovon oft die schrecklichsten Würkungen sichtbar werden. Dennoch sind diese Morlacken von Natur dienstfertig und gutherzig; die kleinste Gefälligkeit kann sie zu der größten Dankbarkeit verbinden. Sie öffnen jedem Reisenden ihre arme Hütte, geben ihm, was sie haben, begehren niemals die mindeste Erkenntlichkeit, und lehnen sie, wenn sie angeboten wird, hartnäckig ab. Man trift die Gastfreyheit unter ihnen eben so wohl bey dem Armen, als bey dem Reichen an. Wenn dieser ein Lamm oder einen Hammelbraten auftischt, so bringt jener ein indianisches Huhn, Milch und frischen Honig. „Mehr als einmal, fügt der Abbe' Fortis hinzu,

hinzu, *) habe ich in der Morlachen auf diese Art den Tisch mit Leuten getheilt, die mich niemals in ihrem Leben gesehen hatten, und wahrscheinlicher Weise eben so wenig hoffen konnten, mich jemals wieder zu sehen. Man erblickt auch keinen Morlacken, der sich so weit erniedrigte, von einem Fremden, der durchreiset, Allmosen zu begehren. Auf allen Reisen, die ich durch dieses Land gemacht habe, ist mir nie ein Pfenning abgefordert worden. Ich im Gegentheil kam öfters in den Fall, von den armen, aber doch mit ihrem kleinen Eigenthum freygebigen Hirten, etwas zu begehren. Und noch öfters, wenn ich ihre Felder in der schwülen Sommerhitze durchreisete, begegneten mir arme Schnitter, die freywillig mit einer Gutherzigkeit, die mein Innerstes bewegte, mir ihre Wasserschläuche und ihren ländlichen Vorrath anzubieten kamen."

*) Die Sitten der Morlacken. Aus dem Italien. Wien. 1775. S. 19 22.

8.

In dem Morgenlande hat die Gastfreyheit ihre wahre Heimat. Unter den frühen und mildern Erwärmungen der Naturtriebe, unter der edlen liebenswürdigen Einfalt, welche lange die Fortgänge der Ausbildung der Einwohner begleitete, that sie den wichtigsten Schritt, indem sie in einen Gebrauch, in eine heilige Sitte übergieng, die stärker als ein Gesetz ist.

In diesen lieblichen Gegenden konnten sich die sanften Empfindungen der Geselligkeit ohne Widerstand entwickeln. Den natürlichen Bedürfnissen des Menschen kam die Fruchtbarkeit des Erdbodens, die Leichtigkeit und der Ueberfluß gesunder Nahrung wohlthätig entgegen. Der frühe Anbau des Feldes, und die leichte und angenehme Beschäftigung der Viehzucht in gesegneten Gefilden, belebte die Neigung zum Frieden und zur Ruhe, die Liebe zur Gesellschaft. Die Milde und Heiterkeit des Himmels,

mels, der Genuß so vieler Schönheiten der Natur rings umher, theilte dem Geiste Munterkeit und den Empfindungen Lebhaftigkeit mit. Die erste Wildheit konnte in solchen Ländern weder heftig, noch lange anhaltend seyn. Die Reizbarkeit der menschlichen Natur ward bald erhöhet. Die Gefühle gaben bald so vielen mächtigen Eindrücken nach. Und die Empfindungen des Lieblichen, des Schönen und des Guten erweckten und verstärkten sich durch freundschaftliche Einwürkungen, die sie auf einander hatten.

Am frühesten erhob sich die Entwickelung und Würksamkeit des Menschen in diesen glücklichen Erdstrichen. Die Gastfreundschaft steigt hier in das erste Weltalter hinauf. Durch die lange und ausgebreitete Ausübung ward sie ein uralter Gebrauch, dessen Ursprung sich in der Dunkelheit der Zeiten verbirgt, eine herrschende Sitte, die sich mit dem Nationalcharakter der morgenländischen Völker vereinigt hat.

Sie iſt daher im Orient durch eine Folge vieler Jahrhunderte, durch mannigfaltige Revolutionen, ſich immer gleich würkſam geblieben. Sie hat ſich bis auf dieſen Tag erhalten. Ohne Zweifel findet man ſie in keiner Weltgegend ſo allgemein ausgebreitet, von einer ſo edlen Einfalt, mit einer ſolchen Fülle von Gutherzigkeit, mit einer ſo rührenden und einnehmenden Würkſamkeit, als im Morgenlande. Verähnlich erſcheint ſie noch ſo bey den Arabern, Perſern und Türken. Man wird hierüber einige Zeugniſſe der beſten Reiſebeſchreiber nicht ohne Vergnügen hören.

Die freye Bewirthung der Fremden, bemerkt Shaw, *) iſt bey den Arabern ein ſehr alter Gebrauch. Dieß iſt ein Name, der bey ihnen genug iſt, um einer Sache die Kraft des Geſetzes zu geben. „Wenn wir das Glück hatten, auf ein Lager der Araber zu ſtoßen,

ſo

*) Voyage de M. Shaw &c. trad. de l'Anglois. 1743. à la Haye. Tom. I. pag. 10. 11.

so beherbergten und bewirtheten sie uns eine Nacht lang, ohne daß es uns das geringste kostete. Sobald wir bey einem Zelte ankamen, brachte uns gleich der Herr einen Napp voll Milch und einen Korb mit Feigen, Weintrauben, Datteln und andern trocknen Früchten. Dann gieng er hin, ein Lamm, einen Hammel oder eine Ziege von seiner Heerde zu holen; und wenn ers geschlachtet hatte, so kochte seine Frau davon die Hälfte und setzte es vor. Die andre Hälfte ward für den folgenden Tag gebraten, und zum Frühstück oder zum Mittagsessen aufgetragen." — Auf der Reise von Großcairo nach dem Berge Sinai stieg, so oft das Essen fertig war, einer von den Arabern, welche die Gesellschaft führten, auf den höchsten Gipfel eines Hügels, der nur in der Gegend zu finden war. Hier rief er dreymal mit lauter Stimme alle seine Brüder herbey, um mit an der Mahlzeit Theil zu nehmen; obgleich vielleicht rings umher auf hundert Meilen weit

keine lebendige Seele vorhanden war. Die Araber, fügt Shaw hinzu, beobachten beſtändig dieſe Gewohnheit, um, wie ſie ſagen, ihre Gutherzigkeit und Gaſtfreyheit, ſo oft ſie dazu Gelegenheit haben, zu beweiſen.

Ein arabiſcher Fürſt, erzählt Pocock,*) pflegt oft auf der Straße vor ſeiner Thüre zu eſſen, und ruft alle Vorübergehende herbey mit dem gewöhnlichen Ausdrucke: Bismillah, d. i. in Gottes Namen. Dieſe kommen, ſetzen ſich nieder und ſagen, wenn ſie fertig ſind, ihr Hamdellilah, d. i. Gelobet ſey Gott! Die Araber machen keinen Unterſchied unter den Perſonen, und nehmen jedermann zum Eſſen. Durch dieſe Edelmüthigkeit und Gaſtfreyheit unterhalten ſie ihre Liebe. — Wenn jemand zu einem Araber ins Haus oder ins Zelt geht, wird ſogleich Brod gereicht; hernach werden ſaure Milch und Gurken, wenn es die Jahreszeit iſt, gebra-

*) Beſchreibung des Morgenlandes. Aus dem Engl. 1754. 1ſter Th. S. 287 - 289.

gebackene Eyer und Oel, Brod darin zu tunken, gesalzenes Käsewerk u. d. aufgetragen. Die mehr bemittelten Araber legen entweder eine Haut für eine kleine Gesellschaft auf den Erdboden, oder, wenn die Gesellschaft stark ist, einen großen, groben, wollenen Teppich über den ganzen Platz, und setzen in sechs oder sieben Gängen jedesmal etwa zehn Speisen rund herum auf, und ganze gebratene oder gerösete Schafe und Lämmer in die Mitte. Sie nehmen es sehr übel, wenn man nicht bleibt und ißt, und halten es für eine besondere Gewogenheit, wenn man zu ihnen kommt, und sich unter ihren Schuz begiebt. Es wird für eine Beleidigung gehalten, wenn jemand den Caffee, oder was ihm sonst angeboten wird, ausschlägt.

Wenn Fremde in ein arabisches Dorf kommen, berichtet Arvieux, *) so erkundigen sie sich nach dem Menzil, einem für die Aufnahme

*) Voyage dans la Palæstine &c. p. 124-129.

nahme der Fremden bestimmten Ort, und verlangen den Scheik zu sprechen, der Vorsicher desselben ist. Nach der Begrüßung zeigen sie ihm an, was sie wünschen. Hierauf heißt er sie willkommen und versichert sein Vergnügen, sie bey sich zu sehen. Dann führet er sie nach dem Menzil, wo sie auch, wenn der Scheik nicht zu Hause ist, gleich abtreten und alles fordern können, was sie nöthig haben. Selten aber brauchen sie diese Weitläuftigkeit. Denn sobald die Araber Fremde im Dorfe ankommen sehen, geben sie dem Scheik davon Nachricht, der ihnen sodann in Begleitung einiger Hirten oder seiner Hausgenossen entgegen geht. Er grüßt sie und erkundigt sich, ob sie nur zu Mittage essen oder lieber die ganze Nacht da bleiben wollen. Darauf besorgt er, daß seine Leute ihnen zu essen bringen, Brod, Butter, Eyer, dicke Milch, Honig, Oliven, frische oder getrocknete Früchte, nachdem es der Monat giebt, und Zeit ist, zu kochen oder nicht.

Wenn

Wenn es Abend wird, und die Gäste im Dorfe übernachten wollen, so unterlassen die Frauenzimmer aus dem Hause des Scheiks niemals, Vögel, Schafe, Lämmer oder ein Kalb abzuschlachten. Die Bediente des Scheiks bringen die bereitete Speise auf hölzernen Schüsseln nach dem Menzil. Diese Schüsseln werden nebst vielen andern, worin sich alles befindet, was sie zur Bewirthung ihrer Gäste haben, auf einmal aufgesetzt, damit ein jeder nach seinem Geschmack wählen könne. Der Scheik bittet hierauf seine Freunde, sich um die Strohmatte, die zum Tische dient, herum zu setzen, und er selbst läßt sich dann neben ihnen nieder. — Die Emirs und Scheiks, welche mit besserm Hausgeräth versehen sind, schicken dem Fremden Matratzen, Decken und Kissen. Sie halten ihn gänzlich frey mit den Bedienten und dem Fuhrwerke. Er muß täglich an ihrem Tisch essen, und sie machen ihm allerley Zeitvertreib mit Gesellschaft, Jagd und Spazierreiten

reiten in den Lägern. Sie halten einen Fremden für einen besondern Segen, den ihnen Gott zuschickt.

Hasselquist ward nicht wenig von der wohlthätigen Gastfreyheit der Araber gerührt. Die herrlichste Morgenröthe schien uns in die Augen, sagt er auf seiner Reise von Kairo nach den Gräbern der Mumien, *) als der Aelteste aus Abusiris uns einen Kuchen aus Mehl, Honig, Butter und Wasser zum Frühstück schickte. Die Einfalt und die gute Absicht, womit es gegeben ward, erhöhete den Geschmack. Die Gastfreyheit ist die vornehmste Tugend, die den Arabern von den Tugenden ihrer Vorältern übrig geblieben ist. Bey ihnen ist es ein grosser Fehler eines Hausvaters, einen Fremden weggehen zu lassen, ohne ihm etwas darzubieten. Wer hungrig ist und sie essen sieht, der kann sich sicher niedersetzen und mit ihnen essen, ohne

*) Reise nach Palästina in den Jahren 1749-1752. Aus dem Spanischen. 1762. S. 84 und 106.

ohne daß er befürchten darf, es möchte übel aufgenommen werden. Ich zweifele, setzt er hinzu, ob man eine größere Bereitwilligkeit, Offenherzigkeit und Gastfreyheit finden wird, als bey ihnen.

„Die Gastfreyheit der Araber, erzählt Niebuhr, *) ist von jeher berühmt gewesen, und ich glaube auch, daß die jetzigen Araber diese Tugend nicht weniger üben, als ihre Vorfahren. Wenn jemand in Geschäften an einen vornehmen Schach oder andern Herrn geschickt wird, so wird er, nach der Gewohnheit der meisten Morgenländer, während seines Aufenthalts auf Kosten desselben unterhalten, und er empfängt überdieß bey seiner Abreise gemeiniglich ein Geschenk. Ein blos Reisender, der einen vornehmen Schach in der Wüste besuchen wollte, könnte vielleicht eben dieses erwarten. In den Städten aber sind Karwanserojs oder andere öffentliche Häuser für Reisende. Man findet

*) Beschreibung von Arabien. 1772. S. 46. u. f. w.

findet in einigen Dörfern von Tehama auch freye Herbergen, wo alle Reisende einige Tage umsonst Quartier, Essen und Trinken erhalten können, wenn sie sich mit der gemeinen Kost der Araber begnügen wollen, und diese Häuser werden fleißig besucht. Ich selbst bin auf meiner Reise von Loheja nach Beit el Fakih mit allen meinen Reisegefährten, Bedienten, Kameelen und Eseltreibern in einem Dorfe Maneire in einer solchen Herberge gewesen. Der Schach von diesem Dorfe, der sie unterhielt, war nicht nur so höflich, selbst zu uns zu kommen, und uns besseres Essen, als seinen übrigen Gästen, geben zu lassen, sondern er bat uns auch sogar, die Nacht bey ihm zu bleiben. Ich machte in Gesellschaft eines arabischen Gelehrten eine Reise von Beit el Fakih nach Tahäte, und wußte, daß der Schach von diesem Dorfe auch eine freye Herberge für Reisende hatte. Ich wollte aber diesem Herrn nicht zur Last seyn, sondern nahm mit meinem

Reise-

Reisegefährten, welcher die Reise meinetwegen unternommen hatte, mein Quartier in einer andern Herberge, wo ich für mein Geld zehren konnte. Mein Gefährte kannte den Schach zwar nicht, er machte ihm aber als ein Reisender seine Aufwartung. Kaum war er wieder zurückgekommen, so kam der Schach selbst und bat, daß wir bey ihm einkehren möchten. Weil ich aber noch das Dorf besehen wollte, und nicht Lust hatte, mein Quartier um einer Nacht willen zu verändern; so schickte der Schach uns ein gutes Abendessen. In diesen beyden Dörfern war vorher vielleicht niemals ein Europäer gewesen. Indessen kann man doch wohl aus der Art, wie ich hier empfangen ward, schließen, daß die Araber noch jetzt gastfrey und nicht weniger gastfrey gegen Christen, als gegen ihre eigenen Glaubensgenossen sind. — Die Araber nöthigen auch einen jeden, der sie bey Tische antrifft, mit zu essen, er mag Christ oder Mahommedaner, vornehm oder gering seyn.

Ich habe in den Karwanen oft mit Vergnügen gesehen, daß sogar arme Eseltreiber die Vorbeygehenden genöthigt haben, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Und wenn gleich die meisten höflich dankten, so theilten sie doch mit freudiger Miene das Wenige, was sie an Brod und Datteln hatten, mit andern, die es annehmen wollten."

So rühmlich nach den angeführten Zeugnissen diese Gastfreyheit der Araber ist, so sehr sticht dagegen ihre bekannte Raubsucht ab. Man sieht hier ein sonderbares Gemisch von Tugend und Laster, die sich durch sich selbst zu zerstören scheinen, und sich doch neben einander erhalten. Eben der Araber, der mit der Beute, die er einem Reisenden auf der Straße abgenommen hat, in sein Zelt tritt, empfängt und bewirthet da einen andern Reisenden mit einer Leutseligkeit, die etwas ganz anders, als einen Räuber, ankündigt. Im Lager geht seine Ehrlichkeit so weit, daß er dem Kaufmann,

den

den er unter freyem Himmel würde geplündert haben, nicht ein Stück entwendet, sondern ihm vielmehr alles, was er ihm abhandelt, genau bezahlt. Es scheint, daß der bloße Ort hier eine Verschiedenheit in dem sittlichen Verhalten des Menschen hervorbringen könne. Das Zelt ist eine heilige Wohnung des Friedens und der Gastfreyheit; die benachbarte Straße umher ist der Schauplatz des Krieges und des Raubes.

Um sich diesen Widerspruch etwas aufzuklären, verdient die Anhänglichkeit der Araber an alte Sitten zuerst bemerkt zu werden. Sie lieben nichts so beständig, als Einrichtungen, Gewohnheiten und Gebräuche ihrer Vorfahren; daher die Unveränderlichkeit ihrer Lebensart durch so viele Jahrhunderte herab. Die Gastfreyheit ist ein uralter Gebrauch ihrer Väter, und diese Betrachtung allein ist mächtig genug, sie zur Beobachtung derselben, so oft sie Gelegenheit haben, zu bewegen.

Die Räuberey der Araber entſpringt zum Theil aus ihrer dürftigen Lage, die ſie dazu treibt. Die ächten Araber nennen ſich Bedouinen, d. i. Einwohner der Wüſteneyen. Sie wohnen in der Wüſte, wie Ismael gethan, und ihre liebſte Beſchäfftigung iſt die Jagd. Sie verachten die andern Araber, die Mauren heißen, die ſich in den Städten niedergelaſſen haben, und Landbau, Künſte und Gewerbe treiben. Dieſe Bedouinen werden durch ihre Lebensart leicht zur Räuberey veranlaßt. Wer abgehärtet genug iſt, täglich Thiere zu morden, wird auch leicht gewohnt werden, ohne viel Bedenklichkeit Menſchen auf der Landſtraße zu plündern. „Die Araber, verſichert Arvieux, entſchuldigen ihren Straßenraub damit, weil dieſes das einzige Mittel zu ihrem Unterhalt ſey, das ihnen nach ihrer Verjagung aus ihrem Vaterlande und nach der Beraubung ihrer Güter übrig geblieben.“ Die Räuberey, die ſie demnach als nothwendig betrachten, wird aus dieſem

diesem Geſichtspunkt bey ihnen bald viel von ihrer Unrechtmäßigkeit verlieren. Die lange Gewohnheit verbreitet über die Begriffe von der Moralität der Handlungen allmählich eine Verdunkelung. Und dazu kommen noch die groben Vorſtellungen von Ehre und Tapferkeit, die ſo leicht bey nomadiſchen Völkern herrſchend werden. Die Bedouinen glauben, daß für ihren Adel ſich nichts mehr ſchicke, als Uebung in den Waffen und Beweiſe des Muths, ſo oft ſie dazu nur Veranlaſſung finden können. Der Charakter, den Ferguſon *) von rohen Nationen überhaupt angiebt, iſt treffend für dieſe Klaſſe von Arabern, und ihnen im vorzüglichen Verſtande eigen. „Wenn ſie auf Raub ausgehen, iſt Ruhm ihr Hauptzweck, und Beute wird als ein Zeichen des Sieges betrachtet. Geſellſchaften ſind ihre Beute; der einſame Wanderer, bey welchem ſie nur blos den Ruhm

*) Verſuch über die Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft. S. 115.

der Edelmüthigkeit erwerben können, darf seinen Weg ungestört und unverletzt fortsetzen, oder ihm wird mit vorzüglicher Wohlthätigkeit begegnet."

Die Anklage der Araber wegen ihrer Raubsucht leidet außerdem noch manche Ausnahme. Wo Lebensart und harte Bedürfnisse sie nicht zur Räuberey treiben, da bemerkt man auch, daß die Stämme davon frey sind. Die Turcomannen z. B. leben in Syrien und Palästina auf dem flachen Lande. Sie unterscheiden sich von den übrigen Arabern durch ihren Handel mit allerley Thieren, durch ihre Reinlichkeit, durch ihre mäßigere Haushaltung, und vornehmlich dadurch, daß sie nicht rauben. Den Fremden begegnen sie nicht weniger, wie die übrigen Stämme, höflich, und geben ihnen freye Wohnung und Unterhalt.

Und endlich glänzt selbst mitten unter den Räubereyen der Araber noch ihre Menschlichkeit und Leutseligkeit hervor, die offenbar eine edle

edle Grundlage verräth, die durch die Macht der Gewohnheit wohl geschwächt, aber nicht ausgetilgt werden kann. Sie sind selbst als Räuber noch Menschen. Sie lassen sich, sagt Arvieux, an den Kaufmannsgütern und dem Geräthe derer, die ihnen in die Hände fallen, begnügen, und gehen übrigens nicht übel mit ihnen um. — Die Araber in der Wüste, berichtet Niebuhr, *) sind sogar dienstfertig gegen diejenigen, welche sie geplündert haben, indem sie ihnen nicht nur Essen und einige alte Stücke Kleidungen wiedergeben, sondern sie auch wohl auf ihrem Wege begleiten, damit sie nicht in der Wüste umkommen. — Einige aus der Gesellschaft des Engländers, Ives,**) fielen, nachdem sie von einem Haufen Araber in der Wüste geplündert worden, einem andern Trupp in die Hände. Sie erzählten dem Schach

*) S. 384.

**) Reisen nach Indien und Persien ꝛc. Aus dem Engl. 1775. 2ter Th. S. 7. u.

ihre traurige Geſchichte, und baten um ſeinen Beyſtand. Er ward ſehr gerührt, und bot ihnen alle Hülfe an, die in ſeinem Vermögen wäre. Seine eigene Weiber muſten kommen, ihnen zu dienen, die Käſe ſalben, und Milch und andre Lebensmittel herbeybringen. Sobald ſie im Stande waren, ihre Reiſe fortzuſetzen, begleitete ſie der Sohn des Schachs bis zu einem andern Schach, der ſie auf eben die gaſtfreye Art in Schuz nahm, und wieder mit Wache und Empfehlungen weiter brachte. Und ſo fehlte es ihnen auf der ganzen Reiſe nicht an Freunden, da ein Hauſe ſie niemals eher verließ, bis er ſie bey einem andern ſicher verſorgt hatte. — Wenn man, verſichert Ives nach dem Zeugniß eines andern Reiſenden, *) auf eine Parther räuberiſcher Araber ſtößt, und nur ſo glücklich iſt, in ihr Zelt zu kommen, von ihrem Caffee zu trinken, oder Reiß mit ihnen zu eſſen; ſo kann man wegen aller

*) Ives Th. S. 371. 87.

aller Beleidigung ſicher ſeyn. Denn es iſt ein unverbrüchlicher Grundſatz bey ihnen, Fremden, mit denen ſie einmal gegeſſen oder getrunken haben, nie beſchwerlich zu werden. Sie ſehen dieß als einen Bruch der Gaſtfreyheit und daher als das abſcheulichſte Verbrechen an. Wenn Reiſende von einem räuberiſchen Haufen angefallen werden, und nur einer geſchwind entgegen eilt, und ſich dem Schach zu Füßen wirft; ſo kann die ganze Geſellſchaft ihrer Güter wegen ſicher ſeyn. Denn ſie beobachten eben ſo feſt einen andern Grundſatz, daß der, welcher zu einem Mächtigen flieht und demüthig um Schutz bittet, auch würdig iſt, ihn zu erhalten. Dies wird ſo weit getrieben, daß, wenn ein ſolcher Bittender auch der Mörder von dem Vater, Sohn oder Bruder des Schachs wäre, er doch Verſchonung finden würde. Und, was noch mehr iſt, ſeine Bitte wird erhört, wenn er auch nicht ganz bis zu der Perſon des Schachs herankommen kann. Er darf nur ſo nahe ſeyn,

daß er ihm einen Stecken zureichen kann, oder mit ihm auf einem Platze stehen; so ist er vor aller Gefahr einer Beraubung sicher. —

Sehr weit sind die Perser in Kultur, Lebensart und politischer Einrichtung von den Arabern unterschieden. Nach dem Zeugniß des Chardin *) haben sie ein lenksames und geschmeidiges Naturel, eine große Neigung zur Wollust, zur Pracht, zum Aufwand und zur Verschwendung; sie sind außerdem galant, artig, fein, wohlerzogen, aber voll Eigendünkel, Verstellung und Betrügerey. Gleichwohl sind sie gegen jeden Fremden voll Menschenfreundschaft. Allein ihre Gastfreyheit, die sie überaus heilig üben, ist mehr verfeinerte Höflichkeit, da sie bey den Arabern mehr natürliche mit Einfalt verbundene Gutherzigkeit ist. So gastfreundschaftlich die Perser auch gegen Fremde sind, so haben sie doch selbst eine große Abneigung

*) Voyages en Perse et autres Lieux de l'Orient &c. Amsterdam. 1735. Tom. 3. pag. 46.

neigung gegen das Reisen, daß sie nur einem Kaufmann oder Künstler vergeben. Sie glauben, daß Talente, Tugend und Vergnügen nur in ihrem Vaterlande zu finden wären; und die Verachtung aller Reisen ist eine Ursache ihrer Unwissenheit in Ansehung anderer Nationen; sie kennen nicht einmal Geographie noch Charten. Indessen unterhalten sie doch in allen Gegenden des Reichs, in den Städten und auf dem Lande, öffentliche Häuser für die Reisende, wo sie umsonst beherbergt und bewirthet werden. — Tavernier *) meldet, daß die Perser jeden, der sie bey der Mahlzeit antrift, zum Essen einladen, und daß sie sich sehr wundern, wie die Europäer ihre Thüre verschliessen können, wenn sie zu Tische gehen. Sie machen weder zwischen Stand, noch Vaterland, noch Religion den geringsten Unterschied. Der Gast, er sey wer er wolle, ist in ihren

Augen

*) Reisen in der Türkey, Persien und Indien. Genf. 1681. S. 284.

Augen ehrwürdig, und ſie glauben der Gottheit nicht beſſer, als durch Beweiſe der Gutthätigkeit gegen ihn, zu gefallen. — Mit dieſem ſtimmt Gmelins,*) eines neuen Reiſenden, Zeugniß überein. Es iſt den Perſern eigen, ſagt er, gegen jedermann höflich zu ſeyn, und ſich durchaus gaſtfrey zu bezeigen; ſie ſind ungemein freygebig, und bewirthen gerne. In den Verſicherungen ihrer Freundſchaft und in der Höflichkeit ſind ſie verſchwenderiſch. Sie ſagen z. B. ihrem Gaſt, ſein Platz ſey bisher leer geweſen, ohne ihn habe eine dicke Finſterniß geherrſcht, und nun ſey eine helle Lampe aufgeſteckt; ſie heißen ihn hundertmal willkommen. Der Hauswirth bietet Haus und Hof, der Regent ſeine Provinz an, die nicht mehr ihnen zugehöre, ſondern worüber der Gaſt allein zu befehlen habe, ſo als wenn alles ſchon lange ſein

*) Reiſe durch das nordliche Perſien in den Jahren 1770-1772. S. 141-142.

sein angeerbtes Eigenthum wäre. Ihre Gastfreyheit erstreckt sich so weit, daß ein Fremder weder für Quartier, noch für Speise und Getränk zu sorgen hat. Da es in Persien keine Wirthshäuser giebt, so dienen an ihrer Stelle die auf den öffentlichen Landstraßen angelegten Karawan-Saraien, wo Reisende Bequemlichkeit zum Ausruhen und auch meistens ein hinlängliches Nachtlager antreffen. Gemeine Leute finden in den Städten und Dörfern Brod, Milch, Käse und Reisgrütze. Vornehmere, die mit einem Certificat des Regenten, in dessen Gebiete sie reisen, versehen sind, werden nach ihrem Stande bewirthet. —

Mehr wohlmeynend, als der Perser, mehr gesetzt, edelmüthig, ernsthaft und feyerlich ist der Türke in der Gastfreyheit, die er aus natürlicher Gutherzigkeit liebt, und aus Pflicht seiner Religion für heilig hält.

Es giebt in der Türkey, erzählt Tournefort, *) wenig beträchtliche Moschen, die nicht ihre Hospitäler haben, worin Arme und Pilgrimme, von welcher Nation sie auch sind, aufgenommen werden. Viele an den Landstraßen liegende offene Herbergen sind fromme Stiftungen, worin Reisende auf Kosten des Stifters mit allerley Speise versorgt werden. Sobald man darin angekommen ist, ist jeder, er sey arm oder reich, seine Kammer einzunehmen berechtigt; hier gilt kein Unterschied der Personen; niemand darf einen andern von einem schon eingenommenen Platz vertreiben. — Man sieht auf den Dörfern vor den Hausthüren Wasserkrüge zum Gebrauch der Vorübergehenden stehn. — Einige gute Muselmänner lagern sich in einer Art von Wachthütte, die sie an den Landstraßen bauen lassen, und worin

*) Relation d'un Voyage du Levant &c. Amsterdam. 1718. Tom. 2. p. 47. 48. f. a. Teutsch. S. 47.

worin sie sich blos damit beschäftigen, die Ermüdeten während der großen Hitze zu erfrischen und ausruhen zu lassen. — Der Geist der Wohlthätigkeit ist so allgemein unter den Türken ausgebreitet, daß selbst Bettler, die man jedoch überaus selten unter ihnen sieht, sich verpflichtet halten, andern Armen von ihrem Vorrath mitzutheilen.

Thevenot beschreibt unter andern ein Hospital zu Damas, das zur Aufnahme armer Pilgrimme bestimmt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen war. Solimann, der Zweyte, bauete es, um Pilgrimme aller Nationen darin aufzunehmen. Es hatte eine Menge Gemächer, die alle bequem und artig angelegt waren. Täglich ward eine große Anzahl von Speisen, und selbst während der Fasten, gekocht, die man unter diejenigen, die sich meldeten, austheilte, sie mochten von einer Religion seyn,

von

*) Voyages de M. Thevenot. Paris. 1689. Part. 1. pag. 67.

von welcher sie wollen. Thevenot erwähnt selbst einiger Hospitäler, als mitleidiger Stiftungen für kranke Thiere. *)

Die Kans, Karwanserojs **) u. s. oder öffentliche Häuser der türkischen Gastfreyheit breiten sich durch das ganze Reich aus. Sie sind schon so oft beschrieben worden, daß wir blos noch die Nachricht eines neuen Reisenden ***) aufnehmen. Es sind, sagt er, große Gasthöfe. In der Mitte des Hauses ist ein viereckichter Hof, der von Gebäuden umgeben ist. Ein großer bedeckter Gang geht um alle Gemächer, die mit Zahlen bezeichnet und mit Kuppeln bedeckt sind. Jeder Reisende ohne Unterschied wird in diesen Kans aufgenommen, und darf nichts für seine Stube und das Aufheben

*) Voyages de M. Thevenot. Part. 3. pag. 35.

**) Abbildungen von Karwanseras in Persien, wovon die türkischen nicht viel unterschieden sind, findet man in Cornelis de Bruins Reizen &c. Amsterdam 1711. Tafel 89. 108. 113.

***) Rauwolfs Reise nach der Levante, S. 26. u. 112.

geben seiner Sachen bezahlen. Dieses sind meistentheils fromme und wohlthätige Stiftungen reicher Privatpersonen, und selten macht die Regierung dergleichen Einrichtungen. — Jeder Arme, setzt Niedesel hinzu, kann sich auf das Mitleiden der Reichen, jeder Reisende auf die Gastfreyheit der Häuser, zu denen er sich wendet, verlassen. Er kann ohne Unterschied in dem ersten Dorfe, das er auf seinem Wege antrifft, essen und schlafen.

In der That athmet hier alles den Geist der Wohlthätigkeit und der Gastfreundschaft. Man trifft nicht blos in den Städten und Dörfern, sondern auch in den Feldern, an den Heerstraßen und Wegen durch die Berge, viele Brunnen an. Diese sind grösstentheils nützliche Schenkungen von Menschen bey ihrem Leben, oder durch Vermächtnisse nach ihrem Tode gestiftet. Die Türken sehen solche Stiftungen als verdienstlich an, und gehen, wenn sie getrunken oder ihre Abwaschungen verrichtet haben, selten davon, ohne

den Namen und das Andenken des Stifters zu segnen. Die Natur des Landes und die Hitze des Klima macht solche Brunnen für den durstigen Wanderer noch erquickender. *)

Selbst die im Morgenlande zerstreuten Klöster üben die Gastfreyheit weit mehr aus, als die abendländischen. Sie sind die gewöhnlichen Zufluchtsörter des Fremden, der sonst nicht unterkommen kann, und eröffnen sich jedem, wie besonders Pococke an verschiedenen Stellen bemerkt.

Ueber diese Gastfreundschaft des Orients und besonders der Türkey kann man nicht richtiger urtheilen, als der berühmte Wood, dessen Bemerkungen hier noch eine Stelle verdienen. „Es ist, sagt er, **) in den Gebräuchen des Morgenlandes nichts, das die Völker von einer liebenswürdigern Seite sehen liesse, als die

*) Chandlers Reisen in Kleinasien. Aus dem Engl. 1776. S. 77.

**) Ruines de Balbec. London. 1757. S. 4.

die Art, wie sie die Pflichten der Gastfreyheit erfüllen. Zu allen Zeiten hat man die Strenge des Despotismus durch diese Tugend gemildert gesehen. Der Himmelsstrich, unter welchem sie am nöthigsten ist, ist auch zum Glück der, wo sie am meisten blühet. Die Großen vergessen den Stolz, wozu die Macht verführt; sie zeigen den Fremden, die sie bey sich aufnehmen, eine gewisse Würde, die von der sanftesten Leutseligkeit gemildert und überaus fähig ist, Erkenntlichkeit und Ehrfurcht einzuflößen, Gesinnungen, die sonst wenig in einem Lande bekannt sind, wo die Geringern so oft fürchten und so selten lieben lernen. Der Geiz ist ohne Zweifel eben so sehr das Laster des morgenländischen Klima, als die Gastfreyheit die Tugend desselben ist. Aber wir müssen bemerken, daß wir nur Personen, die in Ansehen und öffentlichen Bedienungen stehen, von dieser schmutzigen Neigung angesteckt gefunden, und daß bloße Privatpersonen uns Beweise der edelsten Groß-

muth gegeben haben. Ein Laster, das aus der Natur der Regierungsverfassung entspringt, muß nicht dem Charakter der Völker zugeschrieben werden. Alle öffentliche Aemter werden mit einer schändlichen Eigennützigkeit, die alles feil hat, verwaltet. Das Verderben bildet eine zusammenhangende Kette. Es fängt bey dem Großvizier an, geht, ohne unterbrochen zu werden, dem Geist des Despotismus folgend, immer fort, und endigt sich nicht eher, als bey dem Elenden, der zu schwach ist, um sich Genugthuung zu verschaffen." — „Verstellung, das Laster des Orients, Gastfreyheit, die Tugend desselben, sagt eben dieser Britte an einem andern Orte, *) werden so lange dort herrschen, als Despotismus in diesem Theile des Erdbodens die gewöhnliche Regierungsform bleibt. Von einem so unglücklichen Zustande der bürgerlichen Verfassung ist es einiger Trost, daß

*) Versuch über das Originalgenie des Homers. 1776. S. 152.

daß das Mittel, welches am geschicktesten ist, die Grausamkeit gefühlloser Obern erträglich zu machen, da am meisten angewendet wird, wo man es am nöthigsten braucht. In Arabien scheint das Recht der Gastfreundschaft das glückliche Substitut positiver Gesetze zu seyn. Es mildert einigermaßen die Härte der Natur bey einem unfruchtbaren Boden, und verbindet herumschweifende Horden, die das Völkerrecht verlachen, und die Zwangsmittel des Menschen verleugnen, zur Erweisung gegenseitiger Gefälligkeiten. Ein starker Beweis von der Macht der edlen Grundlage in dem Menschen, der zur Geselligkeit erschaffen ist."

9.

Die Gastfreyheit, die sich bey den alten Griechen auf Gebrauch, Klima und Nationalcharakter stützte, lebt noch in den Gegenden, die sie bewohnten. Spon und Wheler *) wurden

*) Voyage de Spon et Wheler. Tom. 2. pag. 75. 76.

in der attiſchen Landſchaft von allen Hirten und allen Arbeitern auf dem Felde mit einer Heiterkeit und Gaſtfreundſchaft begrüßt, die ihnen das Bild längſt verfloſſener Jahrhunderte wieder erneuerte. Noch üben die Griechen, erwähnt Guys, *) ſehr getreu die Gaſtfreyheit aus; die Ankunft eines Fremden iſt ein Feſt für ein Haus; man räumt ihm das beſte Zimmer ein. Niebuhr **) beobachtete als Geſchichtkenner und Philoſoph die heutigen Griechen da genau, wo ſie am wenigſten vermiſcht und verdorben ſind, die Inſulaner und die Einwohner Athens, die blos an den Ackerbau und den geringen Handel gebunden ſind. Vergebens ſucht man den alten Heldenmuth, die Liebe des Vaterlandes und der Freyheit bey dieſem jetzt unterdrückten Volke, das kein Vaterland und keine Freyheit mehr beſitzt. Aber viel

*) Litterariſche Reiſe nach Griechenland. Aus dem Franz. 1772. 1ſter Th. S. 230.

**) Bemerkungen auf einer Reiſe nach der Levante. S. 161. 168.

viel Freymüthigkeit, die von Furchtsamkeit entfernt ist, ein offenherziges Wesen, das den Eigennutz verbirgt, und eine unterscheidende Gefälligkeit gegen Fremde, sind noch die besondern Züge des Charakters der neuern Griechen. Die Gastfreyheit hat sich von den alten Zeiten her bey ihnen erhalten. Sie werden niemals einen Fremden, der ermüdet ankommt, nach der Ursache seiner Reise eher fragen, als bis er gegessen und ausgeruhet hat.

Nicht weniger fand Riedesel bey den Sicilianern *) die alte Gastfreyheit wieder. Durch ganz Sicilien hat er sie genossen. Unter dem gemeinen Volke zu Taranto herrscht die größte Leutseligkeit, und an jedem Hause in den Feldern und Weingärten wird ein Fremder genöthigt einzukehren, wo sie gerne alles, was sie haben, ohne Bezahlung mittheilen. — Man weis, wie berühmt besonders die Gast-

*) Reise durch Sicilien und Großgriechenland. 1772. S. 174. 205.

freyheit der alten Agrigentiner war. Diodor erzählt, *) daß Gellias, der reichste Agrigentiner, vor seiner Thür eine gewisse Anzahl von Bedienten blos dazu hielt, daß sie alle Fremden einladen müssen, bey ihm einzukehren, und daß viele andere Bürger diesem Beyspiel folgten. Die heutigen Einwohner von Girgenti üben noch diese Gastfreyheit, die sie niemals verlohren zu haben scheinen. Auch Brydone **) führt davon seine eigene Erfahrung an, obgleich das, was er von seiner freundlichen Aufnahme rühmt, mehr eine Folge von der noch dort herrschenden Liebe zur Pracht und Ueppigkeit, als gutherzige Gastfreundschaft, zu seyn scheint. —

So leben, unter andern Himmelsstrichen, in einer andern Lage und Verfassung, noch jetzt Nationen, auf welche die Gastfreyheit, als ein Erbtheil von ihren Vorfahren, gekommen zu seyn

*) lib. 13.

**) Reise durch Sicilien und Malta. Aus dem Engl. 1774. 1ster Th. S. 305 - 307.

seyn scheint. Vornehmlich ist es merkwürdig, daß sich die Gastfreundschaft am längsten in den Gebürgen erhält. Die weitere Entlegenheit von andern Völkern, die ruhige Einsamkeit macht, daß der Mensch gegen Neuerungen abgeneigt wird, daß er mehr in sich gekehrt bey der Einförmigkeit und Einfalt seiner Lebensart gerne verharrt. Die Unbeweglichkeit seiner Lage befestigt seine Tugenden, so wie seine Laster. Man hat Erfahrungen, daß die Wildheit in den Gebürgen am hartnäckigsten ist, und oft unüberwindlich scheint. So giebt es zum Glück auch Beyspiele, daß gute Sitten und Tugenden, wenn sie einmal einen Sitz gefaßt haben, sich in gebürgigten Gegenden auch länger erhalten. Die Seltenheit der Reisenden und der gewöhnliche Mangel an öffentlichen Anstalten zu ihrer Aufnahme, vereinigen sich mit der Einfalt und Gutherzigkeit der Bergbewohner, um jedes Haus zu einem Tempel der Gastfreundschaft einzuweihen. Gemeiniglich sind sie auch

durch die friedsamen Geschäfte der Viehzucht und durch die Zerstreuung ihrer Wohnplätze zur Ausübung dieser Tugend mehr aufgelegt.

Die alten Kaledonier waren gastfrey. Noch jetzt sind es ihre Nachkommen, die Schotten, besonders die Hochländer. Daß man unangemeldet in eine Wohnung geht, sagt Johnson, *) wird hier, wo die alten Gesetze der Gastfreyheit herrschen, nicht für Grobheit oder Zudringlichkeit angesehen. Hier giebt es keine Häuser, wo ein Reisender Herberge und Bewirthung für Geld fände. Wenn ihn Nacht und Müdigkeit übereilen, so wirft er sich in die Arme der allgemeinen Gastfreyheit. Ueberall, wo ein Haus ist, findet ein Fremder eine willkommene Aufnahme. — Ein Herr unter den Hochländern, versichert Home, sieht es für einen Schimpf an, wenn ein Fremder sein Haus vorbeygeht.

Die

*) Reise nach den westlichen Inseln bey Schottland. Aus dem Engl. 1775. S. 48. 85.

Die heutigen Normänner ſind noch in ihren Gebürgen gutartig, vergnügt, immer voll guten Muths. Man kann kaum an irgend einem Orte mehr Gutthätigkeit und Dienſtfertigkeit antreffen, als ſie jedem Fremden erweiſen. Sehr ſelten iſt ihm erlaubt, ſeine Wohnung zu bezahlen. Der Bauer hält es ſo gut, wie jeder andere, für eine Ehre, ihn nach ſeinem Vermögen aufs beſte zu bewirthen. Mit dieſem Urtheil des Pontoppidanks *) ſtimmt das Zeugniß aller Reiſenden, die ich geſprochen habe, überein; ſie ſind voll Lobſprüche, ſobald ſie ſich an die Gaſtfreundſchaft der ehrlichen Normänner erinnern.

Noch ſchwebt mir das angenehme Bild der Freundlichkeit und Gutherzigkeit vor Augen, die ich in einigen entlegenen Gegenden der Schweizergebürge fand, und die frohe Geſchäftigkeit, worin dieſe glücklichen Bewohner durch den unvermu-

*) Verſuch einer natürlichen Hiſtorie von Norwegen 2c. Aus dem Däniſchen. 1754. 2ter Th. S. 476

vermutheten Anblick von Fremden versetzt werden. Ein neuer Reisender, *) der einen andern Theil der Alpen besuchte, ward von einer ähnlichen Erfahrung nicht weniger gerührt. „Die Heftigkeit des Windes und des Regens, sagt er, nöthigte uns jeden Augenblick, in alle Häuser zu laufen, die wir antrafen, und allenthalben wurden wir wie Leute empfangen, die man mit Ungeduld erwartete. Männer und Weiber brachten uns Stühle, zündeten ein großes Feuer an, und beklagten unser Schicksal, bey so bösem Wetter unter Wegens zu seyn, so ungezwungen freundschaftlich und mit so warmen Antheil, als wenn wir ihre Brüder oder Kinder gewesen wären. Ein Kind, das wir in einem Hause allein antrafen, und dem wir, um Feuer anzumachen, eine Bezahlung versprachen, antwortete uns, es brauche unsre Bezahlung nicht. Einige Frauenspersonen, die mich

*) Voyage pitoresque aux Glacieres de Savoye p. M. B. 1773. Tom. 2. c. 7.

mich allein einen falschen Weg nehmen sahen, kamen im stärksten Regen aus ihren Häusern, um mir den rechten zu zeigen. Oft rief ich mit jenem Ersten der komischen Dichter aus, als ein Bettler ihm das Goldstück wieder zustellte, das er ihm aus Versehen gegeben hatte: O! Tugend, wohin verkriechst du dich!"

10.

Nicht blos bey den ältesten Völkern, sondern auch schon in den ersten Zeiten ihrer Geschichte, ward die Gastfreyheit von Religionsideen unterstützt. Man findet davon schon Spuren in der alten Mythologie der Griechen, und ihre Dichter vergaßen nicht davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, daß man vielleicht Götter beherbergte, die in der Gestalt der Menschen zuweilen auf die Erde kämen, *) war der Simplicität und Frömmigkeit des ersten Weltalters gemäß, hatte immer etwas Ehrwürdiges, so wenig

*) Odyss. ζ. 489.

wenig er auch gegründet seyn mochte, und muß-
te die Neigung zur Gastfreundschaft nicht wenig
beleben. Nächstdem war es sehr natürlich, die
Gastfreundschaft als eine Tugend anzusehen, die
den Göttern wohlgefällig ist. Man gab sie selbst
unter den Schutz der Götter. Man sahe sie für
heilig, für einen Theil des Gottesdienstes an.

An der berühmten Gastfreyheit der Mu-
hammedaner hat das Gesetz ihres Propheten
nicht wenig Antheil. Der Koran befiehlt ihnen
nicht blos Leutseligkeit, Mitleiden, Menschen-
liebe überhaupt, sondern er schärft ihnen auch
an vielen Stellen ausdrücklich Wohlthätigkeit
gegen den herumziehenden Pilgrim, gegen den
reisenden Fremden ein. Sie haben sogar einen
Orden, der wegen der Uebungen der Gastfrey-
heit, wozu er sich verpflichtet hält, berühmt ist.
Dieß ist der Orden der Mevelevi. Diese
Mönche sind nach Porters Bericht *) gegen
Fremde

*) Anmerkungen über die Religion, Regierungsform
und Sitten der Türken. Aus dem Engl. 1768. 8vo.

Fremde außerordentlich gütig; sie nehmen alle Leute von jeder Religion und Nation auf, und bewirthen sie aufs freundlichste. — Vornehmlich aber ist der von Pocok *) angeführte Freyheitsbrief merkwürdig, den Mahomed den Mönchen auf dem Berge Sinai und den Christen überhaupt ertheilt hat. Hier sind die zu unserer Absicht gehörige Stellen:

„Wo nur immer ein Mönch auf seinen Reisen sich aufhalten wird, es sey auf einem Berge, in einem Flecken und einem andern bewohnten Platze, oder auf der See, in der Wüste, in einem Kloster, Kirche und Gebethause, da will ich mitten unter ihnen als der Beschützer ihrer Person, Güter und Habe seyn. Was ich nur thun kann, meine Hülfe, mein Schutz, so wie mein ganzes Nationalvolk, soll ihnen zu Diensten stehn; denn sie sind ein Theil meines eigenen Volks und meine Ehre. — Niemand soll sie beunruhigen,

wo

*) S. 412. 413.

wo sie auf Reisen sind. — Wenn das Getraide eingeerndtet wird, sollen die Einwohner von jeder Garbe ihnen etwas gewisses geben. — Thue denen kein Leid, welche die göttlichen Bücher in Ehren halten, sondern erzeige ihnen vielmehr Gutes; gehe freundlich mit ihnen um, und laß ihnen kein Unrecht anthun.“

In der Moral des angepflanzten Christenthums konnte die Gastfreyheit, die damals als eine wichtige Pflicht in einer vorzüglichen Achtung stand, nicht fehlen. Die Apostel Paulus und Petrus ließen sich ihre Empfehlung angelegen seyn. „Herberget gerne. Gastfrey zu seyn, vergesset nicht, denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt. Seyd gastfrey unter einander ohne Murmeln.“ Wenn man einer Tugendlehre, die eine so ausgebreitete und vollkommene Menschenliebe einschärft, noch den Vorwurf machen wollte, daß diese Vorschriften zu eingeschränkt nur die Ausübung

übung der Gaſtfreyheit als eine Pflicht der neuen Anhänger des Chriſtenthums gegen einander ſelbſt zu betreffen ſchienen; ſo müſte man die Lage der erſten Chriſten nicht bedenken, die verfolgt und herumirrend damals am meiſten den Beiſtand ihrer Brüder nöthig hatten, noch die Allgemeinheit der Wohlthätigkeit, wozu überdem eben dieſe Moral verpflichtet. — In den ſpätern Jahrhunderten nahm der Geiſt der Gaſtfreyheit beſonders in den Klöſtern ſeine Wohnung. Die Reiſen der Chriſten nach dem heiligen Lande veranlaßten die Errichtung eines Ordens, der dieſer Tugend vorzüglich gewidmet war. Der Hoſpitaliterorden war im Anfang eine weltliche Stiftung, die in der Mitte des eilften Jahrhunderts zu Jeruſalem durch Kaufleute errichtet ward. Ihre Beſtimmung war, ſich der Pilgrimme anzunehmen, die aus Europa kamen, die heiligen Oerter zu beſuchen. Nach einiger Zeit verließen die Perſonen beyderley Geſchlechts, die ſich zu

dieſer Beſtimmung vereinigt hatten, ihre weltliche Stiftung, nahmen Kloſterkleidung und widmeten ſich ganz dem Dienſt der Pilgrimme. **Innocentius**, der Dritte, beſtätigte den Orden der Mönche, die **Hoſpitaliterbrüder von St. Johannis** hieſen, und wies ihnen die Aufnahme und Verpflegung der reiſenden Chriſten als ihre unterſcheidende Pflicht an. Nachdem Jeruſalem durch den **Saladin** eingenommen war, begaben ſich die Schweſtern nach **Europa**, und errichteten hier nachher verſchiedene beträchtliche Stiftungen. — Die Klöſter der meiſten dieſen Orden ſind bald mehr, bald weniger der Gaſtfreyheit gewidmet; und der Orden zu **la Trape** iſt beſonders auch von der Seite der Gaſtfreundſchaft berühmt. Am meiſten ſcheint ſich dieſe Wohlthätigkeit noch in ſolchen Klöſtern erhalten zu haben, die in Gebürgen, in einſamen und unwirthbaren Gegenden zerſtreut liegen, und durch die Natur ihrer Lage den Mangel öffentlicher Herbergen

zu

zu ersetzen geschickt sind. — Aber dennoch muß man gestehen, daß Religionsstiftungen dieser Art nie eine so allgemeine Einwürkung auf den Nationalcharakter eines Volks gehabt oder haben können, als Gastrecht, das als Gebrauch und Sitte eingeführt worden.

II.

Eine eben so angenehme als lehrreiche Untersuchung müßte es allerdings seyn, wenn Philosophen sich bemüheten, so weit es sich in einer so verwickelten Materie bringen läßt, den Antheil zu berechnen, den in bestimmten Zeitpunkten die Gesetzgebung an den Tugenden der Völker gehabt hat. Zu unsrer Absicht ist es indessen hier zureichend, einige Bemerkungen über die Beziehung der Gesetzgebung auf die Gastfreundschaft hinzuzufügen.

Es würde wider die ersten Begriffe des Völkerrechts seyn, wenn eine Nation oder ihre Regierer Fremden, die ohne eine feindselige

Absicht auf eine Zeit zu ihr kommen, gar keine Rechte zugestehen wollte. Eben so sehr würde es den Grundgesetzen der Gerechtigkeit, wozu jeder Staat verpflichtet ist, entgegen seyn, wenn er für die Beschützung dieser Rechte, die der Fremde als Mensch und als Glied seiner Nation hat, keine Aufmerksamkeit beweisen, sondern vielmehr unbekümmert die Art des Betragens gegen ihn dem Willkühr der Bürger überlassen wollte. *) Unstreitig beruhet es auf dem freyen Willen eines Regenten, ob er Fremde sein Gebiet betreten lassen will oder nicht, und unter welchen Bedingungen ihnen der Zugang ver-

*) Eine vortreffliche Stelle des Cicero verdient hier wieder in Erinnerung gebracht zu werden. Qui civium rationem dicunt habendam, externorum negant, iis dirimunt communem humani generis societatem, qua sublata beneficentia, liberalitas, bonitas, iustitia funditus tollitur; quae qui tollunt, etiam aduersus Deos immortales impii iudicandi sunt; ab iis enim constitutam inter homines societatem euertunt. De Offic. lib. III. c. V.

verſtattet ſeyn ſoll. Aber ſobald er ihnen den Eintritt vergönnt, ſo macht er ſich zugleich verbindlich, ſie eine völlige Sicherheit genieſſen zu laſſen. Dieſen Genuß der Sicherheit iſt er, als Regent, ihnen ſchuldig. Allein ſie an den übrigen Vorzügen und Vortheilen ſeiner Unterthanen gleichen Antheil nehmen zu laſſen, das iſt er ihnen nicht ſchlechterdings ſchuldig, ſondern bleibt ſeinem freyen Willkühr überlaſſen. *) Wir ſehen auch, daß jeder weiſe Regent, der den Fremden einen Zutritt verſtattete, durch ein ihnen zugefügtes Unrecht ſich nicht weniger für beleidigt hielt, als durch ein Unrecht, das

*) Nam eſſe pro cive, qui civis non ſit, rectum eſt non licere; uſu vero urbis prohibere peregrinos ſane inhumanum eſt. Cicero de Offic. lib. III. — Man ſehe auch Livius Lib. XLI. cap. 24. Grotius de Iure Bel. ac Pac. lib. II. c. II. §. XVI. Einige nähere Beſtimmungen, die jedoch nicht zu unſerer Abſicht gehören, giebt Pufendorf de Iur. Nat. et Gent. lib. III. c. III. §. IX. et X. Vattels Völkerrecht. 2ter Th. 8. Kap.

einem seiner Unterthanen widerfuhr. Selbst Völker, die man barbarische nennt, waren mit diesen Grundsätzen des Naturrechts bekannt. Und wenn die Einwohner des taurischen Chersoneß jeden Fremden, den ein Zufall an ihre Küste warf, der Diana opferten, so wurden sie auch von allen andern Nationen verabscheut, und Grotius gesteht diesen das Recht zu, jene dafür mit vereinigten Kräften zu züchtigen. *)

Weil aber der bloße Genuß der Sicherheit vor Beleidigung noch nicht ganz die Bedürfnisse eines Fremden befriedigt, so ist der Staat durch die Pflichten der Billigkeit und Menschenliebe berechtigt, seinen Bürgern Privatdienstfertigkeit gegen den Fremden zu empfehlen, zumal wenn keine öffentliche Anstalten zu seiner Aufnahme vorhanden sind. Die Gerechtigkeit verlangt, dem reisenden Fremdling die Mittel seiner Erhaltung zu verschaffen; die Men-

*) Lib. II. cap. XX. §. XL.

Menschenliebe, für seine Bequemlichkeit zu sorgen; die Höflichkeit, ihm zur Erreichung seiner untadelhaften Absichten behülflich zu seyn. Dem Regenten kann es nicht unwichtig scheinen, diese Gesinnungen unter seinem Volke zu beleben und durch angemessene Verordnungen zu unterstützen. Die Sorge für die Sitten und für den Ruhm seiner Bürger verpflichtet ihn nicht wenig dazu. Und nicht selten hat das gute Betragen einzelner Bürger gegen Ausländer und der Ruf von der Leutseligkeit ihres Charakters einen vortheilhaften Einfluß auf den Staat gehabt.

Unter gewissen Umständen kann das Gerechtigkeit werden, was unter andern blos Wohlthätigkeit ist. Bey manchen ältern Völkern, die keine öffentlichen Anstalten hatten, wo Fremde für die Bezahlung Beherbergung finden konnten, würden sie ohne den Beystand der Gastfreundschaft sehr oft umgekommen seyn. Und welches Volk konnte so hart seyn, einen

solchen Erfolg, der zugleich seinem Namen eine unauslöschliche Schande eindrücken mußte, gleichgültig zu ertragen? Man glaubte, berechtigt zu seyn, die Gastfreundschaft, die ihrer Natur nach eine innere oder unvollkommene Pflicht ist, als eine Zwangspflicht zu befehlen, weil in jenem Fall ihre Verletzung eine Verletzung der gemeinen Gerechtigkeit gewesen wäre. Daher läßt sich der Ursprung einiger positiven Gesetze für die Gastfreyheit erklären, die freylich viel seltener, als solche sind, worinn die bloße Beleidigung eines Fremden verboten wird. Bey den Athenienſern war es ein bekanntes Gesetz: „kaufet dem Gaste kein Unrecht geschehen; weiſet dem Irrenden den Weg; nehmet den Fremden unter euer Dach auf!“ — Wenn man dieſes auch blos für eine Anrathung oder Empfehlung annehmen wollte, so führt Aelian *) ein mehr bestimmtes Gesetz, dem eine angedrohete Strafe angehängt war,

*) Var. Hiſt. lib. IV. cap. 1.

war, von den Lucanern an. „Wenn ein Fremder gegen den Untergang der Sonne ankommt, und in einem Hause einkehren will; so soll der, welcher ihn nicht aufnimmt, gestraft werden, und für seine ungastfreundliche Gesinnung büßen.“ — Bey den Burgundiern war der, welcher einem ankommenden Gast Dach und Heerd versagte, zu einer Geldstrafe verurtheilt. *) — Karl, der ein und dreyßigste König der Gothen, gab ein Gesetz, nach welchem der, welcher durch Zeugen überführt war, daß er die Gastfreundschaft dreymal abgeschlagen habe, mit der Verbrennung seines

*) Lex Burgundiorum. Tit. 38. Quicunque hospiti venienti tectum aut focum negaverit, trium solidorum inlatione mulctetur. — Si in causa privata iter agens ad Burgundionis domum venerit et hospitium petierit, et ille domum Romani ostenderit, et hoc potuerit adprobari, inferat illi, cuius domum ostenderit, solidos tres, et mulctae nomine solidos tres.

Hauses bestraft ward. *) Dieses Gesetz hatte die vortreffliche Würkung, daß vielleicht in keiner Gegend mehr die Gastfreyheit geübt werden konnte, als unter dieser Nation. Die Verweigerung der Gastfreyheit ward als die schändlichste Art des Geizes, und der, welcher einem Reisenden Speise, Trank und Beherbergung versagte, als ein Gegenstand des öffentlichen Hasses betrachtet. Es ward eine unverletzliche Gewohnheit, einem Ankömmling ohne die geringste Vergeltung alles zu geben, was er

*) Hic Carolus inter maximas leges et mandata constituit, ut Gothi ac Sueci inter se et maxime in omnes advenas et peregrinos hospitalitatem observarent summumque nefas ducerent, quicunque viatorem a tecto coërceret: quod si quis facere tentasset et idoneis testibus ter negasse hospitium convictus fuisset, immisso igne aedes eius comburi iussit, ut domibus propriis iuste privaretur, qui earum usum inhumaniter denegasset. Io. Magni Histor. Gothorum Suecorumque. lib. IV. c. 1.

er nöthig hatte. Ein Nachbar brachte ihn, wenn er weiter reisen wollte, zu dem andern, und empfahl ihn immer wieder einer sichern Begleitung. Je mehr Gäste jemand bewirthete, desto mehr Lob und Ansehen erwarb er sich. Selbst in den Hütten der Landleute bewies man gegen Fremde eine viel größere Freygebigkeit, als gegen seine eigene Kinder. *) Eben dieses bezeuget auch Adam von Bremen **) von den alten Schweden besonders, die in der Ausübung der Gastfreyheit unter einander wetteiferten, und keine größere Schande kannten, als diese Pflicht einem Fremden versagt zu haben. — Wenn jemand, berichtet Helmold ***) von den Slaven, darüber betroffen wird, daß er, welches jedoch ein über-

aus

*) Io. Magni Histor. Gothorum Suecorumque. lib. IV. cap. 2.

**) De situ Daniae &c. in Lindenbrogii Script. Rerum Germ. Sept. p. 60.

***) Chron. Slavorum. lib. I. c. 82. §. 9.

aus seltener Fall ist, einem Fremden die Gastfreundschaft versagt hat, dessen Haus oder Vermögen darf man mit Feuer verheeren, und dazu sind sodann auch alle einmüthig bereit. — Man hat Grund zu vermuthen, daß bey den Völkern der mittlern Jahrhunderte noch mehr ähnliche Gesetze für die Gastfreyheit vorhanden gewesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gesetzgeber gegen eine damals noch so sehr nöthige Pflicht, die aus mancherley Veranlassungen sich zu entfernen anfangen konnte, die aber ein so alter ehrwürdiger Gebrauch der verflossenen Zeiten war, sich ganz gleichgültig bewiesen haben sollten. —

Die Gesetze des Lykurg mußten, wie man weis, die Verbannung einer so edlen Tugend, als die Gastfreyheit ist, bemerken. Seine Bürger mußten den gastfreyen Athenienſern, Corinthern, Cretenſern und Megarenſern sehr unähnlich werden. Allein der spartaniſche

ſche Staat war auch von einer ſolchen Einrich-
tung, daß er der einzige in dieſer Art zu blei-
ben verdiente. Man hat ihn zuweilen wohl
bewundert, aber ihn nachzuahmen nicht für
zuträglich gefunden. Eine ſo ſimple Staats-
verfaſſung ſchien ihren Umſturz zu drohen, ſo-
bald ſich ihr die geringſte Vermiſchung mit
Fremden näherte. Lykurg führte daher mit
Fleiß verſchiedene Gewohnheiten ein, welche
dem feinen Geſchmack der benachbarten Staaten
anſtößig ſeyn mußten. Nichts war da anzu-
treffen, das bey einem Fremden den Wunſch
einer Aufnahme hätte erregen können. Um
noch ſicherer zu ſeyn, verbot er ſeinen Bürgern
das Reiſen, und ſchloß die, welche eine fremde
Erziehung genoſſen hatten, von allen Bedie-
nungen im Staat aus. Und um das Werk zu
vollenden, ſuchte er ihre innere Zufriedenheit
durch die Verachtung der Sitten jeder andern
Nation zu befeſtigen. Sparta mußte bey

dieſer Einrichtung Sparta bleiben, unterdeſſen daß die Bürger der übrigen griechiſchen Staaten, die ihre Thore nicht verſperrten, vielmehr den Fremden mit Vergnügen aufnahmen, und ſelbſt in alle Gegenden des Erdbodens reiſeten, weiſer und geſitteter wurden.

Da hier nicht von Niederlaſſungen ganzer Familien und Geſellſchaften in einem Lande, ſondern blos von dem Betragen gegen einzelne Fremde, die ſich da auf eine gewiſſe Zeit aufhalten, die Rede iſt; ſo könnten wir noch, wenn es unſre Abſicht erforderte, eine Erwägung der Mittel anſtellen, wodurch Auswärtige zur Beſuchung einer Nation gereizt werden. Eine Privatperſon nimmt es oft für eine Art von Beſchimpfung auf, wenn ein Fremder ihre Wohnung vorbeygeht; und man muß geſtehen, daß es eben keinen vortheilhaften Begriff von einer Nation erweckt, wenn ſie von einer andern gar keine oder nur ſehr ſeltene Beſuche empfängt.

empfängt. Hat sie nichts, das die Neubegierde reizt, keine Veranstaltungen für Wissenschaften, für Künste, für Handel, für Gewerbe, für Fleiß, die von einer gewissen Wichtigkeit sind, keine Denkmäler von Talenten, die hervorstechen, keine Männer, die dadurch glänzen, keine Gesetze und Einrichtungen, die einen höhern Geist ankündigen, keine Sitten, die sich durch Feinheit und Anmuthigkeit unterscheiden; wie darf sie noch hoffen, daß Auswärtige Zeit und Ruhe aufopfern sollen, um zu ihr zu reisen? Eine Nation, die besucht zu werden verlangt, muß sich einen gewissen Grad von Ruhm erworben haben, der Aufmerksamkeit gebietet, Neubegierde entzündet; sie muß wenigstens zu einem sehr günstigen Vorurtheil, das den lehrbegierigen Reisenden aus seiner Heimat treibt, Veranlassung geben können; sie muß nicht etwa blos die Kunst verstehen, dem Fremden seinen Aufenthalt bey ihr angenehm zu machen,

sondern

sondern auch vornehmlich mancherley nützliche Absichten zu befriedigen, mancherley Talente zu beschäfftigen, mancherley Neigungen zu unterhalten, reich genug in ihren Einrichtungen seyn. Unstreitig ist es eins der schönsten Schauspiele für einen Regenten, wenn er seine Nation eine Lehrerin anderer werden sieht, wenn er sieht, wie edle wißbegierige Männer aus entfernten Gegenden herbeyeilen, um Wissenschaft, Künste, tausend nützliche Kenntnisse und Sitten aus seinen Staaten zu hohlen. Die Geschichte aller Jahrhunderte kennt keinen Triumph, der edler und schmeichelhafter wäre.

12.

Die Gastfreyheit hat sich bey verschiedenen Völkern während gewaltsamer Veränderungen und Revolutionen, die sie in ihrer äußern Verfassung erdulden mußten, erhalten; wenn ihre

Würk-

Würksamkeit gehemmt oder ganz erstickt wor-
den, so ist dieses nicht selten durch eine allmäh-
lige innere Verschlimmerung des Nationalcha-
rakters geschehen. Die Geschichte zeigt, daß
sie von kriegerischen Nationen nicht gestohen,
selbst in solchen Zeiten bey ihnen geblieben ist,
da sie mitten unter den Unruhen und Zerstö-
rungen der Waffen standen. Eben so gewiß
ist es, daß der Despotismus, der sonst jede ge-
sellige Tugend niederschlägt, sie noch bis auf
diesen Tag im Orient nicht hat überwältigen
können.

Man hat oft die Gastfreundschaft der Nö-
mer gelobt, und gleichwohl wird man gestehen
müssen, daß bey einer nähern Berechnung ein
guter Theil von diesem Lobe abzuziehen sey.
Ueberhaupt waren sie nicht das Volk, das eine
gewisse Leichtigkeit zur Ausübung dieser Tugend
bey sich empfinden konnte. Ein trotziges We-
sen, das ihnen immer eigen war, verträgt sich

nicht mit der Beobachtung der Pflichten, die Fremde fordern. Und in den spätern Zeiten, wo sie Raub, Gewaltthätigkeit, jede Art der Tyranney ungeahndet gegen sich selbst, Bürger gegen Bürger, Klient gegen Wohlthäter, Sohn gegen Vater, verübten, mußte die wahre Gastfreundschaft unterdrückt werden. Wie konnten sie noch wissen, was sie Ausländern schuldig wären, da sie nicht einmal das zu erkennen fähig waren, was sie den eigenen Söhnen des Vaterlandes, den Gliedern der Blutsverbindungen, zu leisten hatten? In den besten Jahrhunderten war der Patriotismus immer überspannt; und die ganz in sich selbst gekehrte Liebe des Vaterlandes mußte jede Aufwallung der mehr ausgebreiteten Menschenliebe verschlingen. Der Nationalstolz, der in einer gehörigen Richtung die Gastfreundschaft erheben kann, schlug sie nieder, da er sich in eine Verachtung anderer Völker verirrte.

Die

Die Zeugnisse von Gastfreyheit, die man in den römischen Schriftstellern antrifft, beweisen nicht so viel, als man sie zuweilen hat beweisen lassen wollen. Diese Tugend ward unter ihnen am meisten sichtbar, da sie durch Reisen und durch Siege mit den Griechen bekannter wurden. Man thut ihnen nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihre Gastfreyheit eine Nachahmung der Griechen war, von denen sie überhaupt nicht blos Wissenschaft und Kunst, sondern auch Gottesdienst, Sitten und Gebräuche aufnahmen. Nächstdem ist es wohl offenbar, daß diese Art der Freundschaft unter den Römern, so viel auch Cicero und andere davon für sich rühmen mögen, meistens nur auf gewisse Personen und einzelne Familien eingeschränkt gewesen, nie aber ein Theil des Nationalcharakters geworden. Die Gastfreyheit war gröstentheils eine Würkung der Erkenntlichkeit für die Gefälligkeiten, die sie

in dem Lande ihrer Gäſte genoſſen hatten. Und da ihre Wirthshäuſer wegen ihres ſchlechten Rufs nur für gemeine Leute beſtimmt waren, da die Fremden, die meiſtens Perſonen von Geburt und Würden waren, Empfehlungen an bekannte Häuſer mitbrachten, ſo verbreitete dieſe Art von Freundſchaftsverbindung ſich leicht aus den griechiſchen Städten *) in die italieniſchen hinüber. Römiſche Familien errichteten alſo mit Familien auswärtiger Länder wechſelſeitige Bündniſſe und Verträge, die ſie erweiterten, einſchränkten, aufhoben, nachdem Bedürfniß oder Vergehen dazu anleiteten.

So viel Veranlaſſungen zum Haß der Nationen gegen einander es giebt, ſo viel giebt es auch, die einzeln oder zuſammenlaufend zur Unterdrückung gaſtfreyer Neigungen abzielen. Allein es bedarf nicht einmal eines ſo gewaltſamen

*) Potters griechiſche Archäologie. Aus dem Engl. 1776. 1ter Th. S. 756. u. f. w.

samen Hindernisses, als Nationalhaß ist; schon die Verachtung alles Auswärtigen ist dazu hinreichend. Dieses beweisen, um hier ein Beyspiel aus der Ferne anzuführen, die Japoner. Gutartig, ehrbegierig, frey von aller Betrügerey, die mit dem Tode bestraft wird, höflich, freygebig, großmüthig, voll Munterkeit und Liebe zum Umgang, sind sie zu nichts weniger, als zur Gastfreundschaft gegen Ausländer, aufgelegt. Indem sie von einer übertriebenen Hochachtung für ihre eigene Nation entflammt sind, indem sie weder eines andern Hülfe nöthig zu haben glauben, noch seine Uebermacht fürchten; so sehen sie auf jeden Fremden mit einer Geringschätzigkeit herab, die sie aller Dienstleistungen gegen ihn unfähig macht.*)

Eigennutz und Wuchergeist, die sich mit dem Handel verbreiten, können sich einer Na-

*) Kämpfer in der allgem. Hist. der Reisen ꝛc. 11ter B. S. 607. u. f. w.

tion so sehr bemächtigen, daß sie vergißt, nicht blos was Wohlthätigkeit, sondern auch was Gerechtigkeit gegen Fremde fordert. „Der Geist des Handels, bemerkt Montesquieu *) sehr richtig, vereinigt zwar Nationen, aber nicht so Privatpersonen. Man sieht, daß in den Ländern, wo man sich mit nichts als dem Handel zu beschäftigen weiß, auch mit allen Pflichten der Menschenfreundschaft, mit allen moralischen Tugenden, ein Handel getrieben wird. Die geringsten Gefälligkeiten, welche die Menschenliebe empfiehlt, sind nur für Geld zu bekommen. Die Gastfreundschaft, die man bey räuberischen Völkern so häufig antrifft, ist unter handelnden Nationen überaus selten.“ Man hat zur Bestätigung die Holländer als ein Beyspiel unterschieben wollen; allein wir können dafür mit mehrerem Recht die Chineser die Stelle vertreten lassen. Der jüdische Wucher-

*) Esprit des Loix. Liv. XX. Chap. II.

Wucherzeit dieſer Nation läſt ſie die wenigen Fremden, denen der Zugang bey ihnen noch verſtattet wird, nur als Menſchen betrachten, an welchen ſie ſich durch tauſend Betrügereyen zu bereichern für erlaubt halten. Da iſt kein Begriff von den Rechten eines Fremdlings, kein Gefühl der Menſchenfreundſchaft; nur dem niedrigſten Eigennutz, der alles unter ſeiner Herrſchaft hat, iſt der, ſelbſt von der Polizey verlaſſene, Fremde überall bloßgeſtellt. Man hat faſt gar keine Wirthshäuſer. In denen, welche ehemals noch vorhanden waren, die aber durch die feindlichen Einfälle der Tartarn in Verfall gekommen ſind, konnte man nur durch den Beyſtand eines Patents oder Befehls vom Hofe eine Stelle erhalten; andere Reiſende durften ſich nicht hineinwagen. Die Polizey vergißt ſich ſo ſehr, daß ſie nicht einmal für die Sicherheit der Reiſenden ſorgt. Die Räuberhaufen ſchwärmen durch das ganze Reich; nicht einmal auf den Landſtraßen und

in den Gegenden um Peking und Kanton sind die Reisende geschert. Den Chinesern ist das Reisen selbst untersagt. Daher die Unveränderlichkeit ihrer Sitten und Gewohnheiten, so wie bey den alten Aegyptern, die niemals reisten, und sich nicht ohne Mühe an den Umgang mit Fremden gewöhnten, welche die Begierde nach Unterricht zu ihnen zog. Daher aber auch der ewige Stillstand der Chineser auf den niedern Stufen der Wissenschaften, der Künste und der Politik. *)

Sollen wir noch einen Blick nach Europa zurückwerfen, so wird man nicht leicht einen herrschendern Nationalhaß antreffen, als den die Portugiesen **) gegen alle übrige Nationen haben. Dieses unmenschliche Laster, Fremde zu hassen, blos weil sie Fremde sind, kann nur bey einem Volke sich erhalten, dessen Denkungsart

*) Du Halde Beschr. von China.

**) Die würkliche Verfassung des Königreichs Portugall im J. 1766. Aus dem Franz. 1776. S. 124.

kungsart durch ausschweifenden Stolz, innerliche Feindschaften und Eifersucht, Geiz, Betrügerey, Vorurtheile und Schwärmerey ganz verderbt ist. Unterdessen daß der Portugiese es für eine Kleinigkeit hält, Fremde zu beleidigen, so begegnet ihnen der Spanier, auch wenn er Vortheil von ihnen ziehen kann, mit einem Stolz und einer Steifigkeit, als wenn sie gar keiner Aufmerksamkeit würdig wären. Wenn man in Spanien in einem Wirthshause absteigt, wird man, wie noch Baretti bezeugt, weder vom Wirth, noch sonst von einer lebendigen Seele bewillkommt; niemand bekümmert sich um den ankommenden Reisenden, als bis er fordert. Ein treffender Zug von dem steifen und trägen Nationalcharakter der Spanier, wozu der Franzose ein Nebenbild giebt, das nicht abscheidender seyn kann. Doch wir rücken durch diese Vergleichung den heutigen Nationen in Europa näher, und stehen an der Grenze der Gastfreyheit.

13.

Diese edle Tugend ist in Europa nicht mehr, was sie einst war, was sie noch jetzt besonders in einigen Gegenden Asiens ist. Zwar ist sie noch nicht ganz aus unserm Welttheil vertrieben; hie und da lassen sich noch einzelne Spuren von ihr sehen bey einigen wenigen Nationen, hie und da in den Gebürgen und in den Klöstern. Allein die Erscheinungen sind so selten und so schwach, daß sie nicht mehr einen beständig hervorstechenden Zug in dem Charakter unsers Zeitalters, oder eine herrschende Sitte ankündigen. Was bey verfeinerten Nationen den Namen der Gastfreyheit führt, ist nicht mehr jene alte ehrwürdige Tugend, die mit dem Bedürfniß der Zeiten wandelbar ist.

Sie entstand fast überall, wo sie sichtbar ward, durch den Mangel öffentlicher Anstalten zur Aufnahme der Reisenden, einen Mangel, der

der nur durch die Wohlthätigkeit einzelner Personen oder Familien ersetzt werden konnte. Mit der Einführung dieser Anstalten fieng sie an, wieder zu verschwinden, oder doch seltener würksam zu seyn. Die Veränderungen in den Ländern von Europa, nachdem es ganz reisend und handelnd geworden ist, haben ihre Entfernung allmählig befördern müssen. Der Umlauf der Wechselbriefe, die Sicherheit der Wege, die Leichtigkeit von einem Ort zum andern zu kommen, die Bequemlichkeit der Posten und der Schiffe, die Errichtung der Gasthöfe in allen Städten und auf allen Straßen, der Zufluß von Gästen, die Menge von Abentheuern, alles dieses hat dazu beygetragen, die Gastfreyheit der alten Welt zu verdrängen.

Der Geist des Handels, der alle Nationen mit einander verknüpft, hat die Bande der Wohlthätigkeit unter Privatpersonen zerrissen. Er hat der Liebe zum Gewinn mehr Ausbreitung und Stärke mitgetheilt, und so weit diese ihre

ihre Herrschaft ausdehnt, die jährlichen Bewegungen der Natur unterbrechen, die Menschen mit Menschen verbanden. Wenn eine Parthey dabey gewonnen hat, so sind es die Reichen. Ihr Vortheil ist ein mehr freyer und erweiterter Genuß der Annehmlichkeiten des Landes, wohin sie sich begeben; ihre Aufnahme richtet sich nach dem Maaß des Aufwandes, den sie machen; und wenn man sie auch nicht allemal mit Zuneigung sieht, so wird man sie doch die meiste Zeit mit Vergnügen sehen.

Indessen bleibt es noch lange eine angenehme Unterhaltung des Menschenfreundes, in jene Zeiten zurückzuschauen, welche die Gastfreundschaft veredelte. Keine weitere Empfehlung zum Verkehr, zu jeder Art von Gutthätigkeit, als das Gepräge der menschlichen Gestalt; keine andere Vorsprache, als der Gruß, der von den Lippen des Ankömmlings in die Hütte hineintönte. Der Mensch fand sogleich den Menschen. Die Natur selbst gab es ihm durch das unverzögerte

zögernde Gefühl ein, was er ihm schuldig war; er durfte es nicht erst lernen. Man kannte noch nicht den unseligen Unterschied, der das menschliche Geschlecht nach Vaterland und Religion absondert; alle waren Bürger Einer Erde, Kinder Eines Gottes. In jeder Hütte, deren emporwallender Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreute, war er sicher einen Bruder anzutreffen. Die Nacht, die ihn überfiel, die Einöde, die ihn umgab, schreckten ihn nicht. Wo er nur einen Menschen zu finden hoffen konnte, da hatte er auch einen Freund. Der Schatten seiner Bäume, die Kühle seiner Quellen, die Wärme seines Heerds, die Lagerstätte seiner Hütte, die Speise seines Tisches, alles, was dieser sein Freund hatte, war sein. Und wenn er an dem Abend seiner Pilgrimschaft an dem Heerd seiner väterlichen Wohnung, in dem Kreise seiner Kinder und Nachbarn, wieder ruhete, wenn er dann mit einer von Zufriedenheit und Wehmuth vermischten

miſchten Empfindung von den Freundſchaften erzählte, die ſeinen Weg begleitet hatten, ſo ward ſeine Heiterkeit noch nicht durch die finſtere Beſchuldigung unterbrochen: „Es iſt keine Neigung in der menſchlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde.“

Sammlung
einiger
Abhandlungen
aus der
Philosophie und Moral.

Von
C. C. L. Hirschfeld.

Frankfurt und Leipzig,
1786.

Vorbericht des Verlegers.

Wir liefern hier eine Sammlung von den Abhandlungen eines Schriftstellers, der schon längstens die Achtung des Publikums durch seine schöne Schriften erhalten hat, und der unter den besten denkenden Köpfen unserer Nation einen ansehnlichen Rang behauptet.

Die hier gesammlete Abhandlungen kamen in den Jahren 1768. und 1770. einzeln heraus, und wurden gleich von jedem Leser und Kenner, der philosophische Einsicht und Geschmack genug hatte ihren Werth zu bestimmen mit warmsten Dank und lautestem Beifall aufgenommen.

Der Beifall, den sie fanden, die Aufmerksamkeit, welche geschmakvolle Abhandlungen aus der Philosophie und Moral erregen, und der Name des Verfassers, den das Publikum schon damals auf einer einnehmenden Seite kannte, machten, daß diese Stücke häufig aufgekauft und gelesen wurden.

Unsere Litteratur gewinnt von Zeit zu Zeit mehr Freunde und Liebhaber, der Geschmack am Gründlichen und Schö-

nen fängt an in manchen sonst finstern Gegenden Deutschlands allmälig aufzublühen, die Schriften unserer schönen Geister können nie allgemein und gemeinnützig genug gemacht werden, manche scheinen nicht nach Verdienst genug bekannt zu sein, worunter ich auch diese Hirschfeldischen Abhandlungen glaube rechnen zu dürfen; man wird daher keine Art von Entschuldigung für diese neue Auflage derselben von mir erwarten.

Manchen von unseren Lesern die Herrn Hirschfeld vielleicht nur als schönen Geist kennen, wird es nicht unangenehm sein, ihn von einer andern nicht minder glänzenden Seite kennen zu lernen, nemlich als einen Mann, der mit einer tiefen Einsicht in die verschiedenste Verhältnisse des Menschen wirklich philosophischen Scharfsinn, und ein liebenswürdiges Herz verbindet, einen Mann, der um mich der von ihm entworfenen und ihn ganz charakterisirenden Züge zu bedienen, alles, was Sprache, Beredsamkeit und schöne Künste vortreffliches haben, zum Dienste der Philosophie aufopfert.

Leser, die philosophische Gründlichkeit, und Scharfsinn, durchgedachte lehr-

reiche Bemerkungen, Originalität, Leichtigkeit der Einkleidung, eine bilderreiche Sprache, einen edlen und hinreissenden Vortrag, und einen feinen Geschmack in Schriften dieser Art suchen, werden hier ihre Rechnung vollkommen finden.

Jene Gattung von Lesern aber, die sich unter dem Titel von Philosophie nichts anders denken können, als unnütze Spekulationen, metaphysische Wortklaubereien, die die Philosophie zu einem eitlen Gegenstand herabwürdigen, die auf Wiz und Geschmack blos weil sie selbe nicht haben loszuziehen gewohnt sind; diese werden diese Sammlung — zur Ehre unserer Zeiten, des gesunden Menschenverstandes, und der bessern Weltweisheit — nicht nach ihren Geschmack finden; - für diese ist sie auch nicht gemacht; so wenig als für die so häufige Classe von belletristischen Geksen, die gern alles lesen möchten, und doch einen so schwachen Magen haben, daß sie nichts zu verdauen im Stande sind, was nicht in Romane oder Verse eingekleidet ist, oder nicht irgend eine empfindelnde und launigte Gestalt hat. Auch solchen Lesern können wir diesen Vorbericht als eine Warnungstafel aus-

hängen, das Buch nicht zu lesen, wenn sie sich nicht ennuyren wollen.

Nur für jene Gattung von Lesern, die mit unserer Litteratur wenig vertraut ist, darf ich es wagen etwas von der Geschichte dieser Abhandlungen beizufügen.

Die Abhandlung vom guten Geschmack in der Philosophie, die in dieser Sammlung den andern vorstehet, weil sie gleichsam als eine Charakteristik der übrigen Hirschfeldischen Arbeiten dieser Art kan angesehen werden, ist beim Antritt seines Lehramts in der Philosophie zu Kiel geschrieben worden und 1770. zu Lübek auf acht Octavbögen erschienen. Es war ihr eine Anrede an seine Zuhörer angehängt, worin er ihnen den Plan seiner Vorlesungen darlegte und sie ermunterte das Studium der Philosophie mit jenem der schönen Künste und Wissenschaften zu verbinden; diese, da sie mit der Abhandlung selbst keinen Zusammenhang hat ist bei dieser Auflage weggeblieben.

Von dem Versuch über den großen Mann ist 1768. der erste Band herausgekommen, der zweite aber, den er in der Vorrede versprach, ist bis izt ein Gegenstand der Wünsche des Publikums geblieben. Vielleicht sind wichtige Be-

rufarbeiten, überwiegender Hang zu einigen andern Theilen der schönen Litteratur worin sich der Herr Verfasser so rühmlich hervorthut, die uns diesen Theil aufhalten oder gar entziehen. Doch vielleicht gefällt es ihm noch uns denselben zu schenken, und dann werden wir ihn in einer zweiten Sammlung nachliefern. Es bleibt uns indessen dieser erste Band immer ein schazbarer Pendant und Commentar zu Abbts Werk vom Verdienste.

Die Betrachtung über die heroischen Tugenden ist 1770. zu Kiel erschienen. In der Zuschrift an den Kaiserl. Russischen Kronprinzen hat er die nähere Veranlassung dieser Gedanken erklärt.

Ihren Werth wird kein Leser von Geschmack mißkennen können.

Uebrigens schmeicheln wir uns, daß wir durch diese Sammlung den Liebhabern der Hirschfeldischen Muse einen interessanten Beitrag liefern, und den Besizern seiner übrigen Schriften durch diese gleichförmige Auflage einen erwünschten Dienst leisten werden.

der Verleger.

Innhalt.

I. Vom guten Geſchmack in der Philoſophie.

II. Verſuch über den großen Mann.

III. Betrachtung über die heroiſchen Tugenden.

I.

Vom guten Geſchmack in der Philoſophie.

Was ist guter Geschmack? Was Philosophie? Und wie verbinden sie sich miteinander? Die richtige Beantwortung dieser Fragen macht den vornehmsten Gegenstand unserer Untersuchungen aus, und muß ihnen das Verdienst der Wahrheit und Nutzbarkeit geben; aber von wem sollen wir die Antwort hohlen? Die Meinungen, die den Geschmack betreffen, sind oft so verschieden, als die Anzüge auf dem Masqueradensaal; und für den Ruhm der Philosophie wäre es zu gefährlich, wenn wir sie bei den Schulweisen kennen lernen wollten, wo sie oft einer unglücklichen Schönen gleicht, die unter den Händen barbarischer Stiefväter ihre jugendlichen Reize verlohren, und unkenntlich geworden. Lasset uns einmal vor dem Labyrinth willkührlicher Erklärungen vorbeischleichen, unverblendet vom Ansehen, und unbetäubt vom Getöse der Schulen, die wahren Begriffe von Geschmack und

Philosophie, welche die Säulen unsrer Betrachtungen sein sollen, aufsuchen, und was so viele zu vergessen scheinen, wohl bedenken, daß wir bei philosophischen Untersuchungen nicht den gesunden Menschenverstand verleugnen dürfen.

Wenn wir auf unsre eigenen Empfindungen aufmerksam sind (und dies laßt uns immer für das erste Geschäfte der wahren Philosophie halten); so werden wir einen Eindruck bemerken, den die Gegenstände auf uns machen, Wohlgefallen, oder Mißfallen das wir an ihnen haben. Es gibt ein von der Natur selbst angeordnetes Verhältnis zwischen den Dingen, und zwischen den Eindrücken, die sie auf die menschliche Seele machen. Was mit unsern Nutzen und unsern Vergnügen in Verbindung steht, gefällt; das Gegentheil mißfällt. Die Beschaffenheiten der Dinge haben auf uns eine Beziehung. Die wohlthätige Natur, die auf unsre Vollkommenheit dachte, muste sie uns entdecken. Der Weg dazu durch die Ueberlegungen des Verstandes, und durch eine lange Kette von Schlüßen, schien nicht bequem, nicht nahe genug. Sie wählte einen kürzern. Sie pflanzte dem Menschen ein Gefühl ein, ohne Vernunftschlüsse überhaupt das Verhältnis zwischen den Dingen, und seinem Nutzen sinnlich wahrzuneh-

Was ist guter Geschmack? Was Philosophie? Und wie verbinden sie sich miteinander? Die richtige Beantwortung dieser Fragen macht den vornehmsten Gegenstand unsrer Untersuchungen aus, und muß ihnen das Verdienst der Wahrheit und Nutzbarkeit geben; aber von wem sollen wir die Antwort hohlen? Die Meinungen, die den Geschmack betreffen, sind oft so verschieden, als die Anzüge auf dem Masqueradensaal; und für den Ruhm der Philosophie wäre es zu gefährlich, wenn wir sie bei den Schulweisen kennen lernen wollten, wo sie oft einer unglücklichen Schönen gleicht, die unter den Händen barbarischer Stiefväter ihre jugendlichen Reize verlohren, und unkenntlich geworden. Lasset uns einmal vor dem Labyrinth willkührlicher Erklärungen vorbeischleichen, unverblendet vom Ansehen, und unberäubt vom Gerösse der Schulen, die wahren Begriffe von Geschmack und

zige gute Geschmack; und die ganze Welt hat sich darüber vereiniget, daß er in den Werken der Alten herrscht, und daß man, um ihn zu erreichen, sie nachahmen, oder so, wie sie, selbst Original werden muß. Alles, was der Natur entgegen ist, gehört überhaupt zum falschen, zum verderbten Geschmack. Es gibt nur einen einzigen guten Geschmack, und dieses ist der Geschmack der Natur. Er ist zugleich der richtige; das sichere Gefühl, das uns das Schöne erkennen und wählen lehrt, und alles Unwahrscheinliche, Falsche, Erkünstelte wahrnehmen und vermeiden läßt, und uns auf dem ebenen Pfade der Natur erhält, der zuverläßige Wegweiser, dem wir, ohne Furcht zu irren, folgen, und den wir so wenig bei der Beurtheilung fremder Werke, als bei eigenen Arbeiten, die auf den Beifal der Welt Anspruch machen wollen, entbehren können. Dieser gute und richtige Geschmack wird von dem wahren Philosophen gefordert. Die Empfindlichkeit und Feinheit des Geschmacks, die mehr das Eigenthum des Dichters und des Kunstrichters vom Range sind, werden freilich seinen Werth erhöhen, wenn er so glücklich ist, sie mit seinen übrigen Talenten zu vereinigen. Allein diese Vollkommenheiten des Geschmacks sind für den Weltweisen mehr entbehrlich, als die Richtigkeit. Mit jenen ist

er mehr, als er zu sein pflegt, und mit dieser ist er nur das, was er sein soll.

Wenn wir nun aus diesen Erklärungen wissen, was der gute Geschmack ist; was ist denn die Philosophie, womit er sich vereinigen soll? Allein was wird zu dieser Frage nicht mancher finstere Schulweise sagen, und wie wird nicht sein ganzer Eifer entbrennen, wenn er hört, daß wir uns noch nach dem Begrif der Philosophie erkundigen? Wisset ihr noch nicht, wird er uns entgegen rufen, was Philosophie ist? Hier ist mein Compendium, hier mein Katheder; kommt, ich will es euch lehren. Und was werden wir denn nun hören? Mit einer Miene, die uns eine wichtige Scene an ukündigen scheint, besteigt der Doctor der Weltweisheit, und aller sieben freien Künste Magister seinen hölzernen Thron, von welchem er über die Vernunft der jungen Welt zu tyranniſiren berufen ist, lehrt, was kein gesunder Verstand begreifen kann, und beweißt, was noch kein Mensch bewiesen hat, häuft ein Chaos von leeren Sätzen und Meinungen zusammen numerirt, paragraphirt, definirt, demonstrirt, distinguirt, refutirt, und nennt diesen Wust ein System, verhöhnt die nützliche Wahrheit, und das belehrende Gefühl der Menschheit, jauchzt über seine unge-

ſtalten Hirngeburten, und weihet ſie mit dem geheiligten Namen der Philoſophie ein. Hier kränſcht der Liebhaber der Philoſophie ſich, nicht die Laune des Horaz, um zu lachen; nein, die Geiſſel des Juvenals, um zu ſtrafen. Wenn Unſinn, Verwirrung, ein Gewebe von wunderbaren Träumen der Einbildungskraft, und finſtern Ideen einer kranken Seele, ein wüſtes Labyrinth von unnützen Sätzen und leeren Folgerungen, ein Gemiſch von Thorheit und Unvernunft, unverſändlich ſelbſt dem Lehrer, unbrauchbar für das menſchliche Leben, und ſtändig dem geſunden Verſtande, vorgetragen in einer barbariſchen Sprache, mit einem unbiegſamen Hochmuth behauptet, und mit einem wütenden Geſchrei vertheidigt, wenn, ſage ich, dieſes Philoſophie ſein ſoll; wer, der noch zu denken vermag, wird alsdann noch Muth genug haben, ſich als ihren Freund, als ihren Prieſter zu bekennen? Wenn jemals der Name einer Wiſſenſchaft von dem gelehrten Pöbel entheiligt worden, ſo iſt es der Name der Philoſophie. Alle ungeſtalten Ausbrüche der Unvernunft, und des Aberwitzes, alle Thorheiten eines verrückten Gehirns, und einer ſchwärmenden Einbildungskraft, alles, was unter den Vorurtheilen des Anſehens, und des Alterthums am lächerlichſten iſt, hat man mit dieſem ehrwürdigen Namen

belegt, und der gesunden Vernunft der Menschen aufdringen wollen. Verlangt man Beweise, so darf man nur in die meisten Compendien, und in die Geschichte der Secten schauen; man darf nur einige Zeit in dieser oder jener Schule ein Zuhörer gewesen sein. Was für überwitzige Geschwätze von Männern, die zum öffentlichen Unterrichte vom Staate unterhalten werden, vor Jünglingen, deren Vernunft sie ausbilden, und zum richtigen Denken gewöhnen sollten, in Zeiten, wo Witz, Geschmack und Anmuth sich mit den übrigen Wissenschaften auf eine freundschaftliche Art verbinden, und selbst die Philosophie unter den benachbarten Nationen in einer reizenden Gestalt erscheint! Aber diese kennen unsre (Philosophen können wir sie nicht nennen) so genannten Doctores der Weltweisheit nicht. Ihre ganze Philosophie ist ein Heft voll Nonsense, das sie ehemals nachgeschrieben, oder ein Compendium, das sie nicht verstehen, ein Schwall von unnützen Grübeleien, und gelehrter Unvernunft.

Sie fliehen Licht und Welt, und haschen
Wunderdinge,
Nur nicht die Gabe der Vernunft.

Die Geschichte, die Stimme des menschlichen Gefühls, die ächten Quellen des Wahren ach-

ten sie nicht. Unbesorgt, die brauchbare Wahrheit aufzusuchen, und zu ihrer Kenntnis den Verstand der Menschen zu schärfen, bleiben sie auf der Strasse ihrer Lehrer, und ihrer Compendien, fahren fort bis an ihr Ende der Vernunft zu trotzen, erwerben sich in ihrem Leben den Namen der — Dunse, und bei der Nachwelt — Vergessenheit. Ja, wenn die Einflüsse ihres Unterrichts auch eben so unbeträchtlich, eben so vergänglich wären, als es ihr Name ist; so könnte man vielleicht noch in einem gelindern Tone von ihnen reden. Aber wie mancher gute Verstand ist nicht von ihnen in der Zeit verdorben wo er eine glückliche Ausbildung zu erlangen hofte? Wie mancher Jüngling hat nicht in den Hörsälen unvermerkt die Richtung, die ihm die Natur zum gesunden Denken gegeben hatte, verlohren, ist ein Sclave des Systems und der Vorurtheile, ein trockner und wüster Kopf, voll thörichter und unbrauchbarer Schulsätze geworden, hat Jahre verschwendet, und nicht einen vernünftigen Aufsatz zu entwerfen gelernt? Ich führe keine Beyspiele an; wo sind sie nicht zu finden? Ich nenne keine Schule; wer weiß es nicht, wo noch in unsern Tagen so viele apocalyptische Schwärmer ausgebrütet worden?

Iſt nun aber das, was wir angeführet haben, nicht Philoſophie, ſo häufig man ihm auch dieſen ruhmvollen Namen beizulegen pflegt; wo ſollen wir ſie denn aufſuchen, wo ihren wahren Beruf finden? Wenn die Philoſophie eine Wiſſenſchaft ſein ſoll, ſo muß ſie einen Gegenſtand haben, und dieſer Gegenſtand muß überhaupt etwas Wahres, Erhebliches und Nützliches ſein. Wird der vernünftige Menſch ſich mit dem Gegentheil beſchäftigen, ihm ſeine Zeit, ſeine Kräfte aufopfern dürfen? Alſo alles Falſche und Unrichtige, alles Nichtswürdige, alles Unnütze ſei von der wahren Philoſophie verbannt! Wie werden nicht bei dieſer Forderung die dicken Lehrbücher zuſammenſchrumpfen, und wo ſoll der Schwarm der leeren Sätze, der kindiſchen Wortkrämereien, der Spielwerke kleiner Geiſter, und der abgeſchmackten Grübeleien, einen Platz wieder finden? Wir wollen ſie in dem Gebiete der Philoſophie nicht länger dulden; ſie mögen ſehen, bei welcher Claſſe der Wiſſenſchaften ſie wieder eine Freiſtadt finden.

Gereinigt alſo von dem, was nicht zu ihr gehört, erſcheine die Philoſophie in ihrer wahren Geſtalt, und in ihrer natürlichen Pracht. Sie trette, befreit von dem albernen und gothiſchen Anzuge, befreit von dem prahlenden

Flittergolde, womit man sie oft wie ein Marienbild behangen, befreit von jedem unanständigen und lächerlichen Aufputz, den sie oft von den Händen der Dumheit und des Aberwitzes annehmen müssen, trette sie in ihrer eigenen Schönheit hervor. Was sehen wir? Was ist nun die Philosophie? Die reizende Lehrerin der Wahrheiten, welche die menschliche Vernunft aus sichern Gründen erkennt. Alles, wovon der nachsinnende Verstand des Menschen etwas Beständiges erreicht, ohne dazu den Weg über die Zeugnisse zu nehmen, gehört in den Bezirk der Philosophie. Ihr Gegenstand ist das weite Feld alles desjenigen, welches die Vernunft blos durch ihre eigene Bemühungen erkennen kann; und bei dieser Erkenntnis steigt sie über die gemeinen Einsichten hinaus. Die Philosophie ist überhaupt die Wissenschaft des Wahren und des Guten, in so ferne der Mensch es durch seine eigene Kräfte erkennt und ausübt. Wie sie ihm den Weg zeigt, das Wahre zu finden, sich davon zu überzeugen, den Irrthum zu entdecken und zu vermeiden, richtig zu denken und zu urtheilen, den Zusammenhang der Wahrheiten einzusehen, und dadurch seinen Verstand erhöhet; so lehrt sie ihn auch die Kenntnis des Guten und des Bösen, mit den Beweggründen, die ihn zu jenem treiben, und von

diesem entfernen, und sorget dadurch für die Verbesserung seines Willens. Hier entspringen die bekannten Abtheilungen auf der allgemeinen Charte der Philosophie; und hier eröfnet sich zugleich eine Aussicht in ihre Vortreflichkeit und in ihren Nutzen. Wer kann noch eine Wissenschaft gleichgültig ansehen, welche die Erhöhung und Veredelung unsrer Seelenkräfte zur Absicht hat, die den Verstand auf das Wahre, und das Herz auf das Gute leitet, die mit der sittlichen Vollkommenheit des Menschen in der genauesten Verbindung steht? Ich will jezt der Philosophie keine Lobrede halten; wie viele haben das nicht vor mir gethan? Wer sie kennt, weiß ihren Werth zu schätzen; und an ihren Verächtern rächet sie sich durch das Zeugnis, das sie dadurch von ihrer eigenen Unwissenheit ablegen. Die Verachtung der wahren Philosophie ist nichts geringers, als die Verachtung der gesunden Vernunft.

Der gute Geschmack muß sich mit der Philosophie vereinigen; dies ist der vornehmste Grundsaz unsrer Betrachtungen, und die wichtige Forderung die wir an alle Weltweisen thun. Philosophie und Geschmack in einem Bunde ist die Vereinigung des Wahren und des Schönen. Die Philosophie erfinde, beweise, und verbinde die erkannten Wahrheit

ten in ein Ganzes; der gute Geschmack gebe ihnen das Schöne, dessen sie fähig sind, und bekleide sie mit allem Reitze, wodurch der höchste Grad des sinnlichen Wohlgefallens erwecket wird. Die Philosophie sorge für die Richtigkeit ihrer Lehrsätze, und befestige sie mit Vernunftschlüssen; der gute Geschmack sei auf ihre Ausziehung bedacht, und leihe ihnen allen gefälligen Schmuck, den die schönen Wissenschaften und Künste zu bilden vermögen. Philosophie und guter Geschmack sollen immer sowohl bei der Anordnung und Verbindung der Wahrheiten, als auch bei der Einrichtung ihres Vortrags in einer glücklichen Harmonie stehen; nie trenne sich das gefällige Schöne von dem nützlichen Wahren.

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Wer die Gerechtigkeit dieser Forderungen einsehen will, der betrachte die Gestalt, welche die Philosophie gewinnt, und den Nutzen, den sie stiftet, wenn sich mit ihr der gute Geschmack verbindet. Dieser fordert alles zu ihrem Dienste auf, was er in dem ganzen Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften für ihre Ausschmückung findet. Er urtheilt, was ihr anständig und was ihrer würdig ist, sieht, was ihr gehört, und was von ihr ent-

ſernt werden muß, welchen Schmuck ſie zu-
läßt, und wo er angeleget werden muß, und
führt ſie dann in einem erhöheten Reiz auf den
Schauplaz vor das Angeſicht der Menſchen,
in der Stellung, worinn ſie der Welt gefallen
kann. Die ernſthafte Miene der Philoſophie
heitert ſich bey ihrer Verbindung mit den Gra-
zien auf; und wen ſie vielleicht vorher kaum
rührte, den bezaubert ſie, ſo bald er ſie in
dieſer Geſellſchaft erblickt. Lernt was der gute
Geſchmack für die Philoſophie thun kann; dann
werdet ihr nicht länger zweifeln, was er für
ſie thun müſſe.

Das Gebiete der Philoſophie, worinn die
geſunde Vernunft herrſcht, darf keinem ver-
wilderten Lande gleichen; ſie hat ſo gut ihre
Geſetze, als eine weiſe Regierung. Man
nehme welchen Theil der Philoſophie man will,
ſo muß er eine geſchickte Anordnung und Ver-
bindung aller einzelnen Glieder haben, welche
zuſammen das Ganze ausmachen. Ohne die-
ſe Tugend iſt er ein Chaos, und verliert das
Recht des Anſpruchs auf den Namen eines
guten Lehrgebäudes. Die einzelnen Säze,
Beweiſe und Folgerungen müſſen alſo zuſam-
menhängen, in einander gegründet ſein, und
auseinander fließen; nicht willkührlich aufein-
ander gehäuft, oder unter ſich verwebt, ſon-
dern ſo geordnet und geſtellt, wie ſie durch ei-

ne natürliche Folge der Ideen gedacht werden. Daher ein System, und zwar ein System der Vernunft, das gleich der Sonne, sein eigenes Licht in sich selbst hat. Die Lehrsätze der Weltweisheit sind eben dieselben, die sie immer gewesen; nur daß einige schöpferische Geister sie in den neuern Zeiten mit verschiedenen wichtigen Erfindungen bereichert haben. Aber ihre Verbindungen untereinander, und die Beweisarten weichen oft von dem Wege ab, den die Vorfahren betretten haben. Fast ein jeder guter Kopf, der sich mit der Bearbeitung der philosophischen Wissenschaften befaßt, behandelt sie nach einem andern Plane, als seine Vorgänger gehabt, und gibt den Theilen eine andere Stellung und eine andere Verknüpfung, nach der ihm eigenen, von andern unterschiedenen Art, sich seine Ideen zu bilden und zu ordnen. Wer kann es leugnen, daß die Kunst der Anordnung und Verbindung in den Lehren der Weltweisheit unter den Philosophen verschieden ist, und daß der eine sie mehr, der andere weniger versteht? Und wer weiß es nicht, daß davon zum Theil der Werth der Behandlung selbst bestimmet wird, und daß die Deutlichkeit und Gründlichkeit, so unentbehrliche Eigenschaften, bey der Stellung und Verbindung der Sätze entweder gewinnen, oder verlieren? Will man Beyspiele haben,

ſo wird man ſie bei der Vergleichung einiger philoſophiſcher Lehrbücher finden. Aber wer lehret den Weltweiſen die natürliche Anlegung des Entwurfes zur Behandlung der Philoſophie, die geſchickte Stellung der verſchiedenen Theile, die das Ganze bilden ſollen, die harmoniſche Verbindung derſelben unter einander, wer lehrt ihn dieſe Kunſt, ſein Lehrgebäude regelmäßig aufzurichten, und ihm Ordnung und Licht zu geben? Nicht blos die natürliche Anlage, oder die Fertigkeit richtig zu denken, nicht blos ein gewiſſes Maas von Scharfſinn; auch der gute Geſchmack hat an dieſem Verdienſte des Philoſophen einen Antheil. Der Geſchmack erweiſet ſich als einen treuen Wegweiſer in dem Gebiete des Sinnlichen, wie der Scharfſinn in dem Bezirk des Vernünftigen, oder deſſen, was von der Vernunft erkannt und ausgemacht wird; er iſt ein zuverläßiger Gehülfe in Anordnung der Lehrſätze, ein kluger dem Verſtande untergeordneter Richter, der das, was jener beſtimmt, nicht beſtimmt, und auf eine gefällige Art anwendet. Er begleitet den nachſinnenden Geiſt des Philoſophen auf ſeiner Bahn, macht ihn bei jedem Schritte, auf die Stimme der Empfindung aufmerkſam, zeigt ihm den Pfad der Natur, den er nicht verlaſſen muß, und die

oft unbemerkten Gefahren der Abirrung, die er zu scheuen hat, und gewöhnet ihn an, vor dem künstlichen Labyrinth der Systeme vorbey seinen eigenen Weg zu gehen, und aus sich selbst seine Ideen zu schaffen, der Natur der Dinge, und den Bedürfnissen der Zeit angemessen.

Hier äussert bey der Anordnung und Verbindung in den Theilen der Philosophie der gute Geschmack zugleich ein neues Verdienst; und dies betrift die Bestimmung der Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Materien, welche in den verschiedenen Fächern der Weltweisheit vorkommen. Es gibt, wer weis es nicht? in den Theilen der Philosophie, und mehr in den theoretischen als practischen, eine Menge von angenommenen Sätzen und Meinungen, die keinen merklichen Einflus in die Verbesserung des Verstandes, in die Erfindung der Wahrheit, und in die sittliche Vollkommenheit des Menschen haben; die Beurtheilung, ob, und in wie ferne sie nützlich oder unnütze sind, gehört gröstentheils vor den Richterstuhl des Geschmacks. Wie viele Meinungen, Fragen, Auflösungen, Einwürfe, Widerlegungen finden sich nicht in den Schriften, welche die Vernunftlehre und die Metaphysic betreffen, die nichts mehr, als eine unfruchtbare Last des Gedächtnisses

ſind, mehr erdacht, den Geiſt zu verwirren, als ihn aufzuklären, die ihn von der brauchbaren Wahrheit entfernen, und ihm allmählich ein Wohlgefallen an leeren Spitzfindigkeiten, eine gefährliche Krankheit der Seele, beybringen? Warum ſollen wir das mühſam lernen, was wir nicht brauchen können, das zu beweiſen ſuchen, was nicht bewieſen werden kan, und das behaupten, was jeder geſunde Verſtand verwirft? Mit wie vielen unnützen Grübeleyen werden nicht nach der gewöhnlichen Schulmethode die Köpfe der Jünglinge belaſtet, die ſich in den Hörſälen verſammlen, um Philoſophie zu lernen, ſich im Denken zu bilden, und einen Schatz von Wahrheiten zu ſammeln, die ſie einſt in den Geſchäften der Welt brauchen wollen? Und was enthalten ſo viele Lehrbücher, die mit ſtolzen Aufſchriften von gründlichen, vernünftigen, ſyſtematiſchen, methodiſchen Anweiſungen prahlen, oft anders, als einen Wuſt von leeren Speculationen, unter welchen ſelten, als ein Stern in der nebelvollen Winternacht, ein geſunder Gedanke, ein nützlicher Lehrſatz hervorſchimmert? Wer ſoll hier die Ehre der Philoſophie retten, und ſie aus den Händen des Aberwitzes, und der Barbarey reiſſen, wenn es nicht der gute Geſchmack thut? Die-

ser verrichte sein Amt, und das Gebiete der Philosophie wird von allen Unbrauchbaren gereiniget sein. Er bemerkt, was in den Lehren, die zur Philosophie gerechnet werden, auf den Menschen eine nahe oder entfernte Beziehung hat, was in die Aufklärung seines Verstandes in seine Schärfung zur Erfindung der Wahrheit, und zur Einsicht in sie, was in die Veredlung seines Herzens, in die Beherrschung seiner Begierden, in seine Ruhe, in seine Zufriedenheit einen Einflus hat, was ihn innerlich in den Kräften der Seele, und auch seinen äussern Zustand vollkommen machen kan; er bemerkt, was für das Zeitalter, für das Volk, für jede Klasse von Menschen, für die Situation des Staats nützlich ist, und was es nicht ist, unter welchen Umständen und Einschränkungen es nützlich ist, und es nicht ist. Unter diesen Beobachtungen und Beurtheilungen bilden sich seine Gesetze, denen er zu folgen hat; er erkennt seine Regeln, und gleich ist er beschäftigt, nach ihnen zu handeln, und er handelt sicher, weil er den Weg geht, den ihm die Natur der Dinge zeigt. Mit dem Vorsatz, nur das Brauchbare zu wählen, und mit einer sich immer gegenwärtigen Aufmerksamkeit und Beurtheilung, hilft er dem Verstande, die eigenen Entwürfe bearbeiten; oder geht in die verschiedenen Lehrge-

Hände anderer hinein, bemerkt, prüfet, unterscheidet da, wo andere es nicht konnten, verwirft, und behält, und bleibt immer seinem Berufe getreu. Durch diese Absonderung des Nützlichen und des Unnützen, des Brauchbaren und des Unbrauchbaren, die der gute Geschmack in dem Felde der Philosophie vornimmt, wird sie das, was sie sein soll. Sie wird von allen den fremden Zusätzen, womit die Barbarei der Zeiten sie beschweret hatte, befreit, und sie empfängt ihre ursprünglichen Reitze wieder. Sie wird ihrer würdigen Bestimmung näher gebracht, nehmlich eine Lehrerin des menschlichen Geschlechts zu seyn. Sie wird wieder Freunde und Verehrer gewinnen, die sie nicht haben konnte, als sie sich unter den leeren Spitzfindigkeiten und Grübeleien in einer so häßlichen Gestalt zeigte. Gewis wenn die Philosophie verachtet ward, so geschahe es da, wo man sie in einem ganz andern Aufzuge erscheinen ließ, als ihr eigenthümlich ist. Man sahe nicht die wahre Philosophie, als man sie verachtete. Es war gerade das Gegenbild von ihr, das man falsch unter ihrem Namen aufstellte; die Schulen schrieen: seht da die Philosophie! Man erblickte die häßliche Erscheinung; und wie konnte sie gefallen? Die Zeit

rächte die Betrügereien der Sophisten; die Verachtung fiel auf sie selbst zurück, so bald man erkannte, daß sie etwas für Philosophie ausgegeben, was es nicht war.

Wenn wir hier einen Blick auf unsre Zeiten werfen, so sehen wir, daß der gute Geschmack in der Reinigung der Philosophie nicht müßig gewesen ist. Leibnitz, Wolff, Baumgarten, und sein Nacharbeiter, Meier, haben ausser andern Verdiensten auch dieses, daß sie so vieles Unnütze und Unbrauchbare, womit sonst die Lehrbücher beladen waren, herausgeworfen, und die Philosophie nicht nur geordnet, sondern sie auch gesäubert haben. Viel ist freilich gethan, wenn wir unsre Zeiten mit denen vergleichen, die vor ihn hergingen; ob noch mehr gethan werden könne, daran wird wohl nicht gezweifelt. Allein was helfen alle Bemühungen, die von dieser Seite der gute Geschmack schon gehabt hat? Finden denn würdige Vorgänger auch immer Nachfolger? Wissen denn nun unsre Doctores der Weltweisheit, was sie lehren sollen, und was sie nicht lehren sollen? Haben sie alle selbst Geschmack genug, oder nur so viel Aufmerksamkeit auf Vorspiele, um zu erkennen, was im Vortrag und im Lehrbuch verworfen werden, und was beibehalten werden muß? Sondern sie immer nach sichern Grundsätzen

das Unbrauchbare von dem Brauchbaren ab? Und richten sie den Vortrag der Philosophie ihrer Bestimmung, und den Bedürfnissen der Zeit und der Menschen gemäß genug ein! Man wird sich diese Fragen leicht selbst beantworten, wenn man weiß, was noch auf mancher Universität gelehret wird, und welche Schriften wir noch oft daher erhalten.

Hier läßt es sich nicht angenehm verweilen; ich eile wieder in den Weg unsrer Betrachtungen hinein. Die Verrichtungen des guten Geschmacks in der Philosophie, die wir bisher gesehen haben, betrafen innere Geschäfte, geschickte Anordnung, und kluge Absonderung des Unbrauchbaren, Geschäfte, worin der Geschmack dem Scharfsinn eine freundschaftliche Hülfe leistet. Jezt kommen wir auf das, was er bey dem Vortrage philosophischer Lehren zu thun hat. Die Philosophie mus nicht blos als ein Gegenstand der Wißbegierde angesehen werden; sie soll dem Menschen eine Lehrerin der Weisheit, Klugheit und Tugend werden, die ihn in die Geschäfte des Lebens begleitet, nicht blos den müßigen Gelehrten auf seiner Studierstube beschäftigen, sondern im Staate und im bürgerlichen Leben Einsicht, Ordnung, Wohlstand, Ruhe, und diejenigen Gattungen der Vollkommenheit aus-

breiten, die sie bei ihrer besten Einrichtung hervorzubringen fähig ist. Ist zu diesem grossen Zwecke der Weg der tiefsinnigen Demonstration wohl bequem genug? Wie viel Menschen gibt es wohl, die durch Natur und Erziehung fähig genug gebildet wären, sich mit der Demonstration zu begnügen? Für ihre Tiefe sind die meisten Köpfe zu seichte. Die Ueberzeugung ist zwar eine starke Triebfeder; aber die Ueberredung ist mehr den Fähigkeiten der meisten Menschen angemessen. Daher entsteht für den Philosophen das Gesetz, daß er nicht nur überzeugen, sondern auch rühren, nicht blos den Verstand zur Einsicht in die Wahrheit schärfen, sondern auch dieser Einsicht ein gewisses Leben mittheilen soll. Die Absicht der Philosophie geht nicht nur auf die Entdeckung des Wahren, sondern auch auf die Liebe des Guten, nicht nur den Geist aufzuheitern, sondern auch das Herz zu veredeln. Die wahre Philosophie, die dieses Ziel erreichen will, muß also nicht blos mit den obern Kräften der Seele sich beschäftigen, sondern auch mit den untern, nicht blos für die Richtigkeit und Gewisheit ihrer Lehren sorgen, sondern ihnen auch das geben, wodurch sie bewegen und gefallen. Und dies erhält sie von der Hülfe des guten Geschmacks. Er, der die richtige Stellung der Wahrheiten, und die Aus-

wahl des Nützlichen besorgen half, er beschäftiget sich auch, ihren Vortrag verständlich, edel, erhaben, rührend und gefällig einzurichten, und alles, was die Sprache, die Beredsamkeit, die Geschichte, und die schönen Künste Vortreffliches haben, zum Dienste der Philosophie herbeizuführen. Laßt uns seine Verrichtungen sehen, die sich hier in verschiedene Zweige theilen.

Wir fangen von der Wahl des Ausdrucks im mündlichen und schriftlichen Vortrage an; und wer wird es leugnen, daß dieser vom guten Geschmack bestimmet werden müsse? Es ist nicht genug, richtig zu denken: man mus auch die Kunst wissen, sich verständlich auszudrucken. Jeder Gedanke mus das Kleid haben, worin man ihn gleich für das erkennt, was er ist. Ohne die Gabe des deutlichen und richtigen Ausdrucks ist alle Wissenschaft ein todter Schatz, und eine verlegene Waare, die ihr Besitzer (um mich einer Redensart des gemeinen Lebens zu bedienen) nicht an den Mann bringen kan. Der Lehrer der Philosophie bediene sich also solcher Wörter, und solcher Zusammenfügungen, wodurch der Gedanke so, wie er sich ihn bildet, sichtbar wird; ein bekandtes, aber ein oft übertretenes Gesetz! Wie viel gewinnen nicht die tiefsinnigsten

Sätze, durch das Verständliche, Deutliche, und Leichte der Ausdrücke, worin sie vorgetragen werden? Daher lehre und schreibe der Philosoph nicht nur in der Sprache, der er selbst am meisten mächtig ist, und die diejenigen, für welche er beschäftiget ist, am leichtesten verstehen, er enthalte sich nicht nur aller fremden, rätzelhaften, mystischen und dunkeln Ausdrücke, die erst einer Erklärung bedürfen; sondern er verbinde auch mit den Wörtern keine andern Begriffe, als ein jeder gesunder und vernünftiger Kopf nach dem eingeführten Sprachgebrauch damit zu verknüpfen pflegt. Hier mögen unsre Schulweisen selbst an ihre Thorheiten denken. Ich verwerfe die so genannten Kunstwörter in der Philosophie, überhaupt betrachtet, nicht; sie sind zum Theil unvermeidlich, zum Theil bequem, wenigstens für die Professionsverständigen. Aber sollte man sie nicht verringern? Dadurch würden vielleicht mehr brauchbare Wahrheiten an die Stelle leerer Worte treten. Und sollte man sie nicht wenigstens in den Schriften vermeiden, die für die große Welt, für Höfe und für Hütten bestimmet sind? Dadurch würde die Philosophie das misfällige pedantische Ansehen verliehren, verstanden, und geliebt werden. Und wie viele Zänkereien würden nicht unterblieben seyn, wenn die Philosophen, an-

ſtatt ſich einer eigenen myſtiſchen Sprache zu bedienen, die allgemein verſtändliche Sprache der Welt gebraucht hätten? Wie oft haben ſie ſich nicht wie Gellerts Nachtwächter über Worte geſchimpft, gehaßt und verfolgt, weil einer ſich beſſer auszudrücken glaubte, als der andere? Und wer weiß, ob nicht manche, wenn ſie ſich nahe genug geweſen wären, ſich ſo gar wie Wielands Philoſophen in einer ähnlichen Stellung würden gerathen haben, die der Philoſophie nicht allzurühmlich war? Doch ich will ja keine Geſchichte der Philoſophen ſchreiben; warum erwähne ich denn dieſer Thorheiten? Ich kehre wieder zu meiner ernſthaften Betrachtung. Wenn gleich die Richtigkeit und Deutlichkeit des Ausdrucks ein großes Verdienſt iſt, das der gute Geſchmack ſich um die Philoſophie erwerben ſoll; ſo iſt es noch nicht alles, was er von dieſer Seite thun kan. Er muß dem Philoſophen auch die übrigen Schätze der Sprache, und des Ausdrucks zuführen. Der richtige und deutliche Ausdruck erheitert zwar; aber er iſt ein Licht, das nur erleuchtet, nicht erwärmet. Der Adel und das Erhabene des Ausdrucks hingegen erhebt, die Stärke und der Nachdruck bewegt und rührt, und die Zierlichkeit und Schönheit deſſelben nimmt ein, und bezaubert. Wie viel Hülfsmittel erhält

dadurch nicht der Philosoph für sich, und wie verdient macht sich nicht der gute Geschmack um ihn, wenn er sie ihm verschaft? Allein es ist eine grössere Tugend des Philosophen, diese verschiedenen Eigenschaften des Ausdrucks nach den Vorschriften des Geschmacks recht gebrauchen zu wissen, als sie zu besitzen. Nicht wenig Empfindung, Belesenheit, und Erfahrung gehört darzu, immer die Gattung des Ausdrucks zu wählen, und anzuwenden, die der Natur der Sache angemessen ist. Allgemeine Regeln lassen sich genug geben, und sind genug gegeben worden; aber in ihrer Anwendung auf einzelne Fälle zeigt sich erst der gesunde, und der erfahrne Geschmack. Um diesen zum Vortheil der Philosophie zu bilden, ist es nicht genug, sich mit den Meisterstücken der Alten bekant zu machen, und in ihnen den Adel, den Nachdruck, die Schönheit und den Wohlklang der Sprache überhaupt verstehen zu lernen; nicht genug, zu wissen, wo jede Gattung des Ausdrucks statt finden könne, und wo sie entfernt werden müsse, wo sie unentbehrlich sey, wo sie gemindert, oder mit andern gemischt, oder in ihrer ganzen Stärke angebracht werden müsse: sondern man muß auch die Natur seiner Muttersprache studiert, oft selbst Uebungen in ihr angestellt, oft scharfsinnige Kenner zu Richter

angenommen, oft gegen die besten Werke seine Versuche gehalten, oft geprüft, gewählt, verworfen, oft auf die Stimme der Empfindung, und selbst auf die Stimme des Volks gemerkt haben, ehe man sich überreden kan, genug unterrichtet zu sein, um sich leicht, anständig, männlich, edel, reich, stark und gefällig auszudrücken. So wichtig diese Einsicht in das Innere der Sprache, und die Vertraulichkeit mit ihren geheimen Schätzen für die Bearbeitung der Philosophie ist; so sehr ist sie auch ein Werk einer guten Erziehung, des fleißigen Nachdenkens, und der Uebung. Da der Dichter die Sprache für die Poesie studiert; sollte denn dies der Weltweise nicht mit eben so vielem Rechte für die Philosophie thun? Und da man die Sprache der Dichtkunst nach sichern Regeln bestimmt hat; sollte man denn nicht eben so wohl darauf bedacht sein, eine ächte Sprache für die Philosophie festzusetzen? Und, um noch eins zu erinnern, sollte nicht ein jeder, der sich der Philosophie widmet, nach dem Beispiel der Römer, die ausländischen Sprachen sorgfältig studieren, nicht um darin zu schreiben, sondern um durch den ihnen eignen Geist seine Muttersprache zu bereichern, und zu beleben, ihnen mehr Genauigkeit, mehr Stärke, mehr Anmuth, mehr Feinheit, mehr Harmonie,

mehr Mannigfaltigkeit an Wendungen abzulernen? Wie viel kan nicht der gute Geschmack, begleitet von Genie, Fleiß, Beobachtung, und Kritik zum Vortheil der Philosophie thun? Ich habe nichts von der Reinigkeit der Sprache gesagt, weil ich sie bey jedem guten Lehrer und Schriftsteller voraussetze.

Ganz natürlich werde ich durch diese Betrachtungen auf die Beredsamkeit geleitet, welche der gute Geschmack mit der Philosophie vereiniget; das gelehrte Studium der Sprache, dessen ich eben gedacht, war eine Vorbereitung dazu. Es mag seyn, daß die Philosophie nicht immer die Beredsamkeit verträgt, und ich fordere es auch nicht, sie ohne alle Einschränkung in ihren Sold zu nehmen. Es giebt gewisse Wahrheiten, von denen man sich durch die Demonstration versichern muß, und es giebt gewisse Köpfe, die diese mehr, als die ganze Zauberkunst der Suada lieben. Vielleicht, und warum vielleicht? gewis sind manche Lehrsätze, als solche betrachtet, auch nicht leicht eines beredten Vortrages fähig; es geht wenigstens eine grosse Verwandlung vor, wenn die abgesonderten Begriffe in der Metaphysic auf einzelne Fälle zurückgeführt werden sollen. Allein für die Wahrheiten der Sittenlehre besonders, wovon die todte Erkenntnis zum Leben erweckt werden mus, und wobey die sinn-

liche Ueberredung den Fähigkeiten der meisten Menschen in ihren verschiedenen Classen allemal angemessener ist, als die wissenschaftliche Ueberzeugung, ist die Beredsamkeit fast unentbehrlich. Sie braucht, indem sie die Philosophie empfiehlt, nicht immer ihre ganze römische Pracht und Feierlichkeit anzunehmen; genug, wenn sie in einem männlichernsthaften Aufzug erscheint, und mit einem Anstand, wodurch sie erweckt, einnimt, und gefallt. Die Beredsamkeit hat nicht nur das Verdienst, daß sie zur Aufnahme der Wahrheiten der Philosophie eine Menge neuer Bewegungsgründe herbeyführt; sondern sie giebt auch allen Triebfedern eine stärkere Spannung, indem sie die Gegenstände den Sinnen vorstellet, die Erkenntnis anschauend macht, und die untern Seelenkräfte in Bewegung setzt. Alles also, was die Beredsamkeit zu ihrem Dienste hat, die Menge und Mannigfaltigkeit der Bilder, Gleichnisse und Beschreibungen, den Reichthum lebhafter, feiner, reitzender, starker, kühner und erhabener Ausdrücke, den Vorrath der Figuren, alle Maschinen und Springfeder, die etwas zur Ueberredung beytragen können, alle Hülfsmittel der Kunst, die Gegenstände vorzustellen, das Ohr zu täuschen, die Einbildungskraft zu beleben, die Leidenschaften zu erregen, dies alles wird der Philosoph zur

wohlthätigen Ausbreitung seiner Wissenschaft nicht nur kennen lernen, sondern auch nach den sichern Regeln des Geschmacks allemal mit Klugheit, auf die beste, seinen Absichten angemessene Art, zu gebrauchen wissen. Wie siegreich wird nicht die Wahrheit an der Hand der Beredsamkeit? Und selbst diejenigen Forderungen der Moral, welchen der Mensch nicht gerne sein Ohr zu gönnen pflegt, wie einschmeichelnd können sie nicht werden, wenn sie der Philosoph mit gutem Geschmack einzukleiden weiß? Die reine, anständige, und edle Sprache, der richtige, der Natur der Sache immer getreuer Ausdruck, der gute Ton, so wie er in der feinen Gesellschaft herrscht, das Starke, das Rührende, das Einschmeichelnde, das Genie und Kunst einem Vortrag zu seiner Verschönerung zu geben fähig sind, kurz, der Geschmack bringt die Philosophie in die grosse Welt, und an die Höfe, dahin, wohin sie ohne ihn nie kommen würde: und diese Ausbreitung der wahren Philosophie was für ein Verdienst ist sie nicht um das menschliche Geschlecht! Wollt ihr gelesen werden, so schreibt, daß ihr verstanden werdet, und daß ihr gefallet. Wer mag euch lesen, ihr finstern Köpfe? Wer verstehet eure barbarische und fürchterliche Sprache, die nie in die

Spra-

Sprache der Welt gewesen ist? Und wer kan den unnatürlichen, gezwungenen, und oft ungestitteten Ton ertragen, der so oft in eben den Schriften herrscht, worin ihr Vernunft und Tugend lehren wollt? Wenn ihr nicht menschlich denken, und nicht menschlich reden lernen wollt, so macht auch keinen Anspruch, am Hofe, in der feinen Gesellschaft, von dem schönen Geschlecht, und von dem vernünftigen Burger gelesen zu werden; und seid nur stolz, eure unmenschlichen Hirngeburten den Würmern, und der Vergessenheit zu widmen.

Wir kommen auf die Geschichte, deren Verbindung mit der Philosophie nicht weniger ein Geschäfte des guten Geschmacks ist. In der That nichts verbreitet über die Wahrheiten der Vernunft mehr Licht und Glanz, nichts giebt ihnen mehr Leben, nichts macht sie für die Menschheit interessanter und würksamer, als ein kluger Gebrauch der Geschichte. Die allgemeinen Grundsätze verwandeln sich in Beispiele. Wir sehen die abgesonderten Begriffe auf wahre Begebenheiten angewandt. Wir erkennen, welche Folgen, und welchen Nutzen die allgemeinen Gesetze der Natur in einzelnen Fällen haben, lernen ihren Gebrauch, lernen aber auch an fremdem Gefahren Vorsichtigkeit und Klugheit für uns selbst. Wir

Wir fühlen einen mächtigen Eindruck, den das Gute, oder das Große des Beispiels auf uns macht. Das innere moralische Gefühl wird aus seinem Schlummer geweckt. Die Leidenschaften lodern auf. Wir fangen an zu lieben und zu bewundern. Wir empfinden eine edle Wollust in dem Anschauen, und ein feuriges Verlangen zur Nachahmung. Wir sind nicht mehr die kalten Verehrer der Tugend; nein, wir sind von ihr gerührt, erhitzt, ganz erfüllt. Und mindert sich gleich das Feuer, so bleibt doch eine gewisse Nahrung für den Geschmack an dem Guten und Edlen zurück, die vielleicht ohne diese Begeisterung nicht da wäre. Die stillere Empfindung geht in Betrachtungen und Entschliessungen über, und die sittlichen Grundsätze werden allmählig stärker, belebter, und würksamer zum Ausbruch, zur Handlung. Sind dies die Würkungen, welche das Beispiel hervorbringt; so hat der Philosoph nicht nur die Erlaubnis, sondern auch die Verbindlichkeit, mit der Wahrheit die Geschichte zu verbinden. Die Art, wie er beide verknüpfen soll, zeigt ihm der gute Geschmack. Dieser lehrt ihn eine kluge Wahl beobachten, immer das Schickliche, das Anpassende aufsuchen, und das Widerspiel vermeiden, sich nicht begnügen, überhaupt Beispiele und wahre Be-

gebenheiten herbeizuführen, sondern solche, die zu jeder besondern Absicht die besten sind, sie an den Ort, und auf die Art stellen, wodurch sie am leichtesten die gehoffte Wirkung hervorbringen, und ihnen das Maaß des Lichtes und der Ausbildung geben, dessen sie bedürfen. Eine schwere Kunst! Wie viel Kenntnis, Erfahrung und Geschmack erfordert sie nicht? Aber um alle Vortheile für die Wahrheit zu gewinnen; so studire der Philosoph nicht nur die Geschichte in ihren Quellen, er studire sie nicht nur mit einem anhaltenden und scharfen Beobachtungsgeiste, sondern er studire auch in sich selbst, und in andern den Menschen. Nöthig ist dem Arzt die genaue Kenntnis des menschlichen Körpers in seinem Bau, in allen seinen Theilen, in seiner ganzen Einrichtung; eben so nöthig ist dem Philosophen eine tiefe Einsicht in die Natur der Seele, und diese lernt er nicht nur aus der Betrachtung der todten, er lernt sie auch aus der Beobachtung der lebenden Welt. Wie vieler Kenntniß der verschiedenen Fähigkeiten, Kräfte des Verstandes, Vorstellungsarten, Leidenschaften, Begierden des Menschen, der verschiedenen Gegenstände, die sie haben, der verschiedenen Quellen, wodurch sie genähret werden, der verschiedenen Grade, worin sie

sich zeigen, der verschiedenen Gestalten, worunter sie erscheinen, der verschiedenen Wirkungen, die sie hervorbringen, wie vieler Kenntnis der ganzen Oekonomie der menschlichen Seele bedarf nicht der Philosoph, der für den Menschen lehrt, und schreibt, ihn unterrichten, ihn bessern will? Gewis hiezu gehöret mehr, als ein paar Jahre in die Hörsäle gegangen sein, nachgeschrieben haben, und dann mit dem Heft in der Hand den Katheder besteigen; mehr, als Aufmerksamkeit und Fleiß, das zu fassen, was in den Systemen vorkommt. Hier wird die seltne Gabe des Beobachtungsgeistes erfordert, vieles scharfsichtige Umherschauen unter den Menschen, ein langer Umgang mit der großen Welt, und der Geschichte, nicht blos Gelegenheit, die geistige und sittliche Seite der menschlichen Natur unter ihren mannigfaltigen Gestalten kennen zu lernen, auch anhaltender Vorsaz, auch unverrückte Stetigkeit des Geistes. Wie schwer ist es nicht, ein Philosoph für die Menschen, und wie leicht, ein Philosoph für die Schulen zu sein?

Wenn die schönen Künste zum Behuf der Philosophie dienen, so ist es vornehmlich in der Sittenlehre, wo sie ihren Einfluß äussern. Die Schönheit, sagt Herr Moses, ist eine eigenmächtige Beherrscherin aller unserer Em-

pfindungen, der Grund von allen unſern natürlichen Trieben, und der beſeelende Geiſt, der die ſpeculative Erkenntnis der Wahrheit in Empfindung verwandelt, und zu thätiger Entſchlieſſung anfeuert. Sie bezaubert uns in der Natur, und das Genie hat ſie in den Werken der Kunſt mit glücklichem Erfolge nachzubilden gewuſt. Die Schönheit in Figuren, und in Tönen dringen durch verſchiedene Sinne in unſre Seele ein, und beherrſchen alle ihre Neigungen. Sie können uns nach ihrem Belieben bald fröhlich machen, bald betrüben. Sie können unſre Leidenſchaften erregen, und wieder beſänftigen, und wir ſchmiegen uns willig unter die Gewalt des Künſtlers, der uns hoffen, fürchten, zürnen, beſänftigt ſein, lachen, und wieder Tränen vergieſſen läßt. "Gilt dieſes Urtheil von den ſchönen Künſten überhaupt, ſo gilt es vorzüglich von der Malerei, und Bildhauerkunſt, und ihr Nutzen iſt ſichtbar, wenn ſie von dem Künſtler nicht zu unedlen Zwecken gemisbraucht werden." Sie zeigen uns, ſagt eben der Philoſoph, der für mich geredet hat, die Regeln der Sittenlehre in erdichteten, und durch die Kunſt verſchönerten Beiſpielen, wodurch die Erkenntniß belebt, und jede trockne Wahrheit in eine feu-

rige, und sinnliche Anschauung verwandelt wird. Die Bildhauer und Maler haben nach dem Geständnis eines andern Kenners, des Aristoteles, in der Bildung menschlicher Sitten eine kürzere und kräftigere Lehrart, als die Weltweisen. Nicht nur wird der moralische Geschmack durch das Anschauen der guten, edlen, und heroischen Gesinnungen, welche die schönen Künste ausdrücken, belebt und verfeinert; er wird auch durch die Kunst, wodurch sie ausgedrückt werden, erhöhet. Denn die Wahrnehmung des Schönen, des Anständigen, des Feinen, des Regelmäßigen, das in den Meisterstücken der Kunst herrscht, erweckt ein Wohlgefallen. Dieses oft empfundene Wohlgefallen wird allmählich zur Gewohnheit, zur andern Natur. Es schränkt sich nicht blos in dem Bezirke der Künste ein; es äussert sich überall, wo Ordnung und Uebereinstimmung ist. Die Fertigkeit der Seele, das Schöne in den Werken der Kunst zu empfinden, wird zugleich eine Fertigkeit, es in den Sitten zu empfinden. Daher der moralische Geschmack, der sich dazu durch das fleissige Studium der schönen Künste bildet, und der diesen Namen erhält, in so ferne er das sittliche Schöne zum Gegenstand hat. Er gewinnt nicht nur einen Einfluß in unsre Art zu denken, sondern auch in unsre Gespräche, in

unſre Handlungen, in unſern ganzen ſittlichen Charakter. Er giebt zwar nicht die Tugend ſelbſt; aber er gehört unter ihre Hülfsmittel. Er verfeinert, verſchönert ſie, macht ſie gefälliger, und legt der Art, ſie auszuüben, einen Reiz und eine Anmuth bei, die ſie nie ohne ihn haben würde. Dieſer durch die ſchönen Künſte genährte Geſchmack, wird dem Philoſophen ein wichtiger Gehülfe ſein. Er wird dem Vortrag der Tugendlehre mehr Leben, mehr Heiterkeit mittheilen: er wird ihn nicht nur ſelbſt dieſe ſittliche Schönheit empfinden laſſen, ſondern ihn auch geſchickt machen, die Empfindung in andern aufzuwecken. — Was für einen beneidenswerthen Vorzug hatten nicht die Philoſophen des Alterthums vor den unſrigen, indem ſie täglich die prächtigſten Meiſterſtücke der Kunſt vor ſich ſahen, unter ihrem beſtändigen Anſchauen erwuchſen und lebten, und in dem Schooße ihres Vaterlandes eine ganze Fülle der Nahrung für den Geſchmack fanden.

Dieſer mit der Philoſophie vereinigte gute Geſchmack herrſcht daher auch vorzüglich in den Schriften der Alten, und wenn einige Männer ihn erreicht, oder ſich ihm genähert haben, ſo iſt es mehr oder weniger durch die Hülfe der Nachahmung geſchehen. Wenn

man solche Muster vor sich hat, so ist es freilich schwer, ihnen gleich zu werden; aber man erblickt doch nicht nur die Höhe, zu welcher die Philosophie emporsteigen kan, man sieht auch den Weg, welchen jene große Vorgänger genommen haben. Und ist dieses nicht schon für uns Vortheil genug? Sie hatten freilich auch manche Hülfsmittel, die ihnen ihre Zeit anbot, und die so oft den nachfolgenden Philosophen gefehlt haben. Was für eine Hülfe gaben ihnen nicht die schönen Wissenschaften und Künste, die in ihren Tagen die Höhe erreichten, in welcher alle Jahrhunderte nach ihnen sie mit Bewunderung erblicken? Und wie viel fanden sie nicht in der politischen Verfassung ihres Vaterlandes, das ihren Werken den Geist mittheilte, der sie beseelt? Sie bildeten sich vornehmlich in der grossen Welt, in dem Umgang mit den Menschen und den Geschäften, in der Verwaltung der wichtigsten Aemter im Staate, und im Felde; dahingegen unsre Philosophen in der Schule erzogen werden, leben und sterben, selten über die Gränzen der Universitätsstadt, selten in die feine Gesellschaft kommen, oft auch schon zu sehr verwahrloset sind, als daß sie darin nützliche Beobachtungen sammeln könnten. Was für eine ausgebreitete und tiefe Kenntnis des Menschen, was für eine

Bekanntschaft mit den brauchbarsten Schätzen der Geschichte, was für ein erhabener Geist, der alles überschaut, alles durchdringt, und was für ein edles und großes Wesen herrscht in den Schriften eines Xenophon, Plutarch, Cicero? Und wer sieht es nicht, daß ihr Umgang mit den vornehmsten und aufgeklärtesten Männern, ihre beständige Beschäftigung mit großen und erheblichen Dingen, und zum Theil ihre Verbindung mit den wichtigsten Staatsangelegenheiten, die sie besorgten, an den Vorzügen ihrer Werke Antheil haben, wodurch sie sich so sehr über das Gewöhnliche erheben? Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß die Philosophie das bei ihnen war, was sie in den nachfolgenden Zeiten selten gewesen ist. Weil sie es war, was sie sein soll, so erhielt sie auch die Lobsprüche, die ihr gebührten: sie hieß die Lehrerin der Menschen, die Erfinderin der Gesetze, die Regiererin des Lebens, lauter Namen, die sie damals verdiente, die sie aber in den Schulen wieder verlohren hat. Mehr oder weniger haben in den neuern Zeiten einige gute Köpfe sich den Geschmack der Alten in der Philosophie zum Muster erwählt; und wenn sie nicht allemal ihre Vorgänger erreicht, so haben sie doch ihren Weg betreten, sie haben in ihrem

Geiſte zu ſchreiben verſucht, und mit der Gründlichkeit Geſchmack, und oft mit dem Tiefſinn Grazie verbunden. Unter ihren Händen hat die Philoſophie wieder eine gefällige Geſtalt angenommen, und ſich ſo wohl ihrer erſten Reinigkeit als Schönheit, die ihr die Barbarei der ſcholaſtiſchen Zeiten geraubt hatte, wieder zu nähern angefangen. Hier erinnern wir uns an einen Baco, Grotius, Shaftesbury, Addiſon, Hutcheſon, Hume, Locke, Malebranche, Descartes, Montaigne, Montesquieu, und zur Ehre unſrer Nation, an einen Leibnitz, Wolff, Käſtner, Baumgarten, Moſes, Kant, Meier, Gellert, Zimmermann, Sulzer, Walch, Iſelin, Abbt, Spalding, Schlegel, Flögel, Riedel, Feder, und an die Namen anderer Männer, die ihr Verdienſt um die Philoſophie haben, und die ein jeder ſich zu dieſem unvollſtändigen Verzeichnis hinzudenken mag, das ohne Beobachtung einer Rangordnung hingeſetzt wird. Dieſe mag ein anderer Abbt beſtimmen, das Verdienſt eines jeden meſſen, und ihm darnach ſeine Stelle geben. Ich darf mich nur begnügen, den guten Zeitpunkt der Philoſophie mit einer ſtillen Wolluſt zu betrachten, und darauf zu denken, wie ich mich nun nach ſo vielen glänzenden Muſtern, die ich vor mir ſehe, bilden möge.

Dieſer gute Geſchmack, den die Alten uns vorgezeigt, und den einige Neuere mit der Philoſophie glücklich zu vereinigen gewuſt, macht ſie populär; durch ihn wird ſie eine Lehrerin der Menſchheit, und eine Predigerin der Vernunft und der Tugend bei dem Volke. Sie verläßt die Wolken des Olymps, und wandelt, gleich dem Apol, unter den Hirten umher. Durch den deutlichen und einnehmenden Ausdruck, durch die Zaubermacht der Ueberredung, durch das Aufweckende und Rührende der Beiſpiele, drängt ſie ſich unter die verſchiedenen Klaſſen der Menſchen, erwirbt ſich überall Aufmerkſamkeit und Beifall, und fängt an überall geliebt zu werden, weil ſie ſo verſtändlich, und ſo ſchön lehret. Sie hat nicht mehr die rauhe Tracht, die ihr die Schulpedanten gaben, und worin ſie erſchreckte; nein, ſie erſcheint in dem reizenden Gewande, womit ſie von den Händen der Grazien bekleidet wird, worin ſie am Hofe und unter dem Volke einnimmt und erobert, und gleich einer Muſarion bezaubert, indem ſie unterrichtet. Dadurch wird der Nutzen und der wohlthätige Einfluß der Philoſophie vervielfältiget, anſtatt daß er ohne den guten Geſchmack nur ſehr eingeſchränkt war. Nicht nur für eine gröſſere Anzahl von Menſchen, nicht nur für mehrere Klaſſen unter ihnen wird

sie lehrreich; sie vermehrt auch für einen jeden ihre Vortheile. Sie wird nicht blos das Gedächtnis mit einem Vorrath von Wahrheiten bereichern, nicht blos die Kräfte des Verstandes erhöhen, und ihm die Fertigkeit verschaffen, wahr und richtig zu denken; sie wird auch auf den Willen würken, und ihn angewöhnen, gut und edel zu begehren. Sie wird nicht blos die Vernunft verstärken, sie wird auch das Herz verschönern; nicht blos mit richtigen, feinen und erhabenen Gedanken, sondern auch mit guten Gesinnungen und mit Neigung zur Tugend erfüllen. Sie wird ihren Freund nicht blos auf dem Studierzimmer, und in dem häuslichen Leben beschäftigen; sie wird ihn auch in die große Welt begleiten, und ihn an jedem Standorte, in jeder Situation nach den sichern Vorschriften der Vernunft und der Rechtschaffenheit handeln lehren. Welches Amt, welche Art der Geschäfte verträgt nicht einen richtig denkenden Kopf, und ein edelgesinntes Herz? Und wie unentbehrlich sind nicht diese Eigenschaften, wenn die Welt Ordnung, Wohlstand und Ruhe haben soll? Die Philosophie ist es, die uns den Erwerb dieser Talente und Tugenden lehrt. Wird der Mann, der sich durch das Studium der Philosophie die glückliche Fertigkeit, überall richtig, anständig und erha-

ben zu denken, überall edel und tugendhaft zu empfinden und zu begehren, erworben hat, wird der nicht, wenn er in öffentliche Geschäfte gesetzt wird, sie mit Einsicht, Ordnung und Nutzen für den Staat und seine Glieder verwalten? Werden ihm nicht so viele Wahrheiten, wovon er sich aus der Vernunft und aus der Geschichte überzeugt hat, in allen einzelnen Vorfällen zu Hülfe eilen, und wird er nicht in der Anwendung der allgemeinen Grundsätze, mit welchen er schon bekandt ist, sich leichter und geschwinder, als ein anderer, Erfahrungen und practische Klugheit zu sammlen wissen? Wenn es gewis ist, daß die wahre Philosophie diese Vortheile verschaft; so ist sie auch eine nöthige Wissenschaft für diejenigen, welche sich den grosen Geschäften widmen wollen. Ohne sie glaubten die Männer des weisen Alterthums in der Verwaltung öffentlicher Aemter unwissend, und dem Irrthum ausgesetzt zu sein; und Plutarch und andere empfohlen den Jünglingen, sich nicht nur durch die Philosophie vorzubereiten, sondern auch die stille Muße, die ihnen einst zwischen den Geschäften des Staats vergönnet sein würde, nach dem Beispiel eines Pericles und Epaminondas, zu dem Studio der Weisheit zu nützen. Ich weiß wohl, daß viele junge Herren vom Stande jezt das Vorurtheil

haben, daß die Philosophie nicht für sie gehöre; ich weiß auch, daß das, was man oft unter dem Namen der Philosophie zu lehren pflegt, wenig brauchbar für die Welt ist. Allein man lerne die wahre Philosophie von der falschen unterscheiden, und man wird bei jener die Vortheile finden, die man bei dieser vergebens sucht.

Wir mögen in dieser Betrachtung fortgehen, so weit wir wollen; so werden wir immer die Nothwendigkeit des Gesetzes erblicken, das den guten Geschmack mit der Philosophie vereinigt haben will. Nicht nur die wohlthätige Absicht, die Menschen mit den brauchbaren Wahrheiten und Vorschriften der Vernunft, und also mit den Quellen ihrer Glückseligkeit bekannt zu machen, nicht nur die Aussicht in den mannigfaltigen Nutzen, den alsdann die Philosophie für alle Stände und Klassen der Menschen ausbreitet, nicht nur das süsse Bewußtsein des Verdienstes das er sich um andere erwirbt, belebe den Philosophen, die Regeln, die wir angezeigt haben, zu beobachten; es eröfnet sich noch ein neuer Grund, ihn dazu zu bewegen. Der gute Geschmack ist das Mittel, unsre Schriften auf die Nachwelt zu bringen. Ohne den Werth, den er den Schriften beilegt, gelangen sie nicht zu den künftigen Zeiten; ungelesen und

ungeachtet von den Zeitgenossen, finden sie bald das Schicksal, das sie vernichtet, den Ort, wo sie vermodern. Dies ist gleichsam eine Art von Rache, welche der beleidigte Schutzgott des guten Geschmacks ausübt. Der gute Geschmack, der unsern Schriften die Aufmerksamkeit, und den Beifall unsrer Zeitgenossen erwirbt, erwirbt ihnen auch die Vorsorge, welche sie für die Nachkommen aufbewahrt, und sich dadurch eben so bedacht auf die Ehre unsrer Zeiten, als auf den Nutzen der Nachwelt beweiset. Wie viele Werke sind nicht in die Welt geschikt, wovon kaum noch die Namen auf unsre Zeiten gekommen sind? Und die Schriften, um deren Erhaltung man ganze Jahrhunderte hindurch beschäftigt gewesen, sind es nicht eben die, in welchen wir den guten Geschmack erblicken, der ihnen das Siegel der Unsterblichkeit eindrückte? Seid aufmerksam, ihr Weltweisen, auf die warnenden Vorspiele, und lernt auf euren eigenen Ruhm bedacht zu sein. Das Verlangen, noch bei der Nachwelt zu leben, begeistere euch; aber das Verlangen, der Nachwelt noch zu nutzen, veredle jenes. Wie süß, und wie erhaben ist nicht der Gedanke, nicht blos den Namen auf die Nachwelt zu bringen, (denn wie mancher Thor hat dieses nicht erlangt?) sondern noch von ihr gelesen,

geliebt und verehret zu werden, ihr Unterricht und ihr Vergnügen zu sein, und von den Zeitgenossen an die Wahrheit und die Empfindung des Guten und des Schönen durch späte Jahrhunderte ausbreiten zu helfen? Hier vervielfältigen sich die Verdienste des wahren Philosophen, ergiessen sich immer zum Wohl der Welt, und ihr wohlthätiger Ausfluß wird nicht erschöpft. O! daß euch die Liebe des Nachruhms zur Liebe des guten Geschmacks beseelte, ihr Schriftsteller, um euch dieses Verdienst, und diese Zufriedenheit zu erwerben.

Umsonst schreien einige metaphysische Köpfe, daß die Gründlichkeit leide, wenn sich der Geschmack mit der Philosophie vereinigt, und schmähen auf den Witz, weil sie ihn nicht haben. Aber wissen denn diese Herren auch wohl, was Gründlichkeit sei? Besteht sie denn in einem zusammengeworfenen Wust von Beweisen und Unterscheidungen, wo jene nicht nöthig sind, und diese nur verwirren? Belastet immer das Compendium und den Zuhörer mit einem Chaos von Sätzen, um ihm daraus gelehrt zu beweisen, daß Nichts, Nichts sei; und laßt mir meine Grille, unter der Gründlichkeit des Philosophen seine Fertigkeit zu verstehen, die Wahrheit aus ihrer Quelle herzuleiten, demjenigen, was er lehrt, auch

auch dasjenige beizufügen, woraus seine Richtigkeit erkannt wird, und es gegen Einwürfe zu sichern, wenn sie erheblich sind. Nicht alles soll bewiesen, nicht immer wiederlegt werden. Nicht die Menge der Beweise, sondern ihre Richtigkeit und Stärke erhebt den Geist zur gründlichen Einsicht; und die geschickte Stellung der Beweise, ist eben so wohl ein Geschäfte des guten Geschmacks, als ihre Erfindung ein Werk des Verstandes ist. Der Witz hilft so wohl zur Ueberzeugung, als der Scharfsinn, und mus oft seine Stelle vertreten; er ist ein plötzlicher Strahl des Blitzes, der alles auf einmal erleuchtet. Der Verstand wird geschäftiger und mächtiger, wenn er vom Witze in seinen Unternehmungen unterstützt wird; die unähnlichsten und entferntesten Begriffe gesellen sich in der Vergleichung zusammen; die Verbindungen werden mannigfaltiger; und neue, oder noch unbemerkte Aussichten erhellen sich plötzlich unter den Augen des Geistes. Wenn der Verstand etwas für wahr erkennt, warum soll der Witz es nicht sinnlich und überredend ausdrücken? Doch warum halte ich mich auf? Daß man schön und zugleich gründlich denken könne, und daß Witz und Grazie sich mit dem Tiefsinn vertragen, das würde allein Kästner durch

durch seine Schriften beweisen, wenn ich auch weiter keine Zeugen unter den Weltweisen sähe. Und was kann man noch über diese Materie zu sagen glauben, da dieser Philosoph uns in einer besondern Abhandlung den Gebrauch des Witzes in höhern Wissenschaften gelehrt und gezeigt, wie nothwendig er zum leichtern Uebergang von einer Wahrheit zur andern, zum Ordnen der Sachen, die man untersuchen will, oder die man schon kennet, zur Clafification, zur Bildung des Systems, zur Erfindung, zum Ausdruck und zum Vortrage der Wahrheiten sei?

Es ist wahr, daß manche unter den Neuern in die Philosophie einen gewissen Geist des Leichtsinns gebracht haben, der der Gründlichkeit schadet. Um verständlich, und noch mehr, um witzig zu sein, haben sie die Wahrheiten auf eine Art behandelt, wodurch das Ueberzeugende, das Starke und Männliche, welches der wahren Philosophie eigen ist, und gleichsam ihre innere Kraft vernichtet worden. Um das Trockene des Vortrags zu vermeiden, sind sie überall lebhaft und witzig geworden, und haben darüber die Gesetze der richtigen Auswickelung, und der natürlichen Folge der Begriffe, die Nothwendigkeit, und den Nachdruck der Beweise, und die Ordnung, und den Zusammenhang der Wahrhei-

ten vergessen, die doch nicht übersehen werden müssen wenn der gehörige Grad der Ueberzeugung hervorgebracht werden soll Sie haben das Ueberflüßige das Ermüdende und Eckelhafte der Demonstration vermeiden wollen, und sind dadurch auf einen nahen Abweg, auf ein seichtes Wesen, auf einen blos schimmernden Witz, gerathen. Sie haben gefallen wollen, und darüber das rechte Ziel verfehlt, nehmlich um desto besser zu unterrichten. Auch die sclavische Nachahmung hat an diesem Fehler einiger Philosophen einen Antheil. Einige Franzosen setzten den Witz an die Stelle der Gründlichkeit, und gefielen; denn was gefällt nicht? Der gute Deutsche äfte nach, ohne zu überlegen, ob er eben diesen Witz erreichen könnte und erreichen sollte, und ob dieser sich zu seinem eigenthümlichen Naturel, und zu der Natur der Wissenschaft schickte. Anstat die Alten zum Muster zu erwählen, oder, wenn man Neuere suchte, vom Engländer zu lernen, und einem Addison, einem Steele die Kunst abzusehen, wie der Witz mit der Philosophie verbunden werden müsse, lief man den leichtsinnigen Franzen nach, wollte so lebhaft und artig sprechen, als er, und kam auch bald dahin, eben so seicht zu denken. Daher bekam die Philoso-

phie ein gewisses tändelndes und kindisches Wesen, und verlohr ihren Ernst, und ihre nervigte Stärke: daher entstanden unsre philosophischen Stutzer, die alles verachteten, was nicht witzig eingekleidet war, und immer im süssen Tone lallten. Es gehört viel guter Geschmack, viel Belesenheit, viel Studium der Kritik dazu, um die Gränzen des Witzes in der Philosophie zu lernen, um zu wissen, wo er angebracht werden dürfe, wo er vermieden, wie er gemäßiget, und auf welche Weise er immer der Natur der Sache angemessen werden müsse. Er soll nur eine Würze, nicht aber die Speise selber sein. Er soll einen Gehülfen der Philosophie abgeben, nicht aber sich an ihre Stelle hindrängen, und das allein verrichten wollen, was ihr zukommt. Es giebt einen Weg, auf welchem man zwischen der Trockenheit und der Seichtigkeit vorbeischleichen kan; diese Mittelstraße sind alle gute Philosophen gegangen, und glücklich ist der, der sie zu finden weiß.

Soll der gute Geschmack in der Philosophie herrschend werden, und dadurch den mannigfaltigen Nutzen verschaffen, den sie in der Verbindung mit ihm auszubreiten fähig ist; so mus er seinen Anfang von der Universität nehmen. Erhalten nicht die Schriftsteller auf ihre erste Bildung, wenn gleich viele ausser ih-

ren Bezirk ſchreiben? Und nicht blos um einigen guten Köpfen eine glückliche Richtung zu geben, damit ſie einſt gute Philoſophen am Schreibepult werden; ſondern vielmehr um die Kräfte der Jünglinge zum Wohl der Welt, und zu ihrer eigenen Glückſeligkeit auszubilden, für die Bedürfniſſe des Staats, für die verſchiedenen Aemter deſſelben richtig denkende und edel geſinnte Männer aufzuziehen, deswegen mus der gute Geſchmack den academiſchen Vortrag der Weltweisheit beſeelen. Es iſt dem Vaterlande mehr an guten Bürgern, als an Schriftſtellern gelegen; man braucht die Philoſophie mehr für das Privatleben, und für die öffentlichen Geſchäfte, als um zu ſchreiben; wenige haben hiezu einen Beruf, aber alle haben den Beruf aufgeklärte und rechtſchaffene Männer zu werden, um zu ihrer eigenen Zufriedenheit und zum Nutzen der Welt zu leben. Der academiſche Lehrer bemühe ſich alſo nicht nur ſelbſt um die Kenntnis des guten Geſchmacks, und um die Kunſt, ihn mit der Philoſophie zu vereinigen; ſondern er eröfne auch dem Lehrling die Quellen des guten Geſchmacks, und zeige ihm, wie er aus ihnen ſchöpfen müſſe. Sein Unterricht, ſeine Aufmunterungen, und was noch ſtärker iſt, ſein Beiſpiel werden bald den

gutgearteten Jünaling zur Liebe der Wissenschaft des Schönen erwecken; willig wird er lernen, nicht blos für den Verstand, sondern auch für die Empfindung zu studiren; und je vertrauter er mit den Mustern, und mit den Regeln des guten Geschmacks wird, desto mehr wird ihm die Einsicht in die Wahrheiten der Philosophie aufgeheitert werden, desto eher wird er anfangen, sie zu gebrauchen. Dann wird der wahre Geist der Philosophie, der in so vielen edlen Jünglingen gebildet wird, sich mit ihnen in die Welt, in das Häusliche und in das öffentliche Leben ausbreiten, und von dem Standort aus, den sie nehmen, sich auch andern mittheilen, auch über andere ein wohlthätiges Licht ausgiessen.

Vielfältig sind ferner die Einflüsse der Philosophie in alle übrige Wissenschaften; eine Wahrheit, die keines Beweises mehr bedarf. Allein die blosse Compendienphilosophie ist allen Theilen der Litteratur eben so schädlich, als dem gesunden Verstande. Ihre Anhänger messen immer nach einem falschen Maaßstabe, sie mögen auf den Grund der Theologie, oder der Jurisprudenz, oder der Arzneikunst treten; überall richten sie nach ihren schielenden Ideen, und angenommenen Sätzen, verwerfen, was sie nicht aus ihnen herleiten, nicht auf sie zurückführen können, oder

zerren die neuen Lehren so lange herum, bis sie sie mit dem gehuldigten System vereinbaret, und dadurch ihren Geist getödtet haben; fallen in dem Taumel der Demonstrirsucht über Facta, und Erfahrungen her; dringen nie in das Wesen der Wissenschaften ein; werden unerträgliche Zänker; Pedanten auf den Canzeln, gefährliche Richter, und mordende Aerzte. Wie viel Glück wäre es nicht für solche Köpfe, und für die Welt, wenn sie gleich mit ihrem guten natürlichen Verstande zu den Wissenschaften, denen sie sich vorzüglich widmen, gekommen wären, ohne ihn vorher verderben zu lassen? Aber wir wollen auch den Schaden, den die Afterphilosophie stiftet, nicht auf die Rechnung der wahren Philosophie setzen. Diese ist immer eine würdige Vorläuferin der übrigen Wissenschaften: sie bahnet und erleuchtet unsern Pfad nach allen Gegenden der Litteratur. Sie erweiset den Wissenschaften bald durch Aufklärung, bald durch Befestigung eine freundschaftliche Hülfe, und hält die große Kette der Wahrheiten zusammen. Sie macht uns mit den ersten Gründen der menschlichen Erkenntnis, mit den Kräften und Eigenschaften der Dinge bekannt, erweitert und schärft den Verstand, lehrt ihn die Wahrheit finden, die Vorur-

theile versagen, und in den Begriffen und Urtheilen Richtigkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Genauigkeit verbinden. Welche ausgebreitete Beschäftigung würde es nicht sein, alle Verdienste, welche die ächte Philosophie um die übrigen Wissenschaften hat, zu entwickeln?

Vornehmlich hat sich die Philosophie mit vielem Glücke in die Bearbeitung der schönen Wissenschaften und Künste gemischt. Schon lange hat der Philosoph die Regeln, welche der Dichter und der Künstler nach Anweisung der Natur, und des Genies befolgten, aus ihren Werken abgezogen, und in Lehrgebäude gebracht. Erst durch die Grundsätze der Kritik, die der philosophische Beschauer der Monumente des Geistes entwickelte, hat der Geschmack seine Festigkeit erhalten. Wie viele philosophische Lehrer der schönen Wissenschaften und Künste vom Aristoteles bis zum Baumgarten; welche Menge von Grundregeln des Geschmacks, von feinen Bemerkungen, von scharfsinnigen Untersuchungen und Anweisungen! So wie der gute Philosoph zum wenigsten die ersten Grundsätze der schönen Litteratur kennen mus; so mus auch der Dichter und der Künstler eine gesunde Philosophie besitzen, wissen, was die Natur ist, und was

sie nicht ist, das Wesen und den Ausdruck der Empfindungen, die Leidenschaften, Characteere und Sitten der Menschen, die unterscheidenden Kennzeichen der Nationen und Zeitalter kennen, mit einem Worte, sich den ausgebreiteten und eindringenden Einsichten nähern, die wir in den Werken Homers und Raphaels wahrnehmen. Und sind Horaz, Boileau, Pope, Ramler, Lessing, Klop, blos vortrefliche Dichter? Sind sie nicht auch Kunstrichter, welche die Grundgesetze des Geschmacks zum Theil selbst scharfsinnig zu entwickeln, zum Theil deutlich vorzutragen wusten? Gewis ist es, daß die Philosophie, und die schönen Wissenschaften ihre Einflüsse in einander ergiessen, daß sie selbst ihrer Natur nach in einer genauen Verbindung unter sich stehen, und daß der Philosoph und der Aesthetiker bei der Bearbeitung vieler Materien sehr oft auf Einen Platz zusammen kommen. Da die Philosophie durch Entwickelung und Befestigung der Grundsätze des Geschmacks so viel Verdienst um die schönen Wissenschaften und Künste hat; sollten ihr denn nicht diese wieder eine gefällige Hülfe leisten, so bald sie derselben benöthiget ist? Und sollte nicht das Studium dieser Wissenschaften die sich so gerne harmonisch mit einander verbinden, die

sich wechselsweise so glücklich unterstützen, immer unzertrennlich verknüpft werden?

Ich werfe, ehe ich diese Abhandlung schließe, noch einen forschenden Blick auf unser Zeitalter umher, und finde in ihm eine neue Aufmunterung zur Verbindung des guten Geschmacks mit der Philosophie. Leben wir denn etwa noch in den unglücklichen Zeiten, die keinen, oder einen falschen und verwilderten Geschmack hatten, worin das Licht der Künste und Wissenschaften in einer traurigen Nacht verloschen, und das feinere Gefühl der Menschen unter der Barbarei der Kriege, oder des Aberglaubens erstickt war? Oder haben wir den erwünschten Zeitpunkt erreicht, worin die Kenntnis der schönen litteratur, und der Geschmack an ihr sich unter einem großen Theil unsrer Nation ausgebreitet hat, worin wir von so vielen Mustern von Werken des Geistes umgeben sind? Was für ein heiterer Tag ist nicht auf die Morgenröthe gefolgt, die vor einem halben Jahrhundert den schönen Wissenschaften unter uns aufgieng? Wie viele schöne Geister in allen Classen der feinen litteratur sind nicht nach und nach unter uns aufgestanden, haben die Ehre unsrer Nation gegen die Beschuldigungen unsrer Nachbarn gerechtfertiget, und unsre Bewunderung, die so lange dem ausländischen Witze

nachgelaufen war, auf sich selbst gezogen? Haben wir nicht in der Beredsamkeit so wohl, als in der Poesie, von der Epopöe bis zur Fabel, und selbst in den bildenden Künsten unsre Nationalmuster, die unserm Jahrhunderte nicht weniger seinen eigenen Charakter geben, als ihn Augusts und Ludewigs Jahrhundert hatte? Und wie geschäftig ist nicht der Genius des Geschmacks in allen Provinzen die schlummernden Genies zu wecken? Welche Meisterstücke der Litteratur empfangen wir nicht aus den Gegenden, worin man vor einigen Jahren kaum zu wissen schien, was deutsche Sprache sei? Welche Stuffen der Feinheit hat nicht unsre Kritik, selbst bei allen ihren Fehlern, erreicht? Und diese Revolutionen des guten Geschmacks sollten das angränzende Gebiete der Weltweisheit nicht erschüttern? Nicht unsre Philosophen auf die Vortheile ihres Zeitalters aufmerksam machen? Nicht zu so vielen einheimischen Mustern der schönen Litteratur sie hinleiten, um aus ihnen den Geist des guten Geschmacks in die Philosophie zurückzutragen?

Wer er auch sei, der edle Jüngling, der Ehrbegierde genug hat, einst ein guter Philosoph zu sein, der nehme seinen Weg durch das Gebiete der schönen Wissenschaften. Er sei frühzeitig bedacht, seinen Geschmack, der

vor er eine unglückliche Richtung annimmt, nach den besten Mustern zu bilden, und das Schöne in den Werken der Natur und der Kunst empfinden zu lernen; aber er spüre auch den Regeln und Grundsätzen nach, nach welchen beide handeln, er beschleiche den Dichter und den Künstler in ihren geheimen Werkstätten, um den Geist gleichsam bei seiner Arbeit zu ertappen; eine eben so nützliche als angenehme Vorübung des Verstandes zur Philosophie, die mehr werth ist, als eine Menge trockner mit dem Gedächtnis gefaßter Sätze. Er sammle durch das Studium der schönen Litteratur, aus der Geschichte, und aus dem Umgang mit der Welt einen Vorrath richtiger Begriffe; verfeinere seine Empfindungen; bereichere seine Imagination mit neuen Bildern; suche in den Triebfedern, Maximen und Handlungen der Menschen die Philosophie auf, die darin gleichsam lebendig erscheint, da sie hingegen in den Büchern todt ist; wiederhole es bis zur Fertigkeit, das Gefühl in Ideen aufzulösen, allgemeine Grundsätze abzuziehen, den Geist der Reflexion zu erhalten, und mit seinen eigenen Kräften für sich selbst zu erfinden. Er verachte dabei nicht den Unterricht der Lehrer, aber er betrachte ihn mehr wie eine Gelegenheit, als ein Muster der Philosophie, denke immer den Leh-

ſätzen nach, nehme ſie nicht an, als in ſo ferne er ſich ſelbſt aus ſichern Gründen ihrer Wahrheit bewuſt iſt, und ſei freimüthig genug, Zweifel vorzutragen, und zu verwerfen, wo Unrichtigkeit iſt. Er bewahre ſich vor der verderblichen Mode, die auf unſern hohen Schulen herrſcht, gewiſſen Secten blind nachzulaufen, und gewiſſen Syſtemen zu huldigen, eine Mode, die das philoſophiſche Genie feſſelt, und den, der es nicht hat, nüchtern und verwirrter macht, als er war. Er bedenke, daß die wahre Philoſophie nicht in einer willkührlich angeſetzten Summe von Begriffen und Sätzen beſtehe; daß auf das Wort des Lehrers und des Compendiums glauben, faſſen, wiederholen, auswendig lernen, nicht Philoſophie ſtudiren heiſſe; daß wir der Menge der Syſteme zwar nach und nach unſre Unterſuchung geben müſſen, ihnen aber nicht das Monopolium der Philoſophie, das ſie ſich anmaſſen, zugeſtehen dürfen; daß es der Wiſſenſchaft ſo wohl, als ihrem Liebhaber nachtheilig ſei, wenn ſie zu frühzeitig in Lehrgebäude eingeſchloſſen wird, wodurch dieſer von dem Schein der Vollſtändigkeit betrogen wird, und für jene eine ermüdende Einförmigkeit, und Mangel an neuen fruchtbaren Bereicherungen entſteht. Er ſtudire die Philoſophie in den Schriften nicht nur ſeiner Na-

tion, sondern auch der Ausländer, er studire sie mit Nachdenken, und mit Beurtheilungskraft, so lange und beharrlich, bis er ganz in ihren Geist eingedrungen ist; er sammle nicht blos die besten Schätze bei andern Völkern, er lerne ihnen auch ihre Manier ab, sie wieder unter den Menschen auszutheilen. Er beobachte den Fortgang der Philosophie unter den aufgeklärten Nationen; die oft verdeckten Scheidewege, wo sie von einander abgehen; und die Gegenden, wo sie wieder zusammen kommen; das Unterscheidende, das diese Wissenschaft von dem Charakter und den Sitten des Volks, von der Regierungsform, von der Religion, und selbst von dem Clima annimmt; die verschiedenen Zeitpunkte ihres Flors, und ihres Verfalls, und die Ursachen, die sie befördert haben. Er fange an, lange durch diese Beschäftigungen vorbereitet, sich seinen eigenen Weg vorzuzeichnen, suche in der Welt der Philosophie unbekannte Länder auf, oder richte die gemachten Entdeckungen mit gutem Geschmack auf Gegenstände, die für seine Zeit, für seine Nation, für die Bedürfnisse des Staats worin er lebt, und für seine näheren Verhältnisse, interessant sind. Gewis der Glanz, den von ihm die Philosophie empfängt, wird auf ihn zurückscheinen; und ein Strahl der Zufriedenheit und des Ruhms seine Tage erheitern.

II.

Verſuch
über den
groſſen Mann.

Who noble ends by noble means obtains,
Or failing, ſmiles in exile or in chains,
Like good Aurelius let him reign or bleed,
Like Socrates, that man is great indeed.

Pope Eſſay on Man.

Vorrede.

Ich werde meinen Lesern in wenig Worten die Rechenschaft geben können, die ich ihnen wegen dieses Versuches schuldig bin. Die Wahl des Gegenstandes, an welchen ich mich gewagt, bedarf wohl keiner Entschuldigung, so lange die Betrachtung über die Kräfte des Menschen eine der angenehmsten und nüzlichsten Beschäftigungen bleibt; die Art der Behandlung unterwerfe ich den Urtheilen anderer, die mich desto mehr unterrichten werden, je freimüthiger sie sein werden. Wahrheit und kunstlose Einfalt der Schreibart ist der Charakter,

den ich dieser Schrift zu geben bemühet gewesen, und den ich z: behaupten su-chen werde.

Der Titel zeigt es an, was man in diesem Buche zu erwarten hat, und was ich zu liefern geglaubt habe. Ich wür-de zufrieden sein, wenn auch nur ein Versuch mir nicht ganz mislungen sein sollte, und wenn ich auch nur die Haupt-züge zu dem Bilde des großen Mannes mit einiger Richtigkeit getroffen hätte. Das Gemählde ist nun ausgesezt; und für mich ist nichts mehr übrig, als auf die Seite zu tretten, und das Urtheil der Kenner abzuwarten, das mich belehren wird, ob ich mit einigem Glük gearbeitet habe. Hin und wieder sehe ich nun wohl manches Mangelhafte, besonders was einige Erklärungen betrift, die ge-

nauer und bestimter hätten sein sollen; aber da die Stellen andern noch eher, als mir, und vielleicht auch noch häufiger in die Augen fallen werden, und die Verbesserungen nicht mehr von mir abhangen, so werde ich auch die Anzeige derselben übergehen können. Die Ordnung, die ich mir vorgeschrieben, habe ich für natürlich gehalten, weil sie uns nach und nach mit dem ganzen Verdienste des großen Mannes bekant macht; ob ich ihr allemal mit der gehörigen Achtsamkeit gefolgt bin, werden andere entscheiden.

Ich habe mir vorgenommen, in einem zweiten Bande einen neuen Versuch einer Betrachtung über einige von denen, die in der Geschichte vorzüglich den Bei-

nahmen der Großen führen, anzustellen, und ihren großen Charakter nach den hier angegebenen Grundzügen auszuzeichnen. Ich hoffe, den Kunstrichtern eine Gelegenheit gegeben zu haben, so wohl ihre Urtheile über die Bestandtheile des großen Mannes zu fällen, als auch mir Vorschriften mitzutheilen, die ich in dem Verfolg meines Vorwurfs nutzen kan.

Vorläufige Betrachtungen über den großen Mann.

So oft man ſich an einen wichtigen Vorwurf der Unterſuchung des menſchlichen Verſtandes waget, ſo oft hat man faſt immer erſt mit Vorurtheilen zu kämpfen, die ſich um die Wege zur Wahrheit zuſammendrängen; und es iſt eine nicht ungewöhnliche Beſchäftigung des Schriftſtellers, daß er den Nebel um ſich her zerſtreuen muß, ehe er das Licht in ſeinem reinen Glanze zeigen kan. Der Menſch nimmt, gleich einem Blinden, nicht ſelten Begriffe für wahre an, die falſche ſind; und er verwirft wahre Begriffe, weil er ſie für falſche anſiehet. Seine Geburt ſezt ihn gleichſam mitten in das Gebiete der Unwiſſenheit und der Vorurtheile. So lange ſein Verſtand noch in der Kindheit iſt, ſo lange iſt es ſeiner Schwäche zu verzeihen, wenn er ſich von ihnen regieren läßt; ſo bald ſich aber ſeine Kräfte auswickeln, muß er die Feſſeln zerreiſſen, welche die Vernunft auf-

halten. Er muß die Dinge der Welt betrachten, wie sie sind, und nicht, wie der gemeine Haufe, der um ihn ist, sie sich vorstellet, und sie ihm abbilden will. Das Alterthum, das Ansehen, das Ausgebreitete einer Meinung, die schimmernde Farbe, die man ihr giebt, müssen ihn niemals so sehr verführen, daß er sie annimmt, ohne sie untersucht zu haben. Wenn der Irrthum auf allen Wegen lauert, uns mit seinen Gaukeleien zu täuschen, und wenn wir das Unvermögen unsrer Vernunft selbst bei der redlichen Absicht, sie zu gebrauchen, so oft empfinden; wie sorgfältig müssen wir denn nicht alle Mühe anwenden, um unsern Vorstellungen das Verdienst der Richtigkeit, und der Gewisheit zu verschaffen, und zur Ehre unsers Verstandes uns den Vorurtheilen zu entreissen, von welchen sich die Menge bezaubern läßt? Wie viele Vorsichtigkeit mus uns nicht auf jedem Schritte begleiten, daß unsre Urtheile nicht von den Urtheilen des Menschen, sondern von unsern besten Uberzeugungen, und von der Wahrheit, bestimmet werden?

Vielleicht sind niemals Begriffe unrichtiger, und zugleich herrschender und eingewurzelter gewesen, als die sind, nach welchen sich die Welt einen großen Mann abzubilden

pflegt; und vielleicht würde man zur Geſchichte der menſchlichen Irrthümer einen nicht geringen Beitrag liefern, wenn man die verſchiedenen Meinungen der Nationen ſammlete, nach welchen ſie den Titel eines großen Mannes austheilen. Es iſt nicht allein eine blöde Vorſtellungskraft und Trägheit, wodurch der Menſch gehindert worden, die wahren Beſtandtheile, die den großen Mann ausmachen, zu erkennen; auch die Schmeicheley, die immer der Wahrheit ihre Rechte raubt, auch der Ehrgeiz, der eben ſo ungerecht iſt, haben daran ihren Antheil. Und da man einſahe, wie viel dazu erfordert werde, das zu einem großen Mann nöthige Verdienſt zu beſitzen, und was dem hochmüthigen Sinne am meiſten ſchmerzte, wie wenige darauf einen Anſpruch machen könnten; ſo fing man an, ſich einen leichtern und nähern Weg zur Bewunderung, die man ſuchte, zu erönnen, und, unterſtützt von der vielen und folgſamen Stimme des gemeinen Haufens, der anſtatt des wahren nur dem Blendwerke folgt, und alles anſtarret, was in die Augen fällt, die äuſſern Vorzüge des Zuſtandes, und Handlungen, die ein Aufſehen und Geräuſche machten, als Vorrechte zu dem Namen eines großen Mannes auszugeben. Unſer erſtes

Geschäfte sei, diese falschen Meinungen zu zernichten, oder wenigstens ihre Herrschaft, die sie über den menschlichen Verstand führen, zu schwächen. Vielleicht würde die Satyre ihre Waffen mit dem besten Glücke wider sie richten; aber der Schriftsteller, dem der feine Spott eines Rabeners oder Klotzens nicht gegeben ist, begnüge sich, die Vorurtheile mit einem ernsthaften Tone anzugreiffen.

Nichts ist gemeiner, als daß man die grosse Männer nennt, die das Glück einer vornehmen Geburt haben. Man sei aber von Eltern, die einen Ueberflus von Ansehen, Ehrenstellen, Reichthum, und Macht besizzen, man sei selbst auf dem Throne gebohren; man rechne den Ursprung seines Geschlechts in die Dunkelheit lange verflossener Jahrhunderte zurück; man beweise aus Geschichtbüchern, die man halb vermodert aus den Ruinen der Zeit hervorgezogen, seine Abstammung von den berühmtesten Helden, und von Königen, die über die ältesten Reiche geherrschet; sind denn wohl alle diese Vorzüge hinreichend, um gros zu heissen? Nicht das zufällige Glük eines vornehmen Herkommens, sondern nur persönliche Eigenschaften, nur die Größe des Geistes, und der Seele machen einen großen Mann. Wie sehr würden wir nicht das Schicksal des menschlichen Ge-

schlechts beklagen müssen, wenn nur der äussere Glanz der Geburt das Kennzeichen grosser Männer wäre? Man schaue einmal auf der Welt umher. Wie viele Abkömmlinge aus berühmten Häusern, wie viele Erben der Kronen hat es nicht zu allen Zeiten gegeben, die, weil sie niemals gros gedacht, und gros gehandelt, haben, immer in die niedrige Klasse kleiner Menschen gehören? Wie viele von gemeinem Herkommen haben sich nicht im Gegentheil durch die Größe ihres Geistes, und ihrer Gesinnungen über den Neid des Glücks erhoben, und ganze Jahrhunderte geziert? Wie gros war nicht Sokrates, der Sohn eines Bildhauers? Die Geschichte ist von ähnlichen Beispielen voll. Möchte man es doch nicht noch in unsern Tagen beweisen dürfen, daß der Mensch nicht gros gebohren wird, sondern es erst durch die hohe Vollkommenheit seines Verstandes, und seiner Tugenden werden müsse; und daß es hiezu einerlei sei, im Pallaste oder in der Hütte, von Fürsten, oder ihren Unterthanen gezeuget zu sein.

Es würde das Merkmal einer kleinen Seele sein, wenn wir die Vorzüge der Geburt beneiden wollten. Sie sind schätzbare

Empfehlungen der Verehrung, die sie nur einigen Menschen zugestehet; und sie mögen immer ihre Vorrechte haben, und den Weg zur Herrschaft und zu den ersten Würden des Staates bahnen. Sie können die Handlungen des Prinzen verschönern und erweitern, wenn er mit ihnen einen großen Geist, und eine große Seele vereiniget; aber diese, die nicht Geschenke des Glücks, sondern Werke der Natur und seiner eigenen Verdienste sind, können sie ihm nicht geben.

So wenig die Vorzüge der Geburt einen großen Mann machen, so wenig können es auch die Verdienste der Vorfahren. Es ist angenehm, unter unsern Voreltern Männer zu erblicken, die mit einem großen Geist, und mit großen Gesinnungen unter ihren Zeitgenossen geglänzet haben. Es ist billig, oft ihrer Namen und ihrer Tugenden zu gedenken, um ihrer Asche noch das Lob, das sie überlebt, zu geben, und aus ihr gleichsam Funken zur Entzündung der Nacheiferung unter ihren Nachkömmlingen hervorzuziehen; so wie Rom durch die laute Stimme der Redner, und durch die stumme Sprache der Bildsäulen seiner Helden zur Nachahmung erhitzte. Aber blos aus dem Grunde, weil man unter seinen Vorfahren große Männer zählet, sich

ihre Größe zurechnen, ohne selbst die Eigenschaften woraus sie bestehet, zu besitzen, dis ist eine Verblendung der Eitelkeit und der Eigenliebe, und eine Art eines Geständnisses, daß man zu ohnmächtig oder zu träge sei, das zu werden, was man zu sein wünschet. Man mus, wenn man gros heissen will, es persönlich sein. Namen, Vermögen, Ehrenstellen, Länder, dis ist alles, was uns unsre Vorfahren als Erbstücke hinterlassen können; nicht aber die Verdienste, die zu dem großen Mann gehören. Es ist wahr, der starke und muthige Adler zeuget keine schwachen und furchtsamen Tauben*); Scipionen pflanzten Scipionen fort, und Deutschland hat nicht weniger Häuser, worin grosse Geister gleichsam beständige Erbstücke ihrer Familien zu sein scheinen. Aber dieser Fortgang grosser Männer in einem Geschlechte ist zufällig, und wird, weil er es ist, nicht selten wieder durch eine lange Reihe kleiner Geister unterbrochen, oder ganz geschlossen. Die Natur der Dinge behält ihre unveränderlichen Gesetze; und wenn sie dem Menschen vergönnt, seinen Abkömmlingen sein Blut, die Eigenschaften seines Körpers, und vielleicht auch seines Temperaments mitzutheilen, so

*) Horat. Od. IV. Lib. IV.

versagt sie ihm, ihnen von den Vollkommenheiten seiner Seelenkräfte zu geben.

Wenn wichtige Aemter allemal und allein nur von den besten Verdiensten eingenommen würden, so könnten sie eine Anzeige von der Gegenwart großer Männer abgeben und kein Schauspiel würde schöner, und für das menschliche Geschlecht rühmlicher sein, als wenn man immer in den ersten Bedienungen die erhabensten Geister der Nation glänzen sähe. Aber haben nicht die vornehmsten Stellen im Staate eben so selten Licurge und Richelieus, als der Rednerstuhl Cicerone, und Bossuets, als die Armee Aemile und Turenne, als der Thron Trajane, und Peters hat? Nicht die Bekleidung eines grossen Amts macht einen großen Mann, es kan zwar die Veranlassung zur Auswickelung großer Gaben werden, aber sie nicht schaffen. Man kan viele Jahre hindurch die ansehnlichsten Stellen eines Reiches bekleiden, man kan hinter seinem Namen ein langes Gefolge prächtiger Titel haben, man kan mit Orden der mächtigsten Monarchen der Welt behangen sein, und seinen Sitz nahe am Throne einnehmen; und doch bei dem Reichthum aller dieser schimmernden Würden von der Größe des Geistes und der Gesinnungen entblößet sein.

Wer heißt oft gros? der schnell nach Ehre klettert,
Den Kühnheit hebt, die Höhe schwindlich macht;
Doch wer ist gros? der Fürsten nicht vergöttert,
Und edler denkt, als mancher Fürst gedacht,
Der Wahrheit liebt, dich, treue Wahrheit findet,
Und seinen Werth auf Wiz und Tugend gründet.

Ein solcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück so selten Klugе steckt;
Ihn rühret nicht der Aufputz hoher Würden,
Ihm strahlt kein Stern, der kleine Herzen deckt.
Der Geist durch den ein Cato gros geworden,
Fährt in kein Band, und ruht auf keinen Orden.

von Hagedorn.

Es sei immer, daß die eingeführte Gewohnheit die, welche die vornehmsten Bedienungen haben, wegen der ihnen anvertrauten Macht, wegen ihres Ansehens, oder noch richtiger, wegen der Wichtigkeit ihrer Pflichten, die Großen des Staats*) heißt. Diese äussere Größe aber, die man vielleicht die politische nennen kan, hört mit der Ent-

*) Trublet, de la Bruyere, Marmontel, haben in ihren Abhandlungen des Grands von den Großen des Staats viele feine und lehrreiche Anmerkungen gemacht; sie schränken sich aber meistens nur auf Frankreich und seinen Hof ein; und von den wesentlichen Charakter des großen Mannes findet man bei diesen vortreflichen Schriftstellern fast gar nichts.

setzung, oder Ablegung der Aemter auf, wie die ersten Feldherren Griechenlandes nach einem geendigten Kriege den anderen Bürgern wieder gleich wurden; da im Gegentheil die persönliche Größe eines Mannes nichts Zufälliges hat, sondern ihm unter allen Veränderungen seines Zustandes eigen bleibt.

"Nicht das kan gros sein, dessen Verachtung etwas großes ist." Dieser Grundsaz des Longin soll uns unterstützen, um uns durch die Vorurtheile, nach welchen man viele, die es nicht sind, für große Männer ausgiebt, noch weiter durchzudrängen und sie zu vernichten. Wenn wichtige Aemter, die, anstatt daß sie nur denen, die den tiefsten Verstand, und die erhabensten Gesinnungen besitzen, offen stehen sollten, indem sie oft von dem Eigensinn, oft von einer blinden Gunst, oft von der Uebermacht des Ansehens, oft von dem Eigennuz vertheilet werden, mit Personen besezet werden, denen die Verdienste zu großen Männern fehlen, sie nicht dazu machen können; so gehöret doch ihre edle Verachtung und Ablehnung zu den Handlungen, die nur großen Seelen eigen sind. Nicht also der Besiz hoher Würden an sich selbst, sondern der ausgebreitete, scharfsichtige und thätige Geist, der feste und standhafte Muth, die erhabenen Gesinnungen

der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, womit sie verwaltet werden; und die Unempfindlichkeit gegen ihre Bezauberungen, die Ueberwindung der Eindrücke, die sie auf das menschliche Herz gewöhnlicher Weise zu machen pflegen, und ihre freiwillige Niederlegung aus grosmüthigen Bewegungsgründen, dieses sind die ächten Kennzeichen eines großen Mannes.

Reichthum, Macht, und Herrschaft können keinen zu einem großen Mann machen, weil ihre Verachtung etwas großes ist. Ein Herr sei immer auf seine Schätze, auf die Fruchtbarkeit seiner Länder, auf den Ueberfluß ihrer Güter, auf die Menge seiner Unterthanen, auf die Zahl und Stärke seiner Kriegsheere, auf die Ausbreitung seiner Herrschaft stolz, und lege sich wegen der Größe seiner Provinzen den Zunamen des Großen bei: ist es nicht ein großer Geist, und eine große Seele, womit er sein Reich entweder gestiftet hat, oder es regieret, so hat er kein Recht auf den Namen eines großen Regenten. Der Reichthum, die Macht, die Herrschaft schaffen nicht die Verdienste zu einem großen Mann. Man kan zwar zu ihrer Erwerbung Verstand, Klugheit, Muth und Standhaftigkeit gebraucht haben; aber sind denn nicht diese Eigenschaften, wenn sie auch

in einem hohen Maße da sind, schon durch ihre Anwendung, und, wenn sie von der Eigennützigkeit, und der Ehrsucht belebet werden, noch mehr erniedriget worden? Wo ist hier die Größe der Gesinnungen und der Bewegungsgründe? Bei dem Gebrauche, und bei der Verachtung des Reichthums, der Macht und der Herrschaft erkennet man erst recht den großen Mann; und hier zeiget uns die Geschichte Roms Helden, die, wegen ihrer Mäßigung, Enthaltsamkeit, und Verläugnung, mehr unsrer Bewunderung würdig sind, als da, wo ihr großer Geist und ihre Tapferkeit die Gränzen seines Gebietes erweiterte. Denn der große Mann braucht, um diesen Namen zu verdienen, keines andern Reichthums, als die erhabenen Eigenschaften seines Geistes, und seines Herzens, und keiner andern Macht und Herrschaft, als über sich selbst. Cato war selbst in seiner Jugend gegen die Reitzungen des Reichthums unüberwindlich; Plinius verwandte ihn zu lauter Werken der Wohlthätigkeit; Fabricius wollte ihn nicht von einem Könige annehmen, der ihm denselben anbot, und ertrug standhaft die Beschwehrlichkeiten der Armut; Numa übernahm nur gezwungen die Herrschaft, und verwaltete sie mit Weisheit;

helt; Cincinnat legte ſie mit Freude nieder, ohne einen Wunſch, ohne eine Begierde, ſie wieder zu erhalten, ob ſie ihm gleich Hochachtung und Bewunderung erworben: hier ſind einige Züge zu dem Bilde einer großen Seele.

Und wie kan doch der Menſch in Dingen, die auſſer ihm ſind, und die vergehen, eine Größe ſuchen? Alles was uns gros machen ſoll, mus uns eigen ſein, und die Dauer unſrer Tage überleben können. Die Reichthümer und Schätze verlaſſen uns oder wir verlaſſen ſie; die mächtigen Reiche werden zerſtöret, oder zerfallen durch ſich ſelbſt; die ſchönſte Herrſchaft läuft mit unſerm Leben zu Ende; die prächtigen Pallaſte ſinken dahin, wie wir ſelbſt; und jene ungeheuren, mit erſtaunlichen Koſten, und mit der Müde ſo vieler Jahre aufgeführten Thürme Egyptens, die den Stolz der Menſchen in den Wolken verkündigten, was wurden ſie, indem ſie kaum einmal den Königen, die ſie erbauet hatten, zum Begräbniſſe dienten, anders, als die Denkmäler ihrer Nichtigkeit?

Es giebt unter den Menſchen eine Art von Leuten, die ſich den Beinahmen der Großen ganz eigen gemacht zu haben ſcheinen. Und wer ſind denn dieſe? Wir dürfen nur

einige Züge aus ihrem Gemählde herausziehen, um sie gleich kenntbar zu machen. Um die erste Gewalt, und die Güter andrer an sich zu reissen, oder aus Eckel an der Ruhe die Waffen in die Hand nehmen, den Bürger seiner Werkstätte, und den Landmann seinem Pfluge entziehen, und sie zum Dienste seiner Leidenschaften, zur Ausführung seiner eigennützigen und herrschsüchtigen Entwürfe rüsten; mit erhitzten Kriegsheeren alles in Bewegung und Unordnung setzen, den Frieden und den Wohlstand seines eigenen Vaterlandes untergraben, die friedliebenden Nachbaren neben sich ausrotten, die Freiheit ganzer Völker zerstören, und sie unter ein hartes Joch bringen, sich alles mit dem Schwerdte unterwürfig machen, und was ihm widersteht, mit Flammen verwüsten, den Unerzogenen ihre Väter, den Müttern ihre Söhne, den Weibern ihre Männer, den Jungfrauen ihre Unschuld, den Dürftigen ihr Brod, den Städten ihre Schätze, und den Tempeln ihre Heiligthümer rauben, sich an den Wehklagen der Länder, an dem Geschrei der Verwundeten, an dem Röcheln der Sterbenden ergötzen, und in Strömen von Blut und Thränen seiner Nebenmenschen unerweicht, und mit frecher Stirne einhergehen — o! Marius, o! Sylla, und wie

ihr ſonſt heißt, ihr ungerechten Eroberer, welches menſchliche Herz kan die völlige Nachzeichnung eures ſchrecklichen Bildes ertragen? Und dieſen Geiſſeln, dieſen Vertilgern unſers Geſchlechts, deren Ehrgeiz, Habſucht, Ungerechtigkeit und Grauſamkeit die Welt und ihre Geſchichtbücher mit Unglück und Jammer angefüllt, dieſen hat man den Namen der Großen geben können? Wie ſehr mußte nicht die Vernunft der Menſchen, als ſie dieſe verwüſtenden Laſter erhoben, verblendet ſein, und wie viele Urſache hatten ſie nicht, ſich der Ausſchweifungen zu ſchämen, wodurch ſie ſich in der Bezauberung der Leidenſchaften erniedriget hatten? Die Wahrheit rächete endlich die Beleidigungen, die den heiligen Rechten der Tugend wiederfahren war; und der Menſch, der, um groß zu heiſſen, niederträchtig ward, was hat er anſtatt der Bewunderung, die er ſuchte, bei der Nachwelt anders, als Verachtung und Abſcheu gefunden? Laſſet es ſein, daß ein Eroberer, der weiter nichts als dieſes iſt, einen weitſehenden Geiſt, einen neien Verſtand zu ſchweren Entwürfen, und eine ſich immer gegenwärtige Klugheit und Geſchwindigkeit, ſie auszuführen, einen auſſerordentlichen Muth, und eine unbeſiegbare Stetigkeit in Ueberwältigung

der Hindernisse und Verachtung der Gefahren besitze. Lasset es sein, damit wir noch mehr zugeben, daß seine Unternehmungen, von diesen Eigenschaften beseelt, in der Absicht groß heissen können, weil sie schwer und von ausgebreiteten Folgen sind. Wie viel Verstand, wie viele Gegenwart des Geistes und Standhaftigkeit hat nicht oft der Urheber einer Empörung bewiesen; aber wie viel fehlt nicht auch selbst bei diesen großen Eigenschaften, die nur zur Ungerechtigkeit und Unordnung angewandt worden, zu dem vollkommenen Bilde eines großen Mannes? Wo sieht man hier die Gerechtigkeit, die Menschenliebe, die Wohlthätigkeit, die großmüthige Verachtung aller glänzenden Vorzüge, wenn mit ihnen die Ruhe und das Glück des Nebenmenschen nicht bestehen kan, wo sieht man hier diese erhabenen Gesinnungen, die zu dem vollständigen Begriffe von einem großen Mann eben so nothwendig gehören, als die Seele zu dem Leben eines Menschen? Was sind die größten Talente des Geistes, wenn sie nur zu Werkzeugen niedriger Leidenschaften gemacht werden? Wird wohl in der Begierde der Herrschsucht, in gewaltthätigen Beraubungen der Freiheit, der Güter und des Lebens anderer Menschen, in niederträchtigen Absichten und Thaten, eine Spur einer großen Seele

entdecket werden können? Ist wohl eine Handlung, ohne die innere moralische Güte vollkommen, und wenn sie auch nur durch den tiefsinnigsten Geist hervorgebracht würde, aber auf das Verderben des menschlichen Geschlechts zielte? Wie schwer ist es doch zu begreiffen, daß der Mensch die so sehr hat erheben, und fast unter die Zahl der Götter setzen können, die nur zu seiner Plage und zu seinem Untergange erfinderisch und muthig gewesen sind? Wenn sich auch in kriegerischen Eigenschaften eine Größe findet; und He den von Talenten und Tugenden, die über das Gemeine sich erheben, gros genannt werden, weil sie es in der That sind; so ist doch zwischen dem Helden und dem großen Mann der Unterschied, daß sich dieser in allen Ständen, in allen Verbindungen und Sphären, und jener nur in einer einzelnen zeigt. "Im Kriege (diese Anmerkung entlehne ich von dem de la bruyere *) ist der Unterschied zwischen dem Helden und dem großen Mann nicht so gleich merklich; alle kriegerischen Eigenschaften machen den einen und den andern aus. Nichts desto weniger scheinet man bei dem ersten den Begrif zu haben, daß er jung, unternehmend, von einer hohen Tapferkeit, handfest und

*) Du merite personnel.

unerschrocken in den Gefahren sei? bei dem andern, daß er sich durch einen großen Verstand, durch eine sich weit ausbreitende Vorhersehungskraft, durch eine hohe Fähigkeit, und durch eine lange Erfahrung unterscheide. Vielleicht war Alexander nur ein Held; und Cäsar ein großer Mann."

Der wirklich große Mann behauptet diesen Namen, wenn er auch kein Geräusche in der Welt macht. Die wahre Größe der Seele zeiget sich nicht nur, wenn der Feind der Ruhe und des Vaterlandes überwältiget werden soll; sie verräth sich auch beim Nachsinnen für die Wohlfahrt anderer Menschen, bei wichtigen Erfindungen, bei verschwiegenen nützlichen Unternehmungen. Sie gleichet nicht immer der Sonne, die ihre Strahlen über die ganze Erde ausgießet; oft ist sie den andern Himmelskörpern gleich, die an sich selbst von einem erstaunenden Umfange sind, aber weil sie sich nur aus einer weiten Entfernung zeigen, uns klein vorkommen. Nicht stets kündiget sich der große Mann in Handlungen an, die durch einen weitläuftigen und künstlichen Zusammenhang der Triebfedern zum Ausbruch gebracht werden, um einen vortheilhaften Vergleich zu schließen, oder ein heimlich angesponnenes Gewebe einer Verschwörung zu zerreissen. "Nur sehr wenige

merkt Abbt an, ist es von der Vorsehung zugedacht, daß sie auf der Erde solche Veränderungen würken sollen, deren alle Welttheile gewahr werden, und darnach die Gestalt des ganzen Erdbodens geändert wird; die meisten großen Männer müssen sich benügen, daß ihre Geschichte nur einige Völker angehen, andern aber gänzlich fremde sei." Oft wirft der große Mann, weil er bescheiden ist, um seinen eigenen Glanz eine Art von Wolken, unter welchen ihn sein blödsichtiger Zeitverwandte nicht erblickt; oft bleibt er in der Dunkelheit einer entlegenen Hütte verborgen. Ist das Gold, das noch in dem Eingeweide der Berge verschlossen liegt, weniger Gold, als dasjenige, das in den Zimmern und auf den Tafeln der Könige glänzt? Ist ein kostbares Meisterstück des Meissels deswegen weniger schätbar, weil es noch in der Werkstätte des Künstlers stehet, und keine öffentliche Stelle ziert? Wann wird doch einmal der Mensch begreifen, daß jemand in einem vielfachen Verstande ein großer Mann sein kan, ohne die Welt in Erstaunen zu setzen, ohne sie mit einem Geräusche zu erfüllen, ohne sie einmal von sich reden zu machen? Die Menge legt freilich nur denen, die in der Welt ein Aufsehen machen, den

Namen der Großen bei; und übersieht die, die ihn durch erhabene Talente und Gesinnungen und wenig bemerkte große Handlungen in der Stille verdienen.

Heißt Alexander nicht der Große,
Da in des Nichts verlohrnem Schooße
Ung, und Askan begraben sind?

von Haller.

Aber kan die von Vorurtheilen geblendete Menge den Werth großer Männer entscheiden? Wie manchen Regenten und Helden, die sich entweder nie über das Gewöhnliche der Einsichten erhoben, oder nur große Lasereien und Laster ausgeübt, hat nicht die niederträchtige Schmeichelei den Beinamen der Gr ßen gegeben, weil sie vielen Lerm auf der Erde gemacht? Nicht die Städte, die sie erbauet, nicht die Provinzen, die sie bevölkert und befruchtet, nicht die Menschen, die sie glücklich gemacht; sondern Trümmer, Verheerungen und Morden schien ihr wichtig genug, sie gros zu nennen. Wo hat man aber einen Timoleon den Zunamen des Grossen ertheilet, ihm, der einem ganzen Volke Ruhe, Ordnung und Wohlstand gab, und für seine schweren, standhaften und grosmüthigen Bemühungen weiter nichts als das Vergnügen haben wollte, in der Stille dem

Glücke des Staats zuzusehen? Oder einem Hiero, der ungefähr die Hälfte von Sicilien beherrschte, und nur der Vater und Beschützer seiner Unterthanen zu sein suchte, der die natürliche Fruchtbarkeit des Landes erhielt, und den Ackerbau in guten Stand setzte, und es seiner Würde nicht unanständig zu sein glaubte, selbst die Regeln des Landbaues zu erforschen, und selbst darüber Bücher zu verfertigen, der dem Handel, Ordnung und Sicherheit verschafte, und alle seine Gesetze nur auf den wahren Nutzen seines Volks richtete, der, da er Macht und Muth genug besaß, Kriege anzufangen, Schlachten zu gewinnen, Eroberungen zu machen, und seinen Staat zu erweitern, und vornehmlich als Karthago mit Rom im Streit war, leicht in Afrika sich eine neue Herrschaft hätte erwerben können, sich selbst, und die unruhigsten Leidenschaften des menschlichen Herzens besiegte, und, da alles um ihn her in Waffen war, seine Unterthanen eines sanften Friedens genießen ließ, der eine zahlreiche und wohlausgerüstete Flotte nur zu seiner Vertheidigung, aber nicht zur Beunruhigung seiner Nachbarn unterhielt, der seine Reichthümer nicht in Pracht und Wollust verschwendete, sondern sie zur Hülfe der unglücklichen Rhodier, deren Insel

durch ein heftiges Erdbeben verwüstet war, und zum Beistande, den er seinen Bundesgenossen erwies, anmandte, der der römischen Armee blos aus einer edlen Grosmuth, und mit vielem Eifer Lebensmittel und Kleider schikte, und bei ihren grausamen Widerwärtigkeiten und Niederlagen, und selbst als sie ihrem völligen Untergange nahe war, und alles abfiel, in seinem Bündnisse beständig und unveränderlich blieb — wer hat diesem Könige den Namen des Großen, den er so sehr verdienet, gegeben?

Es ist gewis, daß man gros sein kan, ohne berühmt zu seyn; und berühmt, ohne gros zu sein. Ruhm und wahre Größe sind weit von einander unterschieden; und diese bestehet durch sich selbst, wenn auch jener fehlt. "Wenn wir Menschen, sagt Addison im Zuschauer,*) die reinen Begriffe von dem wahren Großen hätten, welche die höhern Geister, die unsern Handlungen zusehen, davon haben, so würden unsre Urtheile auch anders ausfallen. Wir erstaunen über den Glanz der Titel, über die Ehre der Wissenschaften, über das Getöse der Siege; jene betrachten den Weltweisen in seiner Hütte, der seine Seele bei allen den Zufällen, die

*) Im 61sten Stück.

von niedrigen Gemüthern Armuth und Elend genannt werden, in Geduld erhält. Sie tragen nichts nach großen Feldherren an der Spitze der Kriegsheere, oder unter der Pracht des Hofes; sondern sie finden die wahren Großen oft im Schatten der Einöden, und in den verborgensten Winkeln. Eine Betrachtung der Werke Gottes, eine freiwillig gerechte That zu unserm eigenen Nachtheil, eine großmüthige Neigung für das Beste der Menschen, Zähren die im Verborgenen um anderer Leute Elend vergossen werden, ein unterdrückter Privathaß, kurz eine ungekünstelte Uebung der Menschenliebe, oder irgend einer andern Tugend, das sind Handlungen, die in den Augen jener höhern Geister, (oder auch in den Augen der richtig urtheilenden menschlichen Vernunft) herrlich sind, und den Menschen gros und edel machen."

Aber jezt, da wir die Begriffe von der Größe, womit der Mensch sich so gerne betrieget, vernichtet haben, was wird der meiste Haufe sagen, wenn er sein Heiligthum angegriffen, und seinen Götzen von der Hand der Wahrheit gestürzt, dahinsinken siehet? Wie werden so viele, die von der Meinung, daß sie große Männer wären, bezaubert sind, die Bemühung aufnehmen, die man anwendet, sie zu überführen, daß ihre Größe nur

ein Vorurtheil der Zeit, ein Blendwerk der Sinnen, ein Irrthum der die Vernunft überwältigenden Einbildungskraft sei, und einem Irrlichte gleiche, das in der Ferne schimmert, und weil es nur eine flüchtige Entzündung ist, vor dem, den es verführet hat, auf einmal wieder verschwindet, und ihn in der Dunkelheit und in niedrigen Sümpfen verläßt? Es ist immer eine demüthigende Stimme, welche die Wahrheit erhebt, wenn sie den Großen der Erde erkläret, daß sie so lange vor den Augen der Vernunft als kleine Menschen erscheinen, als sie nicht die Größe des Geistes und der Seele besitzen. Aber soll sie deswegen verstummen, weil sie, wenn sie ihr Amt verwaltet, vielen nicht gefallen kan? Soll sie dem Irrthum ihre Rechte abtreten, und zugeben, daß er seine Herrschaft über den menschlichen Verstand behalte und befestige? Sie würde es nicht sein, was sie ist, und sein soll, wenn sie dieses zugestände.

Wie viele Vorurtheile und Leidenschaften sind nicht immer in Bewegung, um der Wahrheit entgegen zu arbeiten; und wer anders, als die unverblendete und ruhige Vernunft, kan die Eigenschaften und Bestandtheile des großen Mannes richtig und zuverläßig bestimmen? Aber wohnt diese bei dem

gemeinen Hauffen, ihm, den Unwissenheit und Vorurtheile umnebeln, ihm, der nur das Blendende und Rauschende liebt, ihm, der zu blödsichtig ist, als daß er seltene Gaben des Geistes, ausgebreitete und tiefe Einsichten, und den ganzen Umfang der geistigen Kräfte, Gesinnungen und Würkungen eines großen Mannes übersehen sollte? Oder bei den Dichtern und Lobrednern, ihnen, die oft Genie und Kunst nur dazu aufbieten, um dem Irrthum einen Schimmer zu geben, unter welchem er sich noch mehr ausbreitet und verführt, und die ihre Stimme fast immer der Begierde zu gefallen, und dem Eigennutze leihen? Wenn ihre Aussprüche gültig wären, was für eine Menge Geister vom ersten Range würde die Welt nicht haben? Allein sie sind es zum Glücke nicht, die die Gegenwart eines großen Mannes bestimmen sollen. Ihre gekaufte Stimme sei auch noch so laut, und erhebe einen unwissenden Herrn zu einem Antonin, einen unerfahrnen Minister zu einem Sully, einen seichten Gelehrten zu einem Leibniz? Was richten sie denn damit aus? Was halfen die Erdichtungen, unter welchen man so viele in die Classe grosser Heiligen hineingeschoben hat? Die prüfende Nachwelt kam dahinter, entdeckte den Betrug, und beklagte den Irrthum der Vor-

fahren. Wie bald könnte man nicht ein groſ-
ſer Mann ſein, wenn man es wäre, ſo bald
es dem niedrigen Schwarm der Dichter und
Lobredner gefällt, iemanden dazu zu machen?
Wo die zu einem großen Manne nöthigen
Verdienſte fehlen, da kan ſelbſt die vereinbarte Stimme ganzer Völker keinen großen
Mann ſchaffen.

Die Schriftſteller, die Geſchichtſchreiber
und beſonders die Biographen ſind die Lehrer
des menſchlichen Geſchlechts! wie nöthig iſt
es nicht, daß allein die Wahrheit ihre Stimme belebe, und daß ſie nicht ſogleich den von
dem gemeinen Haufen, und feilen Lobrednern
angegebenen Ton zu dem Beinamen des
Großen fortpflanzen? Sie ſind die Herolde
deſſen, was geſchehen, und wodurch es geſchehen iſt; ihren Händen ſind die Thaten
und Triebfedern der Menſchen, die ſie hervorgebracht, zur Aufbewahrung und zur
Uebergabe an zukünftige Jahrhunderte anvertrauet; ſie tragen von einem Zeitalter zu dem
andern entweder Irrthümer oder die heiligen
Schätze der Wahrheit fort. Wie viel kommt
nicht auf ſie an? Wenn ſie nicht Aufmerkſamkeit auf das Wahre, noch Liebe genug zu
ihm haben; wie viel leidet denn nicht die
Aufklärung des menſchlichen Verſtandes darunter? Sie ſollten ſich überall dem Eindrin-

gen der Vorurtheile widersetzen, und der Wahrheit ihre gerechte Herrschaft befestigen. Sie sollten die Begriffe der Menschen reinigen, das Große richtig erklären, es nicht mit dem Guten verwechseln, und es in den Charakteren und Handlungen aufdecken. Sie sollten sich vor der verschwenderischen Austheilung des Namens des Großen, wenn es auch nur eine bloße Ehrenbenennung wäre, hüten, und indem sie ihre Gemählde aufstellen, sich oft mit dem Lobspruche, welchen verdient zu haben es schon Ehre genug macht, begnügen: es war ein guter, ein vortrefflicher Mann! Sie sollten nicht den Prinzen, sondern in dem Prinzen den Menschen, und in den Menschen den großen Mann aufsuchen, sich durch die Pracht und das Geräusche und Gewühl, das seine Person umgiebt, mit unaufhaltsamen Blicken durcharbeiten, und ihn in der Absonderung seines äußern Glanzes betrachten, da wo er arbeitet und geschäftig ist, wo er sich mit seinen Ministern oder Generalen unterredet, wo er Entwürfe macht, Gesetze gibt, oder ein Heer anführet. Sie sollten, damit weder ein Verdacht der Furchtsamkeit, noch der Schmeicheley, noch irgend einer Leidenschaft, die sie zum Nachtheil der Wahrheit hätte einnehmen können, übrig bliebe, vor den Lebenden mit einer stillen Ehrfurcht

vorübergehen, und erst nach dem Tode ihrer Helden ihre Geschichte anfangen, weil da, wo kein Lob mehr nutzen, und kein Tadel mehr schaden kan, die Freimüthigkeit sich leichter einfindet, und weil nicht wenig auf den Ausgang des Lebens ankommt; wie Epaminondas von sich sagte: ' daß man ihn erst sterben sehen müste, ehe man wissen könnte, ob er größer als andere Männer sei." Allein die Beschreibung großer Männer hat nicht wenig Schwierigkeiten. Sind sie unsre Zeitgenossen, so haben wir zwar den Vortheil, daß wir ihre Verdienste, die Kennzeichen ihrer Größe, vor Augen haben. Allein sind wir ihnen immer so nahe, als wir sein sollten? Oder sind die Zeugnisse anderer allemal von eben so vieler Einsicht als Aufrichtigkeit begleitet, und eben so weit von einer Art der Einfältigkeit, die alles bewundert, als von der Begierde, zu vergrößern, entfernet? Wie viele reife Beurtheilung wird nicht hier erfordert? Ist es genug, blos die Handlungen großer Männer zu sehen? Mus man sich nicht mit den Gesetzen bekannt machen, nach welchen sie würken, und die geheimen Triebfedern der Seele ausforschen? Kennen wir z. B. schon dadurch einen großen General, daß er eine Schlacht gewon-

gewonnen? Müssen wir nicht wissen, ob der Sieg ein Werk des Glücks oder der Klugheit und Tapferkeit sei, und wie er es sei? Müssen wir also nicht einsehen, wie der Plan zur Schlacht eingerichtet gewesen, und wie er nach allen seinen Theilen ausgeführet worden? Es sei aber, daß wir den großen Mann in der Geschichte verflossener Jahrhunderte aufsuchen wollen; was finden wir hier? Selten sind die Züge ausgemahlet; sie liegen hin und her zerstreuet; wir müssen sie sammlen, unter einander vergleichen, verbinden, und aus ihnen das ganze Gemälde zusammensetzen. Hier muß der Werth einer jeden Handlung nach ihrer innern Güte, nach den Triebfedern, nach den Umständen, nach allen verschiedenen Graden der Vollkommenheit beurtheilet werden. Und wie viel mühsames Umherforschen, ehe man sich oft durch die dunkeln und verwirrten Wege bis zur moralischen Gewisheit durchfindet, hier die Unzuverläßigkeit, die Kürze, das Zurückhalten des Geschichtschreibers, dort der Aberglaube, der Neid, die Bosheit, der Religionshaß, die Tadelsucht, der Hang zu Partheien, die Nationalverachtung, die persönliche Freundschaft, die Liebe zu dem Uebertriebenen, die Begierde zu gefallen, und wie die Leiden-

schaften alle heissen, die die Wahrheit der Geschichte und der Biographien auf eine so künstliche Art zu verunstalten pflegen!

Lasset uns nun den richtigen Begrif von dem großen Mann entwerfen, und seine vornehmsten Kennzeichen angeben, um uns durch diese vorläuffigen Betrachtungen weiter fortzuleiten. Wir wollen sie in einem allgemeinen Entwurf zusammenfassen, und die mannigfaltigen Bestandtheile des großen Mannes hernach in einer eigenen Abhandlung zergliedern. Der große Mann unterscheidet sich von andern Menschen dadurch, daß er sich in Ansehung der Geisteskräfte, der Gesinnungen und der Wirkungen, die sie hervorbringen, über das Gewöhnliche und Gemeine, über Gaben, Einsichten, Tugenden, die ein jeder leicht erlangen und verrichten kan, erhebet. Ein Geist mit einem reichen Maase hoher Talente ausgerüstet, und in allen seinen Kräften erweitert, ein ausgebreiteter, sichrer, geschwinder, tiefdringender, erfindsamer, heller, und mit dem Wichtigen beschäftigter Verstand;*) eine Seele, die mit

*) La grandeur d'ame, c'est-à-dire, la fermeté, la droiture, l'elevation des sentimens est la plus belle partie de la grandeur personnelle. Ajoutez, y un esprit vaste, lumineux, profond, et vous aurez un grand homme.

Marmontel

einer ungewöhnlichen Gewalt die Leidenschaften beherrscht und lenkt, die sich über Schwachheiten, denen der Mensch sonst zu unterliegen pflegt, emporbringt, sich in gerechten, uneigennützigen und wohlwollenden Gesinnungen über gemeine Seelen erhebt, und sich unter allen Umständen in der Rechtschaffenheit und Festigkeit ihrer Entschliessungen erhält: eine aus diesen Quellen sich ergiessende Würksamkeit und Fertigkeit in Handlungen, die das Beste vieler Menschen betreffen, sie mit Klugheit und in Menge verrichten, ohne äussere Aufmunterung, ohne Belohnung, zu seinem Schaden, aus reinen und grosmüthigen Absichten, unter vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren, mit einem standhaften Muthe, mit Zuversicht und Heiterkeit, mit freiwilliger Aufopferung seiner selbst — — hier ist ein noch unvollendeter Grundriß zu dem Bilde eines großen Mannes überhaupt.

Große Männer sind also von andern, wie Riesen von gewöhnlichen Menschen, unterschieden. Sie haben ihr Maas, woran man sie erkennet, und derjenige, der sie aussuchen will, mus die Wahl eines Fabius anstellen, der aus der Menge von Göttern, die er in den eingenommenen Tarent sahe,

nur die Bildsäule des Herkules, die von einer ausserordentlichen Größe war, herausnahm, und ins Kapitol stellte. Wenn man Männer beurtheilen will, ob sie gros sind, so werden sie in eine Vergleichung mit andern gestellet; und wenn man aus einem Volke, oder aus einem Zeitalter einige groß findet, so sind sie es im Verhältniße gegen andere, die im Gegentheil klein sind. Selbst große Männer sind untereinander an Größe unterschieden; wie schwer ist es nicht aber, den Maasstab zu finden, um die Vorzüge und Grade der Größe genau zu bestimmen? Abbt stellet in seinem vortreflichen Werke vom Verdienste die großen Männer nach der Ordnung auf, wie sie unter den Menschen zu erscheinen angefangen; er nennet Heerführer, Gesezgeber, und Genies in den Wissenschaften und Künsten. Diese Rangordnung ist an ihrer Stelle ganz natürlich, da sie nach der allmählich und stuffenweise sich bildenden bürgerlichen Gesellschaft, und der nach und nach geschehenen Auswickelung der menschlichen Seelenkräfte eingerichtet ist. Sie gründet sich auch auf den nähern und entfernten Einflus der Verdienste großer Männer in die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts; und das Maas der Vortheile und des Nutzens, das die Geistesgrößе der Welt ver-

ſchaffet, muß bei der Beurtheilung großer Leute nicht überſehen werden. Aber ſollte dieſe Rangordnung auch den innern Unterſchied der Geiſtesgröße, der Heerführer, Geſezgeber, Erfinder der Wiſſenſchaften und Künſte beſtimmen können? Sollte man wohl mit ſicherer Hand anzeigen können, wo die vollkommenſte Höhe des menſchlichen Verſtandes ſei?

Wenn die Geſchichte beweiſen könnte, daß ein Volk allein in dem Beſize großer Männer ſei; was für eine gerechte Urſache würde dieſer Vorzug nicht zum Nationalſtolze werden? Aber es iſt Vorurtheil, wenn ein Volk glaubt, daß es allein große Männer aus ſeinem Schooße hervorbringen könne; es war Nationalverachtung, als unſre Nachbarn unſerm Himmelsſtriche eine völlige Unfruchtbarkeit an Genies vorwarfen. Es kan ſein, und es iſt auch ſo geweſen, daß eine Nation zu gewiſſen Zeiten vor einer andern einen Vorzug an großen Geiſtern gehabt, daß ſie ſie früher, und oft zahlreicher, als eine andere hervorgebracht; aber ſollte wohl ein Volk ſo unglücklich ſein, daß es niemals Männer von einer gewiſſen Geiſtesgröße aus ſeiner Mitte aufſtehen geſehen? Jede Nation hat ihre Männer, die unter ihr gros ſind.

Sie hat sie immer in dieser oder jener Gattung, ob sie gleich unter einer andern wohl mehrere finden können, die ihnen gleich sind, oder sie übertreffen; denn der, der unter einem Volke für den größten Geist gilt, kan, unter einem andern aufgestellt, vieles von seiner Grösse verlieren. "Die Römer haben auch ihren Hannibal," gestand selbst dieser eifersüchtige Feldherr der Karthaginenser — wir haben unsre großen Männer — andere Nationen haben die ihrigen. Und warum streiten die Nationen um den Vorzug, welche die größten Geister, und von ihnen die meisten hervorgebracht habe? Warum sind die Städte Griechenlandes uneinig, wer von ihnen den Vater der Dichtkunst gebohren? Die großen Geister, die in der Welt erscheinen, sie mögen an den Alpen, oder auf den Inseln in Norden gebohren sein, gehören dem ganzen menschlichen Geschlechte zu; sie sind gleichsam ein Eigenthum aller Jahrhunderte, und die späteste Nachkommenschaft siehet sie als ihr Erbtheil und ihre eigene Zierde an.

Es ist sehr gewöhnlich, daß ein Volk seine großen Männer über die großen Männer anderer Nationen erhebt. Diese kennet es die meiste Zeit nicht genau genug, kan sie oft, und will sie oft nicht kennen; jene

ſieht es in der Nähe und in ſeinem Schooße, und empfängt gleichſam von ihnen die erſten wohlthätigen Ausflüße der Geiſtesgröße. Welche hielten die Republiken für die größten Männer? Waren es nicht die, welche am meiſten zur Erhaltung der Freiheit, und Wiederherſtellung der Unabhängigkeit beigetragen hatten? Und wer konnte es ihnen verdenken, daß ſie ihnen in Beziehung auf die wichtigen Vortheile, die ſie ihren Einſichten und ihrem Muth zu danken hatten, unter ihren großen Männern die erſte Stelle gaben? Ein gerechtes, ein erkenntliches Volk konnte nicht anders handeln. Aber wenn es eben dieſe groſſen Männer, deren Verdienſte ihm ſo vielen Nutzen verſchaft, über die groſſen Männer aller andern Nationen unumſchränkt erhob; ſo urtheilete es mehr nach der lebhaften Empfindung ſeiner eigenen Vortheile, als nach der Wahrheit.

Wenn man alſo die gröſten Männer ſehen will, ſo ſuche man die, die ſich in einer Sphäre hervorgethan, nicht nur in ſeinem Vaterlande, oder in der Nachbarſchaft, ſondern unter allen geſitteten Nationen des Erdbodens auf, und vergleiche ſie mit einander. Man bleibe aber nicht bei einem einzelnen Zeitalter ſtehen. Derjenige, der unter ſei-

nen Zeitverwandten groß war, kan bei der Nachwelt in Vergleichung mit andern, verlieren; sollten Euclid und Archimed noch gegen die Neuern eben so große Mathematiker sein, als sie zu ihren Zeiten waren? Man werfe also, um die größten Männer in einer Gattung zu entdecken, seine nachforschenden Blicke über alle Jahrhunderte, und urtheile.

Ob gleich jedes Zeitalter Männer von einer gewissen Größe hervorbringt, so sind doch Geister der ersten Klasse als kostbare Geschenke anzusehen, die die Vorsehung der Welt nur selten gibt. Aber sie braucht auch nicht lauter Gestirne der ersten Größe; viele helle Sterne ersetzen oft sehr gut das abwesende Licht des Monds. Ein fast wohl eingerichtetes Kriegsheer hat nicht Riesen zum Staat nöthig: es ist ihm mehr an gesunden starken Leuten gelegen. Zu den meisten Aemtern und Verrichtungen passen Leute von mittelmäßigen Geisteskräften; und die stillen Tugenden, der Fleiß, die Treue, womit wir dem uns anvertrauten Posten vorstehen, machen uns als gute Bürger der Welt nützlich, ohne durch glänzende Thaten Bewunderung zu erregen. Man hat schon genug gethan, wenn man eine kleine Bedienung, und ein wenig geachtetes Amt so verwaltet

hat, daß aus demselben so viel Gutes für unsre Nebenmenschen entstanden ist, als man durch eine fleißige und unverdrossene Anstrengung der Kräfte hat bewürken können*). Und ist nicht oft ein Mann größer, als das Amt, das er bekleidet, oder hat er nicht oft ausgebreitete Einsichten, und Geschicklichkeiten, die ihn nicht allein eines wichtigen Postens würdig machen, sondern die auch darin noch mehr erhöhet werden würden? Behält er aber nicht die ganze Größe seines Verdienstes, und die aus ihr entspringende Zufriedenheit über sich selbst, wenn auch die Mißgunst oder Unachtsamkeit seiner Zeit ihn in seiner niedrigen Stelle zurückhalten sollten? Nur dann, wenn die Welt wichtige Veränderungen, und Entwickelungen nöthig hat, wenn ein Reich gegründet, oder umgewälzet werden soll, wenn der menschliche Verstand neue Aufklärungen und Entdeckungen in den Wissenschaften machen soll, wenn die mächtige Herrschaft des Aberglaubens zerstöret werden soll, dann erscheinen Geister der er-

*) Le prix de l'ame ne consiste pas à aller haut, mais ordonnement; la grandeur ne s'exerce pas en grandeur, s'est en la mediocrite.

Montaigne.

sten Größe, die fähig sind, diese Absichten der Vorsehung auszuführen. Alles ist in dem ewigen Plane der Welt einander aufs genaueste angemessen; für schwere Aufwicklungen sind Geister erschaffen, die sie zu Stande bringen können. Hiezu kommt, daß große Männer zugleich für die zukünftigen Zeiten arbeiten, und die Vortheile ihrer Unternehmungen über sie ausbreiten. Oft sind Geister vom ersten Range nöthig, um die Bahn zu brechen; um ihnen nachzuarbeiten, braucht es nur mittelmäßige. So läßt die Vorsehung große Männer allemal in den Zeitpunkten, in dem Lande, zu der Sphäre, und in dem Maaße erscheinen, wo die Welt ihrer bedarf. Und diese großen Männer in allen Zeitaltern, in allen Regierungsformen, unter allen Himmelsstrichen, unter allen Religionen sind sich in den Hauptzügen einander gleich. Sie sind gleichsam aus einem Stoff gebildet, und unter einander verändert. Der Unterschied der Zeit, der Nation, der Regierung, des Klima, der Religion macht nur Nebenzüge.

Oft bildet die Natur die Geistesfähigkeiten des Menschen so schwach, und seine Gemüthsneigungen so kalt und träge, daß er, versenkt in seiner Ruhe, sich niemals zur Erlangung großer Kenntniße, noch zu

erhabenen Entschliessungen und Unternehmungen erheben kan. Sein Vergnügen ist die Unwirksamkeit, und sein Abscheu die Mühe. Er bleibt unfähig, Einsichten zu erreichen, und Thaten auszuführen, die über das Gewöhnliche hinausgehen. Wen aber die Natur zu einem grossen Mann beruft, dem zeigt sie in den Fähigkeiten, und in der Wirksamkeit der Seele gleichsam schon das Maas an, das er erreichen kan. Sie gibt ihm in der ersten Bildung und gleichsam in dem Bau des Geistes eine Richtung gegen das, wozu sie ihn bestimmt. Sie theilt ihm Lebhaftigkeit und Feuer mit. Seine Vorstellungen sind von einer Hize begleitet, die seine ganze Seele durchdringt. Alles rühret, alles erhebet ihn. Alles ist in ihm Arbeit, und alle seine Nerven sind angespannt. Große Thaten erregen seine Begierde, ihnen nachzuahmen, und Hindernisse machen seinen Muth desto feuriger, je mehr sie unüberwindlich scheinen. Oft bricht schon in der Kindheit die glänzende Morgenröthe eines Geistes hervor, der zu wichtigen Unternehmungen geschaffen ist; und die Natur verräth schon früh den Helden, den sie bilden kan. Wen Brutus noch als ein Kind bei dem Anblicke der Gewaltthätigkeiten, die die Tarquinier gegen die römischen Bürger aus-

übten, an seinen Hofmeister die Frage thut: "wäre es nicht gut, wenn ich diese Tyrannen erstäche"? so glauben wir schon den Rächer ihrer Grausamkeiten, und den Befreier Roms zu sehen. Bei andern liegen diese Funken in der Jugend versteckt, und werden nicht eher, als bei dem plötzlichen Ausbruch sichtbar, wenn eine Gelegenheit sie reizet, hervor zu fliegen.

"Die Natur, sagt der berühmte Bischof von Meaux, läßt in allen Ländern Geister von einem erhabenen Verstande und Muth gebohren werden; allein man muß ihnen aufhelfen, damit sie sich ausbilden können." Die Erziehung ist die Gehülfin der Natur, die das Große, das diese in die Seele legt, entwickelt, und gleichsam zum Leben bringt. Sie legt keine neuen Gaben in den Menschen, sie entwikelt und bestärket nur die, die schon in ihm vorhanden sind. Sie ist nicht die Schöpferin großer Geister; sie ist nur ihre Pflegerin, und hilft ihnen zum Wachsthum.

Doctrina sed vim promovet insitam
Rectique cultus pectora roborant.
Hor. Od. IV. Lib. IV.

Aber die Erziehung, die die Anlage zu einem großen Mann nicht geben kan, kan sie doch verderben. Man hat einige gesehen,

die, indem sie ungeachtet der vielen Hindernisse, womit ihre Erziehung umgeben war, sich zu erhabenen Kenntnissen und Gesinnungen empor gedrungen, einen höhern Grad der Bewunderung verdienet haben. Diese seltenen Geister wurden, was sie wollten. Diese sind Lichter, deren Strahl sich nicht aufhalten läßt, die überall durchbrechen, vor welchen keine Mitternacht undurchdringlich ist. Wie oft sind indessen nicht die besten Gaben der Natur verwahrloset, und in ihnen die Zeichnungen zu großen Männern von den Händen der Erziehung, die sie ausbilden sollten, ausgelöscht worden? Wie manchen grossen Geist würde nicht die Welt mehr haben, wenn seine Fähigkeiten wahrgenommen und auf eine würdige Art bearbeitet worden wären?

Und wie oft hat nicht selbst die menschliche Gesellschaft dem Aufkommen großer Männer einen neuen Widerstand gethan? Wie oft hat nicht der Aberglaube, der seine Herrschaft nur in gemeinen Seelen behauptet, und sich durch die Unwissenheit schüzt, seine blutigen Waffen in die Hand genommen, und manchen in den Wissenschaften emporsteigenden Geist von seinem Flnge abgeschreckt? Wie oft hat nicht das Verderben der Zeit erhabene Gesinnungen unterdrückt, und wichtige

Unternehmungen in ihrem Anfang zerstört? Wie oft sind nicht die tiefsten Einsichten des Verstandes zu Beförderinnen ungerechter Leidenschaften erniedriget worden? Haben nicht oft ganze Nationen zu manchen Zeiten in einer solchen tiefen Barbarei, und in einem solchen Taumel von Lastern gelegen, wo man nicht gewust, ob sie noch irgendwo ein Genie, noch irgendwo eine große Seele hätten?

Man mus bei der Beurtheilung großer Männer ihre Zeit nicht aus dem Auge verlieren. Nachdem gewisse Zeitpunkte an Hülfsmitteln, die ein emporsteigendes Genie unterstützen, fruchtbar sind, nachdem Erfindungen, und Wissenschaften schon eine Erleuchtung über den menschlichen Verstand ausgebreitet, nachdem die Freiheit Entdeckungen zu machen verstattet wird, nachdem Beifall und höhere Belohnungen ermuntern, nachdem sich anreizende Gelegenheiten durch die Regierungsverfassungen, oder einen Zusammenlauf wichtiger Staatsbegebenheiten darbieten; nachdem pfleget sich auch die Zahl und der Anwachs großer Männer zu richten. Wenn aber ein Mann zu einer Zeit aufstehet, worinn er keine Unterstützungen, keine Erleichterungen findet, wenn er durch seinen eigenen Geist geleitet, den Menschen zur Bequemlichkeit des Lebens, oder zur Auf-

klärung des Verſtandes nützliche und wichtige Erfindungen macht, wenn er, indem alles um ihn her noch roh iſt, es anbauet, und das Dunkle um ſich aufheitert, wenn er ſich über ungeheure Bollwerke der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zu erheben hat, und zwar mit Gefahr, Anſehen, Güter und Leben zu verlieren, wenn ihm alles entgegen iſt, und er ſelbſt durch den Undank und die Bosheit derer, für deren Beſtes er arbeitet, in ſeinen grosmüthigen Beſchäftigungen aufgehalten wird, wenn die Umſtände des Staats, die Schwachheit oder Tyranney des Landesherrn, die unglückliche Beſetzung der vornehmſten Aemter, und ein Zuſammenfluß anderer mächtiger Hinderniſſe wider ihn ſtreiten; wenn ein ſolcher Mann ſich dennoch nicht abſchrecken läßt, ſondern alles duldet, alles überſtehet, um nur bis an das Ziel ſeiner wohlthätigen Unternehmungen zu gelangen: wo ſoll ich die Worte finden, um ihn auf eine ſeiner Verdienſte würdige Art zu beſchreiben? Hier iſt nicht allein Größe des Geiſtes; hier iſt auch Größe der Geſinnungen. Verſetze ich mich in die glücklichen Zeiten Roms, die es unter dem Konſulat genos, wie viele Mittel, und wie viele Aufmunterung finde ich nicht da zur Erhebung des Geiſtes und der Geſinnungen, und

war es zu verwundern, daß damals so viele große Männer für die Versammlung des Raths, und für die Anführung der Armee erwuchsen? Man konnte diese Republik wegen ihrer Verfassung, und der in ihr herrschenden Grundsätze nicht anders als für eine Pflanzschule großer Männer ansehen. Vornehmlich scheinen republikanische Verfassungen zur Bildung großer Seelen geschickt zu sein; wenigstens zeiget die Geschichte, daß freie Staaten mehr große Männer hervorgebracht haben, als Monarchien. Jenen ist der Patriotismus, der die Seele so sehr über das Gemeine erhebt, sie reiniget, sie zu den edelsten Gesinnungen und Thaten belebt, und ihnen ihren eigenen Glanz giebt, mehr eigenthümlich, als diesen, dessen Verfassung oft einen würksamen Geist einschränket, ihn mitten in seinem kühnen Gange anhält, und worinn Eigennützigkeit, und andere Neigungen mehr die Denkungsart zu erniedrigen pflegen.

Die Betrachtung der Zeit, worinn ein großer Mann auftritt, muß uns seine Größe neben einem andern, der eben so groß zu sein scheinet, bestimmen helfen. Es sei, daß zween Männer in einer Gattung eine gleiche Geistesgröße haben; allein die verschiedenen

nen Zeitalter, worinn sie erschienen, und worinn der eine einen Mangel an Hülfsmitteln und Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, die der andere nicht vor sich gefunden, machen zwischen ihren Verdiensten einen merklichen Unterschied. Man sei in unsern Tagen auch immer so gelehrt, als Erasmus; wie viel wird dieser nicht wegen seiner Zeit voraushaben?

Wie das Licht die Höhen früher, als die Thäler erhellet, so entdekt man auch bei grossen Männern die Fehler eher, als bei gewöhnlichen Menschen; aber auch hier müßen wir einen Blik auf ihre Zeit werfen. Manches war bei ihnen nicht so leicht zu vermeiden, als es bei uns ist; manches kleine Vorurtheil, mancher geringe Ansaz des Aberglaubens blieb übrig, weil die Zeit es hieß. Wie viel kostet es nicht, sich eine vollkommene Geistesgröße zu erwerben, und wie sehr bittet nicht die menschliche Schwachheit, der so manches unüberwindlich bleibet, um Nachsicht? Man trette allemal mit einem billigen Gemüthe vor das Bild eines großen Mannes, und wenn man hin und wieder einen Fehler entdeckt, so untersuche man, ob er nicht vielleicht in der Beschaffenheit der Zeit eine Entschuldigung finde. Eine edle Seele

wird von den Tugenden eher, als den Fehlern eingenommen. Als Cäsar die Bildsäule Alexanders erblikte, waren die Fehler der griechischen Helden nicht die erste Beschäftigung seiner Gedanken; es waren die großen Thaten desselben, und von diesen ward er bis zu Thränen gerührt. Und erleuchtet der Mond nicht noch die Nacht, wenn er auch seine Flecken hat? Oft begeht ein großer Mann Fehler aus Sorglosigkeit, aus einer kurzen Abwesenheit des Geistes, aus Uebereilung, und die freilich in seinem Charakter eine gewisse Verdunkelung verursachen; aber wenn man sie gleich nicht billiget, wenn man gleich wünschet, sie nicht zu sehen, so ist es doch ungerecht, sie zu vergrößern, oder durch ihr gar zu lebhaftes Anschauen das Uebermaas der Tugenden zu übersehen.

Es gibt Fehler großer Leute, die das Alter entschuldiget. Die Jugend hat ihre Hitze; das Alter seine Ermatrung und Schwachheiten. Wie jene oft den Geist über die Gränzen treibt, so lassen ihn diese oft noch vor dem Ziele müde dahinsinken. Wie mancher großer Mann verlohr nicht seinen wohlverdienten Ruhm, weil er Dinge, die ihm zwar in seinem männlichen Alter gut von statten gegangen waren, noch unter den Ermü-

dungen der Natur ausführen wollte? Man sollte niemals vergessen, daß ein sonst großer Geist nicht immer in jedem Alter würksam sein kan, und daß, wenn die Lebensgeister ermatten, und die Kräfte der Seele anfangen ihren Dienst aufzusagen, seine Zeit gewesen ist. Das Jahr hat seine Monathe, wo es ruhet; die Sonne hat ihre Wolken, hinter welchen sie sich nach den heitern Tagen, die sie der Erde gegeben, verbirgt. Die Beispiele, daß Männer noch im hohen Alter die Lebhaftigkeit des Geistes behalten, und schwere Geschäfte mit ungewöhnlichem Nachsinnen, und Feuer ausgeführet haben, sind selten, weil die Natur nur selten eine Ausnahme macht. Selbst in den besten Jahren sehen wir große Geister oft eine Zeitlang stille stehen; die hellesten Flammen scheinen zu verlöschen, sie brechen aber bald wieder mit einer neuen Lebhaftigkeit aus.

Vornehmlich sollte man bei der Beurtheilung großer Männer die Fehler des Glücks von den Fehlern des Menschen unterscheiden. Der klügste Minister, und der vorsichtigste General fielen oft beide deswegen, weil das Glück der Ausführung ihrer Entwürfe zuwider war, und ihnen das zum Fehler angerechnet ward, was nicht in ihrer Gewal

war. Ein einziger Zufall, den der feinste Kopf nicht vorher sahe, nicht einmal vermuthen konnte, und der durch die größte Gegenwart und Fruchtbarkeit des Geistes nicht zu überwinden war, hat ganze Plane umgeworfen, und eine nicht gemeine Zerrüttung verursachet. Wenn man aber so scharfsinnig ist, bei erwünschten Begebenheiten den Antheil des Glüks von dem Verdienste derer, die sie hervorgebracht, abzusondern; sollte man denn nicht bei einem widerwärtigen Erfolge eben so genau zu unterscheiden suchen, was davon einem Mann zugerechnet werden kan, und was ihm nicht zugerechnet werden mus? Jedermann weiß, wie vorsichtig der römische Rath von dem unglücklichen Ausgang einer Kriegsunternehmung urtheilte. Wenn man ihm immer nachgeahmt hätte, so würde mancher große Mann, der dem Eigensinne des Glücks weichen muste, nicht aus seinem Posten verstossen sein, und den Rest seiner Tage mit Verdruß in Unthätigkeit, und oft umringt mit Armut und Elend zugebracht haben.

Man sehe bei den Fehlern großer Leute auch auf die Schwierigkeit der Sache, bei welcher sie begangen werden. Wenn man bei dem Hinanklettern an einem steilen felsich-

ten Berge fällt, ſo iſt es eher, als auf einem ebenen Wege zu vergeben. Könnte das Auge des Volks allemal in das innere Weſen der Geſchäfte eindringen, und könnte man ihm zeigen, wie viele Kenntniß, wie viel Nachdenken, Ueberlegung, Vergleichung, Vorherſehung, Gegenwart des Geiſtes oft zu einer einzigen Staatshandlung erfordert wird; ſo würde es nicht ſo leichtſinnig von den Fehlern großer Leute urtheilen. Auch ihre Fehler, bei ſchweren Unternehmungen begangen, haben gewiſſe Merkmale, woran man ſelbſt den großen Geiſt erkennt. Man ſieht, wohin er gewollt, wie kühn er ſeinen Weg vor ſich ausgezeichnet, wie muthig er ſeinen Flug genommen; aber wie er auf irgend eine Anhöhe geſtoſſen, die nicht zu überfliegen war.

Der große Geiſt liefert nicht zu allen Zeiten Meiſterſtücke. Nicht immer bieten ſich ihm dazu Gelegenheiten und äuſſere Umſtände dar; der Feldherr zeiget ſich nur im Kriege. Nicht immer kan der große Geiſt mit einer gleichen Stärke arbeiten; er hat auch ſeine Erhohlungsſtunden nöthig. Newton, der die Welten wog, und die Sterne maß, ward auch ein Münzſchreiber. Indeſſen pflegen große Geiſter wenigſtens in einer Sphäre

würksam zu bleiben. Wird ihrem heldenmäßigen Laufe hier ein Weg versperret, so bricht ihr Muth dort durch, und schaft sich einen neuen. Nichts aber zeiget mehr die Gegenwart eines großen Mannes, als das Anhalten, und die Geduld, womit er sich nach einem mit Weisheit gewählten Ziele durcharbeitet. Hier würden wir Cäsar in seinem schönsten Glanze erblicken, wenn wir bei seinen Unternehmungen nur den Bürger sähen, und den Unterdrücker des Vaterlandes verkennen könnten. Was für eine bewundernswürdige Beständigkeit und Standhaftigkeit bewieß er nicht in der Ausführung seines wichtigen Entwurfes, sich Meister von Rom zu machen?

Er geht auf seiner Heldenbahn
Unaufhaltsam, er geht
Es fort, als hätt' er nichts gethan,
Bis er am Ende steht.

Gleim.

Dieser Zug gehört zu dem Charakter eines großen Mannes; und dieses Anhalten giebt neue Fertigkeiten; neue Stärke, und läßt ihn von einer Stuffe der Vollkommenheit zur andern hinaufrucken. Wenn also große Männer schon verschiedene Grade eines hohen Maßes erreicht haben, so bemühen sie

ſich doch, noch mehr zuzunehmen, und ſo lange zu wachſen, als es die Natur verſtatte.

Nicht ſelten iſt es ein Fehler großer Genies, daß ſie ihre Aufmerkſamkeit unter gar zu mannigfaltigen und verſchiedenen Gegenſtänden zerſtreuen. Was könnte man nicht von ihnen erwarten, wenn ſie, wie Descartes und Locke, immer in einer Sphäre blieben, und ſich an einem Vorwurfe hielten? Die Strahlen der Sonne verlieren von ihrer Hitze, wenn ſie ſich zerſtreuen; ſie brennen ſtärker, wenn ſie auf einem Mittelpunkt geſammlet, und vereiniget werden.

Oft wird ein großer Mann auf einmal dafür erkannt, er zeigt ſich gleich bei der erſten Gelegenheit; oft muß er erſt vieljährige Prüfungen und ſchwere Uebungen ausdauren. Die Natur eilet zuweilen, ein Genie ungewöhnlich früh zur Reiffe zu bringen; ſie nimmt ſich aber meiſtens dazu ihre Zeit, geht langſam und ſtuffenweiſe. Nicht weniger kommen hier die Gattungen der Geſchäfte, worinn ſich jemand hervorthut, das Maas der Hülfsmittel, die Gelegenheiten und äuſſere Aufmunterungen in Betrachtung. Wenn ein Genie ſchon frühzeitig auf einer gewiſſen Bahn glänzt, ſo urtheilt man, daß

es für sie bestimmet sei. Man sahe in Carl dem Zwölften wol einen Alexander, aber keinen Antonin aufleben. Auch die Situationen, worinn sich große Männer befinden, müssen unter unserm Gesichtspunkt gezogen werden. Sollte wohl der macedonische Held ein so großer Feldherr gegen einen Scipio gewesen sein, als er es gegen einen in Pracht und Wollüsten geschwächten Darius war?

Man kennet den großen Mann in seinen Entwürfen, wie in seinen ausgeführten Werken. Freilich erfordert die vollkommene Ausführung eines Plans viele Eigenschaften eines großen Mannes, Klugheit, Muth, Standhaftigkeit, und kostet oft mehr, als die Erfindung; wenn aber unüberwindliche Hindernisse oder der Tod die Ausführung hintertreiben, so begnüget man sich, den großen Mann in seinem Entwurfe zu sehen. Man hat nicht ohne Grund manchen Plan eines Regenten bewundert, ob er gleich nur ein Plan geblieben ist.

Wir kommen izt auf die Betrachtung der verschiedenen Sphären, worin sich der große Mann sehen läßt. Auf diese mus man seine Aufmerksamkeit zugleich richten, wenn man von der Geistesgröße eines Mannes ein richtiges Urtheil fällen will; diese bestimmen auf eine nähere Art das, worin er groß ist. Nicht

immer hängt es von der freien Wahl des Menschen ab, seine Kräfte eben in dem Kreise zu äußern, für welchen ihn die Natur bestimmet hat; Nothwendigkeiten sowohl von seinem eigenen Zustande, als von dem Zustande des Staats und der Zeit, worin er lebt, zwingen ihn zuweilen in einer Sphäre zu arbeiten, für die er eigentlich nicht zu gehören scheint. Daher kommt es, daß oft ein Mann in dem Kreise, den er nicht richtig genug gewählt hat, oder in den er ohne Wahl gesetzet worden, nicht so gros ist, als er in einem andern sein würde. Die Geschichte zeiget uns Männer, die in mehr als in einer Sphäre ihre Geisteskräfte in einer gleichen Vollkommenheit bewiesen. Man hat große Generale gesehen, die zugleich große Staatsmänner gewesen; große Regenten, die zugleich große Gelehrte gewesen; und, da manche Kreise näher als andere an einander gränzen, große Philosophen, die zugleich große Geschichtskundige gewesen; oft Männer, von denen es schwer war zu sagen, in welcher Provinz der Wissenschaften sie weniger bekannt wären, so weitläuftig und ausgebreitet waren die Einsichten, womit ihr Verstand das Reich der Wahrheit umfaßte. Wie selten aber erscheint nicht unter den Menschen diese Geistesgröße,

die man vielleicht die zusammengesezte nennen könnte, und wie schwer ist es nicht, sie zu erreichen? Indessen ist es zu dem Namen eines großen Geistes hinlänglich, in einer Sphäre seine Kräfte zu beweisen, und entweder als Künstler, als Maler, als Bildhauer, als Dichter, als Gelehrter, oder als Staatsmann, als Gesetzgeber, als Heerführer, als Stifter eines Reichs. Diese Sphären aber unterscheiden sich nach den verschiedenen Graden des Nutzens, den der in ihnen geschäftige Geist der Welt verschaft, oder verschaffen kan; und nach denselben wird die äußere Rangordnung großer Männer, überhaupt betrachtet, bestimmt. Der Maler schaffe auch Meisterstücke des Pinsels, die ein Ruhm seiner Nation sind, und nur in den Wohnzimmern der Könige als die kostbarsten Zierden prangen; wird das Werk, das er liefert, mit der Errettung eines Staats zu vergleichen sein, den ein Feldherr durch die Größe seines Geistes den Händen eines wütenden Tyrannen entreißt? Was für ein Abstand ist nicht hier zwischen den Verdiensten beider Männer, sie mögen in ihrer Art auch gros genug sein, wenn wir auf ihren Einfluß in das Wohl des menschlichen Geschlechts sehen?

Mit welcher Ehrfurcht tretten wir nicht in einen Saal, worin einige kostbare Ueber-

bleibsel der alten Kunst aufbewahret werden, und dem Auge hin und her ein Bildniß von irgend einem Gott oder Helden, das den Verwüstungen der Zeit entgangen ist, begegnet? Mit welcher stillen Aufmerksamkeit betrachten wir nicht in den Arbeiten der Kunst und Wendungen des Meissels jeden Ausdruk der Gedanken und der Leidenschaften: und was für eine Bewunderung erreget nicht in uns der Geist des Alterthums in einem oft schon halb zerbrochenen Marmorstücke? Wenn die Betrachtung eines Werks, worin sich ein großer Geist von einer einzigen Art ausdrücket, schon solche Wirkungen in unsrer Seele hervorbringt; was wird denn nicht die Untersuchung des Großen thun, das in dem Verstande, in den Gesinnungen und Handlungen des Menschen hervorglänzt, und sich uns unter so vielen verschiedenen Sphären vorstellet? Was müssen wir nicht empfinden; in welchem edlen Stolz muß sich nicht unsre ganze Seele erheben, wenn wir die menschliche Geistesgröße in ihrem weiten Umfange, das Erhabene in den Gesinnungen und Thaten sehen, und in ihm den Ruhm und die Verherrlichung unsrer eigenen Natur erkennen? Bewunderung ist die Empfindung, die schon das Große in der Natur, vor unsern Augen die ungeheuren Tiefen und Weiten des

Weltmeeres, und über uns die unermeslichen Höhen, worin sich unzählige Gestirne und Welten wälzen, in uns erregen; wie viel stärker wird nicht diese Empfindung durch die Betrachtung der Größe des menschlichen Verstandes? "Man kan, dies sind die Worte eines vortreflichen Schriftstellers, *) worin er seine Empfindungen über die Geistesgröße des Königs ausdrükt, der sein Jahrhundert ziert, man kan diesem unzubeschreibenden Geist Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen. Er ist der König unter den Helden. Er hat Verstand für mehr als eine Erde. Er dreht sich, wie die Sonne, in einer eigenen Axe, und glänzt in seinem eigenen Lichte. Er hat das Maas eines großen Geistes. Jahrhunderte nach uns werden seine Höhe, Größe und Natur noch mit Sorgfalt erforschen. Vielleicht findet sich noch unter den Politikern ein Newton, der seinen innern Gehalt eben so genau zu bestimmen weis, als dieser Confident des Schöpfers die Welten abgewogen hat. Ich habe ihn nie ohne hohe und hinreißende Empfindungen gesehen. Seine Thaten sind mein Gedankenfest. Ich schleiche ihm oft nach, um seine geheimen Wege zu errathen; der Adler schwingt sich aber in Hö-

*) Der Herr von Moser in seinem Herrn und Diener.

hen, die niederm Gefieder unerfehlich bleiben. Ich stehe von weiten und betrachte seine Größe; sie ruht mit uns auf einer Erde. Er stehe oder falle, er braucht den Raum von Koloſſen." Eben so sehr, und vielleicht noch mehr, als die Geistesgröße, würket auf die menschliche Seele das Erhabene, das sie in den Gesinnungen und Handlungen sieht. Was für eine Bewunderung und Begeisterung bemächtiget sich nicht unsrer Herzen, reißt uns hin, und erhebt uns gleichsam über uns selbst, wenn wir sehen, wie hier ein Römer die entsetzlichsten Qualen gerne und ruhig übernimmt, weil er auch seinen Feinden den ihnen gegebenen Eid halten will, wie dort ein anderer seinem Vaterlande das ihn verjagt, und an dem er keinen Theil mehr hatte, in der Noth entgegen eilt, und es von seinem Untergange rettet, wie hier ein Grieche mit dem Giftbecher in der Hand seinen Sohn ermahnt, die zu lieben, auf deren Befehl er ihn austrinken muste, und wie dort ein anderer in ähnlichen Umständen seine weinenden Freunde von dem Troste, den die Tugend giebt, und von der Unsterblichkeit der Seele unterrichtet? In solchen Gemälden großer Gesinnungen und Handlungen bestehet der höchste Reiz der Geschichte; hierin findet eine edle Seele mehr Unterhaltung, als in den prächtigen Beschrei-

bungen von Siegen und Stiftungen der Reiche. Es war für die, die Augenzeugen von den Handlungen einer großen Seele waren, die ihre Zeiten zierte, nicht genug, daß sie allein davon gerühret wurden; sie wollten die erhabenen Empfindungen, zu welchen sie hingerissen wurden, gleichsam noch bei der späten Nachkommenschaft rechtfertigen, und haben durch die Geschichtbücher alle künftige Jahrhunderte aufgeboten, an dem, was sie bewunderten, Antheil zu nehmen. Dank sei den Geschichtschreibern, daß sie so manche große Gesinnung, so manche erhabene Handlung der Vergessenheit entrissen, und sie auf uns, ihre Nachkommen, gebracht haben. So pflanzet sich der wahre Ruhm des menschlichen Geschlechtes fort; so haben wir in den Denkmählern, worin seltene Tugenden für die Nachwelt aufbewahret wurden, was unserer Bewunderung, und noch mehr unserer Nacheiferung würdig ist.

Doch vielleicht verweilen wir schon zu lange bei diesen vorläufigen Betrachtungen. Wir wollen uns nun an die nähere Untersuchung der Bestandtheile wagen, die zum Wesen eines großen Mannes gehören. Hier muß uns die stille Ueberlegung leiten, und die Einbildungskraft, die den großen Mann, nicht wie er ist, sondern wie sie ihn zu bilden vermag, vorstellt, auf einige Zeit ruhig sein.

Was helfen die prächtigen Abbildungen eines großen Geistes, einer mit erhabenen Gesinnungen erfüllten Seele, wenn sie mehr ein Werk der Erdichtung als der Wahrheit sind, wenn sie, nachdem die ersten Begeisterungen vorüber sind, den geheimen Zweifel zurüklassen, ob der Mensch auch jemals so gedacht, so gesinnet gewesen, so gehandelt habe, wenigstens ob jemals die über das Gewöhnliche so sehr emporragenden Eigenschaften alle in einer Person in einem gleichen Grade vereiniget gewesen? Das Große, das wir von dem Menschen behaupten, muß ihm nicht der Willkühr beilegen, nicht die Einbildungskraft andichten; wir müssen es in ihm selbst, in seinen eigenen Kräften entdecken können, und Aufmerksamkeit und Beurtheilung, begleitet von der Erfahrung und Geschichte, spühren es in den Wegen der menschlichen Natur auf. Es wird uns genug sein, die wahren Züge zu dem Bilde eines großen Mannes kennen zu lernen, und sie hin und wieder an einer Person zu sehen, die die Geschichte vor uns auftreten lassen wird. Drei Haupttheile scheinen zum vollständigen Begrif von einem großen Manne zu gehören: ein großer Geist, große Gesinnungen, große Handlungen. Hier ist die Zergliederung und der Inhalt unsrer Betrachtungen.

Unterſuchung der Beſtandtheile des groſſen Mannes.

Vom groſſen Geiſte.

Wenn man den kleinen Geiſt dem groſſen gegenüber ſtellet, ſo entdekt ein richtiges Auge leicht die Kennzeichen, die jedem eigen ſind, ſie überhaupt von einander zu unterſcheiden. Iſt ein kleiner Geiſt nicht der, der wenige Fähigkeiten und geringe Kentniſſe, die ein jeder leicht erlangen kan, hat, und der ſich immer, und allein mit Dingen beſchäftiget, die, wenn ſie auch nicht unnüze, doch eben nicht erheblich ſind, zu welchen weder ein vorzügliches Maas der Naturgaben, noch vieles Nachſinnen erfordert wird? *)

Aber iſt der Begrif von einem groſſen Geiſt auch ſogleich ganz erſchöpft, wenn man ihn

*) Man vergleiche hiemit Abbt vom Verdienſte, Seite 23, 24, 27, 28. nach der 1ſten Ausgabe.

ihn überhaupt angegeben hat? Wenn eine Sache eine Ausdehnung, eine Menge oder Vielheit der Theile hat, wie z. B. das Meer, so pflegt man sie gros zu nennen; und nach diesem Begriffe würde ein großer Geist der sein, der viele Fähigkeiten, und viele und ausgebreitete Kenntnisse hat. Lasset uns noch eine andere Bedeutung des Großen aufsuchen. Was nennt man eine große Begebenheit? Versteht man nicht darunter eine solche, die an sich selbst wichtig ist, und viele und wichtige Beziehungen und Folgen hat? Und was würde nach dieser Erklärung ein großer Geist sein? Nicht wahr? der, dessen Vorstellungen erheblich sind, oder der, dessen Kräfte sich nur mit Vorwürfen abgeben, die eine Würde haben, und der Veränderungen von Wichtigkeit hervorbringt? Und wenn wir beide Erklärungen zusammen fassen, was für ein Bild würden wir uns alsdenn von einem großen Geiste zu machen haben? Dieses, daß wir uns unter demselben einen solchen vorstelleten, der nicht allein viele Fähigkeiten und ausgebreitete Einsichten und einen weiten Umfang der Kenntnisse hat, sondern der sich auch nur mit wichtigen Vorwürfen beschäftiget, und sie auf eine ihrer Würde angemessene Art behandelt. Beide in dieser Beschreibung ange-

führte Eigenschaften sind zu einem großen Geiste unentbehrlich; sollten sie aber auch wohl alles in sich fassen, was dem großen Geiste eigen ist? Indessen, da uns dieser Weg nicht ganz unbequem zu sein scheinet, so wollen wir versuchen, wie weit, und wie sicher er uns führen wird.

Die erste Vollkommenheit, die wir an dem großen Geist betrachten, ist also das Ausgedehnte, das Mannigfaltige, das Reiche in seiner Vorstellungskraft, oder der weite Umfang seiner Einsichten. Da der Mensch nicht eine Menge von Kenntissen, aber die Fähigkeit, sie zu erlangen, auf die Welt bringt; so sehen wir, wie viel Antheil die Natur an der Bildung eines großen Geistes habe. Umsonst sind Unterricht, Fleiß, Mühe, Nachtwachen, wenn die Naturgaben fehlen; sie schaffen ohne diese nicht einmal einen mittelmäßigen Vorrath an Kenntissen. Die Natur, die Licht und Dämmerung, und Nacht werden hieß, wechselt mit eben dieser Weisheit bei der Schöpfung der Geister ab. Wo sie die Absicht hat, einen großen Geist zu bilden, dahin gießet sie einen reichen Ausfluß von Strahlen, die eine ausgebreitete Erleuchtung hervorbringen. Sie begnüget sich nicht blos mit dem gewöhnlichen Maas der Erkenntniskräfte, das sie auch andern nicht verwei-

gert; mit einer freigebigen Hand ertheilt sie ihrem Liebling Geschenke, wodurch er vor andern einen Vorzug gewinnet, und schmücket ihn mit dem ganzen Reichthum ihrer Gaben aus. Sie pflanzt in ihm einen hohen Grad der Geschwindigkeit des Begriffs, ein weit fassendes und leicht erinnerndes Gedächtnis, eine Lebhaftigkeit und eine Begierde, sich zu unterrichten, die eben so sehr anhaltend ist, als sie über das Gemeine empor steigt. Mit diesen Fähigkeiten, durch eine muthige Anstrengung entwickelt, breitet er sich aus, und fängt an, die ersten Versuche zu machen, wie weit ihn sein Flug tragen kan. Was von dem menschlichen Verstande erkant zu werden verdient, damit beschäftiget er seine Erkenntniskräfte. Er bringet in das weite Reich der Natur und der Wahrheit ein, und auf jeden Schritt, den er thut, bereichert er sich mit neuen Einsichten, füllet das Leere in seiner Vorstellungskraft, und erweitert von einer Zeit zu der andern den Bezirk seiner Begriffe. Eben das vorzügliche Maas der Naturgaben, eben ihre lebhafte Anwendung macht, daß er in einem Alter, wo andere nur erst einen dürftigen Vorrath gesammlet haben, schon Reichthümer besitzt. Nicht zufrieden mit dem, womit sich Geister von

gewöhnlicher Art begnügen, verachtet er das Mittelmäßige, und die Schranken, die Trägheit und Gewohnheit ihrem Wissen setzen, und fähret da fort, wo sie schon aufhören. Er kennet die Natur der Dinge, mehr als andre, ihre Verhältnisse gegen einander, ihre Gesetze, nach welchen sie würken. Er richtet seinen umherforschenden Blik auf die Betrachtung des ganzen Weltgebäudes, steigt bis zu den Gestirnen, die über ihn flammen, hinan, macht sich mit den Einrichtungen der Erde, und den mannigfaltigen Gegenständen, die er auf derselben antrift, nicht allein bekannt, sondern hat auch von ihnen eine Wissenschaft, die sich durch das Ausgebreitete und Vollständige unterscheidet. Am meisten dringet er in das innere Wesen der menschlichen Seele, in ihre Kräfte und Bestimmungen ein; er sieht, wie der Verstand sich Begriffe macht, und denkt, wie die Vernunft schließt, wie die Beurtheilungskraft vergleicht, annimmt und verwirft, wie die Scharfsinnigkeit unterscheidet, wie der Witz die Aehnlichkeiten findet, wie die Einbildungskraft sich Bilder entwirft, wie das Gedächtnis erinnert; er sieht, wie der Wille begehrt, wie er verabscheuet, wie die Leidenschaften würken, was die Natur des Guten und des Bösen ist, wie Recht und Unrecht unterschieden

sind, wie die freie Wahl und Uebung des Guten, die Vollkommenheit des Menschen hervorbringe und unterhalte. Er geht tief in das weite Reich der Wissenschaften und der Künste, die ihre Heiligthümer vor ihm eröfnen, und ihm ihre Schätze anbieten, hinein, und aus einer Provinz in die andere über, verweilet in einer jeden so lange bis er in ihr alles aufgesammlet, was der menschliche Verstand Nützliches und Würdiges in ihr erfunden, und angebauet hat, und wo andere von Schwachheit oder Furchtsamkeit zurückgehalten werden, da dringt er bis an die lezten Gränzen hinan. Er unterrichtet sich nicht blos durch die Schriften und Lehrer seiner Zeit, und seines Volks, sondern auch durch die, die er in den Jahrhunderten, die vor ihm gewesen sind, und unter allen aufgeklärten Nationen findet. So lebt er gleichsam an allen Orten des Erdbodens, in allen Zeitaltern, unter allen Völkern. Er räumet vor sich mit mächtiger Hand Hindernisse aus dem Wege, die andern unüberwindlich waren, eröfnet sich, wo ihn seine Vorgänger verlassen, eine neue Bahn, und macht auf ihr Entdeckungen, die nur seinen Kräften vorbehalten wurden. Aber wird man uns nicht vorwerfen, daß wir uns hier nur auf die Ge-

ſtesgröße der Gelehrten einſchränken? Wird man nicht ſagen, daß dieſe Beſchreibung ohngefähr ein ſchwaches Bild von einem Bakon, von einem Grotius, aber nicht von dem Geiſte des großen Staatsmanns, Feldherrn und Prinzen enthalte? Können dieſe leztern nicht eine weitläuftige Gelehrſamkeit als einen entbehrlichen Vorzug anſehen? Was nüzt es zu einem großen Regenten, die tiefen Geheimniſſe der Natur, den Lauf, die Entfernung und Größe der Sterne zu wiſſen, die ſchwehreſten Vernunftſchlüſſe zuſammenketten, und ſie wieder auflöſen zu können, und in den Abgründen der Algebra bekannt zu ſein? Hatte nicht Marc-Aurel Recht, den Göttern zu danken, wie er auch that, daß er ſeine Zeit nicht mit Betrachtung der Sterne verlohren, ſondern ſie auf die Beredſamkeit, die Sittenlehre, die Rechte und Staatskunſt verwandt hätte? Allein, man mag den groſſen Geiſt betrachten, wo man will, ſo wird die Ausbreitung ſeiner Kenntniſſe doch immer eine unentbehrliche Eigenſchaft ſein; die Gegenſtände, auf die er ſeine Kräfte wendet, können verſchieden ſein und abändern. Und wenn der Gelehrte, als ein ſolcher betrachtet, andere Vorwürfe wählet, als der Staatsmann, der Heerführer, ſo kommen ſie doch überhaupt in dem reichen Maas der Natur-

gaben, das sie zu dem Namen groſser Männer mit einander gemein haben, und in der Menge der Einsichten, die sie sich dadurch verschaffen, überein. Ihre Kräfte sind eben dieselben; nur der Vorwurf ihrer Anwendung macht einen Unterschied. Sie müssen von dem, was zu ihrer Sphäre gehört, vieles wissen; aber eben die Gegenstände, von denen sie vieles wissen, sind von einander verschieden. Die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, vieles zu fassen und zu übersehen, die Gabe, das Begriffene aufzubewahren, und sich dessen ohne Verwirrung zu erinnern, die Lebhaftigkeit, und das muthige Anstrengen des Verstandes, der sich über so mancherlei ausbreitet, die Fähigkeit, sich oft neue Begriffe zu verschaffen, erheben überal den Geist über das Mittelmäſsige und Eingeschränkte, und dehnen den Umkreis seiner Kentniſse aus. Der Geist, der im Cabinette, im Felde, auf dem Thron gros sein will, wendet diese Gaben nicht eben auf die Vorwürfe an, mit denen sich eigentlich der Gelehrte beschäftiget; sondern mehr auf das, was zu seiner Sphäre gehört, auf die wichtige Kentnis des Menschen, seiner mannigfaltigen Charaktere, der Grundtriebe, Neigungen und Vorurtheile, nach welchen er handelt; der

Kunſt, ihn zu regieren, ſeinen Geiſt aufzuklären, ſeine Geſinnungen zu beſſern, ihn zum Fleis in Künſten, Wiſſenſchaften und nüzlichen Gewerben zu ermuntern, und ihn in Gehorſam gegen Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten; der Einrichtungen, Geſetze und Meinungen der verſchiedenen Nationen; deſſen, was ihre Stärke und Schwäche ausmacht, und ſie unter einander verbindet; der Lage, der Fruchtbarkeit, der Einkünfte der Länder, der Veränderungen, die ſie gehabt, der großen Männer, die ſie beherrſcht, und wie ſie geherrſcht, derer, die ſich in ihnen hervorgethan haben, und noch das meiſte Anſehen behaupten; der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der Reiche, der Urſachen ihres Aufkommens, und ihres Verfalls; der Wiſſenſchaft, einen Staat ſicher einzurichten, Ruhe, Wohlſtand und Tugend in allen ſeinen Ständen auszubreiten, ihn durch glückliche Bündniſſe zu befeſtigen, den Handel und die Schiffart zu ſeinem Beſten zu befördern, ihn blühend, mächtig und gefürchtet zu machen, ſeinen Einwohnern, zu ſeiner Beſchüzung den Willen und die Geſchiklichkeit zu geben, und alles deſſen, was zur Stärke und zur Erhaltung eines Kriegsheeres erfordert wird, wie es zu Belagerungen, zum Treffen anzuführen iſt, wie es mit Geduld, Muth und Stand-

häftigkeit erfüllet wird. — Doch ich fühle es, daß mehr, als was man auf dem Studierzimmer begreift, mehr, als was man allgemein angeben kan, zu dem weiten Umfang der Kenntnisse gehöret, die der große Geist, der sich zu Geschäften des Staats und des Krieges bestimmt, in sich fassen muß. Diese Mannigfaltigkeit, diese Menge der Kenntniße, die wir als die erste Vollkommenheit des großen Geistes betrachten, hat noch den unterscheidenden Vorzug, daß sie mit einem geschwinden Fortgang, mit weniger Mühe, in weniger Zeit, als bei andern von gewöhnlichem Verstande, erlanget wird. Es ist ein Vorrecht, das die Natur dem großen Geiste zugestehet, daß sie ihn frühzeitig zur Reife bringt, und seine Kindheit schnell, und unbemerkt vorübereilet.

Wie viel aber würde nicht der Menge dieser gesammleten Kenntniße an ihrer innern Vollkommenheit, und an ihrer Brauchbarkeit fehlen, wenn sie nicht zugleich das Verdienst der Richtigkeit und der Gewißheit hätten? Es ist also eine Beschäftigung des großen Geistes, daß er sich feste Gründe seiner Erkentniße verschaft, daß er überal das Falsche von dem Wahren, das Ungewisse von dem Gewissen genau abzusondern sucht, daß

er seinen Vorstellungen und Urtheilen diejenigen Grade der Gewisheit zu erwerben sich bestrebt, die der menschliche Verstand nur zu erreichen fähig ist. Hiebei wendet er auf die Quellen seiner Erkenntniße, und auf die Wege, worauf sie sich zu ihm ergossen haben, eine sorgfältige Untersuchung; forschet bei seinen Einsichten nach den Gründen, worauf sie ruhen, prüfet, und befestiget sie; nicht ein Sklave der Meinung, sondern Herr und Richter über sich selbst, nimmt er das Wahre an, wo er es entdekt, und verwirft das Falsche, wenn es auch gleich den Schein der Wahrheit trägt, und von Zeit und Ansehen gestüzet wird; widersezt sich muthig den Vorurtheilen, die auf ihn eindringen wollen, und überwältiget die wieder, die ihn bereits besieget hatten, selbst Vorurtheile, die ein ganzes Zeitalter, das Volk, worunter er lebt, die Personen, mit denen er umgeht, beherrschen, auch dann, wenn sie in dem allgemeinen Geschmack und in den Lieblingsneigungen des Herzens eine Vorsprache finden. So erwirbt er seinen ausgebreiteten Kenntnißen, indem er ihnen Wahrheit und Gewisheit verschaft, dasjenige, wodurch sie ihm erst nüzlich werden, und der Verstand seine Festigkeit erhält. Wie seine Einsichten durch ihre Mannigfaltigkeit und Ausdehnung von

dem Gewöhnlichen unterſchieden ſind, ſo ſind ſie es auch durch die hohen Grade der Gewisheit; worauf ſie ſich ſtützen. Wo andere wanken, da thut er ſichere Schritte; wo ſie zwiſchen dem Wahren und Falſchen zweifeln, da beſtimmet ſein richtiges Urtheil; wo ſie ſich mit dem Anſchein der Gewisheit begnügen, da hat er ſie ganz, und die erhöheten Stuffen, worauf ſie ſich erhebt. Wie nöthig iſt nicht dieſe Feſtigkeit des Geiſtes, nicht nur bei den Arbeiten in dem Gebiete der Wiſſenſchaften, ſondern auch in wichtigen Geſchäften, die dem Kabinette, und dem Felde eigen ſind? Ohne ſie iſt ſelbſt der mit den ausgebreiteſten Kentniſſen bereicherte Verſtand nur ein weitläuftiger Pallaſt, der auf unſichern Säulen wankt. Aber ſie iſt auch nur ein Werk des Nachſinnens, und des anhaltenden und unermüdeten Fleiſſes.

Hier ſcheinen die übrigen Eigenſchaften, die ſich an dem großen Geiſt ſehen laſſen, von ſelbſt ſich unſrer Betrachtung darzuſtellen, und die Stetigkeit, das Anhalten in der Aufmerkſamkeit und Ueberlegung, unter ihnen den Vorrang einzunehmen Was pflegen gewöhnliche Geiſter zu thun? Dieſes, daß ſie ſich mit dem Vorwurf, der ihre Kräfte auffordert, nicht lebhaft genug beſaſſen, oder ihre Beſchäftigung mit ihm bald wieder

unterbrechen. Sie halten zwar einige Zeit hindurch an; aber wenn sie erkennen, daß sie ihre Mühe verstärken und ihre Arbeit verlängern sollen, so weichen sie zaghaft zurük, so läßt ihre Seele nach, wird mat und unthätig. Der große Geist hingegen arbeitet mit den Kräften eines Riesen, und mit dem Muth eines Helden, der nicht wieder zurük will, wenn er einmal angegriffen hat, der durchsetzet, und lieber unterlieget, als nachgibt. Wenn er einen Gegenstand vor sich hat, der seiner Untersuchung nicht weniger bedarf, als würdig ist; so fodert er alle seine Kräfte auf, belebet sie, richtet sie vereint auf ihn, und ist muthig genug, sie ganze Jahre hindurch mit ihm zu beschäftigen. Nicht der Reiz der Abwechselung, und Neuheit führet ihn zu andern Vorwürfen über; nicht vergebliche Arbeiten, und vielfältig verfehlte Versuche schrecken ihn ab. Er wiederholt sie, wagt neue, verstärkt seine Kräfte, und hält an, bis er zu seinem Ziele kommt. Wenn man hier einen Blik in das Cabinet eines in wichtigen Entwürfen arbeitenden Ministers, dort in das einsame Zimmer des nachsinnenden Gelehrten wirft; was für eine Stetigkeit des Geistes, was für ein Ausdauren der Aufmerksamkeit und Ueberlegung müssen wir nicht oft an beiden bewundern? Monathe, Jahre gehen vorüber,

ohne ihren Geist von seinem Vorwurfe abzuziehen; unterdessen, daß die Seele anderer in tausend abwechselnden Vorstellungen und Arbeiten umher schweift, weicht die ihrige gleichsam nicht von ihrer Stelle, bleibt fest und unbeweglich auf den Punkt ihres Nachsinnens gerichtet. Wir lassen hier die Betrachtung der Leidenschaften, des Temperaments und des körperlichen Einflusses, die diese Stetigkeit des Geistes unterstützen mögen, in der Ferne liegen. Wir begnügen uns, sie zu sehen, wie sie sich offenbart, und setzen nur noch hinzu, daß sie in einem desto höheren Grad der Vollkommenheit erscheint, je mehr sie unruhige Begierden, einen flüchtigen und zum Umherschweifen geneigten Geist zu dämpfen und dem Eindringen äusserer Zerstreuungen zu wehren hat.

Mit dieser Stetigkeit der Beschäftigung des Verstandes mit seinem Vorwurfe kan sich nichts glüklicher vereinigen, als eine richtige und geschwinde Beurtheilungskraft und eine durchdringende Scharfsinnigkeit, die als ein unzertrenliches Eigenthum des großen Geistes anzusehen sind. In der That, woran erkent man einen kleinen Geist leichter, als an der Schwäche oder dem Mangel der Beurtheilungskraft? Nicht genug ist es dem großen Geist, mit andern den Werth der

Dinge bestimmen zu können. Er besizt eine vorzügliche Gabe, genaue Vergleichungen anzustellen, das Wahre und Falsche, das Recht und Unrecht, das Nüzliche und Unnüze da, wo sie sich in einander verlieren, und jedes andere Auge nicht zu entscheiden vermag, von einander abzusondern, und Maas und Verhältnis richtig anzugeben. Er erlangt durch den vielfältigen Gebrauch des Verstandes und durch Erfahrung eine beneidenswerthe Fertigkeit, von vielen, und von einander unterschiedenen Dingen ein sicheres Urtheil zu fällen, und dieses Urtheil in weniger Zeit, mit einer ungewöhnlichen Geschwindigkeit, gleichsam in einer plözlichen Erhellung des Geistes abzufassen. Seine Scharfsinnigkeit dringt in die verborgensten Tiefen seines Vorwurfes hinein, und ihren Blicken entgeht auch nicht der kleinste Unterschied in einer Sache, der sich andern unbemerkt entzieht. Dieses an jenem Feldherrn so sehr gepriesenes Adlerauge entscheidet mitten in dem Getümmel der Schlacht; diese schnelle und durchdringende Scharfsicht ergründet den Charakter, die Fähigkeiten, die Triebe des Menschen, sieht den Standort, wohin jeder gestellet werden muß, die Würkungen, die er hervor bringen wird, kennt das Zukünftige aus dem Gegenwärtigen, sieht den Ausgang der Sachen

ſelbſt bei dunkeln Laybrinthen vorher, entdekt bei dem Weſen der Geſchäfte und Begebenheiten auch iede mitwürkende Urſache, iede unbemerkte Zufälligkeit, jeden geringſcheinenden Umſtand, der wegen einer Verbindung mit andern, oder durch einen entferntern Einflus erheblich iſt oder erheblich gemacht werden kan. Was wird nicht dieſe Fertigkeit, richtig zu urtheilen, dieſe eindringende und mächtige Scharfſicht in dem Mann, der ſie beſizt, hervorbringen? Mus ſie ihm nicht ein gerechtes Vertrauen auf die Stärke ſeines Geiſtes einflößen, eine Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das nöthige Gefühl von ſeinem eigenen Vermögen, wodurch er weiß, was er von ſich ſelbſt erwarten kan, wodurch er ſich vor der oft ſo gefährlichen Abhängigkeit von den Urtheilen anderer bewahret?

Es iſt nicht genug große Eigenſchaften zu beſizen; man mus ſie auch anzuwenden wiſſen. Was iſt ein glücklich bereichertes Gedächtnis, eine ausgebreitete Erkenntis, ein feſter und ſcharfſinniger Verſtand, wenn ſich mit ihnen nicht die Gabe, ſie recht zu gebrauchen, vereiniget? Eben die Art, wie ein großer Geiſt ſeine Eigenſchaften anwendet, eben die Gegenſtände, worauf er ſie anwendet, helfen der Vernunft das Urtheil ab-

fassen, das sie über ihn ausspricht, und bei dessen Anhörung er nicht gleichgültig sein darf. Wenn man den Mann, der viele Kentnis und Festigkeit der Einsichten besizt, und die Gabe eines steten und scharfsinnigen Geistes hat, wenn man diesen Mann seinen Adel und seine Bestimmungen so sehr vergessen, und ihn seine erhabenen Fähigkeiten und Eigenschaften in lauter Beschäftigungen mit kleinen nichtswürdigen Dingen erniedrigen sieht; was kan man alsdann anders thun, als über die Vereitelung der Absichten der Natur, deren er sich schuldig macht, Klagen auszuschütten, mit denen sich ein Unwille vermischt? Die Natur begnügt sich, dem Menschen ein gewisses Maas hoher Kräfte zu schenken; die Anwendung davon überläßt sie seiner eigenen Wahl. Was ist ungerechter, als ihre göttlichen Gaben verschwenden, und nur in Kleinigkeiten und in Dingen, die der Bemühung des menschlichen Verstandes unwürdig und unnüze sind, und von ihrer Glükseligkeit, und der, die wir den Nebenmenschen erwerben und erhalten sollen, in einer unermeslichen Entfernung liegen, nach vieler Kentnis und Scharfsinn zu streben? Wenn wir nicht befürchteten, einen Eindruk zu erregen, den man ungerne hat; so würden

wir

wir hier die Geschichte den Vorhang aufheben, und von ihr die erniedrigenden Beschäftigungen zeigen lassen, wodurch oft fähige, zu wichtigen Unternehmungen gebohrne Geister, ihre Kräfte verunedelt und ihr Leben vernützet haben. Schon der einzige Zug, den der Herzog von Buckingham in dem Charakter des Königs Carl des Zweiten von England bescheiden genug anbringt: "sein Verstand war geschwind und lebhaft in Kleinigkeiten, und er würde in wichtigen Sachen sich hoch genug empor geschwungen haben, wenn er ihn durch eine anhaltende Aufmerksamkeit hätte in einer gewissen Höhe erhalten können," schon dieser einzige Zug mag hier hinreichend und eine laute Warnung für alle nur mit kleinen Vorwürfen beschäftigten Geister sein, und ihnen eine edle Frucht für die richterlichen Aussprüche der Geschichte und der Nachwelt einprägen. Nichts ist gewisser, als daß die Welt weit mehr große Männer haben würde, wenn die Menschen ihre Kräfte recht anzuwenden wüßten. Nur das Wichtige und Nützliche, nur das, was die Ruhe und Sicherheit, die Aufklärung und Ausbildung vieler Menschen betrift, alles, was sie auf eine merklichere Art weiser, edler, tugendhafter und glücklicher macht, und was zu den Mitteln, diese

würdigen Endzwecke zu erreichen, gehört — dis ist überhaupt dasjenige, was des großen Mannes werth ist, dis sind die Gegenstände, worauf er seine glüklichen Naturgaben, seine Einsichten, seine anhaltende Aufmerksamkeit, seinen Scharfsinn, mit einem Worte, das, was in den Eigenschaften seines Geistes Grosses ist, anwenden soll. Hier ist eine kurze Anzeige von den wichtigen Vorwürfen, zu welchen die Natur den Geist, den sie mit einem hohen Maas der Kräfte ausrüstet, berufft; hier mag er sich anstrengen, nachsinnen, Entwürfe machen, auf Unternehmungen denken! Ueberhaupt ist der große Geist in seiner Sphäre, wohin er gehört, wenn er sich mit dem Wichtigen beschäftiget; dann läßt er andere Geister sich mit Kleinigkeiten ermüden. Unterdessen, daß Insekten im Staube herum kriechen, so steigt der Bewohner hoher Felsen empor, und breitet seine Flügel in den Wolken aus. Große und wichtige Gegenstände erfodern den Geist, der ihnen gewachsen ist, den großen Geist; sie sind für ihn, und er ist für sie. Wenn aber ein kleiner Geist es wagt, sich mit ihnen zu befassen, so sieht man den Zwerg sich gegen den Riesen erheben. Sein Unvermögen wird durch die Verwegenheit sichtbar; und verunglükte Versuche, verwirrte Geschäfte und eine

Reihe widriger Erfolge und Begebenheiten bezeichnen seine Spur.

Wir wollen den groſsen Geist in seinen Beschäftigungen mit dem Wichtigen weiter nachgehen und die Eigenschaften aufsuchen, die er noch in ihnen anwendet. Der Anblik des Wichtigen, und der mit ihm vereinigte Begrif von dem, was es von seinen Kräften verlanget, bietet die Geschäftigkeit des Geistes auf, und das gegründete Vertrauen zu seiner Stärke setzt ihn in Bewegung. Hier entsteht die Würksamkeit in dem Zusammenziehen aller seiner Kräfte, in dem Aussinnen und in der Herbeiführung aller Hülfsmittel, um ein wichtiges Vorhaben auf eine von seiner Ueberlegung bestimmte Art auszuführen. Je mehr Entwürfe der Geist zugleich in sich fasset, ie mehr er zu ihrer Ausführung mannigfaltige Mittel vereinigen mus, ie mühsamer sie sich aufsuchen, mit einander verbinden oder anwenden lassen, und in ie weniger Zeit er das, was sein Plan enthält, würklich macht; einen desto höhern Grad hat seine Geschäftigkeit. Noch mehr bewundern wir sie, wenn sie bei der Menge der Vorstellungen, die sich alsdann in der Seele gleichsam auf Einen Schauplaz zusammen drängen, keine Verwirrung, keinen Aufruhr duldet, son-

det, sondern alles ruhig ordnet, trennet, zusammen stellt, und doch darüber keine Zeit verlieren darf. Oft ist es nur ein einziger Entwurf, mit dem sich ein großer Geist auf einmal beschäftiget; er ist aber aus so vielen Theilen zusammengesetzt, es ist in ihm so viel einander zuzuordnen, und mit dem ganzen in Harmonie zu bringen, daß er nicht weniger vieler Bearbeitung und Würksamkeit der Seelenkräfte bedarf, bis er zur Ausführung geschikt genug eingerichtet ist. Diese Geschäftigkeit des Geistes mit wichtigen Vorstellungen, Entwürfen, Unternehmungen dauert zwar nicht immer auf eine gleiche Art fort; sie läßt oft von ihrem Feuer nach, wird oft durch minder erhebliche Vorwürfe unterbrochen, muß oft eine Zeitlang einen Stillstand machen, sie bleibt aber allemal dem großen Mann eigen. Sie verschließt sich mit dem Weisen bei der nächtlichen Lampe; sie unterhält den Minister, wenn der ganze Staat sorglos schwärmt; sie wacht bei dem General im Zelte, wenn das müde Heer schläft, um am nahen Morgen dem Feinde mit neuen Kräften entgegen zugehen. Sie ist eine verborgene Miene, die unsichtbar fortarbeitet, und wenn sie ausbricht, nicht einen Wall, nicht eine Festung, sondern oft ein ganzes Reich erschüttert. Sie beseelt nicht nur den muthigen Feldherrn, der

über die Alpen eilt, und unter dem Lerm und Getöse der Waffen, seinen Feinden den Krieg in den Schooß ihrer eigenen Provinzen trägt; sie begleitet auch den stillen und ruhigen Geist des weisen Zauberers, der, um ihm mit neuen Maasregeln entgegen zu arbeiten, zum Heer abreiset.

Was kan dieser Geschäftigkeit des Geistes wohl besser an der Seite stehen, oder was verbindet sich mit ihr natürlicher, als die Erfindsamkeit? Wenn wir es gleich nicht leugnen, daß von den Erfindungen, die die menschliche Erkentnis bereichert haben, der Zufal sich einen nicht geringen Antheil zueignet, und noch oft zu neuen Entdeckungen die erste Veranlassung gibt; so that er doch weiter nichts, als daß er dem Geiste die Spur zeigte, und diesem blieb das Verdienst vorbehalten, seine Erinnerung wahrzunehmen, und zu nützen. Aufmerksamkeit, Scharfsin, eine feurige und glukliche Einbildungskraft, diese verhelfen dem Geist zum Erfinden, und scheinen, wenn sich mit ihnen der Witz verbindet, das Bild des Künstlers zu vollenden. Wenn die Geschäftigkeit des Geistes alle seine Kräfte in Bewegung sezt, so ist sie auch geschikt, neue Begriffe in ihm auszuwickeln, die sonst vielleicht verborgen geblieben wären; und eben

hieraus läßt sich auch erklären, wie ein Feldherr oft in den entscheidenden Augenblicken der Schlacht auf Erfindungen geräth, die er vorher nicht einmal vermuthet, ob er sich gleich eben die Situationen vorgestellet. Alles ist alsdan in der Seele in Bewegung; alle Kräfte regen sich, stossen gleichsam an einander, reiben sich, und bringen plözliche Funken hervor, die die Klugheit aufzufangen weis. Eine lange Bekantschaft mit Geschäften, eine natürliche Leichtigkeit in Erinnerung und Vergleichung sich ähnlicher Fälle, können den Geist nach und nach zu Erfindungen fruchtbar machen. Alsdan, wenn er leicht und geschwinde neue Hülfsmittel, indem die alten unbrauchbar, oder bei der Anwendung durch einen Zufal vereitelt werden, ersinnt, und indem sie ihm wieder fehlgeschlagen, immer zu sich selbst eine sichre Zuflucht nehmen kan, und in sich eine reiche Quelle von Anschlägen und Maasregeln findet, die ihn aus jeder Verlegenheit heraushelfen, alsdan wird seine Fertigkeit im Erfinden als eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit gepriesen.

An die Erfindsamkeit gränzt die Heiterkeit und Gegenwart des Geistes, die wir hier blos nach ihrer Erscheinung in dem Verstande anführen. Wir übergehen jezt die Betrachtung, wie die Heftigkeit der Leidenschaf-

ten den Geiſt trübet und verwirret; und wie ihn Unerſchrockenheit und Furchtloſigkeit der Seele heiter und gegenwärtig erhalten. Bei der Ausführung wichtiger Entwürfe iſt es vornemlich, wo der Geiſt der Heiterkeit und Gegenwart bedarf. Wie oft ſind nicht ohne ſie die feinſten Plane fruchtlos geworden, und die gröſten Unternehmungen fehlgeſchlagen? Wie oft hat nicht ihre Abweſenheit ein ganzes Heer in Verwirrung, und tauſend Menſchen, die hätten erhalten werden können, in den Untergang geſtürzt, und einen Feldherrn Grauſamkeiten begehen laſſen, die ſein Herz verabſcheute? Wenn der Geiſt ſich alſo in einer glüklichen Erhebung über alles, was eine Verdunkelung und Unordnung in den Vorſtellungen auszubreiten pflegt, befindet, wenn er alle ſeine Gedanken und Maasregeln, deren er in einem Fall benöthiget iſt, in einer unveränderlichen Klarheit überſieht, ſie in Bereitſchaft halten kan, ohne daß ſie vor ihm verſchwinden, oder ſich mit fremden Begriffen vermirren, wenn er ſie gebrauchen will, und ſich ihrer allemal in eben dem Augenblicke bedienen kan, wo er ſoll; ſo hat er eine Herrſchaft nicht nur über ſich, ſondern ſelbſt über das Schikſal. Aber eben dieſe Heiterkeit und Gegenwart des Geiſtes ſezt die Stil-

le der Affekten voraus, auf deren Ueberwindung der groſse Mann einen wichtigen Theil ſeiner Verdienſte gründet. Furcht, Schrecken, Angſt herrſchen, wie ſie nur wollen, über kleine Seelen, und reiſſen ſie aus einem Labyrinth in das andere; daher kommt es, daß ſie auch gleich auſſer aller Verfaſſung ſind, der Verwirrung, der Ohnmacht ganz überlaſſen. Nicht in den Schulen der Weltweiſen läßt ſich die Kunſt lernen, den Geiſt heiter und ſich gegenwärtig zu erhalten; man faſſe auch die Regeln, die ſie geben, ſorgfältig auf; ihre Anwendung wird zeigen, daß ſie, wenn nicht ganz unbrauchbar, wenigſtens unzulänglich ſind. Die Gegenwart des Geiſtes iſt mehr eine glückliche Richtung, die die Natur in ſeiner erſten Bildung anbringt, als ein Werk der eigenen Bemühung; ſie leuchtet oft in dem jungen Helden auf der erſten Bahn ſeines Feldzuges hervor, und läßt oft keine Spur ihres Daſeins bei Männern erblicken, die unter Waffen und Gefahren grau geworden ſind. Sie zeigte ſich in dem Prinzen von Conde in einem ſo auſſerordentlichen Grade, daß er bei dem Anfang eines Treffens, und mitten in dem Gefechte fähig war, bei den vielen und hohen Maasregeln und Entſchlüſſen, die zu der Zeit in der Seele des Feldherrn immer fertig zur Ausführung lagen,

ſich mit ſeinen Freunden von ganz verſchiedenen Dingen zu unterhalten.

So herrlich auch dieſe Eigenſchaften ſind, womit der groſſe Geiſt glänzt; ſo iſt es noch die Klugheit, die ſich zu ihnen geſellt, die vereint mit einem feinen und richtigen Geſchmak, der in ihrem Gefolge nicht müßig iſt, ſie noch mehr erhebet und veredelt. Sie iſt gleichſam die Anführerin aller übrigen Vollkommenheiten des groſſen Geiſtes, und durch ſie lernt er von ihnen die beſte Anwendung machen. Sie regieret den ganzen Umfang der Geiſteskräfte mit dem glüklichſten Erfolge, die ohne ſie nur einem Körper gleichen würden, der ſich ſelbſt durch ſeine eigene Gröſſe zur Laſt wird. Gewis, was nützen groſſe Eigenſchaften ohne Klugheit mehr, als die Stärke des Polyphemus in der Fabel, die er aus Mangel des Geſichts zu nichts brauchen konte? Indem die Klugheit die Geſchäfte zur rechter Zeit und am gehörigen Orte ausrichtet, Abſichten, deren Entdeckung niemanden nützen, und ihren Unternehmungen ſchaden würden, verbirgt, vorhergeſehene Würkungen, ſo bald ſie entſtehen, mit ihrem Endzwecke verbindet, ſich jeden Zufall vortheilhaft macht, oder es verhindert, daß er nicht nachtheilig werde, aus den Einſichten, den

Geſchicklichkeiten, den Gemüthscharakteren, dem Temperamente und den Fehlern anderer allemal den beſten Nutzen ziehet, alles anwendet, was die Ausführung eines wichtigen Vorhabens erleichtert, und nichts unterläßt, was das Ganze auf eine nähere oder entferntere Weiſe unterſtützet: ſo macht ſie die Eigenſchaften des groſſen Geiſtes zum rechten Gebrauch würkſam, und giebt ihnen einen Glanz, worin ſie ſich vor den Augen der Welt ausbreiten. Dieſe göttliche Fertigkeit iſt eine Tochter der Erfahrung und des frühzeitigen und fleißigen Umgangs mit den Menſchen und den Geſchäften. Sie iſt die Vollkommenheit der Vernunft und die würdige Meiſterin groſſer Eigenſchaften. Sie unternimmt nichts Ueberflüſſiges, nichts Unnützes, wählet zu edlen Endzwecken auch edle Mittel, hat weite Abſichten, und überſieht einen ganzen Horizont; unendlich unterſchieden von der Argliſtigkeit oder Verſchlagenheit, dieſem gewöhnlichen Antheil kleiner und niederträchtiger Geiſter, dieſer blos thierischen und meiſtens nur zum Schaden beſchäftigten Eigenſchaft. Sie dämpfet mit den Ueberlegungen der Vernunft die Entwürfe einer von Ehrgeiz erhitzten Einbildungskraft, und die ausſchweifenden Anſchläge, die oft die Cabinetter der Fürſten in Furcht und Unruhe, und halb Europa in Verwirrung

seyten. Wären sonst große Geister den Erinnerungen der Klugheit allemal gefolget; so würden sie ihre Kräfte nicht auf Unternehmungen, die für das menschliche Geschlecht verderblich gewesen, gerichtet, noch auf gewaltsame und schädliche Umwälzungen ganzer Staaten gesonnen haben. Oder hätte oft eine mit Macht verbundene Klugheit den Absichten solcher Geister, die, entsetzlichen Strömen gleich, ihre Stärke nur zum Umstossen, nur zu heftigen Erschütterungen gebrauchet, widerstanden; so würde ein Cromwel zu rechter Zeit von seinen Unternehmungen zurückgehalten, und mancher Alberoni mehr entfernt worden seyn; so würden die Menschen in allen Welttheilen, anstatt beunruhiget und aufgerieben zu seyn, mehr die sanfte Luft des Friedens und der Glükseligkeit geathmet haben.

Von
großen Gesinnungen.

Was die Eigenschaften des großen Geistes zur Erhebung des Verstandes und zur Vollendung seiner Vollkommenheit sind; das

sind die groſsen Gesinnungen in Ansehung des Willens. Hier erwarten erhobene Neigungen des Herzens, unveränderliche Richtungen des Willens auf das Gute und Edle, heftige und anhaltende Verabscheuungen unrechtmäſsiger Handlungen, da wo sie glänzende Vortheile versprechen, muthige Entschlieſsungen der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, der Rechtschaffenheit, allen Pflichten treu zu bleiben, und sie bei reizenden Anlockungen, bei vielfältigen Hindernissen, bei dem Widerstande der mächtigsten Leidenschaften, mit einer unüberwindlichen Herzhaftigkeit, selbst zu seinem äuſsern Schaden, zu seinem Untergange zu vollbringen, diese erwarten hier unsre Betrachtung und unsre Bewunderung. Hier wird der schönste Theil des groſsen Mannes, das Erhabene seiner Gesinnungen, seinen Anspruch auf die Empfindungen unsers Herzens machen, und es zu einer angenehmen Begeisterung hinreiſsen.

Man kan Gesinnungen nicht groſs nennen, die auch dem gemeinen Haufen der Menschen eigen sind, die gleichsam die Natur eingepflanzt, die sich in einem jeden Herzen leicht erhalten lassen, und mit keinem Streit der Leidenschaften, die sich ihnen widersetzen, beschäftiget sind. Wer wird in den Sorgen

des Menſchen für ſeine eigene Erhaltung, Verpflegung, Verſchönerung, Beluſtigung, Errettung, in dieſen allgemeinen und natürlichen Trieben, eine Gröſſe der Geſinnungen finden können? Wir tadeln dieſe Empfindungen nicht, welche die Natur billigte, als ſie ſie dem Menſchen eindrükte; ſie ſind gut, vortreflich und rechtmäſſig, ſo lange die Folgſamkeit, die ihnen erwieſen wird, keine Verletzung höherer Pflichten wird. Allein die Geſinnungen, die wir gegen uns ſelbſt haben, können nicht gros heiſſen; ſie hängen uns zu ſehr von der Geburt her an, ſie haben eine zu genaue Beziehung auf uns ſelbſt, ſie werden zu lebhaft von den gewöhnlichen Triebfedern und Leidenſchaften des Herzens unterſtüzet. Eben ſo giebt es tugendhafte Geſinnungen, die ein natürliches Gefühl lehret, und die ſich mit einer gewiſſen Leichtigkeit erhalten, die alſo, ſo gut ſie auch ſein mögen, für ſich, und in einer Abſonderung zufälliger Umſtände betrachtet, nicht gros genannt werden können. Als Beiſpiele mögen hier die Liebe gegen Eltern, die Dankbarkeit gegen Wohlthäter, die Verſorgung der Unſrigen, die Dienſtfertigkeit gegen Freunde ſtehen. Noch erblicken wir hier nur allein noch gute Geſinnungen; und in ihnen nur noch ein gemeines Verdienſt. Aber dieſe Geſinnun-

gen werden edel, wenn ſie bei einem gewiſſen Grade der Mühe, Hinderniſſen und widrigen Vorfällen aushalten: ſie werden endlich groß, wenn ſie, mit vieler Verleugnung eigener Vortheile, mit vielen wichtigen Aufopferungen vereiniget, unveränderlich bleiben.

Wenn man von der Größe der Geſinnungen richtig urtheilen will, ſo muß man den Einfluß des Temperaments nicht aus den Augen laſſen. Was eine Würkung der Ueberlegung, freie Entſchlieſſung, und großmüthige Ueberwindung ſeiner ſelbſt zu ſein ſcheint; das iſt oft weiter nichts als eine Würkung des Temperaments. Und können wohl die Tugenden des Naturels dem Menſchen als eigene Verdienſte angerechnet werden? Das feurige Temperament iſt fähig, Dienſtleiſtungen zu einer ungewöhnlichen Stuffe emporzutreiben; das ſtille und ruhige, ſchwere und wiederhohlte Arbeiten für andere zu übernehmen. Manche Seelen ſind zu empfindlich gebildet, als daß ſie den Anblik eines fremden Unglüks ertragen könten; ſie werden gleich lauter Gefühl, lauter Geſchäftigkeit, lauter Gutthätigkeit. Andere ſind zu kalt und zu träge, zu ſehr zur Bequemlichkeit geneigt, als daß ſie ſich die Mühe nehmen, und ein Unrecht von ſich abwälzen ſollten; nichts bringt ſie

aus ihrer Fassung, sie lassen alles über sich ergehen, erdulden alles. Man lasse sich aber nicht von dem Anschein blenden, und sehe das nicht als eine Tugend an, was dem Temperamente gehört. So lange man nicht das besondere Naturel eines Mannes studirt; so lange kan uns manche seiner Gesinnung gros zu sein scheinen, die es nicht ist. Je weniger ein Mensch bei irgend einer edlen Gesinnung, bei welcher er sich erhält, von dem Temperamente unterstüzt wird, je mehr er ihm entgegen arbeiten mus, desto gröser ist er. Sich bei einer lebhaften Empfindlichkeit und natürlichen Leichtigkeit zum Zorn allemal zur aufrichtigen Vergebung gefaßt und willig halten, eine angeborne Härte und Kaltsinnigkeit durch starke Gründe mühsam überwältigen, und sich zum Mitleiden, zum Wohlthun erweichen und anfeuern, dis ist das Werk einer großen Seele.

Nur die Tugend in ihrem weiten Umfange wollen, und hingegen nichts, was klein, niedrig, gemein, schädlich, lasterhaft ist, viele Gesinnungen für das Beste vieler Menschen, für das Wohl der ganzen Welt haben, diese Gesinnungen aus freien Entschliessungen, aus reinen Bewegungsgründen, in einem hohen Grade der Ueberzeugung und des Eifers ha-

ben, sie nur durch Anwendung edler Mittel ausdrücken wollen, sie unter allen Umständen und Hindernissen unbeweglich erhalten, darüber den Verlust seiner eigenen Güter, Gefahren, Widerwärtigkeiten, und selbst den Tod übernehmen, und alles dieses geduldig und standhaft ertragen — Hier ist die Grundzeichnung zu dem Bilde einer grosen Seele, der Stof, in welchem die mannigfaltigen Vorwürfe unsrer Betrachtungen, die wir jezt anstellen, vereiniget liegen.

Der Grund grosser Gesinnungen lieget in der Liebe zur Tugend, in der festen und unveränderlichen Neigung zur Erfüllung aller Pflichten, die der Mensch als Mensch, als Bürger, als Christ, und in ieder besondern Verbindung zu beobachten hat. Hier vereinigen sich die aufgeklärte Kentnis der Pflichten in ihrem ganzen Umfange, die gewisse und lebhafte Ueberzeugung von ihrer Verbindlichkeit, die freie Entschliessung, sie auszuüben, der feste und unbewegliche Wille, alle Kräfte zu einem hohen Grade ihrer Erfüllung anzuwenden, und so wohl den innern als äussern Widerstand, der sie hindern will, zu bekämpfen. In der grosen Seele äussern sich also starke Verabscheungen alles desjenigen,

ungen, was sie irgend einer ihrer Pflichten zuwider zu sein erkennet; starkes Wollen alles desjenigen, was zu ihnen und ihrer würdigen Erfüllung gehört. Wie sie von der Wichtigkeit ihrer Pflichten und ihrer Verbindlichkeit zu ihnen sicher und lebhaft überzeuget ist, so begehrt sie sie auch mit einem hohen Eifer, mit einer Art von Hitze und Begeisterung, wovon sie sich durchdrungen fühlt. Anstatt daß eine Seele von gewöhnlicher Art nur schwach von ihrer Pflicht gerühret ist, so ist die große davon ganz eingenommen, ganz beherrscht; anstatt daß jene bald nachläßt, leicht erkaltet, so hält diese aus, und ihr Feuer lodert unauslöschlich fort; anstatt daß jene nur dunkle und matte Einsichten hat, so hat diese klare und starke; anstatt endlich, daß jene die Tugend meistens aus Bewegungsgründen, die mit unedlen vermischt sind, und durch jedes Mittel will, wenn es nur leicht und brauchbar ist, so begehrt diese sie nur aus reinen Quellen, verachtet jeden bequemen Weg, wenn er ihrer nicht würdig genug scheint, und wählet dagegen den beschwerlichen.

Wie oft setzen sich nicht die Leidenschaften der Tugend entgegen? Hier eröfnet sich der erste Schauplaz, auf welchem die große Seele zu kämpfen hat, und ihre Stärke beweiset.

Jede kleine Seele lieget gleich unter, und wird von dem Strom der Leidenschaften dahingerissen; die große im Gegentheil widersteht, und hält mit ihren eigenen Kräften die Fluthen auf, die über sie herstürmen wollen. Worinn besteht also ihre Beschäftigung? Etwa die Leidenschaften auszurotten und zu vertilgen suchen? Nein, dieses ohnmächtige Unternehmen, oder vielmehr diese verwegene Forderung überläßt sie den stolzen Weisen, die, um den Menschen zu bessern, die Absichten der Natur zu verkehren drohten. Mit eben der Weisheit, womit die Vorsehung dem Naturreiche Winde gab, hat sie dem Menschen die Leidenschaften zugesellet. Blasen nicht die Winde, wenn sie gleich auch oft Verwüstungen anrichten, in die Seegel unsrer Schiffe, um sie in weniger Zeit an entfernte Gestade zu bringen? So haben die Leidenschaften ähnliche Würkungen; sie befördern mit eben der Kraft, womit sie Verheerungen ausbreiten, den Lauf der Tugenden. Was thut daher die große Seele? Sie wendet ihre Stärke an, die Leidenschaften zu mäßigen, sie zu regieren, und über sie Herrschaft genug zu erhalten, daß sie sie nicht in ihren erhabenen Gesinnungen, und in der Erfüllung ihrer Pflichten hindern, sondern ihr selbst darin behülflich werden müssen. Sie

ist überal wachsam, wo ein Widerstand nöthig ist, und hält mit einer starken Vernunft und Ueberlegung gerüstet, lange und mit vieler Mühe im Kampfe aus, bis sie der Pflicht den Sieg verschaft. Sie stillet den Aufruhr der Leidenschaften, den sie so oft gegen die Tugend erregen, hält ihre ungestümme Gewalt auf, und lenket sie dem Ziele zu, das ihnen die Weisheit setzt. Nicht zufrieden, irgend eine heftige Leidenschaft, deren Ueberwindung leicht war, unter ihrer Herrschaft zu haben, greift sie selbst die an, die durch Zeit, und Gewohnheit fast unbezwingbar geworden zu sein scheinen. Wo der Feind ihrer Tugenden am mächtigsten ist, da feuert sie ihren Muth an, und verstärkt ihren Widerstand. Eben die unedlen Begierden, die das Herz am meisten beherrschen wollen, bekämpft sie auch mit einem lebhaftern Eifer.

Nicht in allen Altern des Menschen sind einige Leidenschaften gleich stark; sie brennen gleichsam in dem Feuer der Jugend, verlieren von ihrer Hitze in den Jahren des Mannes, und verlöschen allmählich in der erkaltenden Brust des Greises. Aber was ein Werk der Zeit ist, das ist kein Verdienst des Menschen. Und wenn jene die Leidenschaften ent-

kräftet, so kan er sich keiner Tugend rühmen. Daher ist es eine Beschäftigung der großen Seele, daß sie die Heftigkeit der Begierden in einem Alter bezwingt, wo sie am meisten über das menschliche Herz zu gebieten pflegen, und daß sie mitten in der Hitze der Jugend den Ehrgeiz und die Wollust überwältiget.

Noch erhabener ist sie, wenn sie mitten unter Gelegenheiten, die die Leidenschaften erregen, und nähren, mitten unter einem allgemeinen Verderben des Zeitalters, mitten unter Verführungen schädlicher Beispiele, mitten unter Reitzungen, die jede andere Seele hinreissen, und einnehmen, ihre Tugend rein erhält, in nichts williget, wodurch sie eine Pflicht zu verletzen glaubt, allein kämpft und widersteht, da alles sich zu ihrer Ueberwindung vereiniget. Wie schwer ist es nicht, den Leidenschaften zu widerstehen, wenn sie überall Anreitzung, und scheinbare Vorrechte finden auszubrechen; beim Ueberfluß die Verführung zur Unmäßigkeit, bei der Gewalt die Neigung zur Rache und zur Ungerechtigkeit, bei Ehrenstellen die Versuchung zum Hochmuth zu besiegen; von allen Seiten mit Reichthum und Pracht, und Schmeichelei, und Reitzungen zur Wollust, umge-

ben ſein, und da, wo Cäſars unterlagen, und Sueton ſo viele Denkmäler ihrer unedlen Begierden zur Ausfüllung ihrer Geſchichte fand, ſich unüberwunden, und in der ganzen Reinigkeit der Tugend zu erhalten? Hier zeigt die große Seele ihre ganze Würde, ihre Standhaftigkeit, womit ſie lange den Verſuchungen entgegen arbeitet, ihre Herzhaftigkeit, womit ſie ſich über die gemeinen Urtheile der Welt, und über die falſchen Begriffe von Ehre und Schande erhebt, und nur allein die Treue in der Pflicht für ihren Ruhm hält. Sie fühlet in ſich die mächtigen Aufwallungen der Leidenſchaften; aber ſie dämpfet ſie durch ſich ſelbſt. Sie iſt von äuſſern Anreitzungen, die die Begierden erhitzen, umlagert, hat die Mittel, ſie zu befriedigen, zu ihrem Wink, hat Ueberredungen, und ſcheinbare Entſchuldigungen auf ihrer Seite, hat für iede Leidenſchaft ihre eigenen Diener — und dennoch arbeitet ſie wider alle Bewegungen des Herzens, die ſich wider irgend eine Pflicht empören wollen, und bezwingt ſie unter die Herrſchaft der Ordnung und der Vernunft. Sie widerſteht an allen Orten, unter allen Nationen den Verführungen der Leidenſchaften, ſie mögen auch unter tauſend Geſtalten und abwech-

feinden Reizungen auf sie eindringen. Sie widersteht ihnen, in dem Cyrus unter der Pracht und dem Glanze seines Hofes, und dem Glücke seiner Unternehmungen; in dem Cato unter den gewaltigen Fluthen des Lasters, die den gröſten Theil seines Vaterlandes überschwemmet hatten; in dem Scipio, der als Sieger, in der Blüte der Jugend, und noch ohne Verbindung, sich nicht nur in dem Beſiz einer versprochenen Schönheit von der so leichten Anreizung zu einer unerlaubten Liebe enthielt, sondern auch dem Maſiniſſa, der sich von der Leidenschaft hatte beſiegen laſſen, Vorwürfe machen konnte, und ihn liebreich ermahnte, "sich mehr für die Wollüſte, die sein Alter umgäben, als für den gewafneten Feind zu fürchten, und sich über jene einen weit edlern und rühmlichern Sieg zu erwerben, als die Ueberwindung eines ganzen Heeres wäre." Wie gros iſt nicht der Prinz, der an einem Standorte, wo alles die Leidenschaften wider die Tugend erregt, in einem Alter, wo die Lebensgeiſter in ihrer erſten Hize wallen, in Verbindungen, die ihm überal gefährliche Versuchungen legen, eher über sich selbſt, als über andere herrſchen lernt, und Begierden bezwingt, denen andere Seelen unter wenigern Verführungen unterliegen, und es noch für

eine verzeihliche Schwachheit halten wollen, ihnen unterzulegen?

Es gibt eine Art des Sieges über die Leidenschaften, wo eine die andere überwindet. Der Ehrgeiz dämpfet oft die Rachsucht, die Herrschsucht die Wollust, der Geiz die Unmäßigkeit und Verschwendung. Aber wenn die Leidenschaften unter sich selbst uneinig werden, wider sich selbst einen Streit erregen, und eine die andere entkräftet; ist denn hier ein Merkmal einer großen Seele? Hat die Welt nicht Lasterhafte gesehen, die ausserordentliche Beispiele der Mäßigkeit, der Enthaltsamkeit gezeiget, weil sie dadurch ihren Ehrgeiz zu befriedigen suchten? Was nehmen wir hier also anders wahr, als daß die Begierden in der Herrschaft, die sie über gewöhnliche Herzen ausüben, nur abwechseln, daß eine der andern nur gleichsam Plaz macht, und daß einige nur darum schwächer sind, weil andere desto mächtiger sein wollen? Die Seele bleibet immer eine Sklavin der Leidenschaften, wenn auch einige sie weniger, als andere beherrschen. Der Feind weicht nur an einem Orte, um an den andern seine ganze Macht zusammenzuziehen. So lange sie sich noch von unedlen Begierden, man ge-

be ihnen einen Namen, welchen man will, regieren läßt; so lange fehlt ihr das Verdienst einer großen Seele. Diese bekämpft nicht Leidenschaften mit Leidenschaften, sondern mit der Stärke ihrer Tugend. Sie sezt der Begierde zur Wollust nicht den Ehrgeiz, sondern die feste Ueberzeugung von ihrer Pflicht entgegen, die ihr jene untersagt; nicht die Vorstellung von dem Verluste des Ansehens und Ruhms unter den Menschen, sondern die weit sichere und stärkere Betrachtung, daß sie sich wider Ordnung und Gesetze, und den Willen ihres weisen Urhebers, dessen Beobachtung ihre wichtige Bestimmung ist, durch die Einwilligung in die aufwallende Leidenschaft empören würde, und daß sie durch die Ueberwindung derselben das thut, was sie zu thun schuldig ist, und sich darüber die Zufriedenheit des Gewissens verschaft. Denn es gehört zu dem Begrif, den wir uns von einer großen Seele machen müssen, daß sie die Leidenschaften aus Bewegungsgründen bezwingt, die nicht allein stark, sondern auch rein und edel, und einander gehörig untergeordnet sind. Weil die Vorstellung von ihren Pflichten ihr immer gegenwärtig ist, weil das feurige Wollen ihrer Erfüllung sie ganz belebt, und die niedrigen Absichten, die andere Menschen allein zu regieren pflegen, vor ihr verdunkelt sind;

so streitet sie auch, von der Wahrheit ihrer innern Tugend ermuntert, wider die Leidenschaften in der tiefen Einsamkeit, da wo sie von keinem sterblichen Auge bemerkt wird, nur allein sich selbst und den Blicken des unsichtbaren Wesens bekant, dessen Wohlgefallen an ihr das einzige Ziel ihrer Wünsche und Beschäftigungen ist. In einer edlen Unabhängigkeit von den äussern Dingen und von dem Beifall der Welt, der andere Menschen so sehr reizt, und sie zur Ueberwindung einiger leicht zu bezwingenden Begierden treibt, bestrebt sie sich, nur ihrer Pflicht genug zu thun, kämpfet mit sich selbst in der Stille und Verborgenheit, und verrichtet in der verschwiegenen und von andern unbemerkten Bestreitung der Leidenschaften etwas Größeres, als der Feldherr, der Städte einnimmt, und ein ganzes Reich mit dem Geräusche seines Ruhms erfüllt. Viele Mühe, Arbeiten ganzer Jahre, auch wohl des ganzen Lebens, mus sie oft anwenden, ehe sie die gewünschte Herrschaft über eine mächtige Begierde, die ihrer Tugend zuwider ist, erlanget. Nichts ermüdet ihre Geduld, nichts schwächet ihren Muth. Sie hält so stark und so lange im Kampfe aus, bis sie sich in eine über die Gewalt der Leidenschaften erhabene Freiheit

gesetzet hat, um alles thun zu können, was jede Pflicht verlangt.

Wenn wir uns ein genaueres Bild von der Natur einiger Leidenschaften entwerfen, so wird auch die Größe der Seele, die sie zu überwinden weiß, vor uns in einem hellern Lichte erscheinen. Was erreget leichter Uebermuth und Stolz, und was aus ihnen entspringt, Härte und Unempfindlichkeit gegen den Nebenmenschen, als ein beständiger Wohlstand und ein glücklicher Fortgang der Unternehmungen? Wo pfleget ein Mensch von gewöhnlichen Eigenschaften mehr den Leidenschaften überlassen zu sein, als in einem glänzenden Glücke? Alles verblendet alsdann kleine Seelen; alles bezaubert sie, und übergibt sie einem unaufhörlichen Taumel. Sie werden ganz von der Eitelkeit und der Eigenliebe trunken; sie scheinen sich nur selbst groß; alles andere um sie her kommt ihnen in Vergleichung mit dem, was sie besitzen, nur klein vor, und verschwindet vor ihnen. Was ihnen ein Zufall, ein günstiger Zusammenlauf von glüklichen Umständen gab, das setzen sie auf die Rechnung ihrer eigenen Verdienste; was andere für sie gethan, das glauben sie selbst gethan zu haben; ihre Vorzüge vermehren sich mit jedem Tage vor ihren Au-

gen, und sie wollen auch die besitzen, die ihnen fehlen. Ihre ganze Seele schwimmet gleichsam in einem Meer ihrer eingebildeten Vollkommenheiten; ihr Herz wird ganz von Uebermuth, von Stolz, von Verachtung anderer, oft von Härte und Ungerechtigkeit gegen sie bemeistert und beherrscht. Dis ist das gewöhnliche Loos kleiner Seelen im Glücke. Die Leidenschaften fallen gleichsam im Sturm über sie her, und zerschlagen und zertrümmern ihre schwachen Tugenden, die keinen Widerstand leisten können Welches Glück ist aber glänzender und erreget leichter diese Leidenschaften in den menschlichen Herzen, als eine erwünschte Reihe von Siegen über einen mächtigen und angesehenen Feind? Hier wird es schwer, den Verblendungen des Glüks zu widerstehen; hier fielen oft Helden, die nicht gemeine Tugenden besassen; aber je leichter und gewöhnlicher es ist, von den Leidenschaften überwunden zu werden, desto mehr Verdienst hat auch die Seele, die sich nicht von ihnen überwinden läßt. Wenn der Feldherr an der Spitze eines tapfern Heeres, das von seinem Geist belebet ist, nicht blos mit dem Feinde, den er vor sich hat, sondern auch mit dem, den er in seinem Busen trägt, streitet, wenn er zu den Siegen, die er über ihn erhält, auch die setzt, die er

über sich selbst erkämpft, wenn er, indem er jenen durch Klugheit und Standhaftigkeit überwältiget hat, unter dem Getümmel seines Sieges ihnen gebietet, des Ueberwundenen zu schonen, unter den Frolockungen und Glükwünschen der geretteten Provinzen den Stolz des Herzens, der sich alsdann so leicht erreget, bezwingt, seine Freude mäßiget, nichts Uebermüthiges will, und nur auf Beispiele der Gerechtigkeit und Grosmuth sinnt: wie gros, wie erhaben erscheinen uns alsdann nicht seine Gesinnungen, und wie laut wird nicht die Bewunderung, die sie der Welt abfordern? Man stelle sich einen Aemil nach dem Tage eines der prächtigsten Siege, die jemals in der Geschichte erzählet worden, mitten unter seinem frolockenden Heere vor; man sehe den grosmüthigen Sieger seinem überwundenen Feind, dem lezten macedonischen Könige, Perseus, der, nach dem Verluste der Schlacht, seines glänzenden Throns, seines mächtigen Reiches, und der Hilfe aller seiner Freunde beraubt, in Trauerkleidern gehüllt, in das römische Lager gefangen eingeführet wird, mit weinenden Augen entgegen gehen, ihm die Hände reichen, alle Demüthigungen verbitten, und ihn in die Versamlung seiner Officiere vom ersten Range setzen; man höre diesen Feldherrn voll Sanft-

muth und Mitleiden dem unglüklichen Könige wegen der Ursachen seiner Feindseligkeiten wider Rom verschiedene Fragen vorlegen, die nur mit niedergeschlagenen Augen und mit stummen Thränen beantwortet werden, ihm darauf Muth unter seinem Schiksale zureden, es möchte aus einem Fehler, dessen jeder Mensch fähig wäre, oder aus einer Würkung des blinden Glückes, durch einen unvermeidlichen Willen des Verhängnisses entstanden sein, und sich endlich mit diesen Worten an die ganze Versammlung wenden: "Ihr sehet hier ein großes Beispiel von dem Unbestande der menschlichen Dinge, euch besonders, ihr jungen Kriegsmänner, betrift diese Rede. Die Ungewisheit dessen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kan, mus uns die Lehre geben, uns niemals im Glücke stolz und heftig, gegen wen es auch immer sein mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glük zu verlassen. Die Probe eines ächten Verdienstes und einer würklichen Tapferkeit ist diese, daß wir uns bei einem glüklichen Erfolg nicht hochmüthig machen, und bei einem unglüklichen nicht niederschlagen lassen." Wie sehr mus uns nicht eine solche große Gesinnung der Mäßigung eines siegreichen Feldherrn rühren, der nicht nur seinen Feind, sondern auch

seine eigenen Leidenschaften zu überwinden wuste? Gewis es ist das Kenzeichen einer erhabenen Seele, daß sie unter Umständen, wo sich andere dem Stolze und Uebermuthe überlassen, niemals die Herrschaft über sich selbst verliert, und sich durch ihre Mäßigung oft allein von einem ganzen Volke unterscheidet. Als die gefährliche Nebenbuhlerin Roms, Karthago, nachdem es seit vielen Jahrhunderten die Gebieterin über Meere und Länder gewesen, endlich zerstöret ward; wie bezeigte sich da die Republik und das Heer? Alles überließ sich den Berauschungen der Freude, dem Uebermuth und der Ueppigkeit. Und würde sich vielleicht ein anderer Feldherr, als Scipio, anders verhalten haben, wenn er diese für Rom so wichtige Unternehmung mit gleichem Glücke ausgeführet hätte? Was that aber der große Mann? Er ließ — noch lange wird sie die Nachwelt als ein Heiligthum in der Geschichte aufbewahren — er ließ Thränen in die Ruinen der zerstörten Stadt fallen. So war seine edelmüthige Seele so wenig vom Stolz bei dem Glücke seiner Waffen eingenommen, daß sie es vielmehr durch die Betrachtung des Unbestandes der menschlichen Dinge und der traurigen Veränderungen der Völker und Reiche ganz vergaß.

Vielleicht iſt keine Leidenſchaft in dem Herzen der Menſchen mächtiger, und vielleicht koſtet keine großen Seelen mehr Widerſtand und Mühe, zu überwältigen, als der Ehrgeiz. Aber die Schwierigkeit des Sieges vermehrt auch die Verdienſte des Ueberwinders. Man mag den Ehrgeiz oder die Ehrſucht als eine unedle und niedrige Leidenſchaft für ſich ſelbſt betrachten, die aus der Eigennüzigkeit entſpringt, und das Gute nur wegen des Vortheils, den es einbringt, will; oder zugleich auf ihre Unerſättlichkeit und auf die Ungerechtigkeiten ſehen, die mit ihr verbunden, und ihre Begleiterinnen zu ſein pflegen: ſo wird man ſich leicht überzeugen können, daß ſie zu dem gehört, was eine große Seele überwinden mus. Dieſe unterhält ihre gerechten und wohlwollenden Geſinnungen aus reinen Quellen; und ihre erhabene Denkungsart ruht auf erhabenen Bewegungsgründen. Die Eigennüzigkeit und die Ehrſucht, die aus ihr entſteht, wird mit Recht zu den niedrigſten Leidenſchaften gezählet, welche die ganze Denkungsart des Menſchen verunedeln; und nur ſind es gemeine Seelen, die ſich von ihnen beherrſchen laſſen, ihr Stand und ihr äuſſeres Glük erhebe ſie auch mit einem blendenden Glanze. Wie oft rufet nicht die Pflicht den Menſchen, ohne daß ſie ihm den

Beifall und die Lobsprüche der Welt als äuſsere Belohnungen verspricht? Und was würde aus der sittlichen Harmonie der Seele, und aus dem Dienste der Tugend werden, wenn der Mensch berechtiget wäre, sie zu verlassen, wenn er keine Ehre zu gewinnen glaubt? Wie klein und niedrig denkt nicht eine ehrsüchtige Seele, der das Würdige und Erhabene der Bewegungsgründe fehlt, die nicht auf die göttliche Schönheit der Tugend, sondern nur auf das sieht, was sie an Lobsprüchen einbringt? Wie sehr verschwindet nicht das innere Verdienst ihrer Handlungen, wenn sie nur um der persönlichen Vortheile willen, von deren Erwartung das ganze Herz begeistert ist, Vortheile, die nur auf den äussern Zustand gehen, vollbracht werden? Und kostet es wohl dem menschlichen Herzen Mühe und Ueberwindung, einige Werke der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit auszuüben, wenn man weis, daß man dadurch nichts verlieret, sondern vielmehr einen Zuwachs an äusseren Vortheilen zu erwarten hat? Wie niederträchtig ist es nicht, aus der Tugend ein unheiliges Gewerbe des Eigennutzes zu machen, und nur aus der Absicht billig, gutthätig, tapfer zu sein, um damit eine Ehre bei Menschen zu erwuchern? Solche Seelen em-

empfinden nicht die göttliche Würde edler Gesinnungen und den innern Werth rechtschaffener Handlungen; die Ehre allein ist nur ihr einziger Endzwek; und so bald ihnen die Welt den erwarteten Tribut nicht abträgt, so werden sie gleich Verräther der Tugend, zu deren Parthei sie sich aus einer niedrigen Gewinnsucht hielten. Sie sinnen, sie arbeiten, sie unternehmen nichts für die Pflicht, sondern für sich selbst; die Ehre ist der Geist, der alle ihre Handlungen beseelt. Diese ausschweifende Begierde ist unersättlich, einem Abgrund in den Tiefen des Meeres gleich, worin ungeheure Lasten hinabsinken ohne ihn anzufüllen. Eine so mächtige Größe des römischen Reiches, ein so unermeßlicher Umfang der Länder und Meere, konnte zwei Personen, den Pompejus, und Cäsar nicht fassen. "Sie lasen im Homer, sagt Plutarch, daß die Götter die Welt in drei Theile getheilt, und einem jeden sein Loos angewiesen hätten; und sie glaubten, das römische Reich sei für sie beide viel zu klein." Eben weil der Ehrgeiz unersättlich ist, so wird er auch ungerecht, und ein Feind des ganzen menschlichen Geschlechts. Seine Unternehmungen werden eben so viele Beleidigungen anderer; die schönsten Talente macht er zu

Werkzeugen des Lasters. Er nimmt das Schwerd in die Hand, würgt, und geht auf Leichnamen, und in Ruinen der Städte einher. Er stürzt Thronen um, und setzet den halben Erdkreis in Schrecken und Verwirrung. Hier redet die Geschichte mit einer traurigen Stimme, und weiset überall auf Verheerungen, die der Ehrgeiz angestiftet, überall auf Aschenhauffen vermischt mit Strömen von Blut, die er vergossen hat, und die noch vor den Augen der Nachwelt rauchen. Aber wir wollen die Wunden des menschlichen Geschlechts, die ihm die Ehrsucht der Mächtigen zugefügt, nicht wieder aufdecken, noch das Elend erzählen, das sie auf der Erde ausgebreitet hat. Die bloße Natur klagte über die Unersättlichkeit und Ungerechtigkeit des Ehrgeizes aus dem Munde des Scythischen Gesandten; nur dieser mag hier noch einmal einen Theil seiner Rede wiederhohlen. "Wenn dir die Götter, so redete er den Eroberer der Welt an, einen Körper gegeben hätten, der deinem Ehrgeiz an Größe gleich käme, so wäre die ganze Welt viel zu klein für dich. Mit einer Hand würdest du den Orient, und mit der andern den Occident berühren; und dieses würde dich noch nicht befriedigen. Du würdest wissen wollen, wo sich die Sonne verberge.

Du strebest nach Dingen, die du nicht erreichen kanst. Aus Europa gehst du nach Asien über, und aus Asien gehst du nach Europa zurück. Und wenn du das ganze menschliche Geschlecht bezwungen haben wirst, so wirst du mit den Wäldern, den Flüßen, und den wilden Thieren kriegen. Was haben wir mit dir zu thun? Niemals haben wir dein Land mit einem Fuße betretten. Müssen die, die in den Wäldern wohnen, nothwendig wissen, wer du seist, und woher du kommst? Du hast alle Völker beraubet, und deine begierigen Hände strecken sich noch nach dem Unsrigen aus. Wozu dienen dir so viele Reichthümer, als nur den Durst zu vergrößern, der dich verzehret? Du bist der erste, der sich in den Ueberfluß den Mangel bereitet hat. Je mehr du besitzest, desto begieriger strebst du noch mehr zu besitzen." Wenn der Ehrgeiz eine solche niedrige Leidenschaft ist, wenn sie so wenig zu sättigen ist, und so viele Ungerechtigkeiten erzeugt; wie gros mus uns denn nicht eine Seele vorkommen, und wie gros ist sie nicht auch in der That, die sich dieser Begierde widersezt, lange mit ihr kämpfet, und sie endlich überwältiget? So schwer der Sieg über den Ehrgeiz ist, so rühmlich ist er auch. Wie wenig kan sich aber ein

Mann erhabener Gesinnungen rühmen, der sich von dem Ehrgeiz beherrschen läßt? Die wahre Größe der Seele ist von allen eigennützigen und niedrigen Begierden frei; unabhängig von der Welt und den äussern Dingen, will sie nur die Tugend wegen der Tugend, aus würdigen Bewegungsgründen; und da allein das Wollen ihrer Pflicht sie stark genug zu ihrer Erfüllung belebt, so schätzt sie die Urtheile der Menschen viel zu wenig, als daß sie sie einzig und heftig begehren, und von ihnen nur zum Guten angefeuert werden sollte. Die große Seele, die nichts verehret, nichts wünschet, nichts lebhafter sucht, als die Erfüllung ihrer Pflicht, will nicht von dem Menschen ihren Werth borgen; sie hat ihre ganze Würde in sich selbst, und eben daher kan sie auch der Ehre der Welt, und des Beifalls des blinden Haufens entbehren. Dis ist eine von den erhabenen Staffen, auf welchen sich die menschliche Natur zeigen kan. So sehr auch gewöhnlich gesinnte Menschen sich von der Ehre bezaubern lassen, so ist es doch ein weit edleres Vergnügen, sie verachten zu können. Wenn es ein Werk einer großen Seele ist, den Ehrgeiz zu überwinden, so ist es noch mehr, sie unter Umständen zu überwinden, die die Mühe des Sieges vermehren. Der Herr, dessen Weg

von der Wiege bis zum Thron von einem Haufen von Machiavels bepflanzt iſt, die ſich verſchworen zu haben ſcheinen, in einem Alter, das gerne Lobſprüche verträgt, und noch zu unerfahren iſt, als daß es die Stimme feiler Lobredner, von der Stimme der Wahrheit unterſcheiden ſollte, ſein Herz mit dem Saamen des Ehrgeizes zu füllen, dieſer Herr, der, ſo bald er die erſten Kräfte der Vernunft zu fühlen anfängt, ſie aus freier Entſchlieſſung anwendet, das Gift, das ſich in ſeiner Bruſt ſchon ausgebreitet hatte, zu dämpfen, und noch ehe die Jahre der Jugend ablaufen, die Bewegungen des Ehrgeizes überwindet, und ſie immer mitten unter den Blendungen des Glücks und der Herrſchaft überwindet, ſo oft er ſie bemerkt; dieſer Herr verdiente mehr, als irgend ein anderer, in der Geſchichte den Namen des Großen zu führen.

Aber von dieſem Ehrgeiz, der kleine Seelen beherrſcht, iſt eine weiſe und gemäßigte Liebe der Ehre unterſchieden. Dieſe iſt eine Gefährtin, eine Nebenſtütze der Tugend; und wohnet ſelbſt in großen Seelen. Sie muß nicht den einzigen Bewegungsgrund der Tugend ausmachen, ſondern nur den übrigen höhern Gründen untergeordnet ſein. Wenn

die wahre Ehre in dem Urtheil des vernünftigen und billigen Theils der Menschen besteht, das die Verdienste bestättiget, die ein Mann besizt; so gehört die Liebe der Ehre auch zu den edlen Empfindungen des Herzens. Der große Mann bemüht sich nur das zu sein, was er sein soll; und wenn er gleich den Wunsch hegt, von der Welt dafür gehalten zu werden, was er ist, so begehrt er es doch weder heftig, noch wird er unruhig, wenn ihm auch Lob und Beifall fehlen, oder nicht nach der Größe seines Verdienstes abgemessen sein sollten. Selbst Richter seiner Gesinnungen und Handlungen, und zufrieden mit dem schönen Schauplaz, den seine Tugenden in dem Innern seines Gewissens haben, sucht er die Ehre nicht auf, sondern erwartet sie ohne große Begierde, und sieht Lobsprüche und Bewunderung nicht als Endzwecke an, sondern als Begleiterinnen, die ihm auf seinem Wege angenehm sind, deren Abwesenheit er aber entbehren kan. Er läßt lieber eine verdiente Ehre fahren, als daß er sich von einer falschen täuschen lassen sollte; er nimmt nicht mehr Lobsprüche an, als sein Verdienst vertragen kan; und je freigebiger die Welt damit ist, desto mehr befragt er sein eigenes Herz, desto mehr scheuet er den Betrug der Eigenliebe. Eben daher, weil er

mehr die innere Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen, und der Würde seiner Handlungen, als die Ehre, die ihnen folgt, begehrt, weil er lieber die stille Verbergung seiner Tugenden, als den Ruhm, der sie preiset, will, wenn sie nicht immer durch die eigene Heiterkeit ihres Lichtes ausbrächen; eben daher kan er auch leicht den Mangel der Ehre und der Bewunderung, und selbst die Kaltsinnigkeit, die Verachtung und die Verspottung seiner Zeitgenossen ertragen. Denn sonst würde er sich wie andere Menschen als einen Sklaven dessen bezeigen, worüber er Herr sein soll. Es sei auch daß seine Verdienste von Neid und Schmähsucht vor den Augen der Welt verkleinert, und seine Absichten angegriffen werden; bleibt ihm nur das zuverläßige Urtheil des Herzens, daß er recht handelt, so erhebt er sich mit seiner großen Seele über die ohnmächtigen Bemühungen des gemeinen Haufens, und nichts störet ihre Ruhe. Was verliert die hohe Ceder auf den Bergen, wenn auch an einigen ihrer Blätter ein giftiges Würmchen nagt? Das wahre Verdienst kan zwar von den ungerechten Urtheilen der Menschen einige äussere Verdunckelungen leiden; aber es behält seinen ihm eigenthümlichen Glanz, und

die Wolken des Neides, und der Bosheit können ihn zwar eine Zeitlang verbergen, aber nicht auslöschen. So steigt der Nebel aus niedrigen Sümpfen auf, und wehret zwar auf einige Tage den Strahlen der Sonne; aber bald wird er wieder zerstreuet, und vernichtet, und das Licht des Himmels leuchtet mit einer gröſsern Heiterkeit.

Man hat die Liebe der Ehre, so lange sie in ihren Gränzen bleibt, gebilliget, und als eine Quelle vieler edlen Handlungen angesehen. Ist das Verlangen, dafür gehalten zu werden, was man ist, sträflich? Wenn die Liebe der Ehre und des Ruhms nur keine Eitelkeit, wenn sie nur nicht der einzige oder gröſste Bewegungsgrund unsrer Handlungen wird: wie edel und wie würdig ist sie nicht des Menschen, der verlanget, daſs eben die Verdienste, die er sich erworben, und womit er der Welt nützet, auch von seinen Zeitgenossen erkannt und geschätzet werden? Und da wir unsern Mitbürgern auch das Beispiel schuldig sind, wie billig ist denn nicht unser Wunsch, und unsere Begierde, daſs sie das Nachahmungswerthe unserer Aufführung sehen mögen? Diese Gründe vermehren und erweitern sich bei der Begierde nach dem Nachruhm, der auf das Entfernte geht. Ein Mann, der von dieser edlen Leidenschaft

belebet wird, begnüget sich nicht, seine Zeitverwandten zu seinen Richtern anzunehmen, sondern er stellet sich gleichsam im Geiste vor den Richterstuhl der ganzen Nachkommenschaft. Alle Völker und alle Jahrhunderte sind ihm gegenwärtig. Wirst du, denkt er, vor diesen deine Handlungen rechtfertigen können? Wird die späte Nachwelt, die genauer und unpartheiischer, als deine Zeitgenossen, urtheilet, die weder aus Furcht noch Schmeichelei spricht, und bei welcher das Ansehen deiner persönlichen Vorzüge von keinem Gewichte mehr ist, auch eben das Urtheil von dir fällen, was du jezt während deines Lebens hörst? Werden die Nachkommen auch das wiederhohlen, was man dir jezt so oft vorrühmet, daß du in der Sphäre, worinn dich die Vorsehung gesetzet, dich als ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft verhalten hast? Diese edle Empfindlichkeit der Seele für das Urtheil der Nachkommenschaft, das sie einst von uns sprechen wird, und diese anständige Begierde, daß eben dis Urtheil für uns gut ausfallen möge, und das anhaltende Bestreben, es durch erhabene Tugenden zu verdienen, erweitern und veredeln unsre ganze Denckungsart. Wenn die Leidenschaften dazu dienen, die Seele rege zu

machen, und in Bewegung zu bringen, den Verstand zu erwecken, zu großen Entwürfen aufzufordern, und den Menschen in ihrer Aufführung zu beleben; so ist es besonders die Begierde nach Ehre und Nachruhm, dieser starken Triebfeder, die durch die ganze menschliche Gesellschaft würket, und ihren Einflus ausbreitet. Würde der Mensch nicht von ihr ermuntert, wie viele vortrefliche Handlungen würden nicht unterlassen werden? Wie viele große Gaben würden müssig sein, und der Welt nichts nützen? Wie viele wichtige Entdeckungen, die uns jezt zur Bequemlichkeit, und zum Vergnügen des Lebens dienen, und die den menschlichen Verstand über die gemeinen Kenntniße vieler Jahrhunderte erheben, würden nicht noch vor unsern Augen verschlossen liegen? Und wie oft würde nicht der Mensch in den verschiedenen Kreisen, worin er würket, durch mächtige Hindernisse abgeschreckt worden sein, wenn ihn nicht die Ruhmbegierde unterstüzt hätte? Wozu sollte ein Mann nicht fähig sein, der beständig von dem Gedancken belebet wird, daß die Nachkommenschaft seine Verdienste noch erkennen, und billigen werde, der tief in die Zukunft hineinblickt, und versichert ist, daß er, wenn schon seine Asche zerstreuet ist, und man vielleicht den Ort nicht mehr findet, wo man

den Rest seiner Gebeine verbarg, noch in den Büchern der Geschichte, in dem Gedächtniße, und in dem Munde der späten Nachwelt leben werde, und daß ferne Jahrhunderte noch in seinen Talenten und Tugenden, womit er seine Zeit verschönert, einen Gegenstand des Lobes, der Bewunderung, und der Nachahmung finden werden? Wozu sollte ein solcher Mann nicht fähig sein? Wie sollte es ihm nicht leichter werden, das Vaterland durch heilsame Gesetze zu befestigen, die Unwissenheit seiner Zeit durch wichtige Anstalten zur Einführung der Künste und Wissenschaften zu besiegen, und sich dem Feinde des Staates muthig entgegen zu setzen? Was für wiederholte Untersuchungen, was für Wachsamkeit, Muth und Herzhaftigkeit wendete nicht der große Konsul an, der das gefährliche Gewebe der katilinarischen Verschwörung zerriß, Rom von seinem Untergange, und unzählige Bürger vom Tode rettete? Und was war so mächtig, den Mann zu dieser heldenmüthigen That aufzufordern, und ihn in ihrer Ausführung zu beleben? Unstreitig die Liebe der Ehre und des Nachruhms, die, ob sie gleich oft bei ihm in eine unmäßige Hitze ausschlug, und ihn oft in das Gebiete der Eitelkeit hinausschweiffen ließ, doch als die Mutter der wichtigen Dienste anzusehen

ist, die er seinem Vaterlande leistete; unstreitig diese zuverläßige Versicherung des Beifalls und des Ruhms nicht allein bei denen, die er durch sein Unternehmen retten würde, sondern auch bei der späten Nachwelt, die nothwendig von einer herzhaften That, wodurch ein Staat erhalten worden, ein gutes Urtheil fällen müste, und die, wenn er, und vielleicht selbst die Republick nicht mehr sein würden, doch sein Andenken aufbewahren, und seine Verdienste bewundern würde. Viele große Männer empfingen gleichsam die ersten Strahlen des glänzenden Nachruhms, die sich schon über ihre Tage ausbreiteten. Andere sahen davon kaum eine schwache Morgendämmerung, und noch andere erwarben sich einen Ruhm, der nicht eher als nach ihrem Tode entstehen konnte; und in eben dem Augenblicke, in welchem die Stimme des Volckes anfieng, sie zu preisen, wurden ihre Ohren auch auf ewig verschlossen. Der Nachruhm des Decius ward gleichsam aus eben dem Athem geboren, mit welchem er sein Leben endigte. Es ist für die Künste, Wissenschaften und Tugenden schon sehr viel gewonnen, wenn sie Achtung und Ruhm bei einem ansehnlichen Theil der Nation finden; und vielleicht wird der Denkungsart eines ganzen Volks nicht leichter aufgeholfen, als

wenn sich in den Gesetzen, und verschiedenen Staatsveranstaltungen ein Geist ausdrücket, der die Begriffe von der wahren Ehre herrschend zu machen weiß. Wird nicht eine gerechte Verehrung und Hervorziehung ächter Verdienste vor den Augen des Volks eine edle Eifersucht erregen müssen? Und ist diese nur erst in Bewegung, wie bald wird sich nicht zu ihr die Nachahmung gesellen, wie bald werden nicht so viele müßigen Kräfte belebet, und zu würdigen Handlungen, denen ein so schöner Preiß, die laute öffentliche Verehrung der weisen und aufgeklärten Männer bestimmet ist, geschäftigt werden? Egypten hatte einen Gebrauch, der das Volk zu einer gerechten Ehrbegierde beleben muste, und der ihm diese edle Empfindung einflößte, die man gegen die Urtheile der Wahrheit haben muß. Dis war das feierliche Gericht, das über jeden Verstorbenen von vierzig Richtern an dem einem Ufer der See Möris gehalten ward, ehe er an dem andern, wo die öffentlichen Grabstätte lagen, begraben werden durfte. Das ganze Volk hatte die Freiheit gegen den Todten Klagen vorzubringen, und sie durch sichere Beweise gültig zu machen. Fand man sie gegründet, so ward dem Verstorbenen die Ehre des Begräbnisses versagt, und sein Leichnam, verfolgt

von den Beschuldigungen und Vorwürfen des ganzen Volks, zurückgesandt. Hatte aber sein Leben Zeugniße der Tugend und der Verdienste für sich, so ward er unter den Freuden seiner Anverwandten, und unter den Glückwünschen der ihn begleitenden Menge zu seiner Grabstätte gebracht, und ihm eine Lobrede gehalten. Man gab ihm sein Urtheil geschrieben in die Hand, das gleichsam als ein Geleitsbrief angesehen ward. Keiner konnte diesem Gerichte entgehen; und selbst die Könige waren ihm unterworfen. Wie sehr muste nicht diese öffentliche Beurtheilung unter dem ganzen Volcke das edelmüthige Bestreben ausbreiten, nach dem Tode ein gutes Urtheil zu erhalten, und dieses Urtheil durch ein mit merklichen Tugenden bezeichnetes Leben zu verdienen? Und wie sehr muste sich nicht der Geist der Nation erheben, da sie sahe, daß selbst ihre Beherrscher ihnen gleich geschätzet wurden, daß nicht der Thron, sondern das sittliche Verhalten einen wahren Unterschied mache, und daß die Tugend des Unterthanen den Glanz der Könige verdunckele? Wenn dieses Gericht über Verstorbene sich bis auf unsre Zeiten erhalten hätte, wenn man den Leichnam der Mächtigen vor den Augen des Volks, das sie regieret, oder des Heers, das sie angeführet, nicht

zu einem leeren Gepränge, sondern zur freimüthiger Beurtheilung aussezte, die Stimmen der verwegenen Lobredner schweigen hiesse, und jedem verstattete, zuverläßige Zeugnisse über den Charakter des Todten vorzubringen; oder wenn man dem jungen Prinzen, dem Erben des Throns, an der Begräbnisstätte seiner Vorfahren, wo ihr Rest zwar noch unter einer stillen Pracht und Feierlichkeit liegt, aber vom Könige nichts mehr, als Staub übrig ist, ihre Geschichte erklärte, und ihn auf jedem Sarge ein freies Urtheil, das von der Hand der Warheit eingeazt wäre, lesen liesse, ihm hier einen Vater des Vaterlandes, eine Lust des menschlichen Geschlechts, einen Weisen und Helden, dort einen Tyrannen seines Volks, noch angeklagt von den Thränen der Nachkommenschaft, zeigte: was für starke Empfindungen müsten nicht dadurch erreget, und welche Brust müste nicht von einer heißen Begierde durchdrungen werden, den Beifall der Zeitgenossen, und den Ruhm der Nachwelt durch ein Leben voll erhabener Tugenden zu erlangen? Vergebens wendet man ein, daß der Nachruhm ein bloßes Werk der Einbildung und ein Schattenspiel sei, weil er nicht in unsern Leben genossen werde. Er hat immer etwas Würkliches; nur zu viel mus man ihm nicht bei-

messen. Ist es denn nichts, wenn wir nach unserm Tode der Welt mit unserm Namen auch das Andenken des Guten hinterlassen, das wir unter unsern Zeitgenossen gestiftet haben, wenn die Nachkommen uns ein rühmliches Zeugnis beilegen, und unser Beispiel viele zur Nachahmung reizt, wenn späte Enkel, indem sie von unsern Verdiensten noch einen Genus haben, sich unser oft, mit einer dankbaren Thräne im Auge, erinnern? Sollte ein solcher Nachruhm nicht schäzbar, und eine gerechte Aufmunterung zu großen Handlungen sein, deren Strahl die Nachkommenschaft erleuchtet und erwärmet? Und wenn sich der Nachruhm auch erst nach unserm Tode ausbreitet; genießen wir ihn denn nicht schon bei unserm Leben durch die angenehme Erwartung, daß er einst unsern Namen begleiten wird? Ja, diese Erwartung ist es, wodurch wir ihn, ob er gleich künftig ist, schon gegenwärtig empfinden, und von einem Vergnügen durchdrungen werden, das uns desto reizbarer ist, je mehr wir den Gedancken von der Erhaltung alles dessen, was uns eigen ist, lieben. Und ist der Mensch nicht einer Erquickung und Aufmunterung bedürftig? Darf er wohl auf seinem mühsamen Wege eine Erfrischung, die ihm angeboten wird, aus-

anſchlagen? Wenn die Erwartung des Nachruhms zu wichtigen Unternehmungen ermuntert, wenn ſie zur Tugend beleben hilft, Mühe und Schwierigkeiten erleichtert, ſollte ſie denn nicht einen entſchiedenen Werth haben? Und wird die mäßige Begierde des Nachruhms bei großen Männern nicht auch darum eine ihnen anſtändige Leidenſchaft ſein, weil ſie ein Gut zum Vorwurfe hat, das ſich nicht unmittelbar auf ihren Nutzen und ihre Bequemlichkeit bezieht, das nur von Kennern kommen kan, und nur eine Belohnung für das Erhabene, Vortrefliche und Nüzliche bleibt?

Wir kommen auf eine andere Leidenſchaft, deren Ueberwindung das Werk einer großen Seele iſt, auf die unmäßige Begierde des Reichthums. Wo ſieht man einer kleinen Seele ihre gemeine Denkungsart leichter an, als an dem Durſt nach Reichthum, an dem heiſſen Verlangen, womit ſie ihn aufſucht, und an der anſchwellenden Achtung, womit ſie ihn ſchäzt? Von der Begierde, ſich zu bereichern, werden ihre Entwürfe, ihre Wünſche, ihre Bemühungen geleitet. Von ihrer Pflicht, und von der Rechtſchaffenheit ihrer Handlungen iſt ſie wenig gerührt. Nur die Eigennüzigkeit belebet ihre Gedanken, und ihre Unternehmungen; und wenn ſie irgend

eine gute That verrichtet, so sieht sie nicht auf das, was sie zu thun schuldig ist, sondern nur auf den Vortheil, den sie zu erlangen hofft. Zu edlen Dienstleistungen, zu wohlthätigen Beschäftigungen für das Wohl anderer Menschen fühlt sie keine Kraft sich zu erheben; nur ihr persönlicher Nutzen ist der Gegenstand, bei dem sich alle ihre Vorstellungen und Handlungen vereinigen, und sie hat keinen andern, oder keinen stärkern Bewegungsgrund, als ihren eigenen Vortheil. Darf man noch mehr sagen, wie niedrig, und wie sehr der menschlichen Seele unwürdig diese Leidenschaft sei? Und weiß man nicht aus dem täglichen Umherschauen unter den Menschen, wie unersättlich eben diese Begierde nach Reichthum sei, und, wenn sie durch gewisse Scheingründe herrschend wird, zu welchen Ungerechtigkeiten, und Lastern sie ihre Sklaven hinreisse? Alsdann verdirbt sie oft die Denkungsart einer ganzen Nation; und so sehr sie die Gesinnungen und Handlungen der Menschen verunedelt, so sehr gefährlich wird sie auch dem gemeinen Besten, und dem Wohl eines ganzen Staates, wenn sie sich der Obrigkeit, der Feldherren, und der Prinzen bemächtiget. Die Begierde des Reichthums erreget andere Begierden, die verderbend ausbrechen; sie

vermehret die Bedürfnisse, die Bedürfnisse vermehren die Unruhen, und die Unruhen die Schwachheiten der menschlichen Natur. Die große Seele, unverblendet von dem, was gemeine Seelen einnimmt, sezt den edlen Reizungen des Reichthums eine richtige und starke Vernunft entgegen; da ihr Wille unter der Herrschaft einer aufgeklärten Beurtheilungskraft stehet, die den Werth der Dinge nicht mehr, als sie verdienen, schätzet, so ist sie auch über die Begierden erhaben, die den Menschen zu regieren pflegen. In dem Besitze des Reichthums hält sie sich von den Eindrücken frei, die er auf gewöhnliche Seelen macht; frei vom Stolz, vom Uebermuth, von Unmäßigkeit, von Verschwendung, vom Geiz; und indem sie die Versuchungen zu diesen Begierden besiegt, so behauptet sie die Herrschaft, die ihr über die äussern Dinge der Welt gehört. Hier äussert sie das erste Merkmal ihrer Größe; das andere zeigt sie in dem Gebrauche des Reichthums, indem sie ihn den Neigungen zu ihrer eigenen Bequemlichkeit, zu ihren eigenen Vergnügungen zu entziehen, und ihn zu dem Besten vieler Menschen zu verwenden bereit ist. Nicht also allein grosmüthige Gesinnung haben, Vermögen und Reichthum zur Hülfe der Neben-

menſchen, zum Wohl des gemeinen Weſens, zur Erhaltung und Verpflegung vieler Elenden, zur Errettung eines ganzen Staats hinzugeben, ſondern auch bei dieſer Geſinnung die gewöhnliche Liebe zur perſönlichen Ruhe, Bequemlichkeit und Ergötzung überwinden, ſich aus freier Entſchließung der eigenen Güter zum Beſten anderer berauben, und darüber Unbequemlichkeit, Mangel und Dürftigkeit ertragen; dis iſt die Art, wie ſich die große Seele in der Anwendung des Reichthums zeigt. So wie ſie ihn weder wollüſtig verſchwendet, noch geizig betrübet, ſondern ihn nur darum zu beſitzen glaubt, um ihre wohlwollenden Geſinnungen deſto thätiger ausflieſſen zu laſſen; ſo ſucht ſie ihn auch nicht mit heftiger Begierde, verachtet ihn bei jeder Gelegenheit, wo ſie ihn durch unrechtmäßige Mittel erwerben könnte, iſt bei ſeinem Verluſte, den ihr ein unglücklicher Zufall, oder die Ungerechtigkeit zufügt, ruhig, erträgt mit Vergnügen alle Beſchwerlichkeiten der Armut, und übt in derſelben die erhabenſten Tugenden aus. Ein jeder mag ſich hier die vollkommenſten Muſter denken, die ihm die Geſchichte, oder ſeine Zeit vorſtellet. So alt auch das Beiſpiel eines Ariſtides iſt, der die Einkünfte von ganz Griechenland verſchiedene Jahre in Händen hatte, und ſich ſo

wenig bereicherte, daß er nicht einmal die Kosten zum Begräbniße hinterlies, oder die gleich edle Verachtung des Reichthums, die Rom an einem Valerius Publicola, einem Curius und andern Männern bewunderte, so alt auch diese Beispiele sind; wer betrachtet sie denn nicht noch immer mit einem neuen Vergnügen? Und dieses Vergnügen soll uns selbst Rochefoucault, der den Menschen so oft bei der Falschheit seiner Tugenden ertapt, aber auch oft zu strenge in seinen Urtheilen zu sein scheint, nicht ganz rauben. "Die Verachtung des Reichthums, sagt er, war bei den Weltweisen ein heimliches Verlangen, ihre Verdienste gegen das Unrecht des Glücks durch die Verachtung der Güter, deren es sie beraubet, zu rächen; es war ein Mittel, sich vor der Schande der Armut zu bewahren; es war ein Umweg, der ihnen eine Hochachtung erwarb, zu der sie durch den Reichthum nicht gelangen konnten." So wenig wir die Richtigkeit dieser weisen Anmerkung in einzelnen Fällen leugnen dürfen; so wenig leidet sie eine allgemeine Anwendung. Sollte das Alterthum, sollte jezt die Welt, nicht Männer haben, die den Reichthum aus reinen Grundsätzen verachtet, die, ohne Absicht auf eine Ersetzung an Ehre, es

der Hoheit des Menschen anständig gehalten haben, ihn zu verachten, und lieber die Armut mit dem was sie Widriges und Beschwerliches hat, zu ertragen, als durch die gewöhnlichen Mittel, die der menschlichen Würde zuwider sind, sich Güter und Vermögen zu erwerben? Die Gleichgültigkeit und Verachtung, die viele Männer gegen den Reichthum bewiesen, entsprang nicht sowohl aus der Vorstellung des Ruhms, den sie dadurch zu erlangen hoffen konnten, als aus der Verabscheuung der Ausschweiffungen, zu welchen der Reichthum zu verführen pflegt. Und wenn sie sich freiwillig der Armuth unterwarfen, so geschah es in der edlen Absicht, um so vielen gefährlichen Reitzungen zu entgehen, und ihre Pflichten mit weniger Hindernissen erfüllen zu können. Diese Gesinnung großer Seelen schien selbst die herrschende Denkungsart eines ganzen Volkes zu sein. Sollte man wohl noch bei uns von einem übertriebenen Lobspruch auf den Reichthum, der von der Schaubühne zu den Zuhörern herüberschallt, einen lauten Unwillen, ja eine Empörung des Volks zu befürchten haben? Und dadurch geriet ganz Athen in Bewegung, stürmte über den Euripides her, und wollte ihn nicht länger in der Stadt sehen; Athen, das nichts von jener rauhen Unempfindlichkeit

und kriegerischen Härte wuste, die zu Sparta herrschte, und dem sich bei der Freiheit und Artigkeit der Sitten wenigstens ein verborgener Geschmack an den Annehmlichkeiten des Reichthums mitgetheilt zu haben schien.

Wie schmeichelhaft, und wie mächtig ist nicht die Begierde zu herrschen; und wie bald wird sie nicht eine wilde und tyrannische Leidenschaft, die alles umwirft, und keine Ruinen scheuet, um über denselben einen Thron zu errichten? Wie erhaben es aber sei, die Herrschsucht zu besiegen, dis soll uns anstatt langer Betrachtungen ein Beispiel zeigen, das Plutarch der Nachwelt aufbehalten hat, und das wir hier zur Ehre des andern Geschlechts wieder aufstellen wollen. Leonidas, König in Lacedämon, war wegen seiner Wollüste, und Unfähigkeit, zu regieren, vom Thron vertrieben worden; und der Gemahl seiner Tochter hatte ihn wieder eingenommen. Diese edelmüthige Prinzeßin, Chelonis, die sich durch ihre Tugenden so weit über die gewöhnlichen Leidenschaften des menschlichen Herzens zu erheben wuste, wollte die Ehre einer Krone, die sie für ungerecht erworben hielt, nicht mit ihrem Gemahl theilen, und ließ sich so wenig von dem Glanze der Regierung blenden, daß sie selbst ihren Vater über

seinen Verlust trösten, und ihm Gesinnungen einer großen, und standhaften Seele einflößen konnte. Sie eilte ihm, der verzogt, und von aller Stärke der Seele verlassen, in den Tempel der Minerva geflohen war, nach, hielt ihn einige Augenblicke voll Zärtlichkeit und Thränen sprachlos in ihren Umarmungen geschlossen, und redete ihm endlich Trost und Weisheit in seinem Unglück mit diesen Worten zu; "Bisher, liebster Vater, versammleten sich um sie in der Person ihrer Räthe und Schmeichler alle bösen Leidenschaften. Sie waren gleichsam von der Herrschsucht, dem Neide, der Wollust und dem Eigennuz belagert. Ein weichliches Leben, Ergözlichkeiten, die so sehr der alten Mäßigkeit unsrer Vorfahren zuwider sind, benahmen ihnen den Geschmack an wahren und reinen Vergnügungen. Sie schmekten niemals die Süßigkeiten einer wahren Ruhe und Zufriedenheit, die nirgends weniger, als in dem Getümmel des Hofes statt finden kan. Alles dieses, was sie mit so großen Kosten eingerichtet, und unterhalten haben, die prächtigen Gebäude, die kostbare Tafel, die unendlich abwechselnden Lustbarkeiten, die zahlreichen Gefolge von Bedienten, dis kostete ihnen ihre Freiheit, überhäufte sie mit Lasterhaften, und entfernte von ihnen die Wei-

ſen, die ihnen den wahren Werth der Dinge, und dauerhaftere Güter in ihnen ſelbſt gezeigt hätten, Güter, die ihnen andere ſo wenig geben, als nehmen könnten. Sehen ſie wohl, wie wenig ſie ſich auf alle dieſe Dinge, die die königliche Glückſeeligkeit ausmachen ſollen, haben verlaſſen können. Sie ſind nun, mein Vater, in vollkommener Freiheit. Schätzen ſie ſie doch, und bedienen ſie ſich ihrer. Erheben ſie ſich wieder durch Grosmuth, und erwarten ſie nunmehr von den Tugenden des Privatlebens einen weit dauerhaftern Glanz, als derjenige war, den ihnen Krone und Zepter gegeben haben." Ein jeder mag ſich hier ſeinen eigenen Empfindungen über die Größe dieſer edelmüthigen Geſinnungen überlaſſen.

Hat die große Seele nur erſt die Herrſchaft über die Gewalt der Leidenſchaften, und dieſe weiß ſie ſich durch ihre Stärke zu verſchaffen, und zu erhalten; ſo wird ſie ſich auch bald in gerechten und wohlwollenden Geſinnungen über das Gewöhnliche erheben. Ihre Liebe zur Gerechtigkeit hat nicht allein reine Quellen; ſondern zeigt ſich auch in einem hohen Grade, und in einer allgemeinen Ausbreitung. Ihr Haß gegen die Ungerechtigkeit fließt nicht aus der Vorſtellung des

Nachtheils, den sie bringen kan, nicht aus der Furcht, Ansehen und Ruhe zu verlieren, und sich widrigen Zufällen auszusetzen. Sie erzeugt ihn aus der richtigen Vorstellung, daß sie durch Verübung irgend einer Ungerechtigkeit ihrer Würde und Bestimmung zuwider handeln, ihre Pflicht, und das Wohl des Nebenmenschen verletzen würde. Ihr starkes Wollen, womit sie die Gerechtigkeit in allen Fällen begehrt, wird durch keine Hofnung eines niedrigen Gewinns belebt, noch durch das gewisse Vorhersehen eines Schadens unterbrochen; es hält überall mit einer gleichen Stetigkeit aus, weil es nicht von äussern Zufällen, sondern vor der innern Richtigkeit und Festigkeit ihrer Entschliessungen abhängt. Sie mag von der Gerechtigkeit Vortheile oder Schaden in Absicht ihres Vermögens, oder ihres Ansehens haben; davon wird sie nicht muthig noch zaghaft gemacht. Die Welt mag ihre gerechten Gesinnungen erkennen, oder sie mag sie mit Lobsprüchen, oder Verachtung überhäufen; so geht sie auf ihrem Wege mit einem gleich festen Sinne fort. Keine Begierde nach dem Eigenthume andrer, auch da, wo es durch scheinbare Rechte zu erlangen wäre, sondern ein sentiger Wille, jeden in dem Besitz des Seinigen zu befestigen, und ihm mit Blut und Le-

den zu beschützen; keine Nachsicht gegen ungerechte Angriffe, sondern Abrathen, und muthiger Widerstand; keine Kaltsinnigkeit gegen empfangene Dienstleistungen und Wohlthaten, sondern lebhafter Eifer zur Vergeltung; keine nachtheilige Milderung der Gesetze gegen Reiche, gegen Mächtige, gegen Freunde, sondern unverrückte Gleichmüthigkeit gegen Verbrechen; kein Gedanke, zu beleidigen, oder den Schein der Beleidigung zu geben, sondern unwandelbare Bereitwilligkeit, von seinen Rechten abzutreten, begangene Fehler der Uebereilung gegen die Nebenmenschen zu verbessern, und den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun; keine Empörung des Herzens über zugefügte Beleidigungen, sondern starkes und anhaltendes Unterdrücken zorniger und rachgieriger Bewegungen, aufrichtiges Vergeben bei der Macht zur Rache, sanftes und wohlthätiges Bezeigen gegen die bittersten Feinde, und eine unveränderliche Entschliessung, alle ihnen schuldige Pflichten zu beobachten: solche Gesinnungen gegen alle Menschen haben, ohne Ausnahme, ohne Rücksicht auf nähere oder stärkere Verbindungen sowohl von Seiten der Religion, als der bürgerlichen Gesellschaft. Hier ist die Gegenwart einer großen Seele, die diese Gesinnungen der Gerechtigkeit auf-

immer reinen Bewegungsgründen, und in einer allen Umständen unüberwindlichen Festigkeit erhält, und sie gegen viele Menschen thätig beweiset. Wer bewundert nicht noch gerne den hohen Sinn des Cato, womit er an der Gerechtigkeit fest hielt, und bei ihrer Parthei Mühe, Arbeit, und Gefahren nicht scheuete, sich einzig den Lüsten eines ganzen Staats entgegen sezte, und sein ganzes Leben zur Aufhelfung der Gerechtigkeit unter seinen Mitbürgern anwandte? Oder den Aristides, der, indem er aus seiner Republick, worin er den ungerechten Bürgern das vollkommenste Muster der Tugend gewesen war, vertrieben ins Elend gieng, seine Hände zu den Göttern emporhub, und sie anflehete, daß sie den Athenienſern kein Unglück möchten begegnen lassen, worinn sie seine Verweisung bereuen, und seiner Dienste benöthiget sein dürften? Oder den Kaiser August, der nach der entdekten Verschwörung wider sein Leben, das er so oft für das Wohl seines Reichs, und zur Erwerbung eines allgemeinen Friedens der Welt gewagt, zu seinem Feinde sagen konnte: "Cinna, laß uns Freunde werden! siehe, ich selbst fordere dich dazu auf," und der ihm die Aufrichtigkeit der Versöhnung, die er ihm anbot, durch die vertrauliche Freundschaft und die Ehrenstellen be-

frieds, die er ihm schenkte? In dem Bezirke dieser erhabenen Beweise gerechter Gesinnungen kan noch die unverrükte Liebe zur Wahrheit und Redlichkeit, die Treue in Erfüllung des Versprechens, die mit Mühe und Aufopferung verbunden ist, und der feste Wille gesetzet worden, niemals andere, als rechtmäßige Mittel, zur Ausführung der Entwürfe anzuwenden, auch dann, wenn sie schwer sind, und man leichtere, derer Gebrauch aber irgend eine Pflicht verletzen würde, zu seinem Winke hat. Dadurch unterscheiden sich große Seelen am sichtbarsten von gemeinen. Diesen gilt es gleich viel, auf welchem Wege sie ihre Endzwecke erreichen; jene verachten alle Mittel, die der Gerechtigkeit, oder einer andern Pflicht zuwider sind, oder auch nur einigen Schein der Unrechtmäßigkeit haben, und erlauben sich keine andern, als die ihnen die allgemeinen, und besondern Rechte des Menschen erlauben. Hier erinnert uns die Geschichte an einen Camillus und Fabricius, die ihren Feinden die Verräther überlieferten, oder entdekten, und nur mit den Waffen, nicht aber mit Niederträchtigkeit und Grausamkeit siegen wollten; und an den Ueberwinder von Karthago, der, nachdem es nicht allein den Waffenstillstand mit Vorsaz gebrochen, sondern auch in den Per-

sonen der römischen Gesandten das Völkerrecht beleidiget hatte, sich bei einer günstigen Gelegenheit nicht des Wiedervergeltungsrechtes bedienen wollte, weil er es seiner Hoheit und den Regeln der Mäßigung zuwider hielt. In der That sind die Künste der Verstellung, des Betruges, der Arglistigkeit, der Verrätherei, die meiste Zeit die einzige Zuflucht kleiner Seelen, weil sie ihnen leicht vorkommen, und weil die Beurtheilungskraft bei ihnen zu schwach, und zu sehr verwirrt ist, als daß sie ihnen die rechtmäßigen Mittel erfinden sollte. Aber eben diese Künste sind auch nur für eine Zeit brauchbar; sie wollen zulezt nicht mehr passen, sie werden unkräftig, und berauben den, der sie angewandt hat, des schäzbarsten Vortheils so wohl im gemeinen Leben, als besonders in öffentlichen Geschäften, nehmlich des Vertrauens der Welt.

Die Gesinnungen der Gerechtigkeit gränzen an dem Wohlwollen gegen den Nebenmenschen zu nahe an, als daß wir nicht von jenen gleich zu diesen übergehen sollten. Wie äussert sich aber die große Seele in Ansehung des Wohlwollens gegen andere Menschen? Wir können das Große in dieser Gesinnung auf fünf Seiten bemerken, und es alsdann unter einem Gesichtspunkte zusammenziehen:

das Ausgebreitete des Wohlwollens, die Menge und Wichtigkeit der Güter, die es andern zu verschaffen ſucht, die Reinigkeit der Quellen, der Eifer und die Wirkſamkeit in dem Bezeigen deſſelben, und die Beſtändigkeit unter dem Undank, und äuſſern Hinderniſſen. Die groſſe Seele ſchränket alſo ihre wohlwollenden Geſinnungen nicht auf eine kleine Zahl, nicht auf eine gewiſſe Geſellſchaft ein, mit welcher ſie verbunden iſt, ſondern dehnet ſie über das ganze menſchliche Geſchlecht aus; denn nur einigen Menſchen wohlwollen, iſt das Kennzeichen einer kleinen Seele, die ihre Empfindungen, wie ihre Einſichten in einem engen Kreiß einſchließt, und nur nach den Eingebungen der natürlichen Triebe handelt. Indem aber die Seele ihre Güte und ihr Wohlwollen über alle Menſchen ausbreitet, ſo hebt ſie ſich zugleich über viele Vorurtheile und gemeine Unterſcheidungen empor, nach welchen die meiſten ihre Geſinnungen abzumeſſen, und einzuſchränken pflegen. Sie ergießt ſich in ihrem Wohlwollen über die ganze Welt, der Sonne ähnlich, die ihre Strahlen in entlegene Gegenden ausſtreuet, und nicht nur fruchtbare Felder, ſondern auch wilde und rauhe Wüſten erwärmet. Wo ſie die menſchliche Natur erblikt, in welcher Religion, unter welchem Himmelſtriche, in

welcher Verbindung es auch sei, da hat sie zu ihr eine wahre Zuneigung, und ein starkes Wollen, ihr Bestes zu befördern. Vornehmlich zeiget sich das Große des Wohlwollens in der Ausbreitung desselben über die Nachkommenschaft, der man schon aus der Ferne wohlthut, und von der wegen des weiten Zwischenraums der Zeit keine Vergeltung, kein Gegendienst erwartet werden kan. Nicht aber zufällige Vortheile, die ohne unsere Absicht, ohne einen Gedanken des Wohlwollens der Nachwelt zu Theil werden, sondern Vortheile, die ihr aus Ueberlegung, und grosmüthiger Entschliessung verschaffet werden, Erfindungen, Veranstaltungen, oder bis zur Ausführung eingerichtete Entwürfe, die den Nachkommen ein ruhiges, glückliches und tugendhaftes Leben versichern, die schon für Geschlechter, die noch nicht gebohren sind, erwärmende Strahlen ausgiessen, und Wahrheit, Tugend, und Zufriedenheit in entfernten Jahrhunderten befestigen, diese beschäftigen große Seelen. Viele Güter, und solche suchen sie den Menschen zu verschaffen, die wichtig sind, und entweder zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Umständen die Vollkommenheit der menschlichen Natur bewürken, oder die in besondern Fällen als

erheblich betrachtet werden; und eine richtige Beurtheilungskraft mus hier das Wohlwollen in seinen Beschäftigungen regieren. Nothwendig aber müssen die wohlwollenden Gesinnungen eine reine Quelle haben; nicht also blos natürliche Empfindlichkeit des Herzens, nicht eine Güte, die durch Hofnung der Gegendienste, durch Aussichten zum Ruhm erreget wird, sondern wahre Zuneigung aus Betrachtung der Pflicht, Erweichung der Seele, die widerspenstig ist, durch Gründe, vieles und langes innere Ueberreden zu einer dauerhaften Nächstenliebe. Hiemit vereiniget sich Eifer und Würksamkeit in der Bezeigung des Wohlwollen; nicht mit einer ungestümen Hitze, sondern mit einem gemäßigten, aber ernsthaften Bestreben. Die Würksamkeit, wohlzuthun, ist ein Beweis von der innern Wahrheit wohlwollender Gesinnungen; dann entsteht das Beobachten jeder Gelegenheit, das Umherforschen nach Hülfsbedürftigen, das Besuchen der Gegenden, wo man Elende zu finden glaubt, das Beklagen über den Verlust eines jeden Tages, den man durch keine Wohlthat gegen Unglückliche bezeichnet hat, und selbst das Uebernehmen der Mühe und Gefahr. Hier soll uns Fleschier das Bild der großen Seele, wie sie sich bei

der Thätigkeit des Wohlwollens zeigt, entwerfen." *) Lasset uns sie in den Hospitälern erblicken, wo sie ihre Barmherzigkeit ausgeübet, in diesen Oertern, wo sich alle Schwachheiten und alle Zufälle des menschlichen Elendes vereinigen, wo das Seufzen und die Klagen das Herz derer, die sie erdulden, in eine ungestüme Traurigkeit versetzen, wo der aus so vielen kranken Körpern sich ausbreitender Geruch bei denen, die sie bedienen, Eckel und Ohnmachten erwecket, wo man den Schmerz und die Armut um die Wette eine betrübte Herrschaft ausüben sieht, und wo das Bild des Elendes und des Todes fast durch alle Sinnen eindringet. Dis war der Ort, wo man sie über die Furchtsamkeit und Zärtlichkeit der Natur sich erheben sahe, um ihrer Mildthätigkeit so gar mit Gefahr ihrer Gesundheit ein Genüge zu leisten. Da war es, wo man sie in jeder Woche sahe, diesen die Thränen abtrocknen, jenen in ihrer Noth beispringen, einigen Hülfsmittel und Erleichterungen in ihrem Uebel verschaffen, andern aber den Trost des Geistes und die Stärke des Gewissens mittheilen." Vornehmlich äussert sich die große

*) In der Trauerrede auf die Königin Maria Theresia.

Seele in der Beständigkeit ihrer wohlwollenden Gesinnungen, selbst wenn sie den Undank derer für die sie sich beschäftiget, zu ertragen, und äussere Hindernisse zu überwältigen hat. Das Herz der Menschen ist gewöhnlicher Weise der Zeit und den äussern Dingen unterworfen. Die Erwärmung kleiner Seelen zum Wohlwollen erkaltet mit der Länge der Jahre, oder verschwindet vielmehr ganz, wenn sie die Undankbarkeit erfahren, oder auch Beschwerlichkeiten übernehmen sollen; so gleich ist aller Trieb zu Dienstleistungen, und zum Wohlthun erlöscht, so gleich sind tausend anscheinende Entschuldigungen für den Kaltsin, und die Unterlassung der Pflicht geschäftig. Aber die große Seele hält in ihren wohlwollenden Gesinnungen aus; und die Zeit vermag nichts über sie. Sie läßt ihr Wohlwollen, das sie gegen alle Menschen hegt, so wenig von dem Fortlauf der Jahre vermindern, daß sie ihm vielmehr neue Verstärkungen verschaft; sie ist zu eifrig zum Wohlthun, und zu entschossen zu ihrer Pflicht, als daß die Gleichgültigkeit, und die Undankbarkeit der Welt, selbst Verspottung, und schreckliche Verfolgungen sie von ihrem Wege ableiten sollten. Sie leidet, sie duldet über ihre wohlwollenden Gesinnungen; und

was andere abschreckt, das wird für sie ein neuer Grund, ihren Eifer zu verstärken. Hinderniſſe, schwere Hinderniſſe, die ihr selbſt diejenigen, für deren Beſtes ſie arbeitet, entgegenſtellen, unterdrücken ihren Muth und ihre Geſinnungen, wohlzuthun, nicht; ſie wendet ihre ganze Stärke an, alles zu überwältigen, was ihr Wohlwollen, das ſie gegen alle Menſchen hat, aufhalten will; ſie dränget ſich mühſam durch, und ſcheuet nichts, wenn ſie nur der Welt wichtige Vortheile erwerben kan, ſie ſelbſt mit vielen und anhaltenden Beſchwerlichkeiten, mit vielen Nachtwachen und Sorgen, mit vieler Ermüdung, mit dem Verluſt ihrer Geſundheit und ihres Vermögens erwerben mus.

Ohne Zweifel iſt dieſe grosmüthige Aufopferung eine Tugend, die nur großen Seelen eigen iſt, und zu welcher keine andere fähig ſind. Seine Vortheile für das Beſte anderer fahren laſſen, dabei ſeinen Lieblingsneigungen Gewalt anthun, und mit den ſtärkſten Leidenſchaften ſtreiten müſſen, andern mit ſeinem Verluſte wichtige Güter, die ihnen nicht ohne ihn erworben werden können, verſchaffen, ohne Hofnung der Vergeltung, ohne Vermuthung einer Erſetzung, allein aus herzlichem Wohlwollen gegen den Nebenmenſchen, dis iſt die Aufopferung die,

Aufopferung, die mit den Kennzeichen der Grosmuth bezeichnet ist. ‚Dann vergißt der Mensch gleichsam unter den heiligen Begeisterungen der Tugend sich selbst, wird lauter Gedanke, lauter Empfindung für seinen Nebenmenschen; dann beschäftigt er sich unter Umständen, die andere allein auf sich selbst aufmerksam zu machen pflegen, nur mit dem Schicksale, das andere betrift; dann kan ein Marc-Aurel in den lezten Stunden seines Lebens, das ihm die Pest verkürzet, seine Freunde, die das Ende eines so grosmüthigen Kaisers beklagten, anreden: ' Warum weinet ihr über mich? Weinet vielmehr darüber, daß die Pest die Armee aufreibet;" dann kan ein Marquis von Hilaire in eben dem Augenblicke, als ihm eine Kanonenkugel einen Arm entreißt, und zugleich den Marschall von Türenne trift, und niederstürzt, von seinem eigenen Verlust und Schmerz ungerührt zu seinen Sohne sagen: "ich bin es nicht, mein Sohn, den ihr beweinen müsset, sondern es ist der Tod dieses großen Mannes; ihr werdet vermuthlich einen Vater verlieren, aber euer Vaterland und ihr werdet nie einen solchen General wieder finden.' Wozu sollte ein solcher erhabener Edelmuth, der die ganze Seele erfüllet,

die Menschen nicht geschikt machen? Wird eine solche grosmüthige Gesinnung des Herzens sich blos durch die stille Vergessenheit des eigenen Schicksals, und durch die zärtliche Bekümmernis um das Wohl anderer Menschen äussern? Wird sie nicht auch zu den vortreflichsten Tugenden thätig werden, gerne die persöhnlichen Vortheile für andere aufopfern, gerne ihnen mit dem Verluste der liebsten Güter dienen? Sollten sich auch oft ungewöhnlich harte Umstände vereinigen, die die Ueberwindung schwerer machen, und worunter das Herz stark zu kämpfen hat; so ist auch die mühsame Durcharbeitung zum Entschlus, und die standhafte Aufrechthaltung der Seele bei der empfindlichsten Aufopferung ein deste höheres Verdienst. Anstatt langer Erklärungen mag hier die Geschichte durch ein Beispiel unterrichten, das oft zu strenge Richter gehabt, aber bei einer genauen Betrachtung der Umstände nicht Tadel, sondern Bewunderung vermischt mit Mitleiden verdient. Kaum hatte Rom nach Verjagung der Tarquinier die ersten süssen Früchte der Freiheit zu geniessen angefangen, als eine Verschwörung vieler vornehmen Personen, die für die Wiedereinsetzung des vertriebenen Königs arbeiteten, entdecket ward, und unter derselben sich auch die beiden Söhne des Konsuls

Brutus befanden. Die unerhörte Grausamkeit der Tarquinier hatte in den Gemüthern einen solchen Abscheu eingedrückt, daß man auf das Bestreben, die königliche Gewalt wieder einzuführen, die Todesstrafe gesezt hatte. In welcher betrübten Verfassung befand sich hier nicht Brutus? Auf der einem Seite seine Kinder, für deren Erhaltung sein Herz sprach; auf der andern Seite die Gesetze und das Vaterland, die durch ihren Tod ausgesöhnet werden sollten. Er stellte zwo Personen vor, die Peson des Vaters und des Konsuls. Die Pflichten des Vater, und die Pflichten des Konsuls stiessen hier in einen harten Streit zusammen. Der Ausschlag war, seine Söhne, und in ihnen die zärtlichsten Empfindungen des Herzens dem Verlangen der Gerechtigkeit aufzuopfern. Konnte er den Nutzen des Staates vergessen? Waren nicht so viele tausend seiner Mitbürger in Gefahr, unter die schrecklichste Tyrannei wieder zurückzufallen, und von der Rachsucht des Königs und seiner Söhne aufgerieben zu werden, die desto mehr zu fürchten waren, je mehr sie schon der Grausamkeit gewohnt waren, und je schimpflicher ihre Vertreibung gewesen war. Er selbst hatte eben mit Gefahr seines Lebens

das Vaterland gerettet; und sollte er es nun auf einmal wieder untergehen sehen? Die Anhänger des Tarquins waren mächtig; wie viel muste er nicht von der geringsten Nachsicht befürchten? Verschonte er seine Kinder; so konnte er auch die übrigen Mitverschwornen nicht strafen. Und strafte er sie nicht, so würde er nicht allein die Gesetze beleidiget, sondern auch die Verschwornen in ihren gefährlichen Anschlägen muthiger gemacht haben. Hätte er die Todesstrafe in eine Verweisung gemildert; so würde er das Ansehen des Gesetzes entkräftet haben, so würde das Volk noch immer in Furcht gewesen sein, daß die Verwiesenen möchten wieder zurückberuffen werden. Und wie viel Schreckliches ließ ihre Zurückkunft nicht vermuthen? Wie nöthig war es dabei nicht, dem Volke einen ewigen Abscheu wider die Tyrannei einzuprägen, wenn es sich in dem Genus der erst erlangten Freiheit erhalten sollte? Und was für ein Mittel war dazu stärker, als daß er das angesezte Todesurtheil an seinen eigenen Kindern vollziehen ließ? Dis waren die betrübten Bewegungsgründe, die den Brutus nöthigten seine Söhne aufzuopfern. Man kan ihn nicht der Grausamkeit beschuldigen. Es war eine strenge Gerechtigkeit, bei welcher zwar die menschliche Natur schauderte, aber eine Gerechtig-

keit, die in diesem Fall nicht unbefriediget bleiben konnte. Wie viel kostete nicht diese blutige Aufopferung seinem väterlichen Herzen? Was für einen harten Kampf hatte er nicht, die Regungen der Natur, die in seinen Augen, und in seinem ganzen Gesichte ausbrachen, zu überwinden? Wie beweinenswürdig war nicht seine Standhaftigkeit?

Die grosmüthige Aufopferung des eigenen Lebens ist der höchste Grad dieser Tugend, weil es nicht gemeine Ueberwindung kostet, allem dem, was man auf der Welt hat, auf einmal zu entsagen. Man mus aber bei dieser lezten Stuffe der Aufopferung voraussetzen, daß der Mensch die gewöhnliche natürliche Liebe zum Leben empfindet, und daß diese Liebe von keinem Ueberdrus, der aus dem Alter, der Krankheit, den Widerwärtigkeiten entspringt, und von keiner Muthlosigkeit, Verzweiflung oder Raserei verdunkelt sei. Bei dieser Liebe zum Leben, das Leben grosmüthig aufopfern, weil man dadurch den Nebenmenschen oder einer ganzen Gesellschaft wichtige Vortheile verschaffen will, die ihr nicht anders, als auf diese Art, verschaffet werden können, dis ist die Vollendung dessen, was der Edelmuth Erhabenes hat. Man übersehe in dem Bilde

des Kaisers Otho die mit dem Dolch bewafnete Hand, womit er sich selbst entleibet, man vergesse auf einige Augenblicke die Unrechtmäßigkeit des Mittels, das er erwählte; in welcher Absicht konnte ein Herr seinen Thron und sein Leben grosmüthiger aufopfern, als um einen innerlichen Krieg zu endigen, und das Blut der Bürger zu schonen? Er wollte lieber durch sich selbst umkommen, als sich bei der fortdauernden Hartnäckigkeit des Vitellius, seines Nebenbuhlers, dem er vergebens die Hälfte des Thrones angeboten hatte, nach der Befestigung seiner Herrschaft mit Gefahr so vieler wohlverdienten Leute, als seine Soldaten waren, und mit Fortsetzung des bürgerlichen Krieges, den er verabscheuete, bestreben. Wenn sich Männer in einer dringenden Noth zur Vertheidigung ihrer Mitbürger willig dem Tode entgegen stellen, wenn sie von einem feurigen Eifer für das Wohl derselben durchdrungen sind, nicht wegen der Besoldung, nicht wegen der Ehre, nicht wegen der Hofnung zu steigen, sondern in der großen Absicht, ihr geliebtes Vaterland zu beschützen, und seine Rechte zu behaupten, sich daher mitten in die Gefahren begeben, wo sie nöthig sind, und ihr Leben aufopfern; dann erst erkennen wir in ihnen eine erhabene Grosmuth, die einen

Anſpruch auf unſre Bewunderung machen darf. Mit ſolchen Geſinnungen fielen die Spartaner in der Schlacht bei Thermopylä; und wie wahr und rühmlich war nicht die Grabſchrift, die ihren Gebeinen geſetzet ward?

Dic, hoſpes, Spartae, nos de hic vidiſſe jacentes,
Dum ſanctis patriae legibus obſequimur.

Wie rührend und lehrreich für alle, die in die Gegend kamen, worinn der Reſt ſo grosmüthiger Helden ruhte, die für das Vaterland geſtorben waren, und die ſich für genug belohnet hielten, wenn nur das Vaterland erführe, daß ſie aus Gehorſam gegen ſeine heiligen Geſetze geſtorben wären! Wenn wir Vermögen, Freiheit, Ruhe und Leben für das Beſte einer ganzen Geſellſchaft aufopfern; ſo breitet ſich das Wohlthätige des Edelmuths über mehrere Menſchen aus, und unſer Verdienſt wird deſto ausgedehnter, und zuſammengeſetzt. Gewiſſe Stände haben hierinn einen beneidenswerthen Vorzug. Der Kriegsmann, der Staatsminiſter, der Regent haben mehr Gelegenheit, ihre eigenen Vortheile für das Wohl vieler Menſchen aufzuopfern. Aber ohne Abſicht, ohne freiwillige Entſchlieſſung, ohne reine Bewegungsgründe aus Liebe und Wohlwollen wird keine Aufopferung grosmüthig ſein können, ſie koſte uns auch

alles, was wir besitzen. Gros ist also der Mann, der, um vielen Menschen ihre Sicherheit zu erhalten, oder wiederherzustellen, um sie und ihre Nachkommen in dem Besitz des Friedens und ihres ganzen Eigenthums zu befestigen, seine Bequemlichkeit aufopfert; gros ist der Mann, der gerne seine Ergötzungen und Ruhe verlieret, gerne sein ganzes Vermögen daran wendet, um einem ganzen Lande weise Gesetze und Einrichtungen zu geben, um vielen Armen Erhaltung, vielen Kranken Erquickung, vielen Vertriebenen Aufenthalt, vielen Unmündigen Erziehung, vielen Unwissenden Unterricht, vielen Tugend und Glück zu verschaffen; gros ist der Mann, der willig ganze Jahre arbeitet, um seine Unterthanen beglückter zu machen, und über die Sorge für sie sich selbst vergißt, der, wenn er am Abend von seinem matten Gesichte den Schweiß abwischet, sich erinnern darf, daß er ihn aus Liebe für sie vergossen hat, der schlaflos Nächte durchsinnet, um am Morgen neue Maasregeln zur Befestigung ihrer Wohlfahrt zu haben, der unter der Vertheidigung seines Volcks blutet, und mit heitern Mienen die Wunden betrachtet, aus welchen sein Leben, das er so grosmüthig gewagt hat, allmählig verschwindet. Es ist noch eben nicht schwer, für Freunde das Seinige auf-

zuopfern; aber wie viel größer iſt auch nicht eine Seele, die durch Undanck, durch Beleidigungen, durch wiederholte Ungerechtigkeiten noch mehr angereizet wird, alles, was ſie hat, hinzugeben, um nur ihrem Feinde wichtige Wohlthaten erzeigen zu können, die mit allem Widerſtande ringet, um nur ihre edelmüthigen Abſichten zum Beſten ihrer Verfolger zu erreichen? Je wichtiger das Gut iſt, daß wir andern durch unſre grosmüthige Aufopferung zu erwerben ſuchen, deſto erhabener iſt auch unſer Verdienſt. Was kan größer ſein, als eine ganze blinde Welt zur Erkentnis des höchſten Weſens, und zum Beſitz ſeiner unendlichen Gnade zu bringen, und um dieſes auszuführen, Mühe, Armut, Verachtung, Verfolgung, und den grauſamſten Tod zu übernehmen? Hier ſtehen die erſten Herolde der Religion auf der höchſten Stuffe, die ihnen eigenthümlich iſt.

Nur wenige Menſchen haben nöthig ihr Leben aufzuopfern. Ein wenig von unſrer Gemächlichkeit, ein wenig von unſerm Vermögen iſt oft alles, was wir verlieren dürfen, um grosmüthig gegen unſere Brüder zu heiſſen. Und wie können wir das Unſrige edler hingeben, als die Abſichten der Vorſehung zu erfüllen, und das Wohl unſrer Ne-

benmenschen zu befördern? Wie können wir die Vortheile und Güter des Lebens rühmlicher aufopfern, als für die Tugend? Lasset uns also allemal dahin mit Vergnügen gehen, wohin uns die Pflicht ruft. Nie müsse uns die Vorstellung eines Verlustes an äussern Vortheilen von der rechten Bahn abhalten, oder wankend machen. Nie müsse uns ein Wort des Selbstruhms, oder des Vorwurfes entfahren, daß wir einen Theil des Unsrigen für unsre Nebenmenschen aufgeopfert. Der Grosmüthige siehet nicht auf das, was er gethan hat, sondern darauf, daß er es zu thun schuldig gewesen ist. Wollen wir etwas für unsre Aufopferung haben, so sei es die stille Belohnung des Herzens, die innere göttliche Zufriedenheit mit uns selbst, die süssen Vergnügungen des Gewissens, die uns niemals fehlen werden, und die, wenn wir selbst das Leben für die Brüder gelassen, mit unserm Geist in die andere Welt übergehen.

Schon hin und wieder haben wir eine Gesinnung der großen Seele berührt, die aber noch eine Stelle, welche sie von den übrigen absondert, und eine eigene Betrachtung verdient. Sie ist die Festigkeit in den gefaßten Entschlüssen, vermöge welcher die Seele das Gute unter allen Umständen, Zu-

fällen, und Verbindungen mit einem gleichen Eifer will, und ſich bei allen Hinderniſſen und Widerwärtigkeiten nicht von der Ausübung der Pflicht abbringen läßt. Der Ausſpruch, den Pyrrhus vom Fabricius, als ihn dieſer, der wider ihn im Felde ſtand, für die Anſchläge ſeines Leibarztes ihn zu vergiften gewarnet hatte, fälte; "es würde leichter ſein, die Sonne aus ihrem ordentlichen Laufe, als dieſen Römer von dem Wege der Gerechtigkeit und der Redlichkeit, abzubringen," dieſer Ausſpruch, der einen beneidenswerthen Ruhm in ſich faßt, drückt die Feſtigkeit der Seele ſehr ſtark aus. Dieſe Eigenſchaft gehört zu den wahren Unterſcheidungszeichen des großen Manns, dem nichts von innen, nichts von auſſen her ſeine Tugend erſchüttern kan, der ſich unter den heftigſten Beſtürmungen durch ſeine eigene Stärke erhält:

Quem neque pauperies, neque mors, neque vincula terrent;
Reſponſare cupidinibus, contemnere honores
Fortis, et in ſe ipſo totus teres atque rotundus,
Externi ne quid valeat per laeve morari;
In quem manca ruit ſemper fortuna.

Hor. Lib. II. Sat. VI.

Freilich muß bei der festen Beharrlichkeit der Seele in ihren Entschliessungen nicht die Gerechtigkeit fehlen; und beides verbindet der weise Dichter in einer andern Stelle:

Iustum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.

Od. III. Lib. IV.

In dem sich die Seele in ihren Entschliessungen, die sie aus gerechten und wohlwollenden Gesinnungen hernimmt, entweder gegen äusseres Abrathen, schmeichelhafte Ablockungen und blendende Versprechungen, oder gegen äusseres Drohen, Widerstand und Erregung starker Hindernisse erhält, und sich weder auf der einen, noch auf der andern Seite bewegen läßt; so äussert sie die innere Festigkeit, und je mehr sie dabei mit den Leidenschaften streiten muß, desto mehr Größe zeiget sie. Weit unterschieden ist von dieser Festigkeit der Seele der Eigensinn, oder die Hartnäckigkeit, ob sie gleich in manchen Fällen nach dem äussern Anschein verwechselt werden können. Die Festigkeit ist eine Eigenschaft großer Seelen, der Eigensinn zeigt sich in kleinen. Jene gründet sich auf weise und sichere Ueberlegungen, dieser hat weiter nichts vor sich, als daß er will; jene wird

von der Klugheit geleitet, dieser von einem blinden Dünkel; jene will ihre Absichten durch die besten Mittel, dieser durch unschickliche; jene will nichts, als was sie durch die muthige Anstrengung der Kräfte erlangen kan, dieser befaßt sich selbst mit dem Unmöglichen. Was sind die besten Entwürfe, ohne diese Festigkeit? Ein prächtiges Gewebe, das sich nicht zusammenhalten läßt, das gleich wieder zerreißt. Was hilft es dem Unterthanen, daß im Cabinette die heilsamsten Plane zur Abhelfung seiner Beschwerden fertig liegen, wenn Wankelmuth und Unbeständigkeit ihre Ausführung hindert, daß nützliche Einrichtungen für ihn angefangen werden, wenn die erste aufstossende Schwierigkeit sie hinterreiben darf, daß ein leicht zu hebender Theil seiner Noth von ihm abgewälzet wird, wenn er den schwersten Rest der Last behalten muß, weil der Regent und seine Staatsbediente nicht Festigkeit der Seele genug besitzen, in dem Verfolge ihres Unternehmens auszuhalten? Zaudern und Stillsitzen war das einzige Mittel, wodurch Fabius seine geschwächte Armee, und sein Vaterland erhalten konnte; aber die Stimme der Soldaten und des Volks vereinigte sich wider ihn, und verlangte, den Feind anzugreiffen. Wie nöthig war hier

nicht eine feste Seele, das laute Murren, das auf allen Seiten ausbrach, und die schimpflichsten Vorwürfe zu ertragen, die Ehre mit Unrecht schänden zu lassen, sich einem allgemeinen Geschrei auszusetzen, um sich bei einem Entwurfe zu erhalten, der allein geschickt war: den Staat zu retten, und unter so vielen Gelegenheiten und Misvergnügen in einen Betragen zu beharren, das der mislichen Lage der öffentlichen Sache so genau angemessen war? Wie empfindlich ist es nicht, sich von einer ganzen Menge tadeln zu hören, und seinen Namen von denen, die ihn nur mit Ehrfurcht aussprechen sollten, mit den ungerechtesten Beschimpfungen angegriffen zu sehen? Und wie viel hatte nicht ohne Zweifel der große Mann in sich selbst zu kämpfen? Wie leicht würde nicht ein anderer, der weniger fest entschlossen gewesen wäre, seinen Plan verlassen haben? Er hätte nur dem Feinde eine Schlacht anbieten dürfen, er hätte nur einige Angriffe auf ihn wagen dürfen; so würde ihn das ganze Heer mit Lobsprüchen überhäufet haben. Aber so hätte er den ganzen Staat der äussersten Gefahr ausgesetzt; und wie konnte dis ein so kluger und patriotischer Mann? Er entsagte also einer Aufführung, die mit der Vorsichtigkeit, die er dem Vaterlande in den zweifelhaften Um-

Händen ſchuldig war, nicht beſtehen konnte; er ertrug, anſtatt der allgemeinen Lobſprüche, die er vielleicht hätte erlangen können, lieber den allgemeinen Tadel, und die bitterſten Vorwürfe und Spöttereien; und ſeine Feſtigkeit, womit er lange bei ſeinem Entwurfe blieb, ſchwächte den Feind, und rettete Rom von ſeinem nahen Untergange.

Noch mehr müſſen wir dieſe Feſtigkeit der Seele in dem Regulus bei ſeiner Zurükkehr nach Karthago bewundern. Dieſer Mann, der ſich in einer Verwicklung befand, worinn man mehr die Schwachheit als die Stärke der menſchlichen Natur zu ſehen gewohnt iſt, und worinn ſelbſt Helden nachzulaſſen pflegen ließ ſich durch nichts in ſeinem erhabenen Entſchluß erſchüttern, und ſezte zwiſchen den Pflichten gegen ſein Vaterland, und gegen ſeine Feinde, die er beide erfüllen wollte, ſein Leben als ein grosmüthiges Opfer hin. Wie leicht wäre es ihm nicht geweſen, den wankenden Rath zur Auslöſung der römiſchen Gefangenen zu bewegen, und dadurch das fürchterliche Unglück, das über ihn ſchwebte, zu zerſtreuen? Aber ſeine patriotiſche Seele vergaß ſich ſelbſt; ſie dachte nur allein an das Vaterland, und glaubte, daß es zuträglicher

sei, wenn er sein eigenes Leben aufopferte, als wenn den Nachkommen ein Beispiel gelassen würde, daß die Feigherzigkeit unterhalten, und den Nachdruck des römischen Grundsatzes, entweder zu siegen, oder zu sterben, in den Soldaten mindern könnte. Er entschlos sich also zu seinen Feinden zurükzugehen, denen er seinen abgelegten Eid halten wollte, so oft sie auch schon Meineide und Untreue gegen sein Vaterland begangen hatten, und so sehr er auch die Martern vorhersahe, die ihre bekannte Grausamkeit ihm bereitete. Wie heftig muste hier nicht die Seele dieses Mannes bestürmet werden, und wie viel Stärke war hier nicht nöthig, sich fest zu halten? Auf der einen Seite Rom voll Betrubnis über den Verlust so vieler jungen Bürger, Mütter voll Wehklagen und Vorwürfen, hin und her eine schluchzende Braut, die mit fliegenden Haaren umherstreifet, und laut zu den Göttern jammert, daß sie nie ihren Geliebten wieder umarmen soll, trauernde Freunde, in welchen Wehmuth und Mitleiden mit den Gedanken der Grosmuth des Abreisenden kämpfen, und die in stummer Unentschlossenheit nicht wissen, ob sie seinen Abzug aufhalten, oder nur beklagen sollen, um ihn her seine Kinder, die ihren Vater nur darum wieder sahen, um ihn auf

ewig nicht mehr zu ſehen, die hinter ihn mit beweglicher Stimme nachlallen, ſie nicht zu verlaſſen, ſie nicht ihres beſten Pflegers, ihres Beſchützers zu berauben, um ſeinen Hals hangend ſeine zärtliche Gemalinn, ganz in Thränen zerfloſſen, ſprachlos und ohnmächtig vor Schmerz, die mit ihm alles, was ſie Angenehmes hat, zum leztenmal umarmet, ſchon mit ihm das Opfer eines grauſamen Todes umarmet, und die, indem er ſich mit männlichem Muth ihren lezten Küſſen, und ringenden Armen entzieht, ſich ganz der Empfindung ihres Elendes übergibt: auf der andern Seite die ſchröckliche Ausſicht nach Karthago, wo ihn unter den Klagen ſeiner gefangenen Mitbürger nicht nur ein gewaltſames Ende erwartete, ſondern auch alle erſinnliche Qualen eines langſamen Todes, als er nur von einem ſo rachgierigen und blutdürſtigen Feinde erwarten konnte. Welcher anderer Menſch würde hier nicht ſchwach geweſen ſein? Welche weniger feſte Seele, als die Seele eines Regulus, würde hier nicht ſo vielen und ſo heftigen Eindrücken nachgegeben, und den Empfindungen der menſchlichen Natur untergelegen haben? Aber ſeine groſſe Seele erhielt ſich in der Feſtigkeit ihres Entſchluſſes, und wenn die Beſtürmun-

gen, die überall auf ihn zusezten, einen stärken Widerstand erforderten, so erkennen wir auch das Erhabene des Sieges mit einer höhern Bewunderung. Ich untersuche hier nicht, ob Rom mehr Härte als Gerechtigkeit in dem Vorsaz, die Kriegsgefangenen nicht auszulösen, bewiesen habe; ein sonst so weises und billiges Volk hatte seine Maasregeln, woron es nicht abgehen zu dürfen glaubte, ob gleich die entferntere Nachwelt die Nothwendigkeit der Ausnahme zu finden glaubt. Es ist uns genug, in der Gesinnung des Regulus von der Festigkeit der Seele ein Bild zu sehen, dem vielleicht die Geschichte wenig ähnliche an die Seite zu stellen hat. Wie die Festigkeit der Seele aus starken Ueberlegungen und tiefen Ueberzeugungen entspringt, so wird sie auch dadurch unterhalten. Sie ist die Stüze, die zu den gerechten und wohlwollenden Gesinnungen nöthig ist, und sie in ihrer Höhe erhält. Aber in der Seele des Regulus war zugleich Muth, der sich durch die beherzte Uebernehmung der Gefahren äusserte.

Diese hohe Gesinnung der Seele wird erkannt, wenn sie bei der Ausführung eines Entschlusses nicht allein viele Mühe und Arbeit, sondern auch Gefahren vor sich siehet, sich nicht vor ihnen scheuet, ihnen gesezt ent-

gegen geht, und sie übernimmt. So lange Hinderniſſe und Gefahren sich gleichsam noch vor dem Anblik der Seele verbergen, so lange bleibt auch der Werth ihres Muths unentschieden. Dieſer zeiget sich erſt bei dem deutlichen Vorhersehen der Schwierigkeiten und Gefahren; und je lebhafter und ausgezeichneter das Bild davon sich in der Seele abdrükt, desto gröſſer iſt auch ihr Muth, wenn sie bei ihren Unternehmungen beharret. Zaghaftigkeit, Verzweifeln, banges Zurükweichen; dadurch gibt sich die schwache Seele zu erkennen. Und wie kan es anders sein? Der Muth denkt bei der Vorſtellung der Schwierigkeiten und Gefahren zugleich die innere Stärke der Seele, wodurch er ihnen überlegen zu sein hoft. Indem er die ganze Höhe, die er zu übersteigen hat, vor sich siehet, so fühlt er auch das Maas der dazu nöthigen Kräfte, und wächst, und erhält sich durch das Vertrauen auf sich selbſt, durch das Gefühl seines eigenen Vermögens, mit dem sich oft die Hofnung fremder Hülfe verbindet, die er sich zu verschaffen, und recht anzuwenden weiſs. Wenn aber auch dieſe fehlet, so muſs ihre Abwesenheit durch die eigenen Einsichten, durch die Gegenwart und Fruchtbarkeit des Geiſtes in Erfindung der

nöthigen Mittel, sich durchzuarbeiten, ersetzet werden; und das innere Bewußtsein, das die Seele von ihrer Stärke und Ueberlegenheit hat, wird die einzige Stütze des Muths. Daher die Erhebung der Seele durch sich selbst, wenn sie ganz allein gelassen wird; daher das unbewegliche Zutrauen zu sich selbst in der äussersten Verlegenheit in Absicht auf fremden Beistand; daher die muthige Sprache des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen: "wenn mich auch alle meine Bundesgenossen verlassen, so will ich mich doch selbst nicht verlassen." Wenn die Seele sich mit der Ausführung einer wichtigen, schweren, und mit Gefahr verbundenen Unternehmung befaßt, und dadurch den Muth beweiset, so kan sie zwar ein kaltes Wesen, und eine ruhige Miene äussern; aber auf ihrem innern Schauplatze gehen grosse Bewegungen vor. da fühlt sie eine Erhitzung, eine Ergiessung heldenmüthiger Triebe. Allein es kommt hier viel auf die Beschaffenheit des Temperaments, und der Situationen, worin sich der Mensch befindet, und auf die wenigere oder mehrere Bekanntschaft mit ihnen an. Indessen darf das Feuer des Muths nicht so heftig werden, daß es die Ueberlegungen, die Achtsamkeit auf die Umstände, und Wahrnehmungen, der aufstossenden Zufälle hindert.

Der Muth, der keine ruhige Betrachtungen dulden will, übereilt sich, und wird verderblich, Virgil hat die Verbindung der Ueberleaung mit dem Muthe in dem Charakter des Nisus, der dem Eurhalus sein Vorhaben, die Rutiler anzugreiffen, entdeckt, vortreflich ausgezeichnet:

Aut pugnam, aut aliquid jam dudum invadere magnum
Mens agitat mihi, nec placida contenta quiete est.
Cernis, quae Rutulos habeat fiducia rerum;
Lumina rara micant; somno vinoque soluti
Procubuere; silent late loca. ——

Aen. Lib. IX.

Wie der Muth seine Gegenwart durch männliche Uebernehmung vorher erkannter Schwierigkeiten und Gefahren beweiset, so schließt er schon einen Theil der Unerschrockenheit in sich. Aber bei einer nähern Betrachtung scheint die Unerschrockenheit die Gleichmüthigkeit und Fassung der Seele anzuzeigen, die sie bei dem Unerwarteten und Plötzlichen der Gefahr äussert. Ein Gemälde davon erblicken wir an der Königin Henriette von England, die, indem sie auf der See von einem erschrecklichen Sturm und Ungewitter ergriffen wird, mit einer heitern

Miene ihre zaghaften Gefährten anredet, und ihnen den Gedanken einflößt: "Königinnen ertrinken nicht." Durch die Unerschrockenheit erhebt sich die Seele über alle Unruhen und Bewegungen, die der Anblick großer und plötzlicher Gefahren zu erregen pflegt; dadurch erhält sie sich bei unerwarteten schrecklichen Zufällen in einer stillen Ruhe des Gemüths, und bei dem freien Gebrauche der Vernunft. Es würde eine seltene angebohrne Kraft der Seele sein, wenn sie bei dem Aufstossen unvermutheter Gefahren nicht eine kleine Erschütterung, nicht einige Bewegungen empfinden sollte. Fast immer spüret sie einige Anwandlungen der Furcht, die aber nicht stark sind, und bald wieder unterdrücket werden. Selbst die unerschrockensten Helden, deren Leben Jahre hindurch unter Gefahren ausgestellt gewesen, bekennen hier die Schwachheit der menschlichen Natur. Die Unerschrockenheit bestehet also nicht sowohl in einer gänzlichen Abwesenheit der Empfindungen des Schreckens und der Furcht; sondern in der Stärcke und Fertigkeit der Seele, diese Empfindungen gleich zu unterdrücken, und sich ihrer zu bemächtigen, daß sie nicht von ihnen aus ihrer gehörigen Fassung gebracht werde. Eben dadurch äussert die Seele ihre Heldenkraft. Es käme hier noch auf eine

Unterſuchung an, ob ſich nicht die Seele durch eine Verdunkelung der Vorſtellung, die ſie von der Gefahr empfängt, zur Unerſchrockenheit erhebe, und wie ſie dieſe Verdunkelung hervorbringe; oder ob ſie allemal das klare Anſchauen der Gefahr aushalten könne. Wenigſtens iſt es wahrſcheinlich, daß ſich oft die Unerſchrockenheit durch das Abziehen des Geiſtes von dem Anblick der Gefahr, und durch das Aufſteigen fremder Ideen erhalte; daher ſcheint es begreiflich zu werden, wie der Held bei dem ſtillen Hinzuge zum Schlachtfelde oft einige Furcht ſpüret, und ſie mitten im Gefechte, wo zwar die Gefahr gegenwärtig, aber ihre Vorſtellung durch andere unterbrochen wird, völlig verlieret. Vornehmlich ſcheinet die Theilnehmung anderer an einer gleichen Gefahr die Unerſchrockenheit zu befördern; zum wenigſten werden die äuſſern Merkmale des Erſchreckens von der Begierde der Nacheiferung, oder der Furcht für die Schande zurückgehalten. Aber der Mann, der ohne Gefährten, und ohne Zeugen ſich in der Gefahr unerſchrocken erhält, beweiſet freilich eine gröſſere Stärke der Seele. Auch aus dem Ueberdrus des Lebens kan eine Art der Unerſchrockenheit entſtehen; aber alsdann hört ſie auf, eine heldenmüthige Geſinnung zu ſein. Eben darinn beſteht das Edle und

Erhabene der Unerschrockenheit, daß sie die Empfindungen der natürlichen Liebe, die der Mensch zu sich selbst hat, mäßiget, und das Leben um höherer Pflichten willen, als seine Erhaltung ist, der Gefahr, es zu verliehren, aussetzet, und die Seele sich dabei gelassen hält. Und was kan mehr zur Unterstützung der Unerschrockenheit dienen, als die Ueberzeugung, daß eben die Gegend voll Gefahren der von der Pflicht angewiesener Ort des Aufenthalts ist? Dann wird das Eindringen des Schreckens durch die starken Vorstellungen der zu erfüllenden Pflicht, und ihrer wichtigen Folgen zurückgehalten. Wenn auch die Unerschrockenheit meistens eine Gabe der Natur bleibt; so läßt sie sich doch zum Theil durch Erziehung und Gewohnheit erwerben. Wie viel die leztere Hülfe vermag, das siehet man an dem gemeinen Soldaten, nachdem er oft zum Treffen und zu Belagerungen angeführet worden. Ohne erhabene Grundsätze und Gesinnungen wird er durch die Gewohnheit abgerichtet, sich unerschrocken der Gefahr auszusetzen; aber wenn auch seine Unerschrockenheit in Betrachtung auf die Vortheile, die sie dem Staate, dem er dient, verschaft, von Wichtigkeit ist, so verliert sie doch etwas in Ansehung des innern Verdienstes, weil sie nur gezwungen hervorgebracht wird.

Kleine Gefahren können allmählig zur Unerschrockenheit in größern gewöhnen; man gewint eine Art der Bekanndtschaft mit ihnen. Wenn die Erfahrung zeigt, daß einige im Fechten unerschrocken, und es nicht im Schiessen sind, daß einige sich nicht für eine Belagerung, aber für eine Schlacht fürchten; so scheint sich dieser Unterschied aus der geringern oder größern Vorstellung der Gefahr, und aus der Gewohnheit erklären zu lassen. Einige beweisen Unerschrockenheit im Angrif; aber bei einem langen Gefechte überfällt sie Furcht und Zagen, nachdem sich in der Seele die Ideen der Gefahr verbergen oder hervorbrechen. Die wahre Unerschrockenheit, die eine wesentliche Eigenschaft der starken Seele ist, äussert sich unter allen Arten der Gefahren und schrecklichen Zufällen, und unterscheidet sich durch das Gleichmüthige und Unveränderliche. Bei vorher erkannten Gefahren erhält sich die Seele mit weniger Mühe in ihrer Fassung. Es ist kein schneller Ausbruch des Gewitters, das sie übereilt; sie hat die Wolken aufsteigen, und den Himmel sich schwärzen gesehen. Sturm und Blitze gingen vorher, ehe der erschütternde Knall ausbrach. Sie hat also überlegen, und sich gegen die Annäherung des Schreckens wafnen können. Sie hat sich schon mit der Gefah-

bekannt machen können, als sie noch in der Ferne war. Allein bei den plözlichen Ueberraschungen der Gefahr ist es vornehmlich, wo sich die ächte Unerschrockenheit in ihrer ganzen Größe zeigt. Auf einmal sich mitten in Gefahren und Verlegenheiten, die man nicht vorher erwartet, nicht einmal vermuthet hat, versezt sehen, und auf keiner Seite ausweichen können, sich dabei von keinem Schrecken verwirren, sich selbst den fürchterlichsten Zufall nicht befremden lassen, furchtlos, ruhig, entschlossen bleiben, und eine solche innere Fassung, und eine solche äussere Miene behalten, als wenn man sich in ganz entgegengesezten Umständen befände; dis ist in der That eine Hoheit der Seele, wodurch sie sich über die Kräfte der menschlichen Natur zu erheben scheint. Alsdann kan sich mit der Unerschrockenheit die Heiterkeit und Gegenwart des Geistes verbinden, und jene für diese eine glückliche Beförderinn werden.

Sehr unterschieden aber ist von der Unerschrockenheit die Verwegenheit. Jene hat die Klugheit zur Gefährtin; diese ist Raserei, Tollkühnheit, und Ungerechtigkeit gegen sich selbst, und gegen die Welt. Der Verwegene sezt sich muthwillig, ohne Noth, aus einer eiteln Ruhmsucht den Gefahren aus; er spürt sie auf, jagt ihnen mit ungestümer

Hitze nach, ohne daß er dazu von seiner Pflicht aufgefordert, sondern vielmehr von ihr zurückgeruffen wird. Der wahre Held, den die Klugheit leitet, sucht nicht die Gefahr auf, sondern läßt sich von ihr aufsuchen, weicht ihr aus, wo es ohne Verletzung seiner Pflicht geschehen kan; aber wo ihn diese ruft, da geht er auch beherzt den Gefahren entgegen, übernimmt sie unerschrocken und hält ruhig in ihnen aus. Welche erhabene Unerschrockenheit bewies nicht Hannibal so oft in den äussersten Verlegenheiten und Gefahren während seiner vieljährigen Unternehmung wider die Römer? Aber auch nie sezte sich der weise Mann ohne Noth der Gefahr aus, weil er, wie Polybius anmerkt, überzeugt war, daß sein Tod einen der wichtigsten Plane verwirren, und so viele in seiner Seele beschlossenen Anschläge zum Nachtheil seines ganzen Vaterlandes vor ihrer Ausführung ersticken würde.

Die Unerschrockenheit verschaft der Seele nicht nur eine Herrschaft über sich, und über die äussern Zufälle, sondern auch über andere Seelen: sie erhebt sie nicht nur über alle Gefahren und Verwirrungen, sie unterwirft auch den Menschen der Ordnung und dem Gehorsam. Ihre Gegenwart macht die Aufrüh-

rer zittern, scheucht die Unternehmer schwarzer Verbrechen zurück, und gebietet einem ganzen tobenden Volke Stille und Ehrfurcht. Man kennet die unerschrockene Seele des Macedonischen Helden, der seinen aufrührischen Soldaten sagen konnte, "sie sollten nur nach Hause zurükkehren, und ihren Landsleuten erählen, sie hätten ihren König im Erobern der Welt verlassen;' indem er nicht zweifelte, überall, wohin er nur käme, ein Heer zur Ausführung seiner Entwürfe zusammenzubringen. Aber die neuere Geschichte hat nicht weniger erhabene Beispiele. Der König Stanislaus war auf seiner bekannten Flucht. Jeder Augenblik sezte ihn einer neuen Gefahr aus. Ueberall hatten seine Feinde auf das Gerüchte von seiner Entfernung die Wege besezt, durch welche er seine Person retten wollte. Seine Begleiter hielten sich nicht mehr für sicher. Sie befürchteten, mit ihm aufgehoben zu werden, und drohten ihn zu verlassen. Was that der König in dieser äussersten Verlegenheit? Er erhielt die ganze Unerschrockenheit seiner Seele, und durch diese unterwarf er sich seine wankenden Führer, und lenkte sie nach seinem Willen. "Wie, Verzagte, so redete er sie an, ihr wollt mich also verlassen? Ihr habt euch verbind-

bindlich gemacht, mich zu begleiten, und ihr sollt mich auch nicht eher verlassen, als bis ich glaube, daß eure unwürdige Gegenwart mir nicht mehr nöthig sein wird. Höret und zittert vor der Entschließung, die ihr mich zwinget zu ergreifen. Wenn eure Versprechungen, wenn eure Eidschwüre, wenn die Belohnung, die euch erwartet, wenn die Ehrerbietung, die ihr mir schuldig seid, wenn nichts euch zurükhalten kan, so rufe ich diesen Augenblick die Feinde; denn wenn ich durch eure Flucht umkommen soll, so will ich eben so gerne durch meine eigene Entdeckung umkommen, und mich zugleich an eurer Untreue rächen." Dis ist der Ton der Unerschrockenheit; so stark, so bezwingend bricht er aus, bewegt, durchdringt, und erhält den Wankelmüthigen in seiner Pflicht. Diese Hoheit der Seele erhebt, mit einer gewissen edlen Kühnheit verbunden, sie da am meisten, wo die Gefahr am größten ist; und keine Verlegenheit kan so wenig den Werth mindern, den sie auf sich selbst sezt, daß sie vielmehr das Vertrauen zu ihrer eigenen Stärke belebt. Die Begleiter des Königs zitterten, als er mit einem so durchdringenden Ton zu ihnen redete, und liessen bald ihren untreuen Vorsaz fahren; und ihren

Gehorsam, und seine Errettung ward er der Unerschrockenheit seiner Seele schuldig.

Oft zeiget sich diese Unerschrockenheit minder thätig, und äussert sich nur durch Ruhe und heitere Gelassenheit unter den fürchterlichsten Auftritten. Vier Monathe lang war schon an der Anklage des Grafen Strafford, eines der größten Männer, die jemals in England gelebt, gearbeitet worden. Er war nicht allein frei von dem Verbrechen des Hochverraths, dessen er beschuldiget ward, sondern hatte auch allezeit ein würdiges Verhalten beobachtet. Und auf seine Rechtschaffenheit und Tugend gründete er seinen gesetzten Sinn. Man konnte ihn keines Raths, keiner Handlung wider die Gesetze des Staats überführen; einige gebieterische Ausdrücke, die ihm unglücklicher Weise entfallen waren, machten vielleicht sein ganzes Verbrechen aus. Er verantwortete sich beherzt, wie es sich für die Gerechtigkeit seiner Sache schickte. Er suchte das Mitleiden nicht anders, als auf eine anständige und gerechte Weise zu erregen, und indem er auf seine mutterlosen Kinder wies, denen er auch entrissen werden sollte, und deren Unglück er beweinte, so behielt er eine so edle Mine, die selbst die über seine Wangen herabfallenden Thränen verschönerte. Er dankte Gott im Angesichte seiner Richter, daß

er ihn vor der Eitelkeit der zeitlichen Dinge bewahret, und er bezeugte, daß er sich ihrem Urtheile mit aller Ruhe unterwerfe. Es war ihm zwar schmerzhaft, daß der König, sein Freund, durch die Unruhe des Volks genöthiget, sein Todesurtheil bestätiget hatte; und wie nachdrücklich wurden in seinem Munde die Worte: "verlasset euch nicht auf Fürsten," die er bei dieser schrecklichen Nachricht aussprach. Aber erhaben über sein Schicksal gieng er mit einer unerschrockenen Seele, und mit dem größten Anstande zu dem Blutgerüste hin. Ob er gleich durch die Macht der Ungerechtigkeit umkam, so fehlte ihm doch der Trost, daß er von dem Ruhm und dem Mitleiden der Zuschauer wäre begleitet worden. Allein seine große Seele fand in sich selbst Mittel genug, den Triumph seiner Feinde, und sein Unglück zu ertragen; und seine lezte Rede, worinn er sich vergaß, und nur den Zustand des Staats beklagte, war voll Edelmuth und Unerschrockenheit. Welches Herz pflegt nicht bei der Herannäherung des lezten fürchterlichen Augenbliks zu zittern? Wie leicht und wie verzeihlich wird nicht die menschliche Natur, bei der gewaltsamen Hinrichtung, die nun vollzogen werden soll, von der Empfindung des Schreckens

bemächtiget? "Ich danke Gott, (sprach aber dieser große Mann, als er sich auskleidete, den tödlichen Streich zu empfangen) daß ich mich nicht für den Tod scheue, und daß mich kein Schrecken ergriffen hat, sondern daß ich jezt mein Haupt eben so willig niederlege, als ich sonst gethan habe, wenn ich zur Ruhe gieng."

Schon lange hat die Nachwelt die ruhige Unerschrockenheit der Seele des Socrates in seinem Gefängnisse bewundert; und wie oft findet man sie nicht in Schriften, worin die Tugend gelehret wird, abgebildet? So bekannt euch dieses Beispiel ist, so gerne betrachtet man es doch noch immer: und wir glauben, daß wir unsre Gedanken zu unvollständig lassen würden, wenn wir nicht noch zu ihnen ein Bild der Unerschrockenheit sezten, das sich in dem ganzen Alterthum so vollkommen auszeichnet. Man darf nicht erst den Beweis wiederhohlen, daß Socrates unschuldig zum Tode verdammt worden: wir wenden uns also gleich zu seiner Unerschrockenheit, die er unter seinem Schicksal bewieß. Nachdem er vor seinen Richtern in einem gesezten und anständigen Tone geredet, ihnen die Rechtmäßigkeit seiner Sache vorgehalten, und es ihren Gewissen überlassen, was sie über ihn beschliessen würden, so gieng er mit

einer unerſchrockenen und heitern Seele ſeinem Gefängniſſe entgegen. "Warum weinet ihr? ſprach er zu einigen ſeiner Schüler, die ihm begegneten, und untröſtlich waren. Hat mich die Natur nicht gleich bei meiner Geburt zum Tode verurtheilt? da ich nichts als Jammer und Elend zurüklaſſe, ſo ſollten mir meine Freunde zu meiner Reiſe Glück wünſchen." Einem andern, der ihn darum beklagte, daß er unſchuldig ſterben ſollte, ſagte er mit einem ſanften Lächeln, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte: "würdeſt du es denn lieber ſehen, wenn ich ſchuldig ſterben müßte?" Seine weitern Unterredungen, die er mit ſeinem Freunde im Gefängniſſe hielt, waren von ſo vieler Ruhe und Gelaſſenheit der Seele begleitet, als wenn er an einem ganz andern Orte, und unter der Erwartung eines ganz andern Schikſals geſeſſen hätte. Als der obrigkeitliche Bediente, der ihm den Befehl ankündigen muſte, den Giftbecher auszuleeren, zu ihm hereintrat, ſo empfieng er ihn mit einer Miene, als wenn er die angenehmſte Nachricht zu hören hätte; und als jener ſich umkehrte, und ſich der Thränen über das traurige Schikſal dieſes Mannes nicht enthalten konnte, ſo ſagte er ihm ganz gelaſſen: "Lebe wohl,

Freund, wir wollen dir gehorchen," und lobte seine Rechtschaffenheit, und die Aufrichtigkeit, womit er ihn beweinte. Nun verlangte Socrates, daß man ihm das Gift herbringen, oder, wenn es nicht fertig wäre, zurecht machen sollte. Einer seiner Freunde, der bei ihm war, suchte noch sein Ende zu verzögern, und wollte ihn bereden, noch eine Weile die kostbaren Augenblicke eines so edlen Lebens zu verlängern. Aber Socrates glaubte nichts zu gewinnen, wenn er sich noch länger aufhielte: und verehrte den Befehl seiner ungerechten Obrigkeit zu sehr, als daß er den Gehorsam gegen ihn hätte aufschieben sollen. Man reichte ihm den Giftbecher. "Gib ihn her, guter Mann, sprach er zu dem, der ihm den Giftbecher brachte;" Und nachdem er ihn befragt, wie er es dabei zu machen hätte, nahm er den Giftbecher ohne Zittern, ohne Erblassen, ohne die geringste Veränderung im Gesicht, in die Hand, sahe den Menschen mit ruhigen Augen an, und sagte: "was meinest du? darf man davon etwas für die Götter zum Dankopfer vergiessen?" Als ihm geantwortet wurde, daß nur so viel da wäre, als nöthig sei; so sprach er: "es mag also bleiben; aber ein Gebet kan ich doch an sie richten: ihr Götter, die ihr mich rufet, verlei-

het mir eine glückliche Reise." Unter diesem Gebete sezte er den Becher an, und leerte ihn mit einem heitern Gesichte aus. Hierauf wurden seine Freunde lauter Thränen, und fingen an, laut zu jammern. "Was machet ihr Kleinmüthigen? rief der unerschrockene Sterbende aus; man mus unter Seegen und guten Wünschen den Geist aufgeben; seid ruhig und zeiget euch als Männer." Nach wenigen Augenblicken verschied Socrates, und hinterließ der Welt das erhabenste Beispiel der Unerschrockenheit.

Endlich ist es die Standhaftigkeit, welche die Herrschaft der großen Seele über alles, was sie unterdrücken, erniedrigen, von ihrer Tugend herabsezen will, vollendet. Durch die Unerschrockenheit erhebt sie sich über Furcht, Schrecken, Entsezen, welches die Gegenwart der Gefahren erreget; durch die Standhaftigkeit erhebt sie sich über den Schmerz, und über alles, was das Leben Widriges hat, bald über die Veränderungen des Zustandes, den Eigensin, die Ungerechtigkeit des Glücks, Armut, Krankheit, unglückliche Zufälle, bald über den Neid, die Verleumdung, die Nachstellung und Verfolgung der Welt. Alles dieses mit einer gesezten Seele ertragen, die unangenehmen Empfin-

dungen mäßigen, den Leidenschaften, die sich dadurch erregen wollen, ihre Macht benehmen, nicht klagen, nicht verzweifeln, ruhig und besser sich verhalten, seinen Einsichten und Pflichten getreu bleiben, und sich immer mit gleichen Schritten auf der geraden Bahn seiner Tugenden erhalten, dis macht das Wesen der Standhaftigkeit aus. Es ist also diese Gesinnung gleichsam eine Fortsetzung, eine Unterhaltung des Muths. Gern überlassen wir denen ihre Bemühung, die, um standhaft zu sein, alle Empfindungen der menschlichen Natur verleugnen wollen. Man mag einen Scävola, der seine Hand ohne Bewegung vom Feuer brennen läßt, man mag einen Anaxagoras, der denen, die ihm den Tod seines Sohnes melden, zur Antwort gibt, daß er wohl wüste, daß er nur etwas Sterbliches gezeuget hätte, man mag diese Leute bewundern, so lange man will. Weder eine hartnäckige Verhärtung gegen sich selbst, noch Unempfindlichkeit macht die Standhaftigkeit aus. Man darf nicht gegen sich selbst ein Tyran sein, um standhaft zu heissen. Den Schmerz, den Verdruß, die Traurigkeit, und alle Eindrücke des Uebels auf menschliche Herzen fühlen, dis hat die große Seele mit den kleinen gemein; aber diese Empfindungen durch Stär-

ke der Vernunft und der Ueberlegungen so weit mäßigen, daß sie nicht murret, nicht klaget, ihre Geduld, ihre Zufriedenheit, ihr Vertrauen, und ihre ganze Tugend erhält, und sich durch nichts von ihr abwendig machen läßt, dis gibt ihr den unterscheidenden Vorzug. Der große Mann empfindet das Uebel, und erträgt es standhaft. Je heftigere und dauerhaftere Empfindungen er leidet, und je standhafter er sie aushält, desto größer ist sein Verdienst. Es ist der Klugheit und der Menschlichkeit gemäs, die Uebel zu vermeiden; aber wo sie unvermeidlich sind, da hält die standhafte Seele in ihrer ruhigen Erduldung aus, und zeigt sich durch die Mäßigung des Verdrußes, der Unzufriedenheit, und des Abscheues, welches die Empfindung des Uebels erregt. Die Standhaftigkeit der Seele wird entweder bei der Größe und Mannigfaltigkeit des Uebels, oder bei seiner Dauer, oft bei beiden zugleich sichtbar. Ein kleines Uebel erträgt noch wohl eine schwache Seele; aber sie wankt gleich, und sinkt, wenn sich ein großes, oder mehrere zugleich über sie zusammenhäuffen. Ein einfaches Leiden hält sie noch aus; für ein zusammengesezres aber hat sie nicht Stärke genug. Einige können ein großes Uebel und viele auf

einmal ertragen; allein die Dauer unterdrükt sie. Diese verschiedene Verhältnisse der menschlichen Seele zu dem Uebel geben den Ausschlag, daß die Standhaftigkeit den höchsten Gipfel erreicht, die sich unter einem grossen, vielfältigen und langwährenden Uebel zugleich äussert. Vieles, schweres und anhaltendes Uebel standhaft ertragen, ist also der auszeichnende Charakter der großen Seele. So mannigfaltig die allgemeinen Uebel des Lebens, und die besondern widrigen Vorfälle sind, die unter wichtigen Unternehmungen, und öffentlichen Geschäften aufstossen; so viele Gelegenheiten gibt es auch, worin sich die Standhaftigkeit äussern kan. Wer vermag sie alle zu zählen? Jede Periode des Lebens, jeder Stand, jede Art der Geschäfte haben ihre Uebel und Zufälle, die Standhaftigkeit fordern. Ein widriger Ausgang der Unternehmungen, Versuche, die immer fehl schlagen, so oft sie auch wiederholet werden, viele und mühsame Arbeiten, vieles Nachsinnen, viele äussere Anstrengungen wobei die Hofnung der Früchte nicht erfüllet wird, Zufälle, die den Menschen seiner Güter, seiner Aemter, seiner Freunde und Beschüzer berauben, ihn in Armut und Elend herabsezen, wütende Schmerzen der Krankheit, der Verwundung, Verleumdungen und Verfolgungen, die dem

guten Namen, und dem Leben nachstellen, unverschuldete Verweisung, Gefangensetzung, Hinrichtung; wie leicht machen sie nicht die Seele kleinmüthig und verzagt? Wie schwer ist es nicht, viele und vereinte Widerwärtigkeiten aus diesem kurzen Verzeichnisse auszuhalten, sie manchen Monath, manches Jahr lang auszuhalten, selbst das ganze Leben hindurch mit ihnen zu ringen, und dabei die Herrschaft über die Leidenschaften so sehr zu behaupten, und die Empfindungen des Uebels so sehr zu mäßigen wissen, daß die Seele in dem Gleichgewichte der Ruhe, und nicht nur auf dem Wege der Pflichten bleibt, sondern auch noch zu neuen Tugenden belebet wird? Wie viele Betrachtungen, wie vielen Streit, wie viele Mühe kostet es nicht der menschlichen Seele, ehe sie sich zu dieser erhabenen Gesinnung gewöhnt, in Umständen, die Misvergnügen, Kummer, Betrübnis, Widerwillen und Haß erregen, Ruhe, Gelassenheit, Heiterkeit, Güte und Liebe zu beweisen? Gewis dis ist eine Hoheit, die, so schwer sie auch zu erlangen ist, den Menschen über sich selbst erhebt. Wie mächtig ist er nicht, wenn er gelernt hat, dem Unglück nicht zu weichen, sich nicht von ihm unterdrücken, nicht in dem Laufe der Pflichten stören zu lassen, wenn er nur sich selbst hat,

den er den Schicksal entgegenstellen kan, durch sich selbst genug bewarnet ist, die härteste und langwierigste Widerwärtigkeit nicht blos ohne Nachtheil seiner Tugend zu ertragen, sondern sie auch zu einer fruchtbaren Quelle der schönsten Handlungen zu machen? Die Standhaftigkeit mag sich in einer Situation setzen, worin sie will, so hat sie immer das Rührende und Würdige der Bewunderung. Marcel, der den Vorsiz in der ehrwürdigsten Rathsversammlung der Welt mit der Verweisung vertauschen mus, und es ohne Klagen, ohne Verlangen nach einer glüklichen Veränderung dieses Schicksals, erträgt: Phocion, der auf dem Richtplatze seine Freunde, die mit ihm verurtheilt waren, und in Thränen zerflossen, zur Standhaftigkeit ermahnen konte, und seinem Sohne diesen seinen letzten Willen hinterließ, daß er die Ungerechtigkeit der Athenienser, die sie an seinem Vater verübten, vergessen sollte: Epaminondas, dieser grose Feldherr in Theben, der, als er in einer Schlacht tödlich verwundet war, den Pfeil in der Wunde stecken ließ, und in dieser blutigen Stellung so lange unter den Schmerzen leben wollte, bis er wüste, ob sein Heer den Sieg davon getragen, und auf diese Nachricht den Pfeil herauszog, und mit Vergnügen sein

Leben beſchloß; der römiſche Rath, der nach der ſchrecklichen Niederlage der Armee, den Pyrrhus, der ſiegend in ihrem Lande ſtand, und um den Frieden anhalten ließ, zur Antwort gab, daß er erſt aus Italien gehen, und ſie alsdann durch Geſandte um Frieden bitten laſſen ſollte, und daß man ihn, ſo lange er im römiſchen Gebiete bliebe, mit aller Macht bekriegen würde, wenn er auch tauſend Levine geſchlagen hätte. Wie ſehr glänzen nicht dieſe Beiſpiele der Standhaftigkeit in der Geſchichte des Alterthums, und wie viele hat ſie nicht noch, die ihnen gleich ſind? Das Unglück ſtellet den Menſchen auf einen Schauplaz, wo jedes Auge ſeinen Werth entſcheiden kan, wo man bald erkennet, ob er eine ſtarke oder ſchwache Seele beſize. Hier pflegt er ſich nicht mehr ſo leicht hinter einer falſchen Miene zu verbergen. Die Künſte der Verſtellung laſſen ſich im Unglücke ſchwerer anwenden. Die betriegeriſchen Decken fallen ab. Die wahre Geſtalt des Menſchen bricht hervor. Die Heftigkeit der Empfindung wird die Verrätherin ſeiner Geſinnungen. Und die Veränderung ſeines Zuſtandes macht eben ſo wohl die Schwäche des Herzens, als des Verſtandes ſichtbar. Die Widerwärtigkeit iſt zwar eine harte, aber eine ächte Probe der Tugend. Wie in der

groſen Seele alles wahr, alles übereinſtimmend iſt, ſo erſcheint ſie auch im Unglück nicht anders, als man von ihr erwarten darf. Und wenn ſie auch widrige Zufälle nicht hindern kan, ſo kan ſie doch hindern, unter ihnen kleinmüthig zu werden; und wenn auch der äuſſere Zuſtand verändert wird, ſo erhält ſie doch ihre Geſinnungen und Entſchlüſſe unveränderlich. Schwer iſt freilich die Standhaftigkeit, und oft mus die Seele erſt lange mit ſich kämpfen, ehe ſie ſich eigen macht. Selbſt Helden haben hier Stunden der Schwachheit nicht allein erlebt, ſondern ſind auch oft aufrichtig genug geweſen, es zu bekennen. Wenige Tage nach dem Verluſte, den der Prinz Eugen bei Denain erlitten hatte, ward er von einer Stelle aus der Ode des Rouſſeau*) an das Glück ſo lebhaft gerührt, daß er geſtand, darin ſein Bild gefunden zu haben. So wohl die Schönheit dieſer Stelle, als auch die Würkung, die ſie in der Seele des groſen Feldherrn hervorgebracht, erwerben ihr hier ein Recht, angeführt zu werden:

Montrez-nous, guerriers magnanimes,
Votre vertu dans tout ſon jour.
Voyons, comment vos coeurs ſublimes
Du ſort ſoutiendront le retour.

*) 6te Ode im 2ten Buche.

Tant, que sa faveur vous seconde,
Vous êtes les maitres du monde,
Votre gloire nous eblouit;
Mais au moindre revers funeste
Le masque tombe: l'homme reste,
Et le heros s'evanouit.

Wenn aber auch den Helden, der die Feindseligkeit des Glücks erfährt, im Anfang einige Muthlosigkeit überfällt; so sollte er doch nie ganz ohnmächtig werden; er sollte die Standhaftigkeit, die ihn zu verlassen beginnt, bald wieder ergreiffen, und sie der Widerwärtigkeit entgegenstellen. Das Glück hat seine Abwechselungen, wie die Heiterkeit des Himmels, und die Gunst der Fürsten. Es mischet in alle Unternehmungen seine Einflüsse, begünstiget hier die Ausführung eines kühnen und verderblichen Anschlages, und zernichtet dort die weisen Entwürfe, die das Wohl eines ganzen Volks befestigen sollten. Es ist die gefährlichste Nebenbuhlerin der Scharfsinnigkeit, der Klugheit und der Vorsichtigkeit, und gibt oft der ganzen Welt einen Beweiß, wie weit es diesen überlegen ist. Was ist also anders zu thun, als das standhaft zu ertragen, was nicht zu ändern ist, und wenn man die zu mächtige Widerwärtigkeit nicht verhindern kan, wenigstens die Eindrücke, die sie in das Herz der Men-

schen zu machen pflegt, bei sich zu verhindern, und dadurch, daß man sich nicht von dem Eigensinn des Glücks beugen läßt, die Hoheit der Seele zu beweisen? Nachdem man alles versucht, alles ausgesonnen und angewandt hat, um einen widrigen Zufall zu hintertreiben oder zu entkräften, nachdem man den Nachtheil, den er den Absichten einer Unternehmung zufügen können, so weit gemindert hat, als es Gegenwart des Geistes, Klugheit und Muth vermögend gewesen; so ist für das Uebrige, das nicht zu zwingen ist, nichts als Standhaftigkeit es zu ertragen nöthig, und die Beruhigung in dem Gedanken, daß es eine unendlichweise Vorsehung ist, die die Widerwärtigkeit des Glücks oft mächtiger, als alle menschliche Kräfte, sein läßt. So lange widersteht der große Mann, als er dem Schicksal Einhalt thun kan, und wird er überwunden, so sinkt er, nicht ohne einen rühmlichen Widerstand geleistet zu haben, und selbst sein Fall zeigt seine Größe, wie man noch immer eine prächtige Bildsäule bewundert, wenn sie gleich vom Sturmwind umgestürzt liegt. Wenn alle Einsicht und alle Tapferkeit nicht mehr helfen können, wenn Wunder des Heldenthums umsonst sind, wenn alles, was er dem eindringenden Feind

entge-

entgegen zu setzen hat, niedergeschlagen und vereitelt wird; so hört er in seinem Busen die Stimme des Aeneas ertönen:

Non vires alias, conversaque numina sentis?
Cede deo!

und hält es für seinen lezten Ruhm, den er noch zu erwerben hat, sich vor der Uebermacht mit Anstand zurückzuziehen, und mit Standhaftigkeit seine Ueberwindung zu ertragen. So hält er alle Widerwärtigkeiten des Glücks aus, und wenn es seine wohl entworfenen, und mit Klugheit angefangenen Unternehmungen durch Zufälle, die sich nicht bezwingen lassen, unterbricht, oder ganz fruchtlos macht, so ist die Standhaftigkeit der Seele die einzige Zuflucht, worin er unüberwindlich bleibt. Er kan also äusserlich bezwungen werden; aber seine Seele ist unbezwingbar, gegen die bestürmenden Anfälle, die auf sie zusezen, und gegen die Bewegungen der Leidenschaften, die ihn unterdrücken wollen. Die Zeit mag in seinem Zustande so viel Veränderungen hervorbringen, als sie will; sie mag sein Glück mindern, oder es ihm ganz rauben, so sieht er es mit unbethränten und heitern Blicken an, und ist standhaft. Er gibt dem Glücke seine blendenden

Geschenke, wenn es sie wieder abfordert, willig zurück, hüllet sich in seine Tugend ein, und nimmt Armut und Niedrigkeit als einen Gewinn an. Wenn ihm unglückliche Zufälle seine Aemter, sein Vermögen, sein Ansehen, das er bei der Welt hatte, entreissen; sollte er denn mit den Thoren klagen, und schwach und muthlos seinen Verlust beweinen, er, der den Werth der Dinge zu schätzen weiß; und bei ihrer Veränderlichkeit die erhabenen Güter der Seele behält, die nichts ihm rauben kan? Sollte er durch übermäßige Thränen, durch langen Kummer, sich mit gemeinen Seelen in einer Reihe stellen, er, der sich von ihnen so sehr durch seine Einsichten und Gesinnungen unterscheidet, er, der der Welt ein hohes Beispiel der Standhaftigkeit schuldig ist? Er stehet gleichsam an der Spitze der Unglücklichen; alle richten ihre Augen auf ihn; alle wollen durch sein Beispiel gestärkt werden; und seine erhabene Standhaftigkeit theilt sich durch alle Reihen von Seele zu Seele mit. Ist nicht die Ungerechtigkeit der Welt oft so mächtig, daß der Mensch wider sie weder in seiner Geburt, noch in seinen Würden, noch in seinem Vermögen, und was viel mehr als diese Vorzüge ist, nicht einmal in seinen Tugenden und erhabenen Verdiensten einen Schuz, und

eine Art des Heiligthums finden kan? Aber auch auch hier sieget die Standhaftigkeit der großen Seele über die Wuth der Leidenschaften anderer, und über sich selbst. Sie hält die Anfälle des Neides, der sie verkleinert und verleumdet, der Bosheit, die ihr nachstellet, und sie aus dem Besiz ihrer Ruhe und ihres Vermögens vertreibet, der Ungerechtigkeit, die ihr nichts von ihrem Eigenthum läßt, und sie allem Elende, und allen Bitterkeiten der Armut und der Verfolgung aussezt; sie hält diese harten Anfälle lange aus, ermüdet und überwindet die Wuth ihrer Feinde mit Standhaftigkeit, läßt sich weder von der einen Seite von Gram, und Schmerz und Bekümmernis, und Ungeduld und Muthlosigkeit besiegen, noch von der andern Seite zur Empörung gegen ihre Beleidiger, zur Rachbegierde, zur Vergeltung des Unrechts hinreissen; sondern erhaben über alle unrechtmäßigen Bewegungen des Herzens erhält sie sich in der ganzen Vollkommenheit ihrer Tugend, hier in Gelassenheit und Heiterkeit, dort in aufrichtiger Versöhnlichkeit, feuriger Liebe und Wohlwollen gegen ihre Verfolger und Peiniger. Was kan eine Seele übertreffen, die zu dieser Standhaftigkeit gebildet ist? Wozu ist sie nicht fähig, sie mag sich in ei-

nem Zustande befinden, worin sie will? Wie sichtbar ist nicht die Größe der Seele, die alles Unglück nicht nur lange ertragen, sondern es gleichsam mit einem ruhigen Lächeln ertragen kan?

Wenn sich auch bei der Standhaftigkeit die Nothwendigkeit des Uebels das sie aushält, findet, so wird dadurch ihr Werth nicht geändert. Man mus freilich das übernehmen, was man nicht vermeiden kan; man muß dahin gehen, wohin man gezwungen wird. Ist es also nicht besser, es freiwillig, und mit einem guten Anstande zu thun? Aber die Standhaftigkeit besteht nicht blos in einer gewissen Ruhe und Gelassenheit unter dem Uebel, da man stille liegt, und das Uebel duldet, weil man es nicht ändern kan. Sie ist eine sehr thätige Tugend, indem sie mit äussern Empfindungen des Schmerzens, aber doch allezeit mit den innern Bewegungen des Herzens zu kämpfen hat. Und gehöret nicht zur Mäßigung der Affecten Stärke der Seele, eine Vernunft, die zu Ueberlegungen geschikt ist, die richtige Urtheile abfaßt, und den Willen darnach seine Entschliessungen bestimmen läßt? Nicht lange würde sich die Standhaftigkeit erhalten, wenn sie sich nicht auf starken Gründen befestigte, und wenn der Verstand diese Gründe nicht beständig mit

einer gewissen Klarheit erkennete. Der bloße Gedanke, daß man das ertragen müsse, was nicht zu vermeiden ist, dieser Gedanke würde noch zu schwach sein, als daß er das Herz von Unruhe und Bekümmernis frei erhalten sollte; noch immer würde das Unglück Klagen und Thränen zu seinem Opfer haben, oder Verdruß, und Unmuth und heimliches Zagen, die sich in der Seele verbergen. Es kommt bei der Standhaftigkeit auf die Beschaffenheit des Uebels, und auf die Fertigkeit der Seele an, eben die Gründe, die sich für dasselbe schicken, sich klar vorzustellen, und sie unverrückt unter ihrem Gesichtspunkte zu behalten. Die Bekanntschaft, die man schon mit einem Unglück gemacht, die Gewohnheit, ein elendes und geplagtes Leben zu führen, können die Standhaftigkeit erleichtern. Die Hofnung, daß das Uebel sich vermindern, oder ganz verschwinden, oder daß wenigstens die Empfindung davon nicht so lebhaft und heftig bleiben werde, der Trost, das Mitleiden der Zuschauer zu haben, die Versicherung von dem Ende des Lebens, wo alle Unbeständigkeit des Glücks aufhören, und wir das Unglück, das uns nicht verlassen will, verlassen werden, dis sind freilich Hülfsmittel, die die menschliche Schwachheit

nicht verwerfen soll. Aber die Betrachtung, daß unsre Uebel von einer Vorsehung abhangen, die dabei unsre Vollkommenheit zur Absicht hat, die unsre Tugenden prüfen, befestigen, und der Belohnung würdiger machen will, die uns vor den Augen unsrer Nebenmenschen als ein Muster aufstellen will, von dem sie Muth und Nachahmung lernen sollen, solche Betrachtungen enthalten Gründe, die nichts von ihrer Richtigkeit verlieren, und allezeit stark zur Unterstützung der Standhaftigkeit bleiben. Je mehr wir den Nutzen, den wir aus unglücklichen Zufällen ziehen können, kennen lernen, desto mehr wird uns die Standhaftigkeit erleichtert werden. "Wie leicht, sagt Bossuet, pflegen wir uns nicht unsre Fehler zu verzeihen, wenn das Glück sie uns vergibt? Und wie bald halten wir uns für die aufgeklärtesten, und geschicktesten, wenn wir die glücklichsten sind? Unglückliche Erfolge sind die einzigen Lehrmeister, die uns mit Nutzen tadeln, und uns das Geständnis entreissen können, das unserm Stolze so viel kostet, das Geständnis gefehlt zu haben. Alsdann, wenn die Unglücksfälle uns die Augen eröfnen, denken wir mit Wehmut an alle unsre Fehltritte zurück. Wir fühlen uns eben so sehr über dasjenige bestürzt, was wir gethan, als über das, was

wir unterlaſſen haben; und wir wiſſen nicht mehr, womit wir diejenige vermeſſene Klugheit entſchuldigen ſollen, die ſich vor unfehlbar hält.“ Die öftere Betrachtung der Widerwärtigkeiten, die ſich auf dem großen Schauplatze der Welt ereignen, und die uns die Geſchichte aller Jahrhunderte unter ſo mannigfaltigen Geſtalten zeigt, beſonders die Aufmerkſamkeit auf das ſtandhafte Verhalten großer Männer unter unglücklichen Vorfällen, und die fleißige Beſchauung der Situationen, worin wir uns befinden, das ſcharfſichtige Vorherſehen aller Veränderungen, die ſich darin zutragen werden, und die feine Bemerkung ſelbſt derjenigen widrigen Zufälligkeiten, die uns treffen können, unterrichten uns eben ſo wohl zur Standhaftigkeit, als zur Vorſichtigkeit. Nicht weniger ſind es Mäßigung und Enthaltſamkeit, die uns zur Standhaftigkeit geſchikter machen. Die Verachtung der Wolluſt iſt eine gewiſſe Vorbereitung zur Verachtung des Schmerzens; und wer früh gelernt hat, ſich der Weichlichkeit und der Unmäßigkeit zu enthalten, der wird auch leicht die Beſchwerlichkeit und den Mangel mit Standhaftigkeit ertragen können. Wie es das größte Glück iſt, wenn man ſich ſelbſt genug iſt, daß man keines äuſſern Glückes

bedarf; so ist es auch das größte Uebel, wenn man kein Uebel vertragen kan.

Die Standhaftigkeit hat, wie die Unerschrockenheit, ihre eigenthümliche Gelegenheiten, worin sie sich zeigt. Die Seele, die nie ein großes Uebel empfunden, weiß noch nicht, wie viel und wie lange sie tragen kan; das Unglück lehrt sie erst, ihre eigenen Kräfte kennen, und entweder ein Vertrauen, oder ein Mistrauen auf sich selbst setzen. So lange die Luft um den Menschen heiter ist, so lange hebt er sein sicheres Haupt empor; aber seht nur ein Ungewitter am Himmel aufsteigen, und mit einem heftigen Sturm ausbrechen, so gleich sinkt oft der stolze Pallast, und Ruinen bedecken seine Stelle. Dann, wenn das Unglück gegenwärtig ist, und die Standhaftigkeit, die man vorher so sehr zu besitzen glaubte, fehlet, dann werden die Vorwürfe des Seneca nöthig, die er, als er den gewaltsamen Tod leiden sollte, seinen untröstbaren Freunden machte: "Wo sind nun alle Vorschriften der Weltweisheit? Wo ist nun jene seit so vielen Jahren gelernte Gelassenheit in den Unglücksfällen?" So ist die wahre Standhaftigkeit großen Seelen eigen, und darf nicht erst durch äussere Zuredungen hervorgebracht werden. Sie hat gleichsam ihre eigene Quelle, woraus sie entspringt,

und sich ohne fremden Zufluß nährt. Sie hohlet nicht erst, wie schwache Seelen, Trost und Stärke von andern; sie hat sie in sich selbst, und zwar reich genug, um andern davon mittheilen zu können. Das ächte Kennzeichen der Standhaftigkeit ist, sie da gleich beweisen zu können, wo man ihrer bedarf.

Je empfindlicher das Unglück ist, das ein Mann zu ertragen hat, je mehr sich dabei die Ungerechtigkeit und Wuth derer, die es ihm zufügen, äussert, je tiefer es ihn äusserlich erniedriget, desto größer ist sein Verdienst, wenn er es standhaft aushält. Carl von England, vom Throne herabgesetzt, von seinem Volke entkrönt, verurtheilet und auf das Blutgerüste geführt; dieß war gewis eines der härtesten Schicksale, worunter sich jemals ein unglücklicher Herr befunden hat. Viele Regenten haben bei der Uebernehmung der Herrschaft mit einer mächtigen Eifersucht zu streiten gehabt; viele haben mit einem aufrührischen Volke zu thun gehabt, und die Jahre ihrer Regierung nur nach den Empörungen gezählet, die sie dämpfen mußten; viele haben eine beständige Gährung des Unwillens und der Verschwörungen, die wider ihr Leben gerichtet waren, ansehen, und ihre

Tage unter einer verschwiegenen Angst zubringen müssen; viele haben ihre Unterthanen, deren Gehorsam ihnen oft ein fanatischer Geist, und die fürchterlichste unter allen, die Herrschsucht der Klerisei entriß, wider sich auftretten, ihnen Eid und Treue aufkündigen gesezen, und in der Flucht ihre Sicherheit suchen müssen. Aber der König Carl ward nicht nur selbst von seinem eigenen Volke des Throns und aller Rechte der Majestät beraubt, sondern auch vor ein Gericht, das sich einer unbändigen Freiheit anmaßete, geführt und verurtheilt. Allein wie standhaft ertrug er nicht auch die tiefe Erniedrigung und den schrecklichen Zustand, worin ihn die ausschweifende Gewalt seiner Feinde stürzte, und wie sehr war nicht seine ganze Aufführung eines Königs würdig? Da er zu schwach war, die unrechtmäßige Macht, die über ihn herfiel, mit Nachdruck zurückzutreiben, so bewieß er eine Hoheit der Seele, die sich da am meisten fühlt, wo das äussere Schicksal sie unterdrücken will. Man konnte ihn zwar hindern, König zu sein, aber nicht, königlich zu denken. Wie sehr behielt er nicht noch vor dem Gerichte das ihn vor sich zwang, den Ton eines Herren? Wie kühn verwieß er ihm nicht seine Unbändigkeit, und seinen Frevel? Wie nachdrücklich

hielt er ihm nicht vor, daß es sich einer strafbaren Gewalt anmaßte; und wie anständig weigerte er sich nicht, sich den unrechtmäßigen Aussprüchen, die ausserdem aus dem Munde seiner Feinde kamen, zu unterwerfen? Allein da er bei der Uebermacht unterliegen mußte, und seine Unterthanen mit ihm auf eine Art verfuhren, die in der Geschichte kein Beispiel hat; so erhielt er sich doch bei einer Standhaftigkeit und bei Gesinnungen, die ihn des Throns, der ihm schon entrissen war, noch würdiger machten. Welche Unerschrockenheit im Gefängnisse, worin er den Lerm von der Aufbauung seines Blutgerüstes hören mußte, und kaum die lezten Nächte vor dem Gerüste schlafen konnte! Und welche Standhaftigkeit an dem schrecklichen Tage seiner feierlichen Hinrichtung, als er dem Tode entgegen ging, und noch die lezten Augenblicke anwandte, sein gesezloses Volk zu ermahnen, zur Ruhe und Eintracht wieder zurückzukehren, und sich mit seinem unschuldigen Blute zu begnügen? Gerne betrachteten wir noch länger diese Standhaftigkeit des Königs auf dem Blutgerüste, wenn sich nicht die Thränen über einen so rührenden Auftritt in unsern Augen häuften, und wenn wir nicht zugleich eine Ausschweiffung und unerhörte Wuth ansehen müßten, bei

deren Anblick man nicht ohne Abscheu und Entsetzen verweilen kan.

Jetzt sollten wir noch eine Eigenschaft betrachten, die zu den Tugenden des großen Mannes gehört: dis ist die Tapferkeit, die besonders zu der Gesellschaft kriegerischer Eigenschaften gezählet wird, und sich in dem Charakter des Helden so sichtbar auszeichnet. Eine weite Vorstellungskraft, eine ausgebreitete Scharfsichtigkeit, Heiterkeit, Gegenwart des Geistes, und Klugheit machen die eine Hälfte zu dem Bilde der Helden; die Tapferkeit, die Stärke der Seele in sich schließt, macht die andere Hälfte aus, und vollendet das Gemälde. Nicht blos Muth zum Unternehmen, auch Festigkeit der Seele zum Aushalten und Unerschrockenheit sind wesentliche Eigenschaften des Helden; und diese alle scheint man unter dem Ausdrucke Tapferkeit zusammen zu fassen. Daher kan man sich die Tapferkeit als eine Mischung des Muths, der Festigkeit und der Unerschrockenheit vorstellen, die sich in den Geschäften des Krieges äussert; und diese Tapferkeit wird den wahren Helden eigenthumlich sein. Wir dürfen also nicht mehr die Bestandtheile der Tapferkeit zergliedern, die wir schon einzeln betrachtet haben; aber wir setzen noch hinzu, daß sie sich in der Seele des Helden nicht

allezeit in einem gleichen Grade zuſammen befinden, und daß ihre verſchiedene Miſchung ſich ſo wohl nach der natürlichen Beſchaffenheit der Seele, und des Temperaments, als auch nach der Erziehung und den Umſtänden richtet. Da wir hier nur die einzelnen Glieder ſammlen, aus welchen gleichſam der vollkommene Körper des großen Mannes beſteht; ſo können wir uns nicht mit einer vollſtändigen Abbildung des Helden aufhalten, der ſich von jenem wegen der beſondern Sphäre, worin er ſie äuſſert, unterſcheidet. Allein einige Züge dürfen wir noch hinzuſetzen, und dieſe wollen wir von der Meiſterhand des Bruyere entwerfen laſſen. "Conde war durch die Geburt das, was die größten Männer nur erſt durch Hülfe der Regeln, des Fleiſſes, der Ueberlegung, und der Uebung werden. Er hatte in ſeinen erſten Jahren nichts weiter nöthig, als die Talente, die ihm die Natur gegeben hatte, anzuwenden, und ſich ſeinem Genie zu überlaſſen. Seine Thätigkeit kam ſeiner Wiſſenſchaft zuvor; oder er wuſte vielmehr das, was er niemals gelernet hatte; viele Siege machten die Spiele ſeiner Kindheit aus. Ein Leben begleitet von dem äuſſerſten Glücke, das mit einer langen Erfahrung verbunden iſt, würde ſchon durch die einzigen Thaten berühmt ſein, die er in

seiner Jugend vollbrachte. Alle Gelegenheiten zu überwinden, die sich ihm anboten, ergrief er, und die ihm fehlten, wuste ihm sein Muth und sein Glück zu verschaffen; er war bewundernswürdig so wohl wegen dessen, was er ausgeführt hat, und auch wegen dessen, was er hätte ausführen können. Man sahe ihn als einen Mann an, der nicht fähig war, dem Feinde zu weichen, noch der Zahl oder den Hindernissen nachzugeben; als eine Seele vom ersten Range, voll von Hülfsmitteln und Einsichten, die da noch sahe, wo niemand mehr sahe; als denjenigen, der an der Spitze der Armee für sie eine sichere Prophezeihung des Sieges war, der allein mehr als viele Legionen galt, der im erwünschten Fortgange der Unternehmungen gros, aber noch größer war, wenn ihn das Glück entgegen arbeitete. Eine aufgehobene Belagerung, ein Zurückzug haben ihn mehr veredelt, als seine Triumphe, als gewonnene Schlachten und eingenommene Städte. Er war voll Ruhm, und voll Bescheidenheit. Man hörte ihn oft mit eben dem Anstande sagen: "ich flohe," als wenn er sagte: "wir schlugen den Feind." Er war ein Mann ganz ergeben dem Staate, seiner Familie, und ihrem Haupte, dem König; aufrichtig gegen Gott und Menschen; so sehr

ein Bewunderer des Verdienſtes, als wenn es ihm weniger eigen, als wenn er mit ihm weniger vertraut geweſen wäre.

Die Natur iſt es, die der Seele die Anlage zu den großen Geſinnungen gibt, die wir bisher betrachtet haben; aber die Erziehung, das fleißige Anſchauen würdiger Beiſpiele in der Geſchichte, und die Macht der Religion tragen das meiſte zur Erhebung der Seele bei. Sollte nicht der Jüngling, der in den Jahren, wo das Herz weich iſt, und ſich gerne rührenden Eindrücken eröfnet, nichts als erhabene Beiſpiele vor Augen hat, und ſich täglich mit den würdigſten Gegenſtänden der Geſchichte beſchäftiget, von einem edlen Feuer erwärmet, und in einer heiligen Begeiſterung hingeriſſen werden? Sollte er nicht, wenn er bei dem Ausrufe; "Pätus, die Wunde ſchmerzet nicht," voll Empfindung über die Macht der Liebe und der Standhaftigkeit wird, wenn er bei den heldenmüthigen Geſinnungen des Codrus lange tiefſinnig bleibt, wenn er bei dem Edelmuth des ſterbenden Phocion Thränen fallen läßt, von der Bewunderung zur anhaltenden Betrachtung geführet werden, und die Auftritte, die eine ſo ſtarke Würkung auf ihn hatten, oft wieder vor ſeinen Augen herbeirufen? Wie manche Seele hat ſich nicht durch das Anſchauen

erhabener Gesinnungen erhoben? Dis ist die Art, wie sich große Männer fortpflanzen, nehmlich durch die rührenden Beispiele, die sie ihren Zeitgenossen, und den Nachkommen geben, und die Bewunderung, und aus der Bewunderung Nacheiferung erzeugen. Wie manche Helden hat nicht die Geschichte in allen Arten der Tugenden, deren Grundregeln und Handlungen gleich würdig sind, den Verstand zu bilden, und den Willen zu beleben? Man findet von einem Jahrhunderte zu dem andern, auch da, wo die wahre Größe unter den Finsternissen, die den menschlichen Verstand bedekten, sich verlohren zu haben schien, auch unter Völkern, deren Sitten und Gebräuche von den unsrigen weit verschieden sind, auch unter denen, die wir oft mit dem verhaßten Namen der Barbaren belegen, man findet unter allen Ständen Beispiele genug, die den Lauf unsrer Tage veredeln, und unsre Handlungen für die Welt eben so wohlthätig, als unvergeßlich machen können. Die ganze Erde ist seit ihrem Ursprunge ein Schauplaz gewesen, auf welchem sich unter den Lastern auch erhabene Tugenden gezeiget haben; und wenn der Mensch sie nicht sieht, so rührt es mehr von seiner eigenen Blödsichtigkeit her, als daß die Scene

nicht

nicht Licht genug hätte. Die Geſchichte alſo, dieſe geheiligte Aufbewahrerin großer Geſinnungen und Handlungen, dieſe bildet das Herz zu würdigen Empfindungen und Entſchlieſſungen. Sie führet die großen Männer aller Jahrhunderte vor unſre Augen, läßt uns ſehen, wie viel Edles und Erhabenes in ihnen geglänzt, und reizet und begeiſtert uns zu dem Vorſatze, alle unſre Kräfte zu ihrer Nachahmung anzuwenden. Sie ſetzt uns gleichſam in eine Verbindung mit allen großen Seelen, die das Alterthum hat; wir ſind in ihrer Gegenwart, und genießen eine Art des Umganges, der nicht blendet, ſondern an ſich zieht und unterrichtet. Wir hören ſie reden, wir ſehen ſie handeln; wir reiſen, wir leben mit ihnen. Wir verehren, wir bewundern ſie; wir nehmen allmählig und unvermerkt ihre Geſinnungen und Grundſätze an; wir treten in ihre würdigen Maximen zu handeln, und je mehr wir mit dem Muſter bekannt werden, deſto mehr werden wir eifern, es uns eigen zu machen. Wie viel Erhabenes läßt ſich nicht in der königlichen Schule lernen, die Homer, Polybius, Xenophon, Plutarch, Livius, Fenelon, Marmontel, Schröth, und andere Männer eröfnet haben, und worin die vornehm-

sten Grundsätze der Sittenlehre und der Staatsklugheit in den Schilderungen großer Thaten erscheinen? Aus solchen Schriften bildeten sich die berühmtesten Männer des Alterthums nicht nur zu der großen Wissenschaft, den Staat zu regieren und zu vertheidigen, sondern auch zu erhabenen Gesinnungen des Edelmuths, der Uneigennützigkeit, und zu allen grosmüthigen Tugenden; und solche Schriften machten ihren täglichen Unterricht zu Hause und im Felde aus. Und wie sehr verdienen sie nicht, in den Händen aller edelmüthigen Jünglinge zu sein, und besonders vor den Augen der Prinzen beständig eröfnet zu liegen, um ihrer Seele die würdigste Nahrung zu geben, um ihren Geist zu unterrichten, und zu wichtigen Vorwürfen zu erheben, um ihnen frühzeitig die wahre Grosmuth des Herzens, die mehr als alle glänzenden Vorzüge der Geburt gilt, und nicht nur eine Hochachtung gegen große Verdienste einzuflößen, sondern auch den Muth und den Eifer, sich nicht mindere zu erwerben? Eben wie die fleißige Betrachtung großer Männer in der Geschichte, so würket auch das nachdenkende Anschauen ihrer Bildnisse auf die Seele. Darum setzte das Alterthum die Bildnisse seiner berühmten Männer an den Ort des Hauses, wo der gewöhnliche

Aufenthalt der Familie war. Jeder Blik, den sie auf die Züge ihrer Vorfahren warf, erinnerte sie an ihre würdigen Handlungen; jeder Gedanke ward ein Same, der sich mit dem Antriebe zur Nachahmung tief ins Herz senkte. Sollten denn die Gemälde eines Noel Conpel, die den Alexander Severus in der Beschäftigung eines großen Menschenfreundes vorstellen, wie er seinen Unterthanen Getraide austheilen läßt, oder den Trajan, wie er allen Völkern Gehör gibt, sollten ähnliche Gemälde, die in den Wohnzimmern der Fürsten aufbewahret, und täglich betrachtet zu werden verdienen, keinen Einfluß auf junge feurige Gemüther haben? Sollte nicht die Bildsäule eines Mannes in der rührenden Stellung einer erhabenen Handlung, indem sie die Einbildungskraft beschäftiget, auch das Herz erwärmen? Sollte nicht bei dem Anblik der berühmten Denkmähler der Verehrung, welche die Kunst den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts errichtet, bei den Zügen der Männer, die so lange als ihre Bildsäulen zu leben verdient hätten, ein Gedanke den andern erregen, eine edelmüthige Empfindung die andere anfachen, und die Seele mit einem Nacheifer erfüllen, der sie zu eben den Tugenden auf

fordert, die jene der Vergessenheit entrissen haben? Themistokles konnte vor den Siegeszeichen, die dem Miltiades errichtet waren, nicht ruhen, und besuchte sie in der Stille der Nacht; Cäsar fiel bei der Statüe des Alexanders in ein tiefes Nachdenken, und rief mit Thränen im Auge aus: "wie gros war nicht dein Glück! in meinem Alter hattest du schon einen Theil des Erdbodens besiegt; und ich habe noch nichts zu meinem Ruhme gethan; "Peter, der Erste, erblikte kaum das Brustbild des Richelieu, so eilte er ihm zu, umarmte es, und: "großer Mann, wärest du noch im Leben; die Hälfte meines Reiches gäbe ich dir, damit du mich lehrtest, die andere Hälfte regieren," war sein rührender Ausruf, der würdig ist, vor den Ohren aller Jahrhunderte wiederholt zu werden. Gewis ein langer Umgang mit den großen Männern eines jeden Zeitalters, und eine steißige Betrachtung ihrer Denkungsart, ihrer Gesinnungen, und alles dessen, was sie für die Welt Wichtiges unternommen und ausgeführet haben, erhebet die Seele, und bildet sie zu ähnlichen Verdiensten.

Vornehmlich aber ist es die Religion, die, wie sie den Geist zu grossen Vorstellungen erhöhet, das Herz mit großen Gesinnun-

gen erfüllet. Was kan erhabener sein, als die Aufklärungen, die sie dem menschlichen Verstande von Gott, von seinem Wesen von seinen Eigenschaften und Rathschlüssen und von seinem Willen gegeben hat; und was kan erhabener sein, als die Beispiele, die sie überal aufstellet, wo Gott selbst unter den Menschen in ihrer Natur erscheint, sie selbst unterrichtet, freiwillig die härtesten Widerwärtigkeiten übernimmt, um nur sie mit den stärksten Beweisen seiner Liebe zu überhäuffen, und, nachdem er sein Leben zu lauter Wohlthun angewandt, es für die Wohlfahrt der ganzen Welt aufopfert, und ihr dieses als seinen lezten Willen hinterläßt, so gesinnet zu sein, wie er gesinnet war? Auf allen Seiten erblicken und bewundern wir einen unendlichen Gott, dessen Vollkommenheiten unsern betrachtenden Geist erheben, und unsre Seele auffordern, rein von allen niedrigen Begierden und reich an allen seines Beifalls und seiner Belohnungen würdigen Gesinnungen und Tugenden zu sein; einen Gott, der alles mit seiner Vorsorge und mit seiner Allwissenheit umfaßt, vor welchem die Nacht nicht mehr Nacht ist, und der selbst unsre Gedanken von ferne siehet, und unsre Herzen prüfet; einen Gott, der,

indem er den Menſchen ſeine unbegränzte Wohlthätigkeit, ſeine Gerechtigkeit, und ſeine Erbarmungen zeigt, für welche keine Sprache Ausdrücke genug hat, ſich ſelbſt als ein Muſter vorſtellet, und verlanget, vollkommen zu ſein, wie er vollkommen iſt; einen Gott, der die menſchliche Schwachheit mit ſeinem Einfluße belebet und unterſtützet, die Seele von ihren Flecken reiniget, und ihre Vollkommenheit, die durch die Kräfte der Natur nicht bewürket werden kan, durch einen auſſerordentlichen Beiſtand hervorbringet. Die Religion iſt die Schule groſſer Seelen, und die Geſchichte und Erfahrung zeigt, wie ſehr ſie Geſinnungen des Menſchen erheben, und zu welchen Handlungen ſie ihn fähig machen könne.

Von
groſſen Handlungen.

Die groſſen Handlungen vollenden das Verdienſt des groſſen Mannes, und beſchlieſſen daher dieſen Verſuch unſrer Betrachtungen, die wir über ihn anſtellen. Sie ſind die Ausbrüche, durch welche ſich die Gröſſe

des Geistes, und der Gesinnungen zu erkennen gibt; und in ihnen äussern sich alle heldenmäßigen Kräfte, die in der menschlichen Natur verborgen liegen. Sie machen denjenigen Theil des Charakteristischen aus, wodurch sich der große Mann am sichtbarsten unterscheidet, und wodurch er sich auf diesen Namen am meisten das Recht erwirbt. Ehe wir die Untersuchung der großen Handlungen selbst vornehmen, müssen wir einige nöthige Anmerkungen vorausschicken.

So verschieden die Denkungsart und das Interesse der Menschen sind, so verschieden pflegen auch ihre Urtheile von den Handlungen anderer zu sein. Es kommt hier nicht auf die von bösen Leidenschaften gestimmten Grundsätze an, welche die Handlungen der Menschen erniedrigen und verringern; schon die verschiedenen Vorstellungsarten des menschlichen Verstandes können Urtheile hervorbringen, die den Werth der Handlungen falsch angeben. Die Vorurtheile der Erziehung, der Nation, der Regierungsverfassung, der Religion, was für verschiedene Vorstellungen erzeugen sie nicht, die sich oft unvermerkt in die Beurtheilung der menschlichen Handlungen einmischen? Und was thut nicht sowohl das

Intereſſe eines einzelnen Menſchen, als eines ganzen Volks? Entwirft es nicht die Urtheile über Handlungen nach den Beziehungen, die ſie auf daſſelbe haben? Und wie ſelten verträgt ſich damit die Wahrheit und Richtigkeit, die jedes Urtheil haben ſollte? Wie oft werden nicht Handlungen zum erſten Rang erhoben, blos weil ſie an dieſem Orte, unter dieſem Volke, unter dieſen Umſtänden, in dieſer Uebereinſtimmung mit angenommenen Grundſätzen, in dieſer Beziehung auf ein beſonderes Intereſſe verrichtet werden? Und was wollen wir denn nun hiemit ſagen? Dieſes, daß man einen ſichern Geſichtspunkt feſtſetzen muß, nach welchem man von der Gröſſe der Handlungen richtig urtheilen könne, daß es nur einen einzigen rechten Geſichtspunkt gebe, und daß dieſer da ſei, wo Vorurtheile und Intereſſe nicht die Wahrheit aufhalten, und die Urtheile derer, die allein die unverblendete Vernunft zur Richterin annehmen, übereinſtimmen. Dieſe Anmerkung wird wie ich glaube, nicht ganz überflüſſig ſein Vielleicht würde ſie in den Zeiten, wo die verſchwenderiſche Freigebigkeit gegen Klöſter als eine groſſe Handlung erhoben ward, und den Beinamen des Groſſen verſchafte, gute Dienſte gethan haben, wenn man auf ſie geachtet hätte.

So lange man nicht weiß, was zur Hervorbringung einer Handlung angewandt ist, ob und wie viel Größe des Geistes und der Gesinnungen sich dabei befinde; so lange sollte sich das Urtheil vorsichtig zurükhalten. Zwo Handlungen können sich dem Anschein nach gleich sehen, und ihrem wahren Gehalte nach unterschieden sein. In diesem Lande schließt ein Minister einen Friedensvergleich: ein anderer thut eben dis in jenem Lande. Der eine hat weiter nichts nöthig, als vorgeschriebene Vorschläge zu thun, die gleich angenommen werden; der andere mus erst den ganzen Entwurf machen, viele Kenntnis, vieles Vorhersehen, Vergleichen, Nachsinnen, vielen Scharfsin, viele Gegenwart des Geistes und Klugheit dabei anwenden, auch wohl Muth und Festigkeit der Seele zeigen, auch wohl einige Aufopferungen persönlicher Vortheile übernehmen, ehe er das Werk vollendet. Welche von beiden Handlungen ist eigentlich gros? Mann erkennt es gleich, so bald man weiß, was und wie viel angewandt ist, um sie hervorzubringen. Beide Handlungen können indessen in Absicht auf ihre Folgen, und auf das Ausgebreitete der Vortheile, die sie vielen Menschen verschaffen, gros heissen. Aber das eigenthümliche Ver-

dienst der handelnden Personen mißt, und unterscheidet sich nach dem, was ein jeder zu thun gehabt, nach der Mühe und Schwierigkeit, oder nach ihrer Abwesenheit. Nur einige Untersuchungen; so gleich verschwindet oft der stolze Triumph mancher ausposaunten Staatshandlung, und man erblikt das Gewöhnliche und Leichte auf allen Seiten, wo andere das Ausserordentliche und Große zu sehen glauben.

Die Größe der Handlungen richtet sich nach dem Maße der Seelenkräfte derer, die sie verrichten. Was also für einen Menschen eine große Handlung ist, das ist es nicht für einen andern. Seelen von weniger Stärke verrichten Handlungen, die nach dem Maaße ihrer Kräfte und der Beschaffenheit ihrer Situationen betrachtet, gros sein können; aber der Held vom ersten Range würde sich nicht mit ihnen begnügen, und für ihn würden sie nicht mehr gros sein. Also müssen wohl nur diejenigen große Handlungen sein, die von großen Seelen dafür gehalten, und selbst von ihnen verrichtet werden.

"Große, und herrliche Thaten, die uns verblenden, werden uns von den Staatserfahrnen als Folgen großer Absichten abgema-

let, da sie doch insgemein nichts anders als die Würkung unsrer Gemüthsart und der Leidenschaften sind." Man mus Rochefoucault, der diese Anmerkung macht, recht verstehen. Haben nicht die Leidenschaften an den Handlungen der Menschen ihren gerechten Antheil, und ist es nicht die weise Natur selbst, die sie als neue Hülfsmittel der Tugend, und als Beförderinnen wichtiger Unternehmungen bestimmet hat? Dis kan also wohl nicht die Meinung sein, daß die Handlungen, bei welchen die Leidenschaften ihren Einflus äussern, eben deswegen keine Grösse hätten. Die mäßige und ordentliche Bewegung der Leidenschaften belebet die Seele, und setzet ihre Kräfte in Thätigkeit; und wie viele große Handlungen sind nicht eben dadurch hervorgebracht? Wenn aber wilde und unedle Leidenschaften den Menschen würksam machen, wenn blos der Ehrgeiz, blos die Gewinnsucht ihn belebet, und die einzigen Grundtriebe seiner Handlungen werden; so fehlt ihnen das Große und Erhabene der Bewegungsgründe, und daher von dieser Seite ein nicht geringes Verdienst. Und dis tadelt der scharfsinnige Beobachter der menschlichen Sitten. In der That, wie viele Handlungen werden nicht zu dem höchsten Gipfel erhoben, die eine kleine und niedrige

Quelle haben? Wie gewöhnlich iſt es nicht, daß ſelbſt in wichtigen Staatshandlungen nur das Verlangen des Ehrgeizes, und der Gewinſucht befriedigét wird, und daß der Menſch nur das thut, was ihm ſeine Leidenſchaften rathen? Unreine Grundtriebe vermindern ſelbſt das Verdienſt ſchwerer und wohlthätiger Handlungen; und wie richtig iſt nicht das Urtheil in der Sprache des Dichters?

Der Abſicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten;
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herkuls Werke rathen,
Der heißt vergebens gros;
Er ſchwingt ſich nie vom Staub des Pöbels los.

Uz.

Doch laſſet uns auch billig ſein. Geſezt manche Handlungen haben eine unlautere und niedrige Quelle, ſo können ſie doch, wenn ſie übrigens der Tugend gemäs ſind, in Anſehung des Nutzens, und der ausgebreiteren Vortheile, alſo in Abſicht ihrer äuſſern Würkungen, eine gewiſſe Größe haben, wenn das gros heiſſen kan, was viele Folgen hat. Man laſſe den Helden aus einer bloſſen Ruhmbegierde, ohne einen Gedanken an die Pflicht, ohne eine Empfindung des Wohlwollens ge-

gen den Nebenmenschen, sich den Gefahren entgegenstellen, und durch seinen Arm den Feind des Vaterlandes zurüktreiben; man lasse den Minister, blos um sich ein Ansehen und reiche Belohnungen zu erwerben, nüzliche Einrichtungen des Staats erfinden und einführen. Mangelhaft bleibt ihr Verdienst, und klein sind die Bewegungsgründe, die sich nur allein von persönlichen Vortheilen herleiten. Aber sind ihre Beschäftigungen nicht wegen ihrer Folgen, wegen des auf viele Menschen sich ausbreitenden Nutzens, von einer gewissen Größe? Dienen sie, indem sie nur allein sich selbst dienen wollen, nicht vielen tausend Menschen? Und verschaffen sie nicht, indem sie nur auf ihre eigenen Vortheile denken, vielen wichtige Güter, Bequemlichkeit, Ruhe, Sicherheit, Güter, die wegen der Menge, die an ihnen Theil nimmt, von einem weit höhern Werth sind, als die, die nur ihre Person angehen? Vielleicht herrschte in der Seele des Brutus, als er auf die Befreiung Roms sann, der einzige Gedanke, sich seinen Vorfahren ähnlich zu beweisen; vielleicht hatte Cicero, als er eben diesen Staat aus den Händen der Verschwornen riß, nur sich selbst zum Gegenstande, und beschäftigte sich nur mit dem Ruhm, den er zu erlangen brante; und wie gros waren

nicht die Handlungen beider Männer, in Ansehung ihrer Folgen, und wie viele Vortheile wurden nicht dadurch vielen Menschen verschaft? Wie viele Handlungen gibt es nicht noch vielleicht, die ohne die Absicht derer, die sie verrichten, durch das Wohlthätige, daß sie über viele Menschen ausbreiten, gros sind? Allein wer darf sich ohne Vermegenheit eines Gerichtes anmassen, das sich der Vater aller Geister, und der Prüfer aller Herzen vorbehalten hat? Wer siehet mit untrüglichen Blicken in die dunkeln Tiefen der Bewegungsursachen, die jede Handlung des Nebenmenschen hervorbringen, und wer darf so kühn sein, und ihn des Unwürdigen und Niedrigen, das ihn Entschlüsse fassen und ausführen läßt, und das sich so oft vor fremden Augen in einer undurchdringlichen Finsternis verbirgt, anzuklagen? Er allein, der Herr und Richter unsrer Gedanken und Handlungstriebe, er, dessen Blik alles überschauet, alles durchdringt, vor dem das Verborgene offenbar, und die Finsternis Licht ist, er allein siehet die geheimen Bewegungsgründe, die den Menschen lenken, er siehet, was gros und klein, was würdig und unwürdig ist, er verdienet Thaten und Bewegungsursachen, um beide zu richten. Wir, die wir zu eingeschränkte Einsichten haben, als

daß wir die Quelle jeder Handlung des Nebenmenſchen erkennen ſollten, und nirgends mehr als da, wo wir Wahrheit und Liebe zu beleidigen in Gefahr ſind, Behutſamkeit im Urtheilen anwenden müſſen, wir können alſo nur überhaupt ſagen, daß die Handlungen, die einen unwürdigen Bewegungsgrund haben, mangelhaft ſind, und eine Minderung an ihrer innern Größe leiden. Die Anwendung dieſes Grundſatzes auf jede Handlung gehört dem höchſten Richter der Menſchen.

"So herrlich auch eine That iſt, ſo kan man ſie nicht für gros anſehen, wenn ſie nicht die Würkung eines großen Vorhabens iſt. Wenn ſich die Menſchen gleich wegen ihrer großen Thaten ſchmeicheln; ſo ſind ſie doch oft nicht die Würkung einer großen Abſicht, ſondern des Zufalls." Nicht ohne Vorbedacht führen wir hier dieſe Ausſprüche wieder aus dem Rochefoucault an, weil ſie ein wichtiges Urtheil in wenig Worten ſagen. Alſo gibt es Handlungen, die durch eine Reihe zufälliger Umſtände gros werden, und deren Größe ſich das Glück, nicht aber der Menſch, zueignen darf. Es ſei denn, daß Scharfſinnigkeit, Gegenwart des Geiſtes, und Klugheit das Zufällige bei einer Handlung zu dem möglichſten Grade des Vortheils angewandt hätten. Alles aber, was allein

dem Zufall gehört, kan nicht dem Verdienſte des Menſchen zugerechnet werden. Aber was thut nicht oft ſeine Eigenliebe? Er eignet den Antheil, der dem Glücke gehört, ſich ſelbſt zu, und was ein Zuſammenfluß zufälliger Umſtände ohne ſein Vorherſehen, ohne ſeine Mitwürkung that, oder ihn unterlaſſen hieß, das gibt er für ſein eigenes Werk aus. So kan nun wohl ein Theil der Umſtehenden ſich blenden laſſen, und ihm Beifall zurufen; andere aber, die ſchärfere Blicke wagen können, ſind ruhig- und fällen ihr Urtheil in der Stille. Wenn man weiß, wie ſehr ſich das Glück vornehmlich in Staatshandlungen miſcht, wie vielfältig und mächtig ſeine Einflüſſe ſind, und wie es oft faſt alles thut, und dem Menſchen nichts übrig zu laſſen ſcheint; ſo kan man ſich gerne mit dieſer Einſicht begnügen, und kleinen Geiſtern ihren Selbſtruhm über das überlaſſen, was ihnen ein günſtiger Zufall mit freigebiger Hand gab. Man verräth eine kleine Denkungsart, wenn man ſich darüber erhebt, was man nicht ſelbſt gethan hat; und wenn man bei dem, was man blos dem Glücke ſchuldig iſt, voll Uebermuth und Prahlerei wird ſo ſezt man die Welt wegen ſeiner Verdienſte nicht ohne Grund in Mistrauen.

Ich

Ich weis nicht, durch welches Vorurtheil es gekommen iſt, daß man Privathandlungen faſt gar keine Größe beizulegen pflegt, die ſich doch in ihnen befinden kan. So bald eine Handlung die Beſtandtheile hat, die zu einer großen erfordert werden, ſo bald ſollte man ihr den Namen, den ſie verdient, nicht länger verweigern. Vielleicht wird Privattugenden deswegen nichts Großes zuerkandt, weil ſie nichts Rauſchendes haben, ſondern ſich gleichſam in ſich ſelbſt und in dem Kreiſe verbergen, worin ſie ausgeübt werden. Aber je weniger überhaupt eine Handlung hat, das von auſſen her aufmuntert, je weniger dabei in die Augen fällt, und die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Welt erregt, je mehr ſie ſich gleichſam in ihrem eigenen Glanz verſtecket, deſto erhabener ſcheint ihre geſezte und wiederholte Ausübung zu ſein. Zwar kan das Wohlthätige einer Privathandlung ſich in einem engen Bezirk verſchlieſſen; auch kan ſich dabei keine Größe des Geiſtes merklich duſſern. Allein ſo bald ſie mit vieler Ueberwindung, und mit uneigennützigen Aufopferungen verbunden iſt, ſo bald ſie unter vielen und ſchweren Hinderniſſen aushält, und wiederhohlet wird, ſo hat ſie ſchon eini-

ge Merkmale des Großen und Erhabenen. Sollte nicht der Burger, der, um seine Familie zu ernähren, allein Mühe und Arbeit trägt, sie viele Jahre hindurch trägt, alles, was er hat, aufopfert, seine Grosmuth vor den Blicken der Welt verbirgt, oder darüber Verachtung und Spott gerne leidet, etwas Großes thun? Wird denn zu großen Handlungen ein weiter und glänzender Schauplaz erfordert, auf dem sie erst diesen Namen verdienten? Man mus allemal den Standort des Menschen betrachten, und nach demselben untersuchen, was er thun kan. Hier wird ein schöner Lobspruch des Cicero auf den Cäsar vielleicht am rechten Orte stehen. "Ich habe, sagte er, viele, große und fast unglaubliche Tugenden in dem Cäsar gefunden. Aber sie sind meistens auf einem größern Schauplaz ausgestellt, als diejenige, deren ich hier besonders erwähnen will. Ein Lager vortheilhaft aufschlagen, eine ganze Armee in Schlachtordnung stellen, Städte erobern, die Feinde aus dem Felde schlagen, diese harte Kälte, diese Ungemächlichkeiten der Jahreszeit, die wir kaum in den Häusern aushalten können, übernehmen, selbst den Feind bei dieser rauhen Witterung verfolgen, das ist freilich etwas großes; wer

kan es leugnen? Allein es ſind auch groſſe Belohnungen, die dazu aufmuntern; das unauslöſchliche Andenken der Menſchen, das man dadurch erlangen kan. Um ſo viel weniger iſt es zu verwundern, daß der, der nach der Unſterblichkeit ſeines Namens ſtrebt, ſich um dieſe hohen Eigenſchaften des Kriegers bemühet. Dis aber iſt ein vortreffliches Lob, das nicht von den Dichtern, nicht von den Jahrbüchern erhoben wird, ſondern das ſich unter aufgeklärten, und richtig urtheilenden Männern ausbreitet, daß nämlich Cäſar einen römiſchen Ritter und einen alten ihm ergebenen Freund, der wider ſein Verſchulden in Unglück und Armut gerathen, vom Untergang gerettet, und ihn mit ſeinem Vermögen, und Anſehen unterſtüzt, daß er ihn noch nicht ſinken läßt, und daß ihn in dieſer grosmüthigen Freundſchaft weder der Glanz ſeines Namens, noch die Höhe ſeines Glücks und ſeines Ruhms hindern darf. Laſſet doch das gros ſein, was es in der That iſt. Man denke auch von meinem Urtheil, wie man will; ſo ziehe ich doch dieſe Freigebigkeit des Cäſars gegen ſeine Freunde, und dieſes Andenken an ſie bei einer ſolchen Macht und einem ſolchen Glücke,

als er hat, allen seinen übrigen Tugenden vor."

Jezt wenden wir uns zur Betrachtung der großen Handlung selbst. Wenn eine Handlung eine gewisse Mischung der Geistesgröße und der Größe der Gesinnungen hat, oder wenn sie nur durch einen großen Geist hervorgebracht werden kan, und sich dabei große Gesinnungen äussern, so erhält sie den Namen einer großen Handlung. Wie die Grundursachen sind, so sind die Würkungen; und was nur durch die Kräfte des großen Geistes hervorgebracht werden kan, das mus selbst gros sein. Jedes Werk also, das der große Geist, als ein solcher betrachtet, liefert, wird mit Recht gros genannt. Je mehr er dabei seine Kräfte äussert, je mehr er deren zugleich vereinigen mus, je strenger und je länger er sie anspannen mus, desto größer ist überhaupt das Werk, das er schaft. Wie kleine Geister nur kleine Produkte hervorbringen; so liefern große Geister solche, als man von ihren Kräften erwarten kan. Werke, die nur der große Geist hervorbringt, sind gros und erwerben ihm schon allein den Namen des großen Mannes, wenn er dabei auch keine großen Gesinnungen äussert. Da-

her wird die thätig bewieſene Geiſtesgröße ſchon ein Anſpruch auf den Namen des groſſen Mannes. Eben ſo gibt es Handlungen, bei welchen ſich zwar keine Geiſtesgröße, oder doch nicht merklich äuſſert, aber bei welchen große Geſinnungen den einzigen, oder den vornehmſten Beſtandtheil ausmachen; und dieſe Handlungen können, wenn ſie oft und in ſtarker Zahl ausgeübt werden, den Namen eines großen Mannes erwerben. Allein die Verbindung des großen Geiſtes mit großen Geſinnungen bei der Hervorbringung eines Werks wird freilich ein zuſammengeſetztes Verdienſt, und ein höheres Recht auf den Namen des großen Mannes. Und je mehr ſich der große Geiſt mit großen Geſinnungen zugleich äuſſert; deſto gröſſer iſt der Mann. Kein Werk, keine Handlung aber kan in Abſicht auf den, der ſie hervorbringt, gros heiſſen, wenn ſich darin weder von der Geiſtesgröße noch von großen Geſinnungen ein gewiſſes Maas erkennen läßt. Die Grade des Rechts auf den Namen eines großen Mannes hangen alſo von den Graden der angewandten Geiſtesgröße, und groſſer Geſinnungen ab. Man mus etwas Groſſes gethan haben, oder thun können, wenn man

gros heissen will. Aus der öftern Wiederholung solcher Handlungen, wodurch sich der große Geist und große Gesinnungen thätig beweisen, entstehen die moralischen Fertigkeiten des großen Mannes; je mehr er seine Kräfte gebraucht, desto mehr wird er mit ihnen bekannt, desto leichter lernt er sie anwenden. Der Mann also, der zu vielen großen Handlungen viele Fertigkeiten erlangt hat, stehet an der Spitze der großen Männer. Alsdann siehet man diese feurige Geschäftigkeit, die eine wichtige That auf die andere folgen läßt, immer fortwirket, nicht ermüdet, und bei der ein Cäsar glaubte, nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig ist. Alsdann diese ausserordentliche Geschwindigkeit, womit die größten Unternehmungen in weniger Zeit ausgeführet werden, selbst bei den mächtigsten Hindernissen so wohl von Seiten des Menschen, als des Glücks, selbst bei wenigen Mitteln, deren Brauchbarkeit aber Klugheit und Fruchtbarkeit des Geistes erweitern. Alsdann sezt der große Geist die Welt in Erstaunen, wenn sie ihn wichtige und schwere Unternehmungen in der Zeit, wo andere noch über den Entwurf nachsinnen, schon ausführen sieht. Man glaubte erst die Zubereitungen zu erblicken,

und das Werk ist schon vollendet. Dieses ist die Eigenschaft eines großen Geistes, daß er den Erwartungen zuvorkommt, und das wichtigste Vorhaben in einem kurzen Zeitraum ausführet, und je geschwinder er würkt, je mehr Großes er in weniger Zeit vollendet, einen desto höhern Begrif dürfen wir uns von seinen Kräften machen. Mit Recht schließen wir von der geschwinden Ausführung eines mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Unternehmens auf die Stärke dessen, der es vollbringet. Wenn auch der große Mann zur Ausführung seiner Entwürfe andre Menschen gebrauchen muß, wenn er sich ihrer Einsicht, ihrer Liebe, ihres Vertrauens, ihrer Treue, und anderer Eigenschaften bedient; so bleibt doch der Erwerb dieser Hülfsmittel, ihre Erhaltung, und ihre kluge Anwendung sein eigenes Verdienst. Je stärker die Mischung der Geisteskräfte und der großen Gesinnungen bei der Hervorbringung einer Handlung ist, je mehr Kenntniße, je mehr Scharfsin, Erfindsamkeit, Gegenwart des Geistes und Klugheit, Muth, Stetigkeit, Uneigennützigkeit sich dabei äussern, je mehr die Herbeischaffung und Wahl der Mittel kostet, je ausgedehnter die Zwecke sind,

und mit je mehr Fertigkeit und Leichtigkeit wichtige Schwierigkeiten in weniger Zeit gehoben werden, desto gröſſer iſt die Handlung. Manche Thaten haben in ſich ſelbſt eine gewiſſe Gröſſe, indem ſie aus vielen Theilen zuſammengeſezt ſind, oder indem viele Handlungen erfordert werden, um das Hauptwerk zu Stande zu bringen. Vornehmlich aber werden Handlungen durch die Folgen gros, die aus ihnen entſtehen, durch die weiten und ausgedehnten Beziehungen, die ſie auf viele Menſchen, auf ganze Geſellſchaften, Städte, Provinzen, Reiche, oft auch wohl auf das ganze menſchliche Geſchlecht haben. Dieſes Ausgebreitete iſt beſonders den Handlungen der Prinzen, und der erſten Manner im Staate eigen; was für Folgen hat nicht ein Friedensſchluß, eine Erlaſſung der Abgaben, eine Einrichtung guter Geſetze für viele Menſchen? Wenn ſich mit ſolchen Handlungen Gröſſe des Geiſtes, und der Geſinnungen, ein hohes Maas der Einſicht, der Scharfſinnigkeit, des Wohlwollens, der Uneigennüzigkeit verbindet; wie gros werden ſie nicht alsdann? Je ausgebreiteter das Gute iſt, das durch eine That geſtiftet wird, je wichtiger es für viele Menſchen iſt, und je dauerhafter es für ſie gemacht wird, deſto mehr Gröſ-

ſe erblicken wir in ihr. Daher werden die Geſetzgebung, die Aufklärung und Ausbildung einer ganzen Nation durch Künſte und Wiſſenſchaften, die Vertheidigung eines ganzen Staats, die Einrichtung einer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft zum Frieden, zum Wohlſtande, Veranſtaltungen, die eine ganze Nachkommenſchaft glücklich machen, die Ausbreitung der wahren Religion, und ihre Wiederaufrichtung, wenn ſie ſich zum Verfall neigt, mit Recht, als große Werke und Thaten erhoben. Viele wichtige Werke zum Nutzen und Vortheil vieler Menſchen ſtiften, das Leben mit vielen Handlungen zum Wohl der Welt bezeichnen, und in der Sphäre, worin er ſteht, alle Kräfte, die er hat, unermüdet anſtrengen, dis iſt das Verdienſt des großen Mannes, und der Erwerb des Rechts auf dieſen Namen, wenn er gleich nicht damit in der Geſchichte erſcheint.

Wir müßten alle Kreiſe, worin der Menſch ſeine Kräfte äuſſern kan, durchlaufen, wenn wir uns mit einer ausführlichen Anzeige aller großen Werke und Handlungen befaſſen ſollten. Haben wir nur erſt den nöthigen Maasſtab, nach welchem wir die Größe el-

ner Handlung überhaupt mit einer gewiſſen Richtigkeit angeben können; ſo werden ſich darnach auch leicht beſondere Anwendungen machen laſſen. Man ſollte den Menſchen allemal nach ſeiner Zeit, und nach ſeinem Standorte, den er einnimmt, betrachten; und anſtatt zu fragen, was er Großes gethan hat, erſt unterſuchen, was er Großes hat thun können.

III.

Betrachtung
über die
heroiſchen Tugenden.

Sr. Kaiſerl. Hoheit

dem Durchlauchtigſten

Kaiſerl. Kronprinzen,

Thronfolger und Grosfürſten aller Reuſſen, Erben zu Norwegen, regierenden Herzoge zu Schleswig-Holſtein, Stormarn und der Dithmarſchen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorſt ꝛc.

ſeinem

Allergnädigſten Herzoge und Herrn.

Durchlauchtigſter Kaiſerlicher Kronprinz, Thronfolger und Grosfürſt aller Reußen,

Allergnädigſter Herzog, und Herr!

Ew. Kaiſerl. Hoheit erkühne ich mich mit der allerunterthänigſten Ehrfurcht dieſe Betrachtung vorzulegen, die durch die Thaten unſrer Zeit, und durch den Grundſaz veranlaſſet worden, daß, wenn die Welt über ſie erſtaunt, die Philoſophie über ſie nachdenken mus.

Dieſe Thaten vom Thron herab durch eigene Größe der Seele entworfen, und unter den Glükwünſchen der Völker, und unter den Lobſprüchen der Weiſen, über unſern Erdball ausgebreitet, das Ziel nacheifernder Monarchen, die Bewunderung und zugleich die Freude der Menſchheit — welche Scene, die einzige der Jahrhunderte, ſtellen ſie dar!

Die Monarchin erscheint, und sogleich breitet sich eine belebende Wärme über die ungeheuren Reiche aus, die vor Ihrem Zepter knien. Ihr Blick ruft unter seinen Strahlen überal Ordnung, Künste, und Glückseeligkeit hervor. Sie reiset, die Bedürfnisse Ihrer entlegenen Völker in der Nähe zu sehen, Selbst zu ihnen hin; noch liegen die vergossenen Freudenthränen auf allen Wegen Ihrer wohlthätigen Reise. Sie Selbst lehrt die wichtigste Kunst der Staaten, die Kunst der Erziehung, und die Vernunft und die Sitten erweitern ihr Gebiet, so weit Ihre Lehren gehört werden. Sie läßt, wo es dunkel war, in den Geistern licht werden, die Morgenröthe hebt Sie zum Mittag, und beseelet die ganze Schöpfung der großen Genies, die unter Ihren Augen thätig sind. Sie gibt Gesetze; die Philosophen auf dem Thron bewundern Sie, und die beglückten Nationen be-

ten

ten Sie an; selbst die Wilden in entfernten Wüsten erheben sich aus ihrem langen Schlummer, schlagen an die Brust, und danken Ihr das menschliche Gefühl, dessen sie sich bewust werden. Unterdessen daß Ihre unermeslichen Reiche von Ihren Wohlthaten gesättigt, und von Ihrem Geiste belebt werden, hört Sie das Wehklagen eines benachbarten Volks, und nach tausend friedlichen Versuchen, um Eintracht und Gerechtigkeit wieder herzustellen, ergreift Sie gezwungen Ihre Blitze, die Unterdrückungen der Rechte und Freiheiten zu strafen. Vergebens wagt es ein halber Weltkreis voll Barbaren sich wider Ihre Unternehmungen aufzulehnen. Erfüllt von Ihrem Geist ziehen Ihre Heere aus; und unvergängliche Trophäen erheben sich auf allen Seiten ihres Zuges. Ihre Ankunft ist der Anfang der Siege; und noch unberührt von ihren Waffen stürzen sich unzählbare

Horden vor ihnen her in die Flucht. Auch die Meere erkennen die Gegenwart der Beherrscherin; die gethürmten Fluten schmiegen sich gehorsam unter dem Lauf Ihrer Flotten, und die Elemente scheinen Ihr zu huldigen; Ihre Donner brüllen unter einem Himmel, der noch nie sie hörte, und ferne Küsten hallen erschrocken zurück. Von allen Seiten her fallen entjochte Völker mit frolockendem Dankgeschrei der mütterlichen Ueberwinderin zu Füßen; und jener freudige Ausruf des befreieten Griechenlandes scheint nur eine Prophezeihung auf Ihre Tage zu sein.*) Doch ehe diese kurze Erzählung geendigt ist, sind

*) Nec praesens omnium modo effusa laetitia est; sed per multos dies gratis et cogitationibus et sermonibus revocata: esse aliquam in terris gentem, quae sua impensa, suo labore ac periculo bella gerat, pro libertate aliorum; maria trajicist, ne quod toto orbe terrarum injustum imperium sit, et ubique jus, fas, lex potentissima sint. Liv. XXXIII.

ſchon wieder Städte eingenommen, und Reiche beſiegt; denn wenn Ihre Eroberungen eine Gränze haben, ſo iſt Sie es Selbſt, die ſie ſezt. Nach ſo vielen glorreichen Unternehmungen will Sie von allen Arten der Herrſchaft, die Sie Sich verſchaffen kan, keine, als die Herrſchaft über die Herzen; und von allen Arten des Beifalls, die Ihr die Welt anbietet, keinen als den Beifall der Vernunft.

Dieſer Thaten Schöpferin beglückt durch Ihre vormundſchaftliche Regierung auch dieſes Land und dieſe Akademie; an dieſen Thaten nehmen Ew. Kaiſerl. Hoheit den nächſten Antheil des Ruhms, und die frühzeitige Begeiſterung zur künftigen Nacheiferung — zu welchem gerechten Stolz, zu welchem Triumph müſſen uns nicht dieſe Gedanken erheben!

Wenn uns ſolche Bilder immer gegenwärtig ſein müſſen, ſo war der Ent-

ſchlus zur Betrachtung über den Heroismus ſehr natürlich; und wenn ich jene Thaten ſelbſt zu ſchildern nicht wagen dürfte, ſo konnte doch die Erinnerung an ſie zu einer Zuſammenſetzung der Züge leiten, auf welche ſie ſich beziehen; und ſeinen Landesherren ſchon in dem Frühling der Jahre zum einſichtsvollen Richter über heroiſche Tugenden zu haben, welcher Gedanke kan für die Bruſt des Unterthanen begeiſternder ſein!

Ich erſterbe in der allertiefſten Ehrfurcht

Ew. Kaiſerl. Hoheit

Kiel, den 26ſten Sept.
1770.

allerunterthäniaſt-treugehorſamſter
Chriſtian Cai Laurenz Hirſchfeld.

Wenn ich unter der Betrachtung der Geſchichte auf meine Empfindungen merke, ſo erfahre ich, daß ſie ſich für einige Gattungen der Tugend mehr erklären, als für andere, und daß manche Geſinnungen, Entſchlüſſe, und Thaten, mehr als andere, meine Liebe oder meine Bewunderung erwecken. Die Gemählde der kindlichen Liebe, der Treue, der Freundſchaft rühren mich ſo wohl im Plutarch, als im Homer; auch bei weniger Kunſt des Geſchichtſchreibers, oder des Dichters behaupten ſie das Recht ihres Eindrucks, und bewegen die Saiten eines Herzens, das nicht ganz verſtimmt iſt. Aber wenn ich den Weiſen lange ſtandhaft mit der Wiederwärtigkeit ringen, und ihn dem Schickſale alles aufopfern ſehe, nur ſeine Rechtſchaffenheit nicht; wenn ich den Patrioten unter den Ruinen des Vaterlandes, mit welchem er fiel, noch voll Muth, voll Vertrauen, mit Anſtrengung der lezten Kräfte hervorarbeitend erblicke; dann fühle ich einen weit mächtigern Eindruck, als jene Tugenden auf mich machten, meine Empfindungen heben ſich, und meine Seele wird nicht blos von dem ſanften Gefühl der Liebe, des Wohlge-

fallens erwärmt, nein! Bewunderung, und ein hoher Grad der moraliſchen Begeiſterung erhitzen ſie. Dieſer Unterſchied der Rührungen, die der Anblick oder die Erzählung der Tugenden erweckt, und dieſer Unterſchied des Beifalls, den ihnen das Herz gibt, iſt ſo bemerkbar, daß ich mich auf die Empfindung eines jeden berufen darf. Wir leſen, wie Cicero, unangeſteckt von dem Beiſpiele ſeiner Vorgänger, der Verſuchung widerſteht, ſich mit dem öffentlichen Gelde der Provinz zu bereichern; wir hören den Kaiſer Auguſt grosmüthig verzeihend ſeinen Verräther anreden: "Laß uns Freunde ſein!" wir ſehen den Regulus freiwillig entſchloſſen einem grauſamen Tode entgegenreiſen, weil er auch ſeinen Feinden den abgelegten Eid halten will. Wer fühlt nicht, bei Freiheit des Geiſtes, bei Ruhe des Herzens, den verſchiedenen Werth dieſer Tugenden? Unſre Empfindung thut ſchnell einen Ausſpruch, und wir dürfen ihm trauen; wir werden mehr für den Regulus, als für den Auguſt, und mehr für den Auguſt, als für den Cicero eingenommen.

Dieſe Empfindung iſt ſo ſehr in der Natur gegründet, daß ganze Nationen übereinſtimmen, einigen Tugenden einen höhern Werth beizulegen, und mehr Achtung zu er-

weiſen, als andern. Wo ward nicht die freiwillige und muthige Entſchloſſenheit zum Tode für das Vaterland mehr geſchäzt, als die Zuneigung gegen Eltern, die Dankbarkeit gegen Wohlthäter? Von Sparta bis nach Helvetien, und in den Monarchien nicht weniger als in den freien Staaten, hat ſich ein allgemeines Gefühl mehr für jene Tugend, als für dieſe erklärt, und die Stimme der Menſchheit jener einen höhern Preiß, als dieſen, zuerkannt. Selbſt das von ſeinem alten Edelmuthe herabgeſunkene Rom konnte ſich, mitten unter dem Getöſe der Partheien, mitten unter dem blendenden Glanze eines Triumphtages, noch zu der Empfindung erheben, daß auch die lezte fruchtloſe Arbeit für die Freiheit und Geſetze mehr werth ſei, als aller Geiſt zu Siegen, unter welchen das Vaterland ſeufzet. "Als der ſtolze Cäſar (hier redet Pope, ſo gut Geſchichtſchreiber, als Dichter) mitten unter ſeinen Triumphwagen, mitten unter der Beute der Nationen, und dem ganzen Kriegsgepränge, unedel, ſtolz, und ohnmächtig gros, Rom die Geſtalt des Cato zeigte, und ſie im Triumph aufführte; als das ehrwürdige Bild ſeines todten Vaters vorbeigieng: da verlohr ſich auf einmal das Licht, der Pomp wurde

verdunkelt. Der Triumph hörte jezt auf — Thränen stürzten aus jedem Auge; der große Sieger der Welt gieng unbemerkt vorüber. Das niedergeschlagene Rom betete seinen lezten rechtschaffenen Mann an, und ehrte mehr das Schwerdt des Cato, als des Cäsars."

Sollten wir nicht aus einer Empfindung der Menschheit, die so harmonisch zusammenstimmt, eine gültige Entscheidung hohlen können, oder wenigstens einen Wink auf einen innern Unterschied der Tugenden wahrnehmen, der in ihrer Natur gegründet ist? "Wenn Leute von mancherlei Neigungen, von ungleicher Lebensart, die in ihren Wissenschaften und an Jahren unterschieden sind, dennoch zugleich von etwas gerühret worden; so gibt gleichsam die Vereinigung von so vielen Uneinigkeiten uns desto größere Gewisheit, daß diejenigen, welche man so sehr bewundert, unfehlbar etwas Hohes an sich haben müssen." Dis bemerkte schon Longin, und andre philosophische Beobachter haben seine Bemerkung bestättigt. "Die menschlichen Tugenden, fährt Home fort, erhalten, wie andere Gegenstände, ihren Rang in unsrer Achtung, nicht durch ihren Nutzen, der blos durch Nachdenken erkannt wird, sondern durch den unmittelbaren Eindruck, den

sie auf uns machen. Gerechtigkeit und Güte sind eine Gattung verneinender Tugenden, die man nicht wahrnimmt, als wenn sie verletzt werden. Aber Tapferkeit und Grosmuth erregen erhabene Bewegungen, und geben dem Gefühle von Würde so wohl in dem Menschen selbst, welcher sie besitzt, als auch in andern, eine große Lebhaftigkeit, und werden deswegen höher geschätzt, als Gerechtigkeit und Güte." Unter den Tugenden stellen wir also die Gattung oben an, bei welcher unsre Begriffe wachsen, unsre Erwartungen übertroffen, und uns neue oder stärkere Eindrücke gemacht werden, die uns aus der Gleichgültigkeit herausheben, worin uns die gewöhnlichen Gegenstände lassen. Daher interessiren uns auch so sehr die Meisterstücke der epischen und der tragischen Dichtkunst, bei welchen unsre Seele einen gewissen Flug annimmt, der sie in eine höhere Gegend hinausrücket. Die Kraft der Seele, diesen Werth der Tugenden und ihre innere Würde zu empfinden, ist das moralische Gefühl, ein wesentlicher Grundtrieb des Menschen, wie es einige brittische Philosophen zuerst dafür erkannt haben; der uns eben das für die Tugend, was der Geschmack für die Schönheit, ist.

Es giebt also einen Unterschied der Tugenden, den wir zuerst durch die Empfindung wahrnehmen; und diejenigen, welche am meisten einen rührenden oder erschütternden Eindruck machen, erhalten von dem Ausspruch des menschlichen Gefühls die erste Stelle. Diese nennen wir die heroischen oder erhabenen Tugenden. Um sie genauer kennen zu lernen, laßt uns von der Empfindung zur Untersuchung übergehen.

Wenn gleich die meisten Schriftsteller, die vom Heroischen oder Erhabenen gehandelt, uns mehr auf seine Würkungen geleitet, als eine deutliche Erklärung seiner Natur gegeben haben; so scheint es doch eben nicht so schwer, den wahren Begrif zu finden. Wir denken uns unter den Helden einen Mann von der ersten Classe der Menschen; das Heroische mus also das unter sich begreiffen, was diesem eigen ist, wodurch er sich von andern unterscheidet. Eben so nennen wir das erhaben, welches über etwas ist, womit es in einer Vergleichung betrachtet wird. Daher verknüpfen wir mit dem Heroischen und Erhabenen einerlei Ideen; und wir wollen diese Wörter in einerlei Verstande gebrauchen, ohne dadurch die heroischen Tugenden auf den eigentlichen Helden, oder auf den Kriegsmann einzuschränken.

Der Begrif des Erhabenen iſt verhältnismäßig, er iſt mit dem Begrif des Niedrigen vergeſellſchaftet, mit etwas, das unter dem Erhabenen iſt. So wie wir einen phyſiſchen Gegenſtand z. B. einen Berg erhaben nennen, der höher iſt, als andere, die wir uns neben ihm vorſtellen; ſo nennen wir auch in der moraliſchen Welt eine Tugend erhaben, die andere, mit ihr in Vergleichung geſtellt, übertrift. Dis iſt ſo deutlich, daß jede nähere Erklärung eckelhaft ſein würde.

Aber eine andere Erklärung dürfen wir nicht übergehen. Die Ideen des Erhabenen und Niedrigen ſind oft nach dem Standorte, und nach den Fähigkeiten deſſen, der ſie denkt, verſchieden. So kan in einem flachen Lande ein Hügel erhaben ſein; aber er iſt es nicht mehr, ſo bald wir ihn neben den Alpen hinſtellen. Auf eine ähnliche Art kan eine Tugend für eine Claſſe von Menſchen erhaben ſein, die nie etwas höheres gedacht haben, die nichts höheres zu denken fähig ſind; und eben dieſe Tugend wird für einen Mann niedrig ſein können, deſſen Geiſt an Vorſtellungen gewöhnt iſt, die in einer höheren Region liegen. Eben ſo verhält es ſich auch mit den Würkungen, die das Anſchauen des Erhabenen hervorbringt; die Seele, die lange an Vorſtellungen und Handlungen von

der höhern Art gewöhnt ist, wird von einer That aus der niedrigern Classe, die eine andere in Bewunderung, oder gar in Erstaunen sezt, ungerührt bleiben. Der Eindruck des Erhabenen richtet sich nicht nur nach den Graden des Erhabenen selbst, sondern auch nach den Geistesfähigkeiten, und nach dem Maase der Fertigkeiten dessen, der es denkt.

Wo ist nun aber der feste Punkt des Erhabenen? Da, wo wir das höchste finden, das wir uns in einer bestimmten Sphäre vorstellen können, wo wir die äusserste Stuffe eines Objects, die es nur erreichen kan, sehen, wo gleichsam unsre Blicke ruhen, und die weitere Aussicht begränzt ist. Die moralische Erhabenheit des Menschen erblicken wir also überhaupt betrachtet da, wo die sittlichen Kräfte und Fertigkeiten über das gewöhnliche und ordentliche Ziel der Menschheit hinaussteigen, und daher diejenigen übertreffen, die wir sonst zu sehen gewohnt sind. Für Geister von einer höhern Classe, als wir Menschen sind, würden auch diese Tugenden nicht mehr erhaben sein. Allein wir stehen in den Schranken, die uns die Hand der Natur gesezt hat; wir suchen nicht, über sie herauszurücken. Wir nennen das Erhaben, wo wir die lezten Stuffen für die Menschheit er-

blicken, wo sie sich gleichsam aus ihrer angewiesenen Sphäre in eine höhere, die ihr nicht eigen zu sein scheint, hinaushebt, wo wir nach dem Ausspruch des Seneca in der Schwachheit des Sterblichen die Standhaftigkeit eines Gottes sehen, wo die Grade so steigen, daß eine mittelmäßige Seele sich keine Vorstellung mehr davon machen kan. So sehr verlieren sich die heroischen Tugenden aus dem Gesichtskreise gemeiner Menschen weg in ihre eigene Höhe hinaus; unterdessen daß der Schwarm von Sommerinsekten in der Tiefe sumset, schwebt der Vogel Jupiters die bekannte Bahn über die Wolken hinauf.

Zwischen Erhabenheit und Größe ist ein Unterschied, der desto genauer bemerkt werden sollte, je öfter er selbst von seinen Köpfen übersehen zu sein scheint. Zwar haben beide Begriffe eine gewisse Verwandschaft mit einander, und weil das Erhabene nicht selten Groß, und das Große nicht selten Erhaben zugleich zu sein pflegt, so war der Fehler leicht begangen, beide Begriffe in Einen zusammenzuschmelzen. Allein bei einer nähern Untersuchung bemerken wir, daß das Erhabene mehr die Idee der Intension, der Elasticität, der Spannung der Seelenkräfte;

das Große aber mehr die Idee der Extension, des Umfanges, der Quantität in sich faßt. Innere Würde, Höhe der Grade, Anstrengung der Kräfte charakterisirt das Erhabene; Vielheit und Ausdehnung so wohl der Kräfte, als der Würkungen das Große. Hiebei ist offenbar, daß eine Handlung gros sein kan, ohne erhaben, und erhaben, ohne gros zu sein; aber es ist auch eben so offenbar, daß eine Handlung erhaben und gros zugleich sein kan.

Noch finden wir einen Unterschied, vielleicht andern bemerkbarer, als der war, den wir eben anzeigten. Eine Handlung kan gros sein, ohne zugleich tugendhaft zu sein. So bald sich viele Kräfte bei ihrer Hervorbringung vereinigen, so bald sie viele Folgen und Beziehungen hat; so ist sie gros, wenigstens nach der ersten Bedeutung dieses Worts, auch wenn es ihr übrigens an der moralischen Vollkommenheit fehlen sollte. Die Mehrheit der Kräfte, ohne welche sie nicht erscheinen kan, oder die Ausdehnung und Wichtigkeit ihrer Würkungen, die sie hervorbringt, bestimmen ihre Größe. Allein mit einer erhabenen Handlung verknüpfen wir immer den Begrif des Tugendhaften. Größe und Tugend können wir leicht in den Ideen

trennen; aber die Begriffe der Erhabenheit und der Tugend gesellen sich immer so geschwind, als wenn sie zusammen gehörten, und nicht anders, als verknüpft, gedacht werden könnten.

Man errege nicht den Einwurf, daß es auch heroische Laster gebe. Dis ist ein Ausdruck, womit man sie bezeichnet, in so ferne sie eine nicht gemeine Kühnheit und Standhaftigkeit voraussetzen, wie beim Catilina, und der sich nur auf die theatralische Sittlichkeit bezieht. Die Schaubühne hat ihre eigene Gesetze, und ihre eigene Sprache; und wie der Zweck des Trauerspiels ist, Leidenschaft zu erregen, so können dazu auch Laster von einem hohen Grade dienen, und diese pflegt man heroische zu nennen. Nicht aber das, was theatralisch gut ist, ist deswegen auch sittlich gut. Und der Gebrauch des Ausdrucks ist so eingeschränkt, daß er uns nicht hindert, daß sich mit unsrer Idee von Erhabenheit nicht auch die Idee der moralischen Güte vereinigen sollte.

Gewöhnlich ist die Verwechselung des Niedrigen, und des Niederträchtigen; man unterscheide es. Dieses ist entweder ein Laster, oder hat doch einen Anstrich davon; nicht aber jenes. Wie viele Denkungsarten,

Gesinnungen, Handlungen müsten nicht lasterhaft sein, wenn sie es wären, weil sie nicht erhaben sind? Das Niedrige verträgt sich noch immer mit der Tugend. Und wenn wir es als den Gegensaz des Erhabenen annehmen, so sind die Handlungen der meisten Menschen niedrig, oder von der gewöhnlichen Art; sie gehen in einer gewissen Bahn fort, mit mäßigen Schritten, ohne einen kühnern oder geschwindern Gang anzunehmen, ohne sich gleichsam über sich selbst zu erheben.

Jezt haben wir allgemeine Erklärungen genug, um mit ihnen zur richtigen Beurtheilung der heroischen Tugenden selbst hinüberzuschreiten. Wir können sie unter drei Classen zergliedern, und sie sodann auf einmal unter unsern Gesichtskreiß zusammenziehen. Heroische Gesinnungen oder Empfindungen, heroische Entschlüsse, heroische Thatigkeiten, diese machen nach unserm Begrif die heroischen Tugenden, und nach dieser Anordnung wollen wir sie untersuchen. Die heroischen Gesinnungen geben gleichsam den Stoff, die Grundlage zu einer erhabenen Seele ab; die Entschlüsse, und Thätigkeiten sind ihre Aeusserungen.

Also

Also zuerst die heroischen Gesinnungen. Diese sind Folgen der Urtheile, die eine richtige Vernunft von der Wahrheit und Uebereinstimmung der Dinge, von unsrer eigenen Würde, und von der Würde, der Gegenstände, die um uns sind, fällt. Sie setzen ein gewisses Maas von Stärke des Geistes voraus, welche die Empfindungen reiniget, den Bewegungen, Begierden, Leidenschaften ihre Untermürfigkeit gegen die Gesetze der moralischen Ordnung anweiset, und sie durch eine fortschreitende Richtung zu der Höhe erhebt, die sie heroisch macht. Hier bieten sich uns Uneigennützigkeit, Wohlwollen, Patriotismus, Grosmuth, edler Stolz, als die vornehmsten heroischen Gesinnungen, zur Untersuchung an.

Der erste Zug in dem Bilde einer erhabenen Seele ist die Uneigennützigkeit. Diese Gesinnung ist eine dritte Tugend, die sich in alle übrigen Empfindungen ergießt, und ihnen eine Lauterkeit mittheilt, die einen höhern, als menschlichen, Ursprung zu haben scheint. Sie ist eine innere Reinigkeit der Absichten, und eine Spannung der Triebfedern durch sich selbst, ohne daß diese aus der Hofnung persöhnlicher Vortheile entspringt. Sie ist eine göttliche Kraft der Seele, wo-

durch sie sich aus sich selbst zu jedem guten Entschluß, zu jeder guten That erhebt, begeistert allein von der Schönheit der Tugend, und frei von dem Verlangen nach andern Belohnungen, als die das stille Bewußtsein der erfüllten Pflicht gibt. Von äussern Eindrücken unabhängig, und mächtig gebietend über jede niedrige Bewegung, strebt die uneigennützige Seele nach der Tugend, nur darum, weil sie Tugend ist; eben so unempfindlich gegen den Verlust, als gegen den Gewinn; eben so entschlossen zur Aufopferung der Güter, die sie hat, als zur Verachtung derer, die sie erlangen kan; eben so bereit einem Throne, als dem Leben für die Pflicht zu entsagen.

Umsonst sucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz sie zu verdrängen,
Und führet wieder sie, mit Freuden und Gesängen,
Die leidende Verführung an:
Und ihr Gefolg, die güldne Pracht,
Den stolzen Reichthum, mit der Ehre,
Die Pfauenflügel schwingt, und einem Freudenheere;
Das um die süsse Wollust kreist;
Siegprangender, als Cäsar war,
Schlägt sich durch diesen furchtbarn Haufen
Die große Seele durch.

Uz.

Ohne das Verdienst der Uneigennützigkeit verdunkelt sich, selbst bei allem Lobspruch der Welt, der Glanz der Heldenthaten; ihr Werth fällt, und unsre Achtung gegen sie, so bald das ungeblendete Auge sie betrachtet. Uneigennützigkeit ist der Grundstoff aller erhabenen Gesinnungen, und gibt den Tugenden die höchste Würde, eine Würde, die so empfindbar ist, daß jeder Mensch von einigem guten Gefühl, auch wenn er sie nicht erreicht, sie doch seinen Handlungen zuzueignen strebt. Bekannt ist die Unterredung des Fabricius und Pyrrhus beim Dionysius von Halicarnaß; aber wenn rühret sie nicht, so oft er sie wieder lieset? Der König, der Verdienste zu andern zu schätzen weiß, weil er selbst Verdienste besitzt, empfindet gegen den Römer die ehrerbietige Zuneigung, die große Seelen immer gegen einander empfinden; aber in dieses Gefühl mischt sich ein geheimes Mitleiden mit seiner Armut. Er will ihn auch von dieser äussern Seite vollkommen sehen, und ihm die Bequemlichkeit und das Ansehen, das seinen Mitbürgern der Reichthum gab, verschaffen; er bietet ihm mit dem reinsten Edelmuthe ganze Schätze an. "Glaube nicht, versichert er dabei, daß ich mir einbilde, dir eine Gefälligkeit zu

erweisen; diese empfange ich von dir, wenn du mein Anerbieten würdigest anzunehmen. Ich bin überzeugt, daß Fürsten von keiner einzigen Ausgabe mehr Ehre haben, als wenn sie große Leute, die durch Armut in einen Stand gesezt sind, der für ihre Verdienste viel zu niedrig ist, unterstützen, und daß dies der edelste Gebrauch ist, den ein König von seinen Reichthümern machen kan. Uebrigens ist es gar nicht meine Absicht, zur Erkentlichkeit von dir einen Dienst zu verlangen, der ungerecht oder dich zu verunehren fähig wäre." So edelmüthig dieser Antrag war, so edelmüthig lehnte ihn Fabricius von sich ab, und wir wissen fast nicht, wen wir am meisten bewundern sollen. „Es ist wahr, erwiederte er, mein ganzes Vermögen besteht in einem Hause von geringem Ansehen, und in einem kleinen Felde, das mir meinen Unterhalt gibt. Wenn du glaubst, daß die Armut meinen Zustand geringer, als irgend eines andern Römers mache, und daß ich selbst bei der Erfüllung der Pflichten eines rechtschaffenen Mannes weniger angesehen sei, weil ich nicht unter die Reichen gehöre; so, erlaube es mir zu sagen, so irrst du in dieser Meinung. Niemals habe ich es glauben können, noch jezt kan ich es nicht, daß der Mangel mir bei öffentlichen Aemtern oder im Privatleben eine Hinderniß

gewesen sei. Er hat mich nicht von den rühmlichen Würden in meinem Vaterlande ausgeschlossen, die für große Seelen die edelsten Gegenstände ihrer Wünsche sind; bei den wichtigsten Angelegenheiten des Staats habe ich mit den reichsten und mächtigsten Bürgern gleiche Vorzüge, und wenn ich mich über etwas beklagen soll, so ist es darüber, daß ich zu sehr gelobt werde. Rom zehrt seine Bürger nicht aus, wenn es sie zu obrigkeitlichen Würden erhebt. Wir sind alle reich, so bald es die Republik ist, weil es diese für uns ist. Sie weiß dabei von keinem andern Unterschied unter ihren Bürgern, als welchen Verdienste und Tugenden machen. So mager auch mein kleines Feld ist, so gibt es mir doch alles, was ich brauche, wenn ich mich nur bemühe, es gut anzubauen, und die Früchte zu sammlen. Was habe ich mehr nöthig? Ich habe gelernt, mich nicht nach dem Ueberfluß zu sehnen. Ich bin freilich nicht so sehr, wie andere, im Stande, den Dürftigen beizustehen; dis ist der einzige Vortheil, weswegen man die Reichen beneiden könnte. So bald ich aber die Republik und meine Freunde das wenige, das ich besitze, genießen lasse, und meinen Mitbürgern alle die Dienste leiste, die ich ihnen zu

leisten fähig bin: was habe ich mir alsdenn noch vorzuwerfen? Selbst den erlaubten Erwerb der Reichthümer habe ich bei so vielen Gelegenheiten verachtet; erzeige mir die Gefälligkeit, und behalte die deinigen. Ich will meine Armut, und meinen guten Namen behalten." Wer nicht die Hoheit dieser Gesinnung, von solchen Grundsätzen unterstützt, empfindet, wer nicht durch Hülfe seines eigenen Herzens das weiß, was Pyrrhus nach dieser Antwort für den Fabricius gefühlt haben müsse; der verlange nicht, daß wir es ihm erklären. — Eben so wahr ist der Charakter der Uneigennützigkeit in der Johanna Gray geschildert. Wenn, sagt sie zu ihrer Mutter, auch Eduard würklich berechtigt war, auf Heinrichs Schwester Kinder die Krone zu übertragen;

ist die Reihe denn
An mir? Was müßte meine Mutter sein,
Eh mir der Thron gebühret? ——

und diese antwortet:

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzendste Monarchin
Der ganzen Welt zu sein! ——

Wieland.

Wohlwollen mit Enthusiasmus ist eine erhabene Gesinnung; sie würde es nicht sein, wenn sie nicht Uneigennützigkeit in sich faßte. Ist dieses Wohlwollen allgemein, so hat es zugleich eine Mischung von Größe; seine Erhabenheit wird durch das Uneigennützige, und durch die Lebhaftigkeit, das Feuer, bestimmt, womit es sich äussert. Aber hat es gleich Enthusiasmus und eine aus der Seele selbst hervorlodernde Begeisterung: so wird es doch noch immer von Bedachtsamkeit, und von Freiheit zur Wahl der Gegenstände begleitet, über die es sich ergießt. Beispiele dieser Gesinnung erblicken wir in der Geschichte vieler Prinzen, welchen sie den Beinamen der Guten, der Väter des Volks, der Lust des menschlichen Geschlechts erwarb. Das Wohlwollen wird durch seine ausgebreiteten Würkungen bemerkbarer; und noch stark in Situationen, die es zu schwächen pflegen, fordert es unsre Bewunderung lauter ab. Daher betrachten wir so gerne das Leben eines Antonin, Marcus Aurelius, Titus, Heinrich des Großen, solcher Seelen, die nicht für sich, die nur für ihr Volk fühlten, und deren Wohlwollen, das nicht blos natürliche Weichherzigkeit, noch eine mit der Farbe der Güte überstrichene Staatskunst war, immer

wahr, immer rein, und sich gleich, immer würksam und unveränderlich sich über das Ganze des Staats, und über jeden Theil ausbreitete.

Eine Gattung des Wohlwollens ist der Patriotismus, gerichtet auf das Wohl des Vaterlandes. Nicht blos Liebe des Vaterlandes, entsprungen aus den natürlichen Verbindungen mit unsern Familien, die es in seinem Schooße trägt, aus seinen Vorzügen an Annehmlichkeit, an Macht, an Reichthum, woran wir Theil nehmen, oder aus den persönlichen Vortheilen, die uns seine Verfassung gibt; nicht blos Bereitwilligkeit zu einigen guten Verbesserungen, wobei ein vorhergesehener Zuwachs an Ehre, Vermögen, Bequemlichkeit belebt, macht den Patriotismus aus. Würde er alsdann wohl eine heroische Gesinnung sein können? Also eine lebhafte und unwandelbare Empfindlichkeit der Seele gegen alles, was das Vaterland angehet, genährt aus richtigen Grundsätzen: ein feuriger Eifer ausgebreitet über die Erhaltung seiner Gesetze, seiner Ordnung, seiner Sicherheit, über die Vermehrung seines Wohlstandes, seines Ruhms, seines Ansehens bei andern Staaten; eine immer gleiche Bereitwilligkeit, ihm in jeder Verlegenheit mit Einsichten, mit Erfahrenheit, mit Mühe, mit Nachtwachen, selbst mit den liebsten Gü-

fern beizustehen, es gegen alle Anfälle gerne zu schützen, gerne in seiner erforderten Vertheidigung Blut und Leben aufzuopfern, und bis alles aus herzlicher Liebe des Vaterlandes, ohne Rücksicht auf persönliche Beleidigungen, dis ist Patriotismus. Welche Seele empfindet nicht selbst bei dieser trocknen Beschreibung die Erhabenheit dieser Gesinnung? "Wenn Cato, sagt Pope, seinem kleinen Senate Gesetze gibt, welcher Busen schlägt alsdann nicht für die Sache seines Landes? Wer siehet ihn handeln, und beneidet nicht jede That? Wer höret seinen letzten Seufzer, und wünscht nicht mit ihm zu bluten?" — Man wundere sich nicht, daß die Geschichtschreiber dem Patriotismus so große Lobsprüche beigelegt haben. Er war die mächtigste der Triebfedern, die jemals in einem freien Staate gewürkt haben, die Stütze der, durch ihre eigenen Fehler oder unter feindlichen Angriffen sinkenden Republicken, der Schöpfer der Thaten, die nach den Wundern den ersten Platz in der Geschichte einnehmen. Es ist in dem güldenen Alterthum keine Tugend, die er nicht hervorgebracht, kein Alter, das er nicht belebt, keine Situation, die er nicht ehrwürdig gemacht, kein Ort, den er nicht mit einer Menge unsterb-

licher Beispiele angefüllt hätte. Wenn sich alles vereinigte, diese Gesinnung zu unterdrücken, so erhob sie sich am meisten; wenn tausend Seelen das Vaterland in der Noth verließen, so blieb der Patriot allein bei ihm, empfing auf seiner Brust die Pfeile eines Heeres, stand, und fiel, das vertheidigende Schwerdt in der Hand, und lächelte voll himmlischer Heiterkeit die lezten Tropfen des Blutes an, mit welchen ihm das Leben entfloß. Welche Gemälde erscheinen hier, indem die Geschichte den Vorhang der Zeiten aufzieht! Wo sollen wir zu bewundern anfangen? Wo zuerst unsre Blicke heften? Auf jenen Jüngling, der, indem er in den Streit fliegt, und seine Geliebte alle Macht der Zärtlichkeit anwendet, ihn zurückzuhalten, männlich stark gegen die zauberische Gewalt einer weiblichen Beredsamkeit, stark gegen ihre Thränen zu ihr sagt: "ehe ich dir zugehörte, gehörte ich meinem Vaterlande zu?" Oder auf jene Edlen, die einem ganzen Heere sich entgegen sezten, dem gewissen Tode für das Vaterland so froh, als einem Feste, entgegengiengen, deren Mütter bei der Nachricht von ihrem Fall ausrufen konnten: "dazu haben wir sie gebohren!" sich mit Kränzen schmükten, und in die Tempel eilten, den Göttern für so brave Söhne zu danken?

Oder auf jenen eben so vorsichtigen als tapfern,

animaeque magnae
Prodigum, Poeno superante, Paulum,
Horat.

der, nach der unglücklichen Schlacht, entkräftet, mit seinem eigenen Blut bedeckt, auf einem Steine sitzt, alle Hülfe eines thränenden Mitleidens verbittend, seiner Schmerzen, und seiner Erhaltung uneingedenk, nur die Noth des Vaterlandes empfindet, und nachdem er dem Senate sagen lassen, was noch zur Rettung Roms zu thun sei, sein sterbendes Haupt unter die um ihn erschlagenen Soldaten hinsenkt? Oder auf jenen Patrioten, der zu Syracus das eiserne Joch der Tyrannen zerbricht, dem Staate Freiheit, Frieden, Wohlstand und Reichthum, den zerstörten Städten wieder Häuser, Einwohner, und Gesetze gibt, und für viele Jahre voll Arbeit und Gefahr keine andere Belohnung will, als diese, die geliebten Bürger zufrieden zu sehen, auf dich, unsterblicher Timoleon, der du im Leben die Liebe der Deinen, und im Tode der Gegenstand ihrer Thränen warest, der du in der Geschichte einen Lobspruch zurückgelassen, der alle Primen eifersüchtig machen sollte, die rühmlichste Aufschrift auf den Ehrensäulen und Grabmälern

der Könige: "das Volk lebte nach seinen Einrichtungen, und lebte lange in einer grossen Glückseeligkeit? — Ich unterbreche diese Schilderung; der Meisterpinsel eines Zimmermann, und Iselin hat das Vorrecht, sie auszuführen.

Aber dieser Patriotismus, den oft die Republicken als ihr Eigenthum angesehen, erscheint auch in den Monarchien in einem neuen Glanze; zumeilen durch andere erhabene Triebfedern, die sich mit ihm vereinigen, verstärkt, aber auch allein für sich eben so reich an Feuer, eben so unwandelbar unter allen Auftritten, eben so schöpferisch an Entwürfen, eben so unaufhaltsam in der Ausführung, eben so überwältigend bei Hindernissen, eben so ausgebreitet in seinen Würkungen, als ihn die Geschichte der freien Staaten zeigt. Das Leben des grossen Monarchen in Norden, der sein Reich nicht nur gründete, regierte, und vertheidigte, der auch vom Thron herabstieg, um zu lernen, wie er es unterrichten sollte, ist ein Gemälde, das aus der weiten Gallerie der Patrioten mit seiner eigenen hohen Schönheit hervorglänzt, und fast kein Auge mehr finden kan, von dem es nicht schon bewundert wäre; aber noch immer aufgestellt zur

ewigen Nachbewunderung für die zukünftigen Jahrhunderte.

Mit diesem Patriotismus ist eine andere erhabene Gesinnung, die Grosmuth, verwandt. Allein wenn gleich zur Idee des Patriotismus sich die Idee der Grosmuth gesellt; so ist doch dis ein unterscheidendes Kennzeichen, daß diese mehr auf das Allgemeine gerichtet, jener aber auf das besondere Interesse des Vaterlandes eingeschränkt ist. Man kan Grosmuth haben, ohne patriotisch zu sein; aber den Patrioten denken wir uns immer als grosmüthig. Der Begrif der Grosmuth scheint überhaupt zu denen zu gehören, die noch nicht genug in der Moral bestimmt, und entwickelt sind; er ist ein Weg im Labyrinth, der uns bald zur Freigebigkeit, bald zur Wohlthätigkeit gegen Undankbare, bald zur Liebe der Versöhnlichkeit bei Macht und Gelegenheit zur Rache, bald zu dem hohen Sinn, der den Erwerb äusserer Vortheile durch niedrige Mittel verwirft, oder bei dem Bewustsein der Rechtschaffenheit die Stimme der Schmähsucht, und die Anschläge der Verfolgung verachtet, hinführt, aber immer zu einer Erhabenheit der Seele, die sich auf verschiedenen Seiten äussern kan. Das Wesen der Grosmuth besteht in einem hohen Grade eines reinen

Wohlwollens, verbunden mit Ueberwindung solcher starken Begierden, die es sonst zu stören pflegen. Sie ist eine Art von Adel, die sich der Gerechtigkeit, Versöhnlichkeit, Liebe, Freundschaft, Wohlthätigkeit mittheilt, und ihnen eine Würde gibt, die sie vorher nicht hatten. Wie viele Gemälde der Großmuth in der Geschichte, und welche Mannigfaltigkeit der Gestalten und Situationen, in welchen sie erscheint! Ich sehe nicht mehr auf die Bildnisse eines Aristides, Phocions, Camils, und anderer, deren Großmuth das Alterthum preiset; ich gönne auch frischeren Schilderungen des Heroismus, welche die neueren Zeiten aufzuweisen haben, ihren Ruhm. Aubigne hat eine Schrift wieder den würdigen Kanzler von Frankreich, de l'Hopital, in Händen; man macht ihm zu zwanzig tausend Thalern Hofnung, wenn er sie ablieferte; sogleich hohlt er sie herbei, wirft sie ins Feuer, und spricht: "ich bin arm, ich könnte mich verleiten lassen; lieber will ich sie verbrennen." Der Herzog von Sachsen, Otto, lehnt die Reichskrone, die ihm die Stände anbieten, und der ihn seine Klugheit und Tapferkeit würdig machen, nicht nur von sich selbst ab; so gewis er ist, daß auf seine Empfehlung sein Sohn sie erhalten wird, so schlägt er doch dazu seinen Feind, Conrad,

Herzog der Franken vor, der sie auch erhält. Alphonsus, mehr geehrt durch den Zunamen des Grosmüthigen, als durch die Würde eines Königs von Aragonien, sieht eine mit Soldaten beladene Galeere untergehen, und da man seinen Befehl, ihr zu helfen, nicht schleunig genug befolgt, wirft er sich selbst in ein Boot, eilt, zu retten, und ruft seinem ihn abrathenden Gefolge zu: "ich will lieber der Gefährte, als der Zuschauer ihres Todes sein." — Die Geschichte der Grosmuth ist so weitläuftig, daß sie, in einem eigenen Werke vorgetragen, schon allein den nachdrücklichsten Verweiß für die finstern Sittenlehrer abgeben könnte, die so sehr die menschliche Natur erniedrigen, und sie keiner Tugend von Erhabenheit fähig halten.

Der edle Solz beschließt nach unsrer Anordnung die Reihe der heroischen Gesinnungen. Er, das Eigenthum einer richtig denkenden, und wohlgearteten Seele, ist die gegründete Schätzung ihrer selbst, die sie aus der Empfindung so wohl ihrer Fähigkeiten, als auch der Würde der Bestimmung derselben schöpft. Das sichere und lebhafte Bewustsein, das die Seele von ihren Kräften, und von den wahren Gegenständen hat, auf welche sie sie anwenden soll, macht die Grundsäule dieser Gesinnung aus; darauf erhebt sie sich zur

Verachtung der Vortheile und Laster, alles deſſen, was in den Gedanken, in den Begierden, und Handlungen niedrig iſt, zur beharrlichen Entſchloſſenheit, ihre Fähigkeiten nicht blos rühmlich anzuſtrengen, ſondern ſie auch nur auf die Betrachtung und Behandlung der würdigſten Vorwürfe zu richten, zum rechten Gebrauch ihrer Ueberlegenheit an Einſicht und Muth, zu einer Art der Ehrerbietung gegen ſich ſelbſt, zur Zuverſicht in ſich ſelbſt, und zum Unwillen gegen alles, was ſie von der Höhe ihrer Tugend herabſetzen will. — Belebt von dieſem edlen Stolz will der römiſche Senat weder durch Hülfe der Verrätherei, noch durch Betrug der Staatskunſt ſiegen, ſondern alles auf den Ausſchlag der Waffen ſetzen; nicht bei Gewalt, ſondern bei Unterhandlungen, Vorſchläge hören; und die Friedensbedingungen, die der ſiegende Feind von ſelbſt anbietet, nicht eher annehmen, als bis er aus dem Gebiete der Republik weggezogen ſei, und ſie ſodann durch eine Geſandſchaft vortragen laſſe. Mit eben der Hoheit der Seele läßt Marcian dem König der Hunnen auf die Abforderung eines ſchimpflichen Tributs ſagen, "daß er Geld für ſeine Freunde, für ſeine Feinde aber Stahl habe;" "ich will erſcheinen

ren, antwortet Eduard, Prinz von Wallis, aber mit sechzig tausend Mann," als Carl der Fünfte von Frankreich sich erkühnt, ihn, als einen Vasallen, vor sein Parlament zu fordern; und er hielt sein Wort.

Vornehmlich erhebt sich die Seele durch diesen Stolz über die Widerwärtigkeit empor; denkt, je mächtiger die Angriffe des Schicksals sind, nur desto lebhafter ihre ganze Stärke; will, wenn alles sie verläßt, sich doch selbst nicht verlassen; und aufgerichtet durch die Zuversicht zu sich selbst, voll von dem Entschluß, sich bei ihrer innern Würdigkeit fest zu erhalten, will sie den Unfällen nicht auf niedrigen Wegen ausweichen, ihnen zwar Gut und Leben, nicht aber ihren Muth, nicht ihren Ruhm aufopfern. Den Thron, nur nicht die innere Majestät konnte die Raserei des brittischen Volks seinem König, Carl, dem Ersten, nehmen. Wie ein Felsengebürge, am Fuße von schwarzen Ungewittern bekämpft, aber auf seinem Haupte von einem stillen Sonnenglanz erheitert, erhielt sich seine Seele mitten unter allen Widerwärtigkeiten. Immer floh er in der größten Noth nur zu sich selbst, und fand, daß er Recht hatte, Vertrauen zu sich zu haben. Immer verwarf er mit einem unwandelbaren

Unwillen, was Schwachheit oder Ungerechtigkeit verrathen konnte, noch als ein Gefangener, noch als ein Verurtheilter. In dem Saale zu Westmünster, und auf dem Platze zu Whitehall, überall sich gleich, behielt er die Miene, und den Ton des Herrn, und zeigte den Aufrührern, so sehr er zulezt auch ihrer unglaublichen Wuth unterliegen muste, daß es ihnen nicht vergönt sei, einem Könige die Majestät zu entreissen, der sie so wohl zu kennen fähig war. Und da er selbst in den lezten Augenblicken vor seiner Hinrichtung sich weder durch eine Geberde, noch durch ein Wort von seiner Würde entfernte, so bewies er nicht weniger, daß sie wahr, als daß er werth gewesen sei, sie in einer so ausserordentlichen Situation zu behaupten.

Die Zusammenstimmung des äusserlichen Betragens mit dem edlen Stolz der Seele macht den heroischen Anstand aus; er ist das schickliche Verhältnis der Rede, der Miene, und der Stellung zu dem Gefühl der innern Würde. Diese Empfindung hat ihren eigenen Ausdruck, der ihr zugehört, wodurch sie sich ankündiget, woran man sie gleich erkent; einen Sprache, einen Ton, eine Miene, einen Gang, eine Stellung, die sie nie verleugnet, wovon sie sich nie entfernen kan.

Cäsar in den Händen der Seeräuber befiehlt und droht, als wenn er unter seinen Soldaten wäre; Carl, von dem Glück seiner Waffen verlassen, ohnmächtig auf den Boden des ottomannischen Reichs hingeworfen, fremder Hülfe selbst bis auf die täglichen Bedürfnisse des Lebens benöthigt, spricht und fordert Gehorsam gebietrischer, als wenn er mit seinen Unterthanen zu thun hatte. Dieser heroische Anstand zeigt sich bald in einem beredten Stillschweigen, dessen Sinn von einem Blick oder von einer Bewegung der Muskeln im Gesicht erklärt wird. Bald in dem Heftigen der Rede: "Tyran, steige herunter vom Thron, laß deinen Herren hinauf!" spricht die Pulcheria zu dem Afterkaiser Phokas. Bald in in dem Zuversichtlichen des Tons der Medea: "wenn habt ihr wieder so viele Feinde? — Mich selbst." Bald in dem Nachdrücklichen der Antwort: "wie willst du, fragt der macedonische Sieger den König Porus, daß ich dir begegne? — Als einem Könige," antwortet der Ueberwundene. Bald in der schnellen Erwiederung, die gleich trift, ohne lange überdacht zu scheinen; "ich würde, sagt Parmenio, das vom Darius angebotene Lösegeld für die Gefangenen annehmen, wenn ich Alexander wäre;" "und ich auch, ver-

versezt der Prinz, wenn ich Parmento wäre." Bald in dem muntern Gang, womit Socrates durch die Reihe weinender Schüler und Freunde seinem Gefängnis zueilt. Bald in der gesezten, feierlichruhigen Miene, womit der seiner Unschuld sich bewuste Graf Strafford vor seinen Richtern steht, und sein Todesurtheil anhört. Bald in der Stellung des verwundeten Feldherrn Bayard, der beim Gefühl seines nahen Todes sich unter einem Baume so legen läßt, daß er seine sterbende Hand auf den Degen stüzt, und im Gesicht den Feind, den er nie geflohen, behält.

Jezt gehen wir zu den heroischen Entschlüssen hin. Es gibt mehr, als eine Art des Heroismus in den Entschlüssen; wir wollen sehen.

So bald eine heroische Gesinnung zum Entschlus gedeiht, oder so bald das Begehrungsvermögen aus einem Grunde würkt, der in irgend einer erhabenen Empfindung liegt: so wird der Entschlus heroisch. Er nimmt also seinen Heroismus aus der Quelle einer heroischen Gesinnung. Jede Entschliessung, die aus Uneigennüzigkeit, enthusiastischem Wohlwollen, Patriotismus, Grosmuth, edlen Stolz entspringt, ist heroisch, weil die Würkung ihrer Ursache

gleich iſt. Je mehr dieſe heroiſchen Geſinnungen bei dem Entſtehen eines Entſchluſſes ſich unter einander miſchen, je ſtärker ſie ſind, und je ſchneller er aus ihnen hervorgeht; deſto höher ſteigt in ihm das Erhabene. Daher die oft wenig bemerkten Grade in den heroiſchen Entſchlüſſen. Wiederhohlt die Seele oft die Schöpfung ihrer Entſchlieſſungen aus erhabenen Empfindungen, ſo erheben ſich die Begehrungskräfte zur heroiſchen Fertigkeit, zu der Höhe, worin wir die Catonen bewundern. Alsdann entſtehen heroiſche Entſchlüſſe ſo leicht, ſo ſchnell, ſo gedrängt hinter einander, daß das Begehrungsvermögen nicht anders würken zu können ſcheint; es wird der Seele gleichſam zur andern Natur, immer heroiſch zu wollen, ohne ſich daraus ein Verdienſt zu machen, ohne ſich allezeit ſelbſt dieſer Erhabenheit bewuſt zu ſein. Dis iſt die erſte Art heroiſcher Entſchüſſe; das Erhabene in ihnen entſteht, indem ſie aus einer heroiſchen Geſinnung, oder aus mehrern zugleich entſpringen. Die Entſchlieſſung des Decius, der für ſeine Armee, und des Heraklius, der für den Marcian ſterben will, gehören unter vielen andern in dieſe Claſſe. Da ein ſolcher Entſchlus nichts anders, als die ſich äuſſernde, die wurkſam

werdende heroische Gesinnung ist; so wird ein B ck, zurückgeworfen auf die schon aufgestellten historischen Gemälde, hinreichen, diese Art der Entschlüsse an Beispielen kennen zu lernen.

Zu der zwoten Art mag uns die Geschichte leiten. Gustav Wasa, ein junger Prinz, der von den alten Königen abstammte wird von Christiern wieder alles Recht gefangen gesetzt. Er findet Gelegenheit, aus seinem Gefängnis zu entweichen. Verborgen in der Kleidung eines Bauern irrt er eine Zeitlang in den Gebürgen und Wäldern umher. Endlich wird er in die äusserste Verlegenheit gestürzt; um seinen Unterhalt zu finden, und um verborgen zu bleiben, nimmt er Arbeit in den Kupferbergwerken an. Jeder kleiner Geist würde nun wohl auf nichts weiter bedacht haben. Womit beschäftigt sich aber die Seele des unglücklichen Prinzen? Begraben in diesen dunckeln Tiefen unter der Erde faßt er den Entschluß — den Tyrannen vom Thron zu stürzen. Unfehlbar ist dieser Entschlus heroisch. Aber ist er nicht vielleicht verwegen, zu gewagt, zu ungeheuer zur Ausführung? Wie? Ein Jüngling in bäurischer Kleidung, dem man schwerlich auf sein eigenes Zeugnis seine Geburt glauben

wird, ohne Soldaten, ohne Geld, ohne Ansehen, vertrieben in eine wilde Gegend, wo er kaum den täglichen Unterhalt hat, herabgesezt in eine Gesellschaft, worin ihm seine Entdeckung gefährlich sein kan, worin er vielleicht keine edelgesinnte, keine muthige Seele antreffen wird, dieser wagt es, den Entschlus zu fassen, einen König vom Thron zu werfen? Ja, er wagt es! Alle Schwierigkeiten, alle anscheinende Unmöglichkeiten der Ausführung schrecken ihn nicht ab. Er faßt seinen Entschlus, er hält ihn fest. Er will sich den Einwohnern dieser Gegend entdecken; er will sie zur Unterstügung seines Unternehmens bereden; er will sie in den Waffen, womit sie noch nicht umzugehen wissen, üben; er will brave Soldaten aus ihnen machen; und dann will er mit ihnen auf den Tyrannen losgehen, dann will er ihn aus dem Reiche verjagen. (Und die Geschichte zeigt, daß er es gethan hat.) Welche Seele die in einer solchen Lage ein solches Unternehmen nicht nur denken kan, die sich selbst zu einem beharrlichen Entschluß dazu erhebt! "Dieser Prinz, sagt Voltaire, der über Helden urtheilen darf, dieser Prinz war einer von den großen Seelen, die die Natur so selten bildet, mit allen Eigenschaften, die erfordert

werden, um über andere zu gebieten; sein Genie entwarf solche Unternehmungen, die der gemeine Haufe für verwegen hält, und die in den Augen großer Männer nur gewagt sind." Aber nun zu seinem Entschluß zurück! Wodurch ist er heroisch? Durch den hohen Muth, und die Kühnheit des Geistes, der sich darin äusserte; das macht die zwote Art der Erhabenen in den Entschlüssen, sehr unterschieden von der ersten Entschlüsse, die ihren Heroismus von erhabenen Gesinnungen bekommen, stehen mit moralischer Güte näher in Verbindung, als diejenigen, die durch den Einfluß des Muths heroisch werden: denn dieser gehört nicht eigentlich in die Classe der Tugenden, sondern unter die würdigen Bestimmungen des Charakters. Weil aber der Muth eine hohe Eigenschaft der Seele ist, so ist, auch jeder Entschluß, den er erzeugt, oder worin er sich merklich äussert, heroisch.

Man sieht es vielleicht schon ohne unsern Wink, daß wir hier auf eine neue Art des Heroischen in den Entschlüssen, die in der Mischung der zwo angeführten Arten besteht, geleitet werden. Wenn also beide Arten zusammen stossen, wenn mit einem Entschluß, der aus erhabenen Gesinnungen ent-

ſteht, ſich zugleich Muth vereinigt; ſo hat er einen zuſammengeſezten Heroismus. Dieſe vermiſchte Art hat einen Vorzug vor jenen; wir finden ſie faſt immer bei den Helden des Alterthums; und unſre Bewunderung wächſt gegen den Mann, der nicht nur aus uneigennüzigem und enthuſiaſtiſchem Wohlwollen, aus Patriotismus, Grosmuth und edlem Stolz Entſchlüſſe faßt, der ſie auch durch Muth erhöhet, wodurch ihnen mehr Leichtigkeit zur Ausführung, und ein neuer Glanz mitgetheilet wird.

Es kan nicht unnüz ſein, noch einige Augenblicke bei der zweiten einfachen Art heroiſcher Entſchüſſe zu verweilen. Wenn die Seele etwas will, ohngeachtet es mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden iſt, ſo äuſſert ſie die Kraft, die wir Muth nennen. Ohne die Kenntnis des Schwierigen und Gefährlichen, das mit einem Vorhaben verknüpft iſt, können wir uns den Muth nicht denken. Kleine Seelen, ſo ſehr ſie ſonſt nur mit Unternehmungen ſich befaſſen, die ihren Kräften angemeſſen, die leicht ſind, verirren ſich wohl auf einen Vorwurf, der Schwierigkeit und Gefahr hat; die Dunkelheit betriegt ſie; aber beim Andruch des Lichts erkennen ſie mit

Schaudern die Gegend, wohin sie sich verlohren; sie fühlen es, daß sie darin nicht aushalten können; sie zittern zaghaft wieder in ihren Winkel zurük. Also muß die Seele ein klares Anschauen der Schwierigkeiten und Gefahren haben, die mit dem Vorwurf, womit sie sich befaßt, verbunden sind, oder ihr dabei aufstossen können; nicht mit verbundenen Augen auf ihn losgehen, sondern ihn von allen seinen erheblichen Seiten kennen, wissen, wo schon Hinderniße liegen, und vorhersehen, wo sich andere aufwerfen können, den ganzen Ausschlag berechnen, den Erfolg zergliedert übersehen, beharrt sie dann bei ihrem Vorhaben, so hat sie Muth. Allein dies Beharren ist mit dem Bewußtsein der Mittel vereinigt, wodurch sie den Schwierigkeiten und Gefahren begegnen, sie hintertreiben, oder schwächen will, womit sie sich zum Ziel des auszuführenden Vorhabens durcharbeiten hofft; ohne dieses Bewußtsein würde sich nicht der Muth erhalten, oder aufhören, Muth zu sein. Kan die Seele die Mittel von ihrer eigenen Ueberlegenheit erwarten, kan sie die Ausfindung der Maasregeln, die sie nöthig hat, ihrer eigenen Fruchtbarkeit, und die beste Anwendung derselben ihrer eigenen Klugheit zutrauen; so wird ihr Muth nicht nur eine höhere Würde, er wird auch mehr

Festigkeit haben, als wenn er am meisten sich auf die Hofnung äusserer Hülfe fügen müste.

Der Muth ist nicht nur an sich selbst eine erhabene Eigenschaft der Seele, er läst auch Grade zu, mit welchen sein Werth steigt. Er kan von der obersten Höhe herabsinken, und auf Stuffen bleiben, worauf er noch immer die Bewunderung der Welt hat, noch immer weit von der Gränze der Zaghaftigkeit ist, die, als das Antheil niedriger Seelen, die Verachtung zur Begleiterin hat. In einem je höhern Grade aber er sich bei einem Entschlus äussert, desto heroischer wird dieser. Die Menge, und Wichtigkeit der Schwierigkeiten und Gefahren, die zu übersteigen sind; ihre Zusammenstossung in einen Zeitraum; die Lebhaftigkeit und Vollständigkeit der Ideen, welche die Seele von ihnen hat; die Entfernheit der Mittel, die unerwarteten Hindernisse bei ihrer Verbindung, und die noch zweifelhafte Zulänglichkeit derselben zu dem gehofften Ausschlag — die bestimmt zusammen so wohl die Gröse, als auch die Erhabenheit des Muths. Je mehr von diesen Verhältnissen bei einem Entschluß vereinigt ist; desto mehr Muth erkennen wir an ihm, desto heroischer ist er.

Wenn der heroiſche Muth, indem er die gemeinen Wege verläßt, ſich auf einer Bahn zeigt, woran noch keiner gieng; ſo wird in Entſchluß, der nichts mehr als kühn iſt, oft von dem tief unten ſtehenden Haufen als verwegen betrachtet werden, und nur der glückliche Erfolg ſöhnt dieſen mit dem Unternehmer wieder aus. Hannibal will von den Säulen des Herkules an, durch die wildeſten Völker, über die Pyrenäiſchen Gebürge, die Rhone, und die Alpen mit ſeinem Heere ziehen, und die Römer mitten in dem Schooſe Italiens überfallen. Die Eugene, die Friedriche erſtaunen über ein ſolches Vorhaben nicht; ſie billigen den Helden, deſſen Seele eines Entſchluſſes fähig iſt, der, wenn ihm der Ausſchlag entſpricht, den ewigen Anfällen der römiſchen Eiferſucht auf einmal ein Ende machen kan. Aber wie manche mit Unternehmungen von dieſer Art wenig bekannte Leſer denken nicht bei der Geſchichte: "Hannibal wagt eine unmögliche Sache! Wie will er einen ſo weiten Weg vollenden, durch ſo viele barbariſche Nationen, durch ſo viele Hinderniſſe der Natur ſich durchſchlagen? Bald wird er ſeine Vermegenheit mit dem Untergang ſeines Heeres beſtraft ſehen." Urtheilt nicht von der Bahn eines Helden; hört auf ihn zu richten, ſo bald er ſich aus

euren Augen verliert. Er iſt von ſeinem Vorhaben voll; er kennt es beſſer, als der Zuſchauer; ſeiner Kräfte ſich bewuſt weis er, was er ausführen wird, und was er nicht ausführen kan. Seine Ausſichten gehen da fort, wo die eurigen aufhören; in ſeinem Geiſte liegt eine Menge von Maasregeln, ein ganzer Vorrath von Entwürfen verſchloſſen, die ſein Unternehmen unterſtützen; und reblen ſie, ſo wird ihm ſchon ſeine unerſchöpfliche Erfindſamkeit und Heiterkeit helfen. In einem andern Lichte würde euch ſein Vorhaben erſcheinen, wenn ihr ſo weit und ſo ſcharf ſehen könntet, als er. Laßt ihn alſo ſeinen Vorwurf verfolgen; ihm kommt es zu, zu beſchlieſſen, und zu unternehmen, und euch — ſchweigend zuzuſchauen.

Allein, wenn ein Entſchluß ſo weit ſteigt, daß ſeine Unausführlichkeit gleich ſichtbar in die Augen fällt; ſo mag auch jeder das von ihm ſagen, was er iſt. Wenn ein Entſchluß einen Vorwurf hat, der über das Ziel der Kräfte hinausliegt; ſo hört er auf heroiſch zu ſein, und wird — wie ſoll ich es nennen? — gigantiſch. Unvermerkt kan oft in der heiſſen Bruſt des Helden ein Entſchluß aus einem heroiſchen in einen gigantiſchen ausarten. Der Muth darf nur auf einer gewiſſen Höhe

stehen, von Hitze des Temperaments, von starken Leidenschaften unterstützt werden, oft Erfindsamkeit und Gegenwart des Geistes, die ihm in dunkeln Labyrinthen einen Ausgang eröfnet, oft das Glück in wichtigen Vorfällen auf seiner Seite gehabt haben! dann wird er leicht sein Gefieder zu weit ausspannen, und der Held, wenn ihn nicht ein Augenblick der Ueberlegung überrascht, zu gigantischen Entschlüssen hinüberschweiffen, ohne daß er es selbst gewahr wird. Oft verlieren sich die Gränzen des Heroischen und des Gigantischen in einander; dann ist es ein verzeihlicher Irrthum, auf einen Abweg zu gerathen, wo die richtige Straße nicht genug bezeichnet ist. Weil man oft glücklich gewagt hat, so beredet man sich, immer wagen zu können; und gewöhnlich ist es, sich zu viel zuzutrauen, wenn man sich viel zutrauen darf. Was aber an jenem Orte Muth war, kan an diesem Verwegenheit sein. Und wenn gleich der große Haufe dem Mann, der, allein seiner Hitze übergeben, unachtsam auf die Stimme der Klugheit, und auf die Stimme des abrathenden Freundes, unerschütterlich will, was er nicht ausführen kan, und ernsthaft zum Werke schreitet, mit einem leeren Erstaunen, mit einem unbedeutenden Geschrei des Beifalls folgt; so bleibt doch der verständige Zuschauer

stehen, und denkt ihn aus der Classe der Helden, in die Classe der Tollkühnen herab. Das Unternehmen des eisernen Kopfes zu Warnitza — doch man darf nur auf diese Geschichte weisen, sie nicht wiederholen. Ungerne betrachte ich diesen sonderbaren Mann von der Seite, wo er seine großen Eigenschaften übertrieb, seinen Muth in Verwegenheit, seine Entschlossenheit in Eigensin, seine Tapferkeit in Wildheit verwandelte. Seine Entwürfe hatten nicht mehr eine regelmäßige Größe, sie waren Ungeheuer; und seine Begebenheiten scheinen mehr erdichtet, als geschehen zu sein, so sehr tragen sie das Gepräge der Wunderbaren an sich. Seine gigantischen Entschlüsse und Unternehmungen machen nebst den Grundursachen seinen Charakter, den Charakter des ausserordentlichen Mannes, den er dem Ruhm eines großen Mannes vorzog.

Der Muth, der Entschlüsse heroisch macht, läßt gewisse Bestimmungen zu, mit welchen das Erhabene steigt: Schnelligkeit, Feuer, Beharrlichkeit. Die Schnelligkeit des Muths, diese glückliche Leichtigkeit der Seele, ein mit Schwierigkeit und Gefahr verbundenes Unternehmen zu überdenken, und zu beschliessen, ohne den langen Weg der Ueberlegung und der Berathschlagung zu gehen, ist mehr ein

Geſchenk der Natur, als eine Frucht der Bemühung. Sie ſtüzt ſich ſo wohl auf eine angebohrne Größe und Fruchtbarkeit des Geiſtes, und die Zuverſicht, die daher entſpringt, als auch auf körperliche Einflüſſe, die Hitze, des Temperaments, die Fluth der Leidenſchaften. Sie treibt mit einem gewiſſen Ungeſtüm die Seele zu jeder Art der Unternehmung hin; und begeiſtert ſie unter aller der Mannigfaltigkeit, und plözlicher Abänderung der Scenen, die ſie durchkämpfen muß; belebt ſie, ſich Bahn zu machen, und die Gegenſtände, die ihr entgegen ſtehen, durch ihre eigene Stärke umzuwerfen; läßt ſie weder von den Menſchen, noch von der Zeit eine Unterſtüzung nehmen, die ſie ſich ſelbſt zu verſchaffen getrauen darf; entreißt ſie dem Labyrinth fremder Rathgebungen, den langen Umwegen der Ueberlegung, die oft das wichtigſte Vorhaben in der Geburt erſtickt; jagt ſie von That zu That, und rückt ſie gleichſam durch die Bezauberung einer übernatürlichen Kraft zum Ziel hin, wo das Auge auf den weiten, ſo geſchwind überflogenen Weg nicht ohne Erſtaunen zurücke blickt. Muth hatte Kaiſer Carl, der Fünfte! aber ihm fehlte dieſe Schnelligkeit, die den Muth für große Unternehmungen ſo entſcheidend macht. Sein

Muth

Muth war zu nachdenkend, ohne jenen Enthuſiasmus, der ſich mittheilt; er mochte vielleicht ſicher ſein, aber Aufſehen machte er nicht. Man fand ihn, ſelbſt in den kleinſten Vorfällen, mit jener beſchäftigten Miene, die oft für Verlegenheit gehalten wird, die oft den Geiſt einer ganzen Armee niedergeſchlagen hat. Daher kam es auch, daß er nur halbe Siege erfochte, und nach einer ziemlich langen Regierung nichts zu Ende brachte.

Schon in der Schnelligkeit des Muths liegt Feuer; aber es beſteht doch mehr in ſeiner innern hohen Spannung und Würkſamkeit, als in der Geſchwindigkeit und Mannigfaltigkeit ſeiner Aeuſſerungen. Der feurige Muth erklärt ſich durch die Geſchäftigkeit der Seele, durch das lebhafte Anſtrengen ihrer zuſammengezogenen Kräfte, womit ſie einen Vorwurf umfaßt; er belebt ſich aus der Hitze, womit der Geiſt zu würken gewohnt iſt, und aus dem Zufluß des Temperaments, und der Leidenſchaften; er iſt eine Flamme, die ſich verborgen nährt, von der Gewalt der Winde empört mit Gepraſſel auflodert, um ſich greift, und tief einbrennet, wo ſie faßt. Dieſe Ergieſſung der Lebensgeiſter, dieſe Erhitzung der Seele, dieſer

heftig aufwallende Muth, der voll Ungeſtüm in der Bruſt der Helden pocht, und zum Siege hinreißt, verträgt ſich noch immer mit Heiterkeit des Geiſtes, mit kluger Bedachtſamkeit; fordert nach einer glücklich ausgeführten Unternehmung, wie der Marſchall Gaſton, von ſeinem Herrn keine geringere Belohnung, als dem Feinde noch einmal entgegen geſchickt zu werden; bricht, wo er Hinderniſſe findet, in den lauten Unwillen Guſtav Adolphs aus: "ihr ſeid immer zu froſtig, und haltet mich in meinem Laufe auf;" theilt in der Anrede des gröſten Königs in Frankreich, deſſen heroiſches Leben auch der kälteſte Leſer nicht ohne eine wollüſtige Thräne betrachten kan, einem ganzen Heere Begeiſterung mit: "Soldaten, wenn keine Fahnen mehr da ſind, ſo ſeht nur nach meinem weiſſen Federbuſch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden; ruft aus eben dieſem Feldherrn mitten in dem Getöſe und in den Schrecken der Schlacht denen, die ihn bedecken wollen, zu; "auf die Seite! ich bitte euch; verdeckt mich nicht; ich will mich zeigen;" und treibt die weichenden Truppen wieder ins Treffen hinein: "wendet euch um! wenn ihr auch nicht fechten wollt, ſo ſehet mich wenigſtens ſterben!" — Solche heroiſche Ausſprüche

führen wir gerne an, wenn die That sie begleitet; dann werden sie das Lob der Helden in ihrem eigenen Munde; die Nachwelt bewahret sie als fruchtbare Samkörner der Tugend für junge wohlgeartete Seelen; und sie verewigen sich, so lange sie zu einer ähnlichen Empfindung beleben. — Unwille bei jeder Zurückhaltung, Verdrüßnis bei dem Mangel der Gelegenheit, Hindrängen an Oerter voll Gefahr, Frohlocken bei dem Anblick einer Situation, die eine heldenmüthige That zuläßt, begeisterte Geschäftigkeit und eine gewisse Trunkenheit der Seele auf einem Schauplaz, wo sie sich hervorthun kan, dis kündiget den feurigen Muth an, von dem man Wunder der Tapferkeit erwarten darf. Dann jene schlaflose Eifersüchtigkeit über die Siegeszeichen gekrönter Helden; jene Thränen über die Nachricht von gewonnenen Schlachten, die keine Nachernte des Ruhms mehr übrig zu lassen scheinen; jene ungeduldige Ausrufung: "o Vater Zeus! errette die Griechen, laß es helle werden, und bring uns lieber am Tage um!" jener unruhige Kummer, in welchem Ossian den jungen Fillan schildert, als sein Vater Fingal einen Anführer des Heers ernennen will, und er mit allen umherstehenden Helden auf diese

Ehre wartet: "auf seinem Speer gelehnt stand er da, und seine Blicke wanderten auf und ab. Dreimal erhob er seine Augen gegen Fingal; dreimal verlies ihn die Stimme, als er sprach: — Fillan konte sich keiner Schlachten rühmen — auf einmal schrit er hinweg. Da stand er über einem Strom gebeugt: die Thräne hing in seinen Augen. Bisweilen schlug er mit seinem umgekehrten Speer das Haupt der Distel." Der junge Prinz, der in der Gallerie, erfüllt mit den Bildnissen seiner glorreichen Vorfahren, gerne einsam, im betrachtenden Tiefsin, umherwandelt, der das Geschichtbuch oder das Gemählde, das eine That des Muths vorstellt, nicht anblicken kan, ohne es mit einer heissen Thräne zu benetzen, der an dem Tage der Schlacht über seinen für die Waffen noch zu schwachen Arm seufzt, und von dem frischen Lorbeer der zurückkehrenden Sieger sein Auge voll Gram wegwendet, der den Ort, wo die Helden fielen, mit dem lauten Wunsch eines ähnlichen Ruhms betritt, und bei den feierlichen Siegeszeichen, unter welchen die heiligen Gebeine der Epaminonden ruhen, voll Empfindung eines tiefen Schauers verweilt — welche Wunder verspricht er nicht dem Heere, das er anführen, welchen Glanz dem Reiche, das er beherrschen wird!

Die Beharrlichkeit des Muths erklärt sich so wohl durch seine lange Fortdauer bei einer Menge von Schwierigkeiten und Gefahren, als auch vornehmlich durch das Ausharren der Zeit, in welcher er angespannet sein mus. Sie, durch welche Thaten zu ihrer Vollendung, und Helden zum Ziel ihres Ruhms gelangen, ist eine Aeusserung der Stärke des Geistes, begleitet von Zuversicht, und von edlem Stolz; und es ist ein wichtiges Geheimnis erhabener Seelen, ihren Muth beharrlich zu machen, immer die Ideen, immer sie in der Richtung zu erhalten, wodurch ihm seine Festigkeit gegeben wird; denn die wahren und unbeweglichen Grundsätze, woran sich der Verstand hält, machen den ächten Muth, und erheben ihn über den niedrigen Eigensinn weg. Rom, das niemals kühnere Entschliessungen faßte, als bei den grössten Gefahren, nicht damals von seinem Muthe, nicht, da Porsenna es aushungern wollte, nicht damals, da der in seinen Unternehmungen so glückliche König der Epiroter alle Armeen schlug, nicht damals, da die Gallier das ganze Land überschwemmet, die Stadt angezündet, das Kapitol eingenommen hatten, auch nicht einmal, da Hannibal nach so vielen Siegen noch fünfzig tausend Mann

der besten Soldaten auftrieb, nie sich für verlohren hielt, nie dem Glücke nachgeben wollte, immer wieder wagte, immer von neuem unternahm, selbst nach der unglücklichen Schlacht bei Cannis, wo die Republik schon ganz zu Grunde gerichtet schien, sogleich seine Kräfte zusammenraffte, um Syracusa, welches bundbrüchig war, und Capua, welches sich empört hatte, zu züchtigen — dieses auf seinen Felsen unerschütterliche Rom zeigt uns an der Spitze seiner Heere, und in der hohen Versammlung des Raths so viele Männer, die auf ihrem Vorhaben unbeweglich beharrten, daß man hier die Heimat des wahren Muths nicht verkennen kan. Regulus, der unter der Reihe dieser Helden so sehr hervorglänzt, und den seine Siege weniger verherrlichet haben, als seine Zurückreise nach Carthago, welche Festigkeit des Muths bewies er nicht unter einem Auftritt, in welchen alles zusammendränge, was die Natur Rührendes und Schreckliches hat!

Fertur pudicae conjugis osculum
Parvosque natos, ut capitis minor,
A se removisse, et virilem
Torvus humi posuisse vultum;
Donec labantes consilio patres
Firmaret autor nunquam alias dato,
Interque moerentes amicos
Egregius properaret exsul.

Aequi ſciebat, quae ſibi barbarus
Tortor pararet: non aliter tamen
Dimovit obſtantes propinquos,
Et populum reditus morantem;

Quam ſi clientum longa negotia
Dijudicata lite relinqueret,
Tendens Venafranos in agros
Aut Lacedaemonium Tarentum.

Horat:

Welches Gemälde der Situation, und des durchkämpfenden Muths, der ſich darin äuſſerte! Man kennt es; aber man betrachte es noch einmal! Es redet in jedem Zug von ſelbſt; und der Erklärer darf zurücktreten — Dieſe beſtändige Anſpannung des Muths in einem Helden, der,

Da wider ihn mehr Feinde ſich geſellten,
Als die die Nachwelt glauben darf,
Und er ſich mit entſchloſſner Seele zweien Welten
Allein entgegen warf,

Ramler.

immer ſein Vorhaben feſte hält, der alle aufſteigende Wolken, die das Ziel ſeiner Unternehmung verdecken wollen, mit dem Wink eines Jupiters verjagt, der ſich überal in der Finſterniß Licht und heitre Ausſichten zu verſchaffen weiß, äuſſert ſich nirgends herrlicher

als da, wo die Schwierigkeiten und Gefahren ihre Gestalten ändern, und die drohenden Situationen mit einander abwechseln. Unter dieser Abänderung schrecklicher Scenen bei dem wohl überdachten Entwurf beharren, lange auf das Ende der Schwierigkeiten, die ihm aufstossen, warten können, ihm bei jedem neuen Zufall getreu bleiben, sich weder von der Zeit, noch von dem Schiksal, noch von den Menschen von ihm abgenetzt machen lassen — dadurch beweiset die heroische Seele die wahre Erhabenheit ihres Muths, welche die Welt nicht ohne Bewunderung, nicht ohne starke Zuversicht zu ihr erkennt.

Die heroischen Thätigkeiten begreifen die aus einer heroischen Gesinnung, und aus einem heroischen Entschlus hervorbrechende Handlungen unter sich; sie sind die würklichen Aeusserungen der heroischen Begehrungskräfte. Die wahre Tugend ist thätig: sie verbirgt sich nicht in einer blosen innern Empfindung, nicht in einem verschwiegenen Entschlus; sie bricht in eine äussere Handlung aus, und kündigt ihre Gegenwart an. Ohne diese Thätigkeit gibt es keine, oder nur eine halbe Tugend. Und nur lassen sich erhabene Fähigkeiten aus der Art, und dem Grade ihrer Aeusserung erkennen. Heroische Gesin-

nungen und Entschlüsse beruhen auf hoch gespannten Kräften der Seele; ihre Wirksamkeit, ihr Ausbruch zur That mus daher stärker, schneller, hervorspringender, und mannigfaltiger sein. Man sieht hier keine mäßige Flamme, sondern ein gewaltiges Feuer. Es ist nicht mehr der gewöhnliche Mensch, der denkt, empfindet, handelt; es ist ein Wesen aus einer höhern Classe, oder ein Mensch, von einer göttlichen Begeisterung erfüllt, hinausgerükt über das gemeine Ziel seiner Kräfte, und reif zu Thaten, die ihm nur wenige nachwagen. Jede Handlung ist heroisch, welche die Würkung von einer solchen Eigenschaft der Seele ist, die bis zu einer ausserordentlichen Höhe steigt; und die Summe dieser Handlungen berechnen wir unter dem Titel der heroischen Thätigkeiten.

Es wird ein Gegenstand erfordert, wenn die heroische Seele in Thätigkeit gesezt werden soll; ein Gegenstand, bei dessen Wahrnehmung ihre Fähigkeiten, ihre Begierden und Neigungen rege werden, diese zu Entschlüssen, und diese zu Thaten gedeihen. Unter dieser Bewegung versammlen sich alle ihre Fähigkeiten gleichsam zu der Fahne der herrschenden Kraft hin, bereit ihr zu folgen, ihr

in ihren Verrichtungen behülflich zu ſein; alle Empfindungen, alle Leidenſchaften nehmen eine gewiſſe Stimmung von der Geſinnung an, die auf dem innern Schauplaz am würkſamſten iſt; alles iſt in Arbeit, alles ſtrebt nach einer Richtung; die Erkenntniskräfte beleben die Begierden, und dieſe ſpannen jene noch mehr an; durch dieſen gegenſeitigen Einfluß, durch dieſe harmoniſche Einwürkung verſtärkt ſich die ganze Geſchäftigkeit der Seele, wodurch eine ihren arbeitenden Kräften gemäſe Handlung nach der andern hervorbricht, und ſie, ohne dieſe ihre äuſſere Fruchtbarkeit gewahr zu werden,

Nicht müßig täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt.

Gleim.

Allein wie ſie bei dem Mangel der Gegenſtände ein gewiſſes Leere fühlt, und eine geheime Ungeduld, ſich thätig beweiſen zu können; ſo bleibt ſie bei unächten Gegenſtänden, bei ſolchen, die ihren Kräften keine würdige oder keine zureichende Beſchäftigung anbieten, unbewegt in ihrer Ruhe, und achtet ſie nicht. Sie lebt nur in der Richtung, wohin ihre Fähigkeiten und ihre Begierden ſtimmen; in jeder andern Lage iſt ſie unwürkſam. Kaum aber ſieht ſie ihren wahren Gegenſtand vor

ſich, ſo eröfnet ſie ſich, wie von einem plözlichen Sonnenſtrahl aufgeſchloſſen; ſie fühlt einen belebenden Geiſt durch alle ihre Kräfte dringen, und ſie aufbieten; ſie erhebt ſich, wird voll Bewegung voll Thätigkeit; und man ſieht es den Ausbrüchen an, wie ſehr ſie beſchäftigt iſt, und ſich auf ihrer rechten Stelle befindet.

So nahe auch heroiſche Seelen mit einander verwandt ſind, ſo findet man unter ihnen doch einen bemerkbaren Unterſchied, oder eine gewiſſe Mannigfaltigkeit beſonderer Beſtimmungen; wie die Hauptzüge auf Familiengeſichtern ſich mit feinern Nebenſtrichen verbinden, wodurch ſie, eines von dem andern, ſich unterſcheiden. Wenn ſie gleich ihre eigenthümlichen Kräfte, und ihre eigenen Gegenſtände haben, über welche ſie ſich ausbreiten; ſo macht doch die Verſchiedenheit ſo wohl dieſer Kräfte, als auch der Gegenſtände ſelbſt, daß eine ſich mehr für dieſen, als für jenen beſtimmt fühlt, mehr ihn, als einen andern umfaßt, und daher eine Mannigfaltigkeit der Richtungen und Beſchäftigungen entſteht. Eine erhabene Seele kan zu verſchiedenen Gegenſtänden aufgelegt ſein, wenn dieſe alle ihren herrſchenden Fähigkeiten angemeſſen ſind; ſie kan ſie alle mit glei-

chem glücklichen Erfolg umspannen; die Herzöge von Alba, von Marlborough, und viele andere Männer, die eben so groß im Staatsrathe, als an der Spitze der Armeen waren, beweisen hier besser, als der Philosoph. Aber wenn ihr gelegentliche Veranlassungen der Erziehung, der Zeit, des Staats einmal eine bestimmte Richtung gegeben, und dadurch ihre Kräfte zur Fertigkeit erhoben haben; so wird sie sich auch nur in dieser Richtung gefallen, und mit Glück ihre Thätigkeit äussern. Die Bekanntschaft mit dem Gegenstande, die besondere Zuneigung zu ihm, das Gefühl der Leichtigkeit, sich mit ihm zu beschäftigen, die Hoffnung des glücklichern Erfolgs, alles dis wird sie so sehr an ihn fesseln, daß sie alle übrigen vergißt; daß Prinz Moriz von Nassau im Kriege ein grosser Meister ist, und sein Lager zu einer allgemeinen Schule von Europa macht, in allem übrigen aber ein sehr mittelmäßiger Mann bleibt. Er, der nach dem Geständnis der Kenner so sehr, wie Montecuculi, die Kunst der Märsche und Lagerungen besaß; wie Vauban, das Talent, Plätze zu befestigen, und unüberwindlich zu machen; wie Eugen, die Geschicklichkeit, zahlreiche Armeen in den unfruchtbarsten Gegenden zu erhalten; wie Vendome, das Glück, vom Soldaten im

Nothfall mehr zu erlangen, als man von ihm zu erwarten berechtigt iſt; wie Conde, den unfehlbaren Blick, der den Erfolg der Schlachten entſcheidet; wie Carl von Schweden, das Mittel, ſeine Truppen gegen Hunger, Kälte, und Ermüdungen unempfindlich zu machen; wie Türenne, das Geheimniß, das Leben der Leute zu ſchonen — er, der alles dis, was ſchon einzeln einen großen Feldherrn macht, vereinigt beſaß, wie ſollte er nicht eben ſo fruchtbar im Kabinet geweſen ſein, wenn er ſich nicht gleich vom Anfang ganz allein zu den Geſchäften des Kriegs beſtimmt hätte? Indeſſen allen Vortheil der gelegentlichen Urſachen, welche die Richtung beſtimmen können, weggerechnet, ſcheint es doch, daß die Natur ihren Eigenſin habe, eine erhabene Seele allein für dieſen Gegenſtand, und eine andere allein für jenen zu erſchaffen. Wie oft ſehen ſich nicht gewiſſe Gegenſtände ſo ähnlich, daß man ſie beinahe für einen und eben denſelben halten ſollte; einerlei Art der Entwürfe, einerlei Mittel zur Unternehmung, einerlei Verbindung der Abſichten, einerlei Lichtſtrahlen zur Ausſicht, einerlei Berechnung des Erfolgs, einerlei Ausſchlag der Erwartungen. Und dennoch erfordern ſie, jeder ſeinen ganz eigenen Geiſt, der nur allein für ihn gemacht zu ſein ſcheint, einen

Geiſt, der ihn glücklich bearbeitet, bei ihm ſeine ganze Thätigkeit beweiſet, aber über jeden andern einſchlummert. Daher die unglücklichen Stellungen ſelbſt erhabener Männer, jene Generale, die blos zu Unterhandlungen gebohren waren, jene Geſandten, die glücklicher ein Heer angeführet hätten, jene Kriegsminiſter, die beſſere Aufſeher über die Finanzen geweſen wären; daher die völlige Verwirrung, oder die Langſamkeit des Fortgangs der wichtigſten Staatsgeſchäfte in den Händen derer, die nicht an ihrem Orte ſtehen; daher jenes Uebergewicht des Schadens, den der vortreflichſte, aber nicht auf den rechten Plaz geſtellte Kopf öfter, als der ganz Unfähige, ſtiftet; daher jene nöthige Anforderung der Staatsklugheit an jeden Monarchen, nicht nur die Genies ſeines Landes auszuforſchen, ſondern auch jedem den Standort anzuweiſen, wo von ſeinen Fähigkeiten die fruchtbarſte Entwickelung erwartet werden kan.

Wenn die Veranlaſſungen für die beſondern Richtungen der Thätigkeit der Seele ſo entſcheidend ſind; ſo hat vorzüglich die erſte eine eigenthümliche Gewalt. Die Geſchmeidigkeit der Kräfte, die willig ſich in die Lage fügen, wohin ſie gebogen werden, die Leb-

haftigkeit der ersten Erschütterungen, die Tiefe des Eindrucks, und der Reiz der Neuheit, sich wird sich vereinigen, die Seele an den G[illegible]stand zu heften, über den sie zuerst ihre Thätigkeit ausgebreitet hat; und je empfindlicher sie für das Vergnügen über den Anwachs ihrer Fertigkeiten, und über das Glück des Erfolgs ist, desto mehr wird sie an ihn durch eine geheime Sympathie gezogen werden.

Nach der Verschiedenheit der Veranlassungen richten sich die heroischen Thätigkeiten. Wenn sich erhabene Seelen zu erkennen geben, so hat diese Aeuſſerung immer eine Beziehung auf den Standort, den sie einnehmen; von ihm hängt die Zeit und die eigenthümliche Art ihrer heroischen Würkungen ab.

Bei der heroischen Geschäftigkeit der Seele äussern sich noch einige Eigenschaften, und würdige Bestimmungen, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Enthusiasmus; die allein betrachtet schon einen besondern Theil des Heroismus ausmachen, aber sich vornehmlich bei der würklichen Arbeit der Seele zu ihren angestrengten Kräften gesellen, und sie durch ein freundschaftliches Bündnis unterstützen. Erst, wenn die Seele sich thätig

beweiſet, wenn wir ſie unternehmen und handeln ſehen, erkennen wir dieſe Unerſchrockenheit, dieſe Standhaftigkeit, dieſen Enthuſiasmus; da, wo der Mann, mitten in der würklichen Ausführung, bei der plötzlichen Erkennung unerwarteter Schwierigkeiten und Gefahren ſich gleich bleibt, ruhig und heiter, wie zuvor, oder ſich doch im Augenblick wieder faßt, wo er lange das angefangene Vorhaben unter wichtigen Hinderniſſen verfolgt, und nicht weicht, bis er am Ziele ſteht, wo er ſeine Thaten mit einem hohen Eifer, mit einer gewiſſen überſtrömenden Wolluſt, mit einer Art von Trunkenheit der Seele vollführt.

Die Unerſchrockenheit iſt eine beſondere Aeuſſerung der Stärke der Seele; ſie wird mehr von der Natur angelegt, als durch eigene Bemühung erworben, wohl aber bei dem öftern Aufenthalt in ſchrecklichen Gefahren durch die Macht der Gewohnheit erhöhet. Sie zeigt ſich vornehmlich bei den Ueberraſchungen der Schwierigkeit oder Gefahr, in den Situationen, die man nicht vorherſahe, nicht vermuthete, und für welche man daher auch keine Maasregeln erſann. Sie iſt nicht eine gänzliche Abweſenheit des Entſetzens, nicht

eine

eine völlige Erhabenheit über alle Anwandelungen der Furcht, sie läßt noch eine geringe Erschütterung, einen körperlichen Schauer zu, und selbst der wackerste Kriegsmann darf, wie die Helden des Homers, ein Mensch bleiben, er darf ohne Nachtheil seiner Würde wohl einmal zittern, aber nicht sehr. Sie besteht in der Fertigkeit der Seele, die aufsteigenden Bewegungen der Furcht, des Schreckens so sehr zu mäßigen, daß weder der freie Gebrauch des Verstandes, noch die Entschlossenheit zum Verfolg des Vorhabens unterbrochen wird, in dieser glücklichen Kunst, mitten unter den fürchterlichsten Auftritten sich bei der innern Gleichmüthigkeit, bei der Gegenwart und Heiterkeit des Geistes, und selbst bei der Ruhe in den Blicken und in den Mienen zu erhalten. Daher stützet sich die wahre Unerschrockenheit so wohl auf den festen Boden einer starken Vernunft, als auch auf dem edlen Stolz des Herzens, und auf dem unwandelbaren Vorsaz, lieber mit einer anständigen Gelassenheit zu fallen, als kleinmüthig zurückzuweichen, selbst unter dem krachend einstürzenden Weltbau sich eher begraben, als erschrecken zu lassen. Wie viele und wie mannigfaltige Scenen der Unerschrockenheit eröfnen uns nicht die Jahrbücher der Ge-

schichte, und das mit beſtändigen Abwechſelungen, mit ewigen Umwälzungen der Dinge durchflochtene Leben! Ihre innere Würde wie groß iſt ſie nicht, und welchen neuen Glanz verbreitet ſie nicht über den Ruhm der menſchlichen Natur! Am meiſten erklärt ſich ihr Werth in großen Unternehmungen; allein wer darf dis erſt zergliedern? Indeſſen wird man hier eine Schilderung von der Unerſchrockenheit der Königin Henriette von Engelland, die uns ein Meiſter in der Abbildung heroiſcher Tugenden, Boſſuet, geliefert hat, nicht ungerne wieder finden. "Zehn Tage lang ward ihre Flotte von einem wütenden Ungewitter beunruhigt. Die Schiffleute wurden ſo ſehr erſchreckt, daß ſie den Gebrauch des Verſtandes verlohren, und einige von ihnen ſtürzten ſich in die Fluten. Sie, die allezeit unerſchrocken blieb, ſo lange auch die Wellen bewegt waren, beruhigte jederman durch ihre Gleichmüthigkeit wieder. Sie erwunderte die, welche ſie begleiteten, auf Gott zu hoffen, der ihre ganze Zuverſicht war; und um aus ihren Gemüthern alle die ſchädlichen Vorſtellungen des Todes, der ſich von allen Seiten her zeigte, zu entfernen, ſagte ſie mit einer ſo heitern Miene, die ſchon die Stille wieder zu verkündigen ſchien, daß eine Königin niemals im Waſſer umkommen

wüthe. Kaum war ſie dem ſchrecklichen Ungewitter auf dem Meere entgangen, worin ihre Schiffe untergangen waren, und ſie auf dem Admiralſchif an die Holländiſchen Häven geworfen ward, ſo wagte ſie eilf Tage darauf ſchon wieder ſich der Wuth des Oceans, und der Strenge des Winters zu überlaſſen, um ihrem Gemahl zu Hülfe zu kommen. Sie verſammlet einige Schiffe wieder, füllt ſie mit Officieren und Kriegsbedürfniſſen, und kehrt nach England wieder zurück. Aber nachdem ſie ſich aus den Fluten gerettet hat, wird ein anderes Ungewitter ihr faſt eben ſo gefährlich. Hundert Kanonen donnerten auf ſie, als ſie ankam, und das Haus, worin ſie trat, ward von den Kugeln durchbohret. Aber ſie bleibt unerſchrocken, und als man ihr den Urheber einer ſo ſchwarzen That gefangen bringt, vergiebt ſie ihm eben ſo erhaben über Rache, als Furcht. Bald darauf erſcheint ſie in einem neuen Aufzuge. Sie ziehet an der Spitze eines königlichen Kriegsheeres durch Provinzen, welche die Aufrührer ganz beſezt hatten, belagert und erobert mit Sturm, was ſich ihrem Zuge widerſezt, und dringt durch tauſend Hinderniſſe zu ihrem Gemahl hin. Sie muß ſich wieder von ihm trennen, begibt ſich nach Exeter, wo ſie be-

lagert wird, und zwölf Tage nach ihrer Entbindung sieht sie sich genöthigt, die Flucht zu ergreiffen, und sich nach Frankreich in Sicherheit zu begeben. Sie reiset aus den Häfen von England im Angesicht der Schiffe der Nebelgesinnten ab, die sie so lange verfolgten, daß sie fast ihr Geschrei, und ihre übermüthigen Drohungen vernehmen konnte. Ganz verschieden war diese Reise von der, die sie auf eben diesem Meere that, um den grosbrittannischen Thron in Besitz zu nehmen. Nunmehr verjagt, von ihren unversöhnlichen Feinden verfolgt, welche die Frechheit gehabt hatten, ein Urtheil wider sie zu sprechen, bald gerettet, bald beinahe gefangen, in jeder Viertelstunde einem andern Schicksal ausgesetzt, indem sie nichts, als ihr Vertrauen, und ihre Unerschrockenheit für sich hatte, fand sie weder hinlänglichen Wind, noch Seegel genug, um ihrer eilfertigen Flucht zu statten zu kommen; endlich langte sie zu Brest an, wo sie sich nach so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren ein wenig erholen konnte."

Mit der Unerschrockenheit hat die Standhaftigkeit eine nahe Verwandschaft; beide setzen Richtigkeit des Geistes und Stärke der Seele voraus, beide überwältigen heftige Be-

wegungen, welchen der gewöhnliche Mensch zu unterliegen pflegt, beide erhalten die fortdauernde Würksamkeit der bei einer Unternehmung angestrengten Kräfte. Die Standhaftigkeit ist die Aufrechthaltung der Entschlossenheit bei Mühe, Widerwärtigkeiten und Leiden, und die Stählung der Seele gegen die Anfälle des Misvergnügens, der Ungeduld, des Wankelmuths, und der völligen Zaghaftigkeit; es ist ihr Beruf, sich dieser Bewegungen so sehr zu bemächtigen, daß der Geist nicht von ihnen aus seiner Richtung gebracht, noch in dem festen Verfolg seiner Unternehmung aufgehalten werde. Die Menge, die Größe, die Dauer der Uebel, die verschiedenen Gestalten, unter welchen sie abwechselnd erscheinen, ihre Zusammendrängung in einen Zeitpunkt, die lange Verzögerung des Erfolgs, der entscheiden soll, die gänzliche Verdunckelung der Aussicht auf den gehofften Ausschlag, die zunehmende Unzulänglichkeit der Mittel, die hinzustossende Empfindung heftiger und anhaltender körperlicher Schmerzen, verbunden mit der Bekämpfung ihrer Aeusserungen, dis bestimmt und erhöhet die Würde der wahren Standhaftigkeit, die sich durch alles dieses nicht mindern läßt, einer Standhaftigkeit, die fern von jener Verhärtung des barbarischen

Weltalters der Natur ihr Recht läßt, und das Gefühl nicht erstikt, sondern es durch Grundsätze beherrscht.

Wenn die Seele durch die sinliche Vorstellung eines wichtigen Unternehmens ihre Begierden erhizt, und ihre Kräfte aufbietet, wenn sie frei von allen Zerstreuungen ihre ganze Aufmerksamkeit auf den gewählten Gegenstand heftet, bei dem lebhaften Bewußtsein ihrer Stärke ihn voll Eifer umfaßt, und schon das ganze Glück des Erfolgs mit einer heissen Wallung der Freude empfindet; so erkennen wir an ihr den heroischen Enthusiasmus, der in großen Geschäften so sehr entscheidet. Einen nicht geringen Einfluß hat in ihn eine edle Ruhmbegierde, sie belebt ihn, allein sie schafft ihn nicht; er ist so wohl eines Wachsthums fähig, als auch einer Verminderung unterworfen; er gibt den Kräften der Seele eine neue Stärke, eine höhere Spannung; er macht sie in der Unternehmung eilender, und in der Ausführung geschäftiger; und sein ihm eigenes Feuer bleibt so wenig verborgen, daß es oft selbst durch körperliche Bewegungen, durch einen geschwindern Umlauf des Bluts, durch eine aufsteigende Röthe des Gesichts, durch ein lebhafteres Funkeln der Blicke, und durch eine unge-

wöhnliche Gewalt des Tons ſich äuſſert. Dieſer heroiſche Enthuſiasmus ſezt alles um ſich her in Bewegung; er ſint, und handelt zugleich, er dehnt die Entwürfe aus, erſchaft neue, er entdekt Hülfsmittel in der Ferne, und ruft ſie herbei, er macht ſich jeden Zufall unterwürfig, er beherrſcht das Gegenwärtige, und nüzt ſchon das Zukünftige, er durchläuft mit einem Blick alle Möglichkeiten, ergreift und wendet die Maasregeln im gleichen Augenblick an, er ſchöpft aus den Fehlern anderer gleich allen Vortheil, und macht eben ſo geſchwind ſeine eigenen unſchädlich, feſſelt das Glück, und bindet es an neue Unternehmungen, berechnet und braucht jeden Beiſtand der Zeit und des Orts; vereinigt ſchnell alle Triebfedern, die zuſammenlaufen ſollen, theilt überal Leben und Begeiſterung mit, bringt Uebereinſtimmung in die Würkſamkeit verſchiedener Kräfte, vervielfältigt die Thaten, und weiß ſo wohl ihren harmoniſchen Erfolg zu beſchleunigen, als auch ihm alle Ausbreitung und Fruchtbarkeit zu verſchaffen. Wie ſehr der unſterbliche Coade dieſen Enthuſiasmus beſeſſen, dis mag uns der beredte Biſchof von Meaux erzählen. "Wenn jemals ein Mann auſſerordentlich, wenn er jemals einſichtsvoll und alles ruhig

anzusehen geschienen, so war es in jenen flüchtigen Augenblicken, von welchen der Sieg abhängt, und in der Hize der Schlacht. In allen Umständen überlegt er; er höret alle Rathschläge gelehrig an; hier zeigt sich alles auf einmal; die Menge der Gegenstände verwirret ihn nicht: sogleich ist der Entschluß gefaßt, er beschließt und handelt zugleich, und alles ziehet mit Uebereinstimmung und sicher fort. Soll ich es sagen? Aber warum sollte ich befürchten, daß der Ruhm eines so grossen Mannes durch dieses Geständnis verringert werden könne? Es sind nicht mehr seine jährlingen Einfälle, die er so geschwind und so annehmlich zu verbessern wuste, und die man an ihm zuweilen in den gewöhnlichen Gelegenheiten bemerkte; man sollte glauben, daß er sich in einen andern Menschen verwandelt hat. Im Feuer, im Angrif, in der Erschütterung siehet man, ich weis nicht, welche Richtigkeit, welches gesezte Wesen, welche Lebhaftigkeit, welche Heftigkeit, welche Annehmlichkeit und Sanftmuth gegen die Seinigen, welchen Stolz und so etwas Drohendes gegen die Feinde, daß man nicht weis, woher er dieses Gemisch von so entgegen gesezten Eigenschaften erhalten kan. An jenem schrecklichen Tage, wo vor den Thoren der Stadt, und in dem Angesichte der Bürger

der Himmel das Schickſal dieſes Prinzen entſcheiden wollte, wo er mit dem Kern der Soldaten einen ſo eilfertigen General vor ſich fand, wo er ſich mehr als jemals dem Eigenſin des Glücks ausgeſezt ſahe, indem der Tod von allen Seiten ſich zeigte, haben diejenigen, welche neben ihm fochten, uns oft geſagt, daß man, um einige wichtige Angelegenheit mit dieſem Prinzen abzuhandeln, auch einen von dieſen Augenblicken hätte erwählen können, wo alles um ihn her im Feuer war; ſo ſehr erhob ſich damals ſein Geiſt, ſo ſehr ſchien ihnen ſeine Seele in dieſen ſchrecklichen Vorfällen wie vom Himmel aufgeklärt zu ſein, gleich jenen hohen Gebürgen, deren Gipfel ſich über die Wolken und Stürme erhebt, in ſeiner Höhe alles heiter ſiehet, und nicht einen Strahl des Lichtes verliert, womit er umgeben iſt."

Dieſe heroiſchen Geſinnungen, Entſchlüſſe, Thätigkeiten, deren Natur wir in abgeſonderten Betrachtungen entwickelt haben, bilden, zuſammen genommen, mit allen ihren mannigfaltigen Erſcheinungen, den heroiſchen Charakter, der ſich nach den Kennzeichen, die wir gleich Anfangs angezeigt haben, noch von dem großen Charakter unter-

ſcheidet. Die Summe der Fähigkeiten zu heroiſchen Tugenden macht bald mehr, bald weniger die Anlage aus; die Fertigkeiten aber ſetzen den Charakter ſelbſt feſt. Dieſer heroiſche Charakter iſt es deſto mehr, je mehr er von heroiſchen Geſinnungen, von Entſchlüſſen, von Thätigkeiten in ſich enthält; je weniger er von dieſen hat, deſto weniger iſt er erhaben. Daher die Rangordnung unter heroiſchen Seelen, die ſich leicht nach einigen allgemeinen Grundregeln entwerfen läſt, aber bei ihrer beſondern Anwendung nicht ohne viele Mühe, nicht ohne tiefe Kentniß des Menſchen, ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſt, und Behutſamkeit beſtimmet werden kan. Nicht ſelten iſt eine heroiſche Seele unter dem Schatten der Unwürkſamkeit verborgen, oder wird doch nicht ganz für diejenige erkannt, die ſie iſt, weil ihr die Veranlaſſungen fehlen, ihre Kräfte zu entwickeln, und der Standort, ſie ſichtbar zu machen. Alsdann pflegt es zu geſchehen, daß ſich die heroiſchen Kräfte, die durch keine gelegentliche Urſache zur Aeuſſerung kommen können, unter den übrigen geringern Eigenſchaften der Seele verſtecken, und ſich ganz unter ihnen zu verlieren ſcheinen. Denn der heroiſche Charakter hebt in einem Menſchen den gemeinen Charakter nicht auf, das iſt, die-

jenigen Triebe, Neigungen, Fähigkeiten, Thätigkeiten der menschlichen Seele, worin kein Heroismus liegt, die in dem gewöhnlichen Grade, wie bei andern Menschen, sich äussern, und auf die Bedürfnisse der Natur, oder auf geringere Arten der Tugend gehen. Durch diesen gemeinen Charakter bleibt die erhabenste Seele in der Classe der übrigen Menschen; durch den heroischen hebt sie sich aus ihr empor, und schwingt sich in eine höhere Sphäre hinaus. Dieser ist der hervorstechende, der herrschende; die Summe der Thätigkeiten, die er würkt, überwiegt die, welche, aus dem gemeinen Charakter entstehen. Daher beurtheilt man solche Seelen nur nach ihrem heroischen Charakter, und sieht sie als ganz besondere Wesen an; alles, was sie nach ihm verrichten, wird als die eigenthümliche Aeusserung ihrer Kräfte bemerkt; alles was sie nach dem gemeinen Charakter vornehmen, wird wie ausser ihrer Sphäre vorgenommen betrachtet, und darf weder mit ihren heroischen Thaten vermengt, noch der Beobachtung und des Andenkens der Geschichte gewürdigt werden. Ihr Herren Biographen, eine kleine Erinnerung an euch!

Nunmehr haben wir eine gewisse Höhe erreicht, von welcher wir auch die Nebense-

ten des Heroismus übersehen können; wir zeichnen sie ab, so wie sie uns nach einander in die Augen fallen. Wenn auch einige Zeitpunkte besonders fruchtbar an erhabenen Seelen gewesen sind, so wird doch immer die Zahl der gemeinen Tugenden, unter einem Volke, und in einer Zeit, die Zahl der heroischen übersteigen; diese kommen gegen die ersten der Menge nach nicht in Anschlag. Nicht alle Seelen erhalten in ihrer ersten Bildung unter den Händen der Natur eine solche Anlage und Mischung der Fähigkeiten, wodurch sie sich zu der heroischen Höhe emporheben könnten; und nicht einmal die wenigen finden immer die Hülfe der Erziehung, und die Veranlassungen, die ihnen zur Auswickelung ihrer Kräfte die hinlängliche Erschütterung geben. Bei dieser Seltenheit der heroischen Tugenden leidet das System der menschlichen Glückseligkeit nicht, weil sie nicht allezeit die nothwendigsten sind: so bald aber die Welt nach dem Plan der Vorsehung ganz neue Veränderungen, und wichtige Umwälzungen erfahren soll, so sehen wir auch heroische Kräfte zu der Zeit, an dem Orte, in der Richtung, und mit allen den Beziehungen würken, wodurch jedesmal die besondere Absicht am bequemsten erreicht werden kan. Wer hieran zweifelt, der lerne in der Schule

Eines Montesquieu, Hume, Abbt, die Geschichte mit ihrem philosophischen Geiste studiren.

Hier wird er zugleich erkennen, daß sie an kein Volk, an keine Regierungsform, an kein Clima, an keinen Stand, an keine besondere Classe der Menschen gefesselt sind. Die ganze Welt ist das Vaterland heroischer Seelen; sie sind für alle Oerter, für alle Zeiten, und äussern ihre Thätigkeiten in jeder Situation, die sie finden, in jeder Scene, wo ihnen keine unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen. Niemals ist die Denkungsart einer Nation so niedrig gewesen, niemals sind ihre Kräfte so sehr erschlaffet daß sie sich nicht zu irgend einer Art der heroischen Tugend erhoben hätte. Nicht mehr edler Nationalstolz, sondern die äusserste Verblendung der Eitelkeit, und das sichtbarste Kennzeichen der Unwissenheit wäre es, wenn ein Volk sich ganz allein, mit Ausschliessung aller andern, die Fähigkeit zur Erhabenheit der Seele beilegen wollte. In der That sehen wir den Heroismus vom Morgen bis zum Abend, und selbst hin und wieder durch die rohen Jahrhunderte seine Strahlen verbreiten; und in den unwegsamen Wüsten der alten nordischen Völker, wo keine gesellschaftliche Tugend aufblühete, finden wir doch wenigstens

Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit. — Und wenn Republicken durch die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit fruchtbar an heroischen Thaten waren, so sind die Monarchien, die auch jene Triebfedern zulassen, es nicht weniger durch die Grundsätze, der Ehre, und durch die mächtigen Einflüsse gewesen, die das Urtheil, der Beifall, und das Vorbild des Regenten hat. — Jener Himmel, unter welchem die Scipionen und Fabier gebohren wurden, und in der Versammlung des Raths und im Hegre ein erhabener Mann sich an den andern drängte, auf welche Menschen sieht er jezt nicht herab? — Und wenn auch einige Regenten, die sich vorher als gemeine, oder gar als unedelgesinte Menschen zeigten, auf dem Throne auf einmal eine heroische Verwandelung erfuhren; wie viele schienen dagegen nicht, wie Tacitus vom Galba sagt, nur so lange der Regierung würdig, als sie nicht regierten, und wie wenig war Heinrich der dritte als König das, was er als Herzog von Anjou war? —

Schon in dem ersten rohen Stande der Menschheit brach die Morgenröthe des Heroismus an, Kühnheit, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit; Eigenschaften, welche die Sicherheit der kleinern Vertheilungen des

menschlichen Geschlechts gründeten, aber sie auch in der Folge sehr oft wieder zerstörten. Man schätzte sie gleich, weil sie so wichtig, und zur Stiftung und Vertheidigung der Staaten so unentbehrlich waren; man sahe nur auf ihre Würkungen, nicht auf ihre Quelle, noch auf ihre sittliche Ausbildung; und weil die Vortheile, die man von ihnen erhielt, so fühlbar waren, so verirrte man sich leicht so weit, sie für den Mittelpunkt aller Eigenschaften zu halten, die in dem Menschen rühmlich wären. Daher auch keine andere Ehre, als auf dem Schauplat, wo sich diese Art der Tugend sehen ließ; daher die gänzliche Verachtung aller Talente, die nichts mit Kühnheit der Seele gemein hatten, aller Beschäftigungen, die sich nicht unmittelbar auf Tapferkeit bezogen; daher die Ehrfurcht, die Altare, die Tempel für die Helden, und ihre Vergötterung nach dem Tode. Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit waren natürlicher Weise die ersten Ausbrüche des Heroismus unter den alten Völkern; und wenn einige Philosophen sie darüber tadeln, daß sie den Reiz der edleren Gattungen desselben, und die höhere Tugend nicht gekandt haben, so scheinen sie weder die Schranken der Menschheit in ihrem ersten Stande, noch die Gewalt der äussern Veranlassungen zu bedenken.

Was für Tugenden (diesen Ausdruck nicht in der engen Bedeutung nach der Moral genommen) was für Tugenden konnten sie wohl anders zeigen, als solche, zu welchen die noch unausgebildete Seele sich am leichtesten erhebt, und zu welchen sie von aussen um sich her die stärksten Erschütterungen empfanden? Es waren allerdings Tugenden, aber so, wie sie damals sein musten; Tugenden, mit allen Fehlern eines rohen Geistes vermischt, und nur dem Gepräge der Wildheit bezeichnet; Tugenden, die noch nicht auf Grundsätzen eines erleuchteten Verstandes, sondern nur auf Empfindungen beruheten, und die erst bei der zunehmenden Aufklärung und Veredlung des Menschen sich allmählig der moralischen Reinigkeit nähern konnten. Jetzt müssen freilich Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit vielmehr sein, als sie bei ihrer ersten Erscheinung auf dem Erdboden waren. Uneigennützigkeit, Patriotismus, Wohlwollen, Edelmuth, edler Stolz zeigten sich früher unter den Menschen, weil sie eine größere Auswickelung der Erkenntniskräfte, und eine Verfeinerung der Gefühle erfordern; und wir sehen sie auf eben den Stuffen steigen, auf welchen die sich immer mehr verbessernde Menschheit sich erhob.

Die

Die Geſchichte der Griechen und der Römer, die man vorzüglich für heroiſche Nationen des Alterthums zu halten pflegt, beſtättigen das, was wir hier angemerkt haben. Je mehr ihr Geiſt ſeine Begriffe erhöhete, und erweiterte, je mehr ſich ſeine Würkſamkeit belebte, und über die alten Gränzen hinausdrang, je mehr die gemeinen Gefühle von der Liebe des Vaterlandes und der Ehre überwältigt wurden, und je mehr die Empfindungen des Guten und Edlen von der zunehmenden Stärke des Verſtandes eine Feſtigkeit erhielten: deſto mehr erſchien ihr Muth, ihre Unerſchrockenheit, ihre Standhaftigkeit gereinigt von den Schlacken der erſten Rohigkeit, deſto häufiger und vollkommener waren die Aeuſſerungen ihrer heroiſchen Geſinnungen. Zu weitläuftig wäre es, ſich hier über den Werth ihrer Tugenden zu erklären; es waren immer erhabene politiſche Tugenden, ſo ſehr man auch von jenem Kirchenvater an bis auf unſre aſcetiſchen Weltweiſen darüber zankt; zwar nicht allemal nach ihren Quellen rein genug; aber doch vielleicht ſo vollkommen, als ſie nach der Beſchaffenheit der Zeit ſein konnten, und gewis ſo wichtig, daß ſie ihren Beifall, und ihre Bewunderung verdienten, und mit einiger Einſchränkung, der Nachah-

muna aller Jahrhunderte würdig sind. Wenn wir die Beispiele heroischer Tugenden unter diesen Völkern so häufig hervorglänzen sehen, daß sie fast den größten Theil des Nationalcharakters auszumachen scheinen; so bemerken wir auch nicht weniger die Beschaffenheit der Staaten und der Zeitpunkte, die eine Mehrheit oder Stärke der Veranlassungen haben.

"Aber, sagt man, auch das, was man der Rohigkeit des ersten Standes der Menschheit, und den Mängeln der Jahrhunderte verzeihen muß, nicht einmal gerechnet, so erscheinen doch auch in aufgeklärten Zeiten die heroischen Tugenden sehr oft vermischt mit großen Fehlern. Der Kardinal von Retz, und — Ja wohl! Haltet nur ein! Wer wird es leugnen? Allein wo hat die menschliche Natur eine rühmliche Eigenschaft, die nicht zuweilen durch eine beständige Fortschreitung sich bis an die Gränze der Unvollkommenheit verlieren sollte? Wenn heroische Seelen ihre Fehler haben, so entspringen sie gemeiniglich aus einem zu großen Vertrauen auf ihre Kräfte, aus der Uebertreibung ihrer Tugenden, oder aus dem Uebergewicht, das zuweilen wohl die Leidenschaften über die Vernunft erhalten; und wenn ihnen selbst in der Laufbahn der erhabensten Thaten ihre Schwach-

Helden zur Seite gehen, so bedenkt, daß sie den Zoll abtragen, den sie der Menschlichkeit so lange schuldig sind, als sie ihr unterworfen bleiben.

Summi sunt, homines tamen.
Quintil:

Durch ihre Fehler sind die erhabensten Menschen mit den übrigen verbunden; wäre ihre Tugend ganz vollkommen, so würde sie betäuben, und nichts, als eine kurze Bewunderung hervorbringen. Der Schauplatz, auf welchem diese Fehler begangen werden, macht sie freilich in ihren Folgen groß; aber noch größer macht sie oft die Verwunderung, da man sie nicht vermuthete, und das Geschrei des gemeinen Haufens, der gerne nach einem fallenden Riesen hinzuläuft. Nicht bitten sie, sie fordern Nachsicht, weil sie gemeiniglich bei verwickelten Unternehmungen sich ereignen, und weil sie so sehr durch das Uebermas der Tugenden vergütet werden. Und wenn heroische Seelen in ihrer öffentlichen Bahn nicht fallen, wenn sie da alles leisten, was sie nach der Beschaffenheit ihrer Zeit und ihrer Situation, und nach der Erlaubnis der Natur leisten können, wenn sie so weit über die gewöhnlichen Schranken hinausspringen, als vor ihnen keiner, oder nur wenige thaten;

wer wollte denn ein so wenig edelmüthiger Beurtheiler sein, daß er das Auge von ihren erhabenen Thaten herab nur auf ihre kleinen Schwachheiten senkte, nur hörte, was die Soldaten hinter dem Cäsar bei seinem Einzuge in Rom sungen, oder was für Anekdoten der leichtsinnige Frame in seinen Memoires auskramt? "Marlborough war ein so großer Mann, daß ich seine Fehler vergessen habe," war die Antwort von Bolingbrocke, als man ihn fragte, ob die wieder ihn angebrachten Beschuldigungen wahr wären. Man weis, wie freimüthig und mit welchem Vortheil vor wenig Jahren einer der größten jungen Prinzen aus Deutschland zu Versailles für den Herzog von Broglio redete, den er im Felde gegen sich gehabt hatte. So urtheilen heroische Seelen: man vergißt nicht, sie zu loben, zu bewundern; aber auch immer nachzuahmen?

Hier stoßen wir auf die Würkungen heroischer Tugenden; welche sind sie denn? Man könnte antworten: "geht, die ihr es noch nicht wißt, geht selbst hin zu der Geschichte heroischer Staaten, lernt da, was sie gewürkt haben, und befragt eure eigenen Empfindungen, wenn ihr sie betrachtet." Sie haben Reiche gegründet, und vertheidigt; sie haben die wichtigsten Begebenheiten des Erdbodens, und die glücklichsten Umschaffungen

der Dinge hervorgebracht, die ohne sie gar nicht, wenigstens nicht so schnell, nicht so fruchtbar erfolgt wären; sie haben der Welt mit der Gewalt der menschlichen Kräfte auch ihren Ruhm gezeigt, und sind eben so sehr das Muster, als der Seegen ganzer Jahrhunderte geworden. Will man einen jeden ihrer besondern Vortheile sehen, so muß man das Auge in die Geschichtbücher aller Staaten werfen. Aber nur auf jede einzelne wohlgeartete Seele welche Würkung hat die heroische Tugend? Sie schaft ihr diese Erhebung, wodurch sie fühlt, daß sie mit größern Gedanken und Empfindungen erfüllt ist, dieses mit Ehrfurcht verbundene Erstaunen über Gegenstände und Kräfte, die ihren gewöhnlichen Begrif übersteigen; eine Bewegung, worin sich die Seele gefällt, und die keine unangenehme Mischung schwächt. Der Geist erweitert sich bei der Erhabenheit der Gegenstände, die er überschaut; und von dem Ausgebreiteten, Neuen und Würdigen seiner Vorstellungen entspringen die ihnen gemäße Bewegungen, die den Busen aufschwellen, Bewunderung und Stolz. Diese Bewegungen werden sich bei dem Anblicke der moralischen Güte in den heroischen Tugenden mit Liebe verbinden, und verbunden das Herz mehr

beleben, und ſich länger erhalten. Sie werden durch ihre gegenſeitige Einwürkung den Verſtand zum Nachdenken wecken, die Phantaſie mit begeiſternden Bildern füllen, und unwiederſtehlich zur Nachahmung hinreiſſen. Sie werden bei einer größern Leichtigkeit zu empfinden, bei einer feurigern Einbildungskraft auch würkſamer ſein, und daher einen vorzüglich glücklichen Eindruck auf junge Gemüther machen.

So pflanzen ſich heroiſche Tugenden nach den Geſetzen, welchen die Beiſpiele in ihren Würkungen folgen, von Seele zu Seele fort, theilen ſich durch das ſympathetiſche Verſtändnis der Herzen unter einander mit, und vervielfältigen ſich immer auf den Wegen, auf welchen ſie ſich ausbreiten, von Perſon zu Perſon, von Alter zu Alter, von Stand zu Stand, von einem Theil der Nation zu dem andern. Eine heroiſche That darf nur hervorleuchten, und mit ihrem Glanz empfindſame Seele treffen; nur einige dürfen ihren Werth fühlen, und ihr eine laute Bewunderung geben; ſogleich wird das Geräuſch des Beifalls die Umſtehenden rege machen; alle Herzen werden ihn wiederholen. Jeder wird Gefühl und Lob für eine erhabene Handlung haben wollen; jeder wird ſich hervordrängen, um zu ſehen, und nachzumachen, weil er

nicht, ohne seiner Würde zu schaden, zurück bleiben kan. Die überraschende Empfindung wird sich allmählich zu dem Eifer der Nachahmung befestigen; und je mehr die sich entwickelnden Ideen von der moralischen Erhabenheit sich mittheilen, desto mehr darf man die Wiederhohlung heroischer Thaten erwarten, und desto mehr werden sie Früchte der Ueberlegung werden, da sie vorher nur Früchte des Gefühls waren. Das aufmerksame Auge des Volks, oder des Mannes, der an seiner Spitze steht, die öffentliche Gunst, die Erönung der Ehrenstellen, der Lobspruch in den Nationalschriften, die Versicherung des Ruhms bei der Nachwelt, alles dieses wird mächtig genug beitragen, den heroischen Geschmack allgemeiner zu machen, und den Kräften der ganzen Nation einen Schwung zu geben.

In der That war es auch dieser Weg, auf welchem sich die heroischen Tugenden unter den Griechen und Römern, und in der Folge unter andern heldenmüthigen Völkern ausbreiteten, und sie zum Gefühl ihrer Stärke, und zur Unsterblichkeit des Namens erhoben. Kaum hatte die Nation einige hervorstechende Thaten, so verherrlichte sie das öf-

feuriche Lob, und die Nacheiferung vermehrte sie. Im Staatsrathe, vor dem Angesicht der Feinde, in der Versammlung des ganzen Volks pries man die Tugenden des Vorfahren und der Zeitgenossen: überall ertönte der laute Ruhm einer heroischen That, und der Name dessen, der sie vollbrachte, unter dem Beifall der angesehensten und weisesten Männer, unter den Frolockungen der ganzen Nation. Kronen Triumphe, Statüen an den heiligsten Oertern gesetzt, angeschaut, und verehrt vom Volke, öffentliche Lobreden auf Verstorbene, Grabmähler, auf Kosten des Staats errichtet, und mit jährlichen Festen geheiligt – wie sichtbar musten sie nicht eine heroische Tugend machen, wie weit ihr Andenken ausbreiten? Wenn die Dichter bei dem Lobe der Götter zugleich das Lob der Helden besangen, wenn die Redner mit dem ganzen Feuer der Beredsamkeit eine erhabene Handlung prieſen; so stand um sie her der ganze Staat gerührt, Greise lächelten zum erstenmal, zum erstenmal vergoßen Jünglinge Thränen, Thränen der heissesten Ungeduld, noch löblicher zu werden, und unter heroischen Ermahnungen und Entschlieſſungen nach Hause gekehrt lehrten sie den Säugling schon an der Brust von groſsen Thaten lallen, und gewöhnten früh sein Auge auf die Bildnisse unsterblicher Vorväter

hin. Die feyerlichen Denkmäler der Tugend begeisterten alle Herzen; der leblose Marmor schien sie mit starker Stimme anzureden; die Gräber der Helden und Patrioten schienen sich zu eröfnen, und winkende Schatten hervorzukommen; und diese liebenswürdige Schwärmerei der Einbildungskraft, worin sie alle Trophäen beseelten, auf allen Seiten den ehrwürdigen Geist des Heroismus erblickten, erweckte selbst in Seelen, denen man kaum ein solches Gefühl zutrauen konnte, Unruhe und Sehnsucht nach erhabenen Thaten. So lernte jeder gemeine Grieche und Römer edelmüthig empfinden; jeder strebte, um seinen gröſten Männern gleich zu seyn, seine Denkungsart über die Gränzen seines Standes, und über den Neid des Glücks hinauszuheben.

Dieser Geist des Heroismus, der aus ihren bejaheten Geschichtbüchern noch so warm hervorathmet, macht es auch, daß man sie so gerne, und mit so inniglicher Wollust lieset. Ueberal drängen sich heroische Thaten von Personen an der Spitze des Staats und der Heere, und selbst aus dem dunkeln Bezirk des Privatmannes dem Auge entgegen; und die Art ihrer Vorstellung macht ihre Erhabenheit noch fühlbarer. Eben die Hoheit der Seele, eben das überwallende Gefühl von

der Würde der Nation, eben das Feuer in der Erzählung einer That, als in ihrer Vollbringung: und man sieht es wohl dem Geschichtschreiber an, daß er nicht verdient unter seinen Helden zu stehen, und daß er nicht weniger fähig ist, heroisch zu handeln, als heroisch zu beschreiben. Und wenn man dem Geschichtschreiber die häufigen Reden seiner Feldherrn, Staatsmänner, Gesandten so hoch anrechnen will: haben denn diese nicht geredet, und läßt er sie nicht so reden, wie sie nach ihrem Charakter und nach der Lage der öffentlichen Sache haben reden können? Macht denn ein wenig Schmuck, eine kleine Zugabe der Beredsamkeit, die ihnen der Geschichtschreiber leihet, daß sie ohne sie nicht eben so nachdrücklich von ihren Gegenständen hätten reden sollen? Wie sehr belebt sich nicht die Geschichte eines Livius, indem der Erzähler sich gleichsam verbirgt, seine Helden auf die Bühne treten, sie reden und handeln und uns oft in einem einzigen Ausdruck ihren ganzen Charakter auf einmal durchschauen läßt? Nirgends trockene Erzählung; überal die lebhafteste Malerei; wir hören nichts Vergangenes, wie schon alles gegenwärtig; und was vor vielen Jahrhunderten geschehen ist, trägt sich noch einmal vor unsern Augen zu; alles reizt und unterhält die Aufmerksamkeit, alles beschäftigt

den Verſtand und das Herz zugleich; wir werden nicht blos unterrichtet, wir werden mit den Thaten hingeriſſen, und empfinden, ohne es oft ſelbſt gewahr zu werden, erhabene Seelen nach. Mit welchem Stolz muſten nicht die Römer die Säulen des Ruhms betrachten, die ihnen ein ſolcher Geſchichtſchreiber geſetzt hatte, und wie gerecht war nicht der Tribut der Verehrung, den ihm dafür die Nation abtrug! Viel, ſehr viel kommt darauf an, daß heroiſche Thaten auch ihren Geſchichtſchreiber finden; und Alexander durfte immer dem Achil ſeinen Homer misgönnen. Auch wenn ſich die Begebenheiten lange vor den Augen der Zeitgenoſſen erhalten, auch wenn ſie ſich in die Nachwelt hineindrängen, ſo verlieren oder gewinnen ſie doch nicht ſelten durch die Art der Erzählung; eine Wahrheit, die Ludwig, der Vierzehnte, wohl einſahe, als er zum Boileau und Racine ſeine Zuflucht nahm, und in der Beſchreibung ſeiner Feldzüge das durch ihr Genie zu erſetzen hoffte, was dem ſeinigen bei der Ausführung fehlte. Unterdeſſen wie viele erhabene Handlungen liegen wohl nicht ganz in einer tiefen Nacht vergraben, weil ſie keinen Beobachter, keinen Geſchichtſchreiber, keinen Dichter hatten. Unſre Vorväter in Germanien waren mehr darauf bedacht, groſſe Thaten zu thun,

als ſie aufzuzeichnen. Vielleicht mag dieſe Bemerkung des Tacitus zu jener Sentenz Gelegenheit gegeben haben, die man bey verſchiedenen franzöſiſchen Schriftſtellern findet, daß ihre Nation eben ſo viel heroiſche Tugenden unter ſich habe, als die Griechen, aber nicht ſo ſorgfältig wäre, wie dieſe, ſie aufzubewahren. Das erſte wird freilich ein Franzoſe behaupten können; denn was kan er nicht? Ueberhaupt hat jede Nation eine Fähigkeit, wenigſtens zu einer Gattung des Heroismus; und man hat noch kein Recht, die Thaten der Alten für die einzigen auf dem Erdboden oder für unnachahmlich anzugeben. Allein wir dürfen auch nicht ſo wohl auf einzelne heroiſche Handlungen, die in einem auſſerordentlichen Gemüthszuſtande leichter werden, und nur in gewiſſen Zeitpunkten, und unter gewiſſen Veranlaſſungen zu erſcheinen pflegen, als auf ſolche ſehen, die ihren Grund in dem Nationalcharakter, oder mit ihm eine Verbindung haben, und daher nicht nur häufiger, ſondern auch wichtiger ſind. Und wie? der Franzoſe wäre nicht ſorgfältig genug, eine heroiſche That bekannt zu machen? Wer ſchickt ſich dazu beſſer, als er? Wie ſehr wird er nicht dazu durch den Nationalcharakter, und durch den öffentlichen Geſchmack angereizt? Und wo hat man mehr durch Penſionen Lob-

rdner der Nation gedungen, als in Frankreich?

Indeſſen, auch einige Uebertreibungen hinweggerechnet, müſſen wir es den Franzoſen als ein Verdienſt zuerkennen, daß ſie mehr, als andere, öffentliche Thaten zum Ruhm und zur Begeiſterung der Nation zu preiſen bedacht ſind. Man muß einer Nation oft vorhalten, was ſie gethan hat, um noch mehr von ihr zu erlangen; man muß ſie durch lebhafte Schilderungen der großen Männer, die ſie in ihrem Schoße hervorgebracht, und der Wunder, die ſie verrichtet, zum Gefühl ihrer Würde, und ihrer Stärke wecken; man muß ihr ein Vertrauen zu ſich ſelbſt tief einprägen, daß ihr nichts unmöglich ſei, daß ſie an Macht und Ruhm ſich noch viel mehr erheben könne, daß ſie ihr Glück nirgends auſſer ſich ſondern allein in der rechten Anwendung ihrer Kräfte, zu ſuchen habe; man muß in den Geſetzen, in den Gerichtshöfen, in den öffentlichen Veranſtaltungen überal die Begriffe der Ehre geltend machen, und die Bewegungsgründe einer freiwilligen und uneigennützigen Tugend ausbreiten; man muß ihr einen gerechten Stolz über die perſönliche Größe ihres Monarchen einflöſſen, und ihr alle die wichtigen Verbindlichkeiten, die daher entſtehen, fühlbar beſchreiben; man muß jeden patriotiſchen Mann be-

willkommen, die Staatsschriftsteller, die durch eine merkliche Ueberlegenheit an Weisheit und Edelmuth Ansehen genug haben; laut reden lassen, die Redner, die den Tod fürs Vaterland preisen, und die Gleime, die die Siege besingen, dahin stellen, wo sie vom ganzen Volke gehört werden, und jede Brust erschüttern können. Dieses immer gegenwärtige Bewusstsein ihres eigenen Werthes, diese Zuversicht auf ihre Stärke, diese sichere Erwartung eines höhern Ruhms wird allmählich der Denkungsart einer ganzen Nation eine gewisse Elasticität geben, vor dem Feinde einen glühenden Muth, in der Widerwärtigkeit eine unbesiegbare Standhaftigkeit; sie bei jeder Veranlassung zu einer Menge der herrlichsten Thaten begeistern; ihr den Beifall aller Herzen, die Achtung entfernter Völker zureissen, und sie auf einen Platz stellen, an welchem jede eifersüchtige Unternehmung scheitern muss.

Wenn der Heroismus sich erst eines Theils der Nation bemächtigt hat, so wird er sich nicht blos an den ersten Männern im Staate auszeichnen, er wird auch in den untern Classen seine Züge hervorbrechen lassen; Leute von gemeiner Herkunft und Erziehung werden in kurzer Zeit ihre rohe Natur ausziehen, und nach den ihnen gegenwärtigen Mustern sich zu heroischen Gesinnungen erheben; Soldaten werden nicht blos in Tapferkeit, einer sehr oft mechanischen Tugend, sondern auch in edelmüthigen Gesinnungen ihren Generalen nacheifern: alles wird gleichsam eine Bildung und eine Farbe annehmen, alles wird zu einem Geschlechte zu gehören scheinen. "Wo willst du hin?" rief der Herzog von Luxemburg in der Schlacht bei N.

winden einem Soldaten zu, den er aus seinem Gliede treten sieht. "Ich will vier Schritte von hier sterben," antwortet dieser, indem er seinen Rock aus einander schlägt, und eine tödliche Wunde zeigt; "aber ich danke dem Himmel, daß ich das Leben für meinen König verliere, und unter einem so würdigen General gefochten habe. Ich kan Ihnen jezt, da ich dem Tode nahe bin, die Versicherung geben, daß unter meinen Cameraden kein einziger ist, der nicht eben so gesinnt wäre." Bey dem Leichenbegängnisse des General-Feldmarschalls, Moritz, Grafen von Sachsen, in der Hauptstadt des Elsaßes kommen zween Soldaten, die unter ihm gedient hatten, in den Tempel, wo seine Asche eingesenkt war. Sie nähern sich stillschweigend, mit traurigem Gesichte, und mit Thränen in den Augen. An dem Fuße des Grabes bleiben sie stehen, sehen es an, benezen es mit ihren Zähren. Hierauf zieht der eine seinen Degen, sezt ihn auf den Marmor des Grabmals, gleichsam als ob die Asche des Helden die Kraft habe, Tapferkeit mitzutheilen. Seinen Cameraden ergreift eben diese Empfindung, daß er seinem Beyspiele folge. Sodann gehen sie beide, mit den Augen auf den Boden geheftet, weinend hinweg, ohne ein einziges Wort zu sagen. — Solche Ausdrücke der erhabensten Empfindungen werden sich in den mannigfaltigen Klassen einer Nation häufen: und, wenn der Geschichtschreiber ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, sie einzuweben, hervorglänzender erscheinen, jede empfindende Seele rühren, und zur Nacheiferung wecken. Wie viel ähnliche heroische Züge zeigt uns nicht die Geschichte in ihrem schönsten Lichte? Sorgfäl-

tig bewahrten die ehrwürdigen Schriftſteller des Alterthums ſie auf, zur würkſamen Begeiſterung der Zeitgenoſſen, zum unauslöſchlichen Ruhm bei den Nachkommen. Ihr Geſchichtſchreiber der neuern Nationen, gehet hin, und thut desgleichen!

Vornehmlich wenn eine Nation, in gewiſſen Zeitpunkten aus ihrer Ruhe herausgeriſſen, in eine auſſerordentliche Thätigkeit geſetzt wird, wenn ſie, die gekränkten Rechte gedrückter Völker zu vertheidigen, und die Beleidigungen zu rächen, den öffentlichen Unternehmungen voll Muth, voll Zuverſicht, voll Begeiſterung durch den immer gegenwärtigen Gedanken an die Monarchin, entgegenſchreitet, wenn ſie bei der Anſpannung ihrer mächtigen Triebfedern groſſe Erwartungen erweckt, und ſie alle übertrift, wenn ſie ganz in Arbeit iſt, um ihre Anſprüche auf die Unſterblichkeit ihres Ruhms zu erweitern; dann iſt es Zeit, auf alles aufmerkſam zu ſein, was ſie ausführt, und was ſie ausführen will, dann mus der patriotiſche Geſchichtſchreiber von That auf That ſchauen, und ſie vor den Augen der bewundernden Jahrhunderte auszubreiten bedacht ſein. Welche Scene war unſern Tagen vorbehalten! Heil uns, ihr Zeitverwandte, daß wir ſie ſehen! Die Nachwelt wird uns beneiden; denn die Geſchichte faßt ihre Gröſſe nicht ganz.